







Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

Unter besonderer Mitwirkung

von

Robert Hiecke und Heinrich Viehoff

herausgegeben

von

Ludwig Herrig.

Zwölfter Jahrgang.

Einundzwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1857.

Inhalts-Verzeichniß des einundzwanzigsten Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Ueber

den Einfluß des Sprachencharakters auf die poetische Produczion.

Die deutsche Aesthetik hat, wer wollte es leugnen, schon Vieles geleistet. Bedeutende Lücken hat sie aber immer noch. Schreiber dieses hielt immer für den Hauptmangel, daß sie nicht genug aus sich selbst entwickelt, daß sie noch nicht hinlänglich nazional begründet worden, und der Grund dessen scheint ihm in dem Umstand zu liegen, daß unsre Aesthetik auf dem Felde der Kunstkennerzunft emporgestiegen, das heißt, daß sie hauptsächlich auf dem Gebiete der sogenannten bildenden Kunst erwachsen ist. Aus Andeutungen der Griechen, die auf die Römer, von da auf die Italiener und endlich auf die Franzosen übergegangen, entwickelte sich das System der schönen Künste und aus ihren Händen überkamen wir auch diese Disciplin. Wenn aber die bildende Kunst auf germanischem Boden unzweifelhaft auch ihre Früchte getragen hat, so kann man doch nicht sagen, daß diese Kunst die eigentlich deutsch nazionale sei. In Frankreich ist Zeichnung und Malerei der eigentliche Nazionaldilettantismus, und so ist es in Deutschland, das kann niemand leugnen, die Musik. Es wird bei uns in jedem Hause musiciert wie über dem Rhein gezeichnet. Da wir aber von griechischer Musik, das heißt von ihren Compositionen so viel wie nichts wissen, so ist es schwer, von diesem Gebiet aus unsre Kunstsympathien der hergebrachten Disciplin anzupassen. Eine ächt deutsche Aesthetik müßte unsers Ermessens von der Musik ausgehen und nicht von der bildenden Kunst.

Diese Ansicht möchte Mancher für eine individuelle Grille halten und wir lassen sie darum hier auf sich beruhen. Ich bemerke

nur noch, daß die Musik, der bildenden Kunst als Ganzes gegenüber gestellt, jedenfalls die abstractere Kunst ist und nach der Rangstufe die unterste Stelle einnehmen müßte, die reichere und objectivere plastische oder Bildkunst aber die zweite, während wir die dritte und höchste Stufe der geistigsten Kunst der Poesie vorbehalten. Es ist nach unserer Ansicht der zweite Hauptmangel unserer Aesthetik, daß man die Musik, weil sie das Organ des Ohrs mit der Poesie gemein habe, in nähere Beziehung zu dieser Kunst stellen will. In der Musik ist das Ohr das unmittelbar geistig auffassende Organ; in der Poesie ist das Ohr bloß Medium, um in den Verstand zu gelangen, und es kann bekanntlich durch das weitere Medium der Schrift wieder zur bloßen Durchgangsstazion für das Auge heruntergesetzt werden, was beim Notenschreiben und Lesen doch nicht ganz derselbe Fall ist.

Auch diese Ansicht ist vielleicht individuell und wir sind weit entfernt, sie hier urgieren zu wollen; wir möchten vielmehr heute die Aufmerksamkeit unseres Lesers in einer Richtung in Anspruch nehmen, die dieser entgegengesetzt ist, denn wir möchten den Sprachlaut als ein für sich gültiges ästhetisches Moment aufstellen, das aller Aufmerksamkeit werth ist. Wir halten den Punkt, auf den wir jetzt zu sprechen kommen, für den dritten Hauptmangel der deutschen Aesthetik. Wenn der Aesthetiker bildende Kunst und Musik abgehandelt hat, so sagt er einfach, wir kommen zur Poesie als der Kunst, die es mit der Sprache, das heißt mit dem vorstellenden Vermögen und seinem Organ, dem Sprachbegriff, zu thun hat. Damit ist denn gewöhnlich alles abgemacht, was man über dieses Organ zu sagen hat, d. h. man betrachtet die Sprachdarstellung als das Organ des logischen Gedanken und wendet sich unmittelbar an die Abstraczion der Begriffe, um die Poetik zu construieren. Nur gelegentlich wird dann etwa noch des rhythmischen Vortrags als eines Hülfsmittels der Poesie gedacht, das sie von der Prosa unterscheide, vielleicht des Reims gedacht und dergleichen. Aber das steht denn ganz ohne Zusammenhang da.

Hier also steckt, wie ich glaube, die Hauptlücke unsrer Aesthetik. Unsre Aesthetiker waren mehr Kunstkenner als Philologen; die Poesie aller Völker aber bloß aus zufällig vorhandenen Uebersetzungen studieren, giebt schlechterdings keine Uebersicht über die poetische Literatur, da sie immer stückhaft und mangelhaft sind, und auch die beste Ueber-

setzung bleibt ein Surrogat und dem unmittelbaren Genuß der Originale gegenüber eine abstracte Abschwächung. Unsre Aesthetik bedenkt nicht, daß die Kunst der Poesie ganz und gar durch das sinnliche Material der Sprache bedingt ist, daß eine Sprache nicht leisten kann, was die andere und zwar aus ganz sinnlichen physischen Gründen, die auf der Individualität des Sprachkörpers beruhen, der eben als Substrat der Poesie benutzt wird. Es ist schon viel, wenn unsre Aesthetiker von gelehrter Schulbildung nur im Allgemeinen auf den Gegensatz aufmerksam machen, der zwischen der antiken rhythmischen und der modernen Accentpoesie waltet, aber auch dieses wird ohne Zusammenhang und nebenher bemerkt.

Hegel's Aesthetik hat gewiß mit Unrecht das Naturschöne principiell aus der Lehre vom Schönen verbannt. Vischer's Aesthetik hat dem mit Glück durch die That widersprochen und das Schöne auch in der Natur zu erkennen gelehrt. Ein ähnliches Verdienst, dünkt uns, würde sich der erwerben, der das ästhetisch Bedeutende an dem sprachlichen Material nachzuweisen vermöchte, und einen ersten Versuch dieser Art möchten wir hier aufstellen.

Wir verlangen nicht, daß die ganze Grammatik in der Aesthetik verhandelt werde, so wenig wie die Naturgeschichte, allein von den grammatischen Grundbegriffen müssen wir allerdings den Ausgangspunct finden, um zu zeigen, wo das Sprachmaterial anfängt in den Bereich der Aesthetik einzutreten. Die heutige grammatische Wissenschaft unterscheidet auf unsrer Erdkugel vier Sprachgeschlechter, welche sich leicht in wenigen Grundbegriffen deducieren lassen. Die einsilbige Sprache der Chinesen hat es für die Sprachdarstellung mit einfachem Zusammenstellen zu thun, wobei man etwa zwei Funczionen unterscheiden kann, eine innigere und eine losere Verbindung, die man nach unsrer grammatischen Terminologie als Composizion und Syntax zu unterscheiden pflegt. Die zweite über den größten Theil der Erdoberfläche verbreitete Sprachclasse, die etwas weniger mechanisch als die chinesische zu Werke geht, und die man gewöhnlich Suffixsprachen zu nennen beliebt, fügt zu den beiden Processen des Chinesischen, zur Syntax und Composizion noch ein drittes, was unsre Grammatik unter dem Kunstausdruck der Derivazion begreift; durch diese erreicht sie zugleich dasjenige, was wir der Flexion zuschreiben. Die dritte Classe der unter uns besser bekannten Semiten hat außer Syntax und Derivazion auch das, was wir Flexion nennen, aber

ihr fehlt die den Chinesen und Suffixsprachen geläufige Composizion. Endlich die vierte und vollkommenste Sprachclasse der Indischeuropäischen oder Indogermanischen oder wie einige wollen der Arischen Völker verbindet sämmtliche vier Sprachkunstmittel für ihre Zwecke.

Sie stellen sich also, wenn wir die Syntax als allen gemeinsam abziehen, ganz einfach einander gegenüber als Sprachen mit Composizion, mit Composizion-Derivazion, mit Derivazion-Flexion und mit Composizion-Derivazion-Flexion.

Daß dieser Hauptgegensatz den Grundcharakter der einzelnen Sprachen ausmacht, ist unzweifelhaft, und es versteht sich, daß derselbe auch bei der Verwendung der Sprachen für die Poesie das maßgebende Motiv hergeben wird. Die Sprache tritt aber noch viel unmittelbarer in die ästhetische Betrachtung, da, wo sie aus ihren logischen Bestimmungen in die sinnliche Erscheinung als Material herauszutreten hat. Die ursprünglichen Sprachwurzeln aller Stämme, die man als einsilbig prädicieren kann, sind aus sinnlichen Bestandtheilen combiniert, die Silben bestehen aus Lauten. Sie stehen bei ihrer Verbindung zweitens unter sich in den Verhältnissen der Dauer und Schwere und deren Differenzen, d. h. des Rhythmus, mit andern Worten, das Sprachmaterial zerschlägt sich nach den Differenzen der Qualität und Quantität.

Unter diesen ist die Quantität in der Poetik immer noch eher berücksichtigt worden, weil sie an sich einfacher ist und zugleich ein Specificum des poetischen Vortrags ausmacht. Bekannt ist aber, daß der Rhythmus, der immer auf einem Parallelismus beruht, der Poesie nicht unentbehrlich ist; es giebt auch Poesie in prosaischer Form; und ferner, die poetische Form kann auch durch qualitative Mittel, die sogenannten Consonanzen im allgemeinsten Sinne, ihren Parallelismus gelten machen. Es ist darum unleugbar, daß, so ein wichtiges Vehikel das rhythmische Element in der Poesie bildet, ihm doch die qualitative Bestimmung des Sprachlauts an Wichtigkeit vorangeht. Alles Sprechen ist Sprachqualität, die Sprache kommt von dieser Seite schon fertig in die Arbeit, wenn je der Poet daran denkt, sie weiterhin auch noch rhythmisch zu organisieren.

Die wissenschaftliche Betrachtung der Sprachqualitäten, die man seit Buttmann Sprachphysiologie oder einfacher Phonetik genannt hat, muß die erste Grundlage bilden für eine methodische Behandlung des sinnlichen Sprachmaterials.

Es sind hier besonders zwei Wahrheiten zum Gemeinbewußtsein unsrer Zeit geworden, welche noch im vorigen Jahrhundert dem Mißverständniß, man darf wohl sagen dem wissenschaftlichen Aberglauben zum Raube waren. Die erste Wahrheit ist die, der Sprachlaut in seiner abstracten Aeußerlichkeit gefaßt, hat keine geistige Bedeutung, denn der Sprachlaut wirkt auf den Geist bloß als Symbol, nicht als congruentes Organ des Begriffs. Dieser tritt erst mit der Wurzel ein. In früheren Jahren glaubte man noch an eine Urbedeutung der Laute; man hielt etwa unsre einheimischen Wörter an die alten Sprachen, stellte Fluß neben fluvius, Gras neben gramen, und dachte sich, in dem flu der ersten, in dem gra der zweiten Wörter stecke eine mystische geistige Urverwandtschaft verborgen. Jetzt, wo wir den etymologischen Zusammenhang dieser Sprachen kennen, erscheint uns dieses Verfahren vollkommen thöricht, weil wir nachweisen können, daß diese Wörter in der That nicht verwandt sind; wir wissen jetzt als Grundgesetz unsrer Sprachen, daß ein lateinisches f oder g niemals einem deutschen f oder g identisch sein könne, wenn es nicht ein unorganisch entlehntes Wort betrifft, was mit der Sprachverwandtschaft gar nichts zu schaffen hat.

Die zweite sprachliche Wahrheit, die in's Gemeinbewußtsein übergegangen ist, ist diese: gleichwie die Sprachmanifestazion ihren geistigen Ausgangspunct von den allgemeinen Bedingungen des Gedanken hat, oder alle Sprachen aus der Einen Logik abfließen, so ist auch das Sprachmaterial nach seiner sinnlichen Erscheinung an die eine und gleichmäßige Organisazion des menschlichen Mundes und Schlundes gefesselt, wobei weder die Menschenrassen noch die climatischen Verhältnisse irgend eine wesentliche Differenz hereinbringen. Im vorigen Jahrhundert hörte man noch häufig Phrasen wie: die Chinesen, die Indier, die Mexicaner u. s. w. haben eigenthümliche Laute in ihren Mundarten, welche ein europäisches Organ nachzutönen sich vergeblich bemühen würde. Diese Ansicht ist jetzt dem Aberglauben anheim gegeben. Weder der Chinese noch der Hindu kennt irgend einen Sprachlaut, der nicht auch in Europa vorkäme; die hottentottischen Schnalzlaute brauchen wir zwar nicht als Sprachlaute, sie sind uns aber darum nicht fremd oder unnachahmlich. Hier ist aber das Haupthinderniß für die Einsicht, daß jede einzelne Mundart sich auf einen gewissen Kreis von Lauten beschränkt, und so lange der Mensch nur seine Sprache kennt, bleiben ihm daher in

fremden Sprachen fremde und wie er glaubt, unmögliche Laute. Wer aber alle europäischen Sprachen wirklich gehört hat, der wird schwerlich außer Europa einen ganz fremden Sprachlaut entdecken. Auf dieser nazionalen Beschränktheit basierte besonders in früheren Jahren das Vorurtheil, in den alten ausgestorbenen Sprachen können wir den wahren Laut nicht mehr errathen. Unsre Philologen lernten damals bloß alte Sprachen, und zwar bloß mit den Augen; man arrangierte sich das antike Alfabet so gut es gehen wollte nach seiner heimatlichen Localmundart und ließ alles dabei fremderscheinende ununterschieden. Jetzt, seit wir auch neuere Sprachen in ihren eigenthümlichen Lauten sprechen lernen, lösen sich die Räthsel auch der alten Sprachen, bei welchen die höchste Präsumzion dafür spricht, daß auch sie auf dieselbe Organ-Construczion begründet sind, die wir in unsern Sprachwerkzeugen besitzen, d. h. wir lernen theoretisch die universellen Möglichkeiten des menschlichen Sprachorgans kennen. Je mehr man die sogenannten euphonischen Gesetze der Sprachen studiert, desto klarer wird uns die Ueberzeugung, daß der Wohllaut aller Sprachen auf Gesetzen beruht, die in unserem eigenen Organ zu finden sind, sobald wir uns bemühen, den fremden Organismus in uns lebendig werden zu lassen und die Sprachen richtig zu lesen. Es ist nicht nur eine müßige Spielerei, Griechisch, Latein oder Sanskrit mit den Lauten der alten Griechen, Römer und Hindu lesen zu lernen, sondern die Schönheit ihrer Poesie wird uns erst hiedurch zu einer wahrhaften Gegenwart, und die philologische Wissenschaft führt auf diesem Wege auch zu einem sinnlichen Genuß des Materials, der, vom geistigen Factor unterstützt, auf den geistigen Menschen eine Anziehung üben muß, die den bloß sinnlichen Genuß des Ohrs in der Musik weit überbietet. Daß diese Kunst der Phonetik in der Poesie auch die Rhythmik an Bedeutung überragt, ist oben angedeutet, gewiß aber ist, daß diese Disciplin noch lange nicht mit der ihr gebührenden Wichtigkeit behandelt wird.

Nachdem wir uns hiemit einen übersichtlichen Standpunct gewonnen, wollen wir an den einzelnen Sprachen nachzuweisen versuchen, wie sie sich zur ästhetischen Betrachtung stellen. Wir beginnen mit den uns ganz fremden Sprachstämmen, müssen uns aber hier, wie sich versteht, auf Andeutungen beschränken.

Es liegt mir eine chinesische Strophe aus dem Schi-King vor, welche Abel Remusat citiert, nach französischer Orthographie geschrieben, nebst der Uebersetzung. Was die einzelnen Worte bedeuten, weiß ich freilich nicht, da ich keine grammatische Analyse habe; über den phonetischen Bestand aber läßt sich darum doch urtheilen und ich bemerke darüber Folgendes. Die Strophe ist eine gewöhnliche Quatrine von sechzehn Silben, welche bekanntlich hier eben so viele Worte sind. Vor allem fällt die äußerste Weichlichkeit des Organs auf, das im Anlaut fast nur einen Consonant mit wenigen Schärfungen und Zischlauten verträgt, dem folgt der Vocal oder Diphthong, der in der Regel den Auslaut bildet, doch kann sich zum Schluß noch ein einfacher Nasal (dental oder guttural) anschließen. Den sechzehn oder vier mal vier Silben würde man aber nicht ansehen, ob sie jambisch oder trochäisch zu lesen sind, falls dieß nicht durch die logische Energie einzelner Wörter bestimmt ist; diesem Zweifel ist aber vorgebeugt dadurch, daß alle vier Zeilen auf den Vocal u auslauten; es sind also viermal zwei Jamben mit vierfachem Reim. Verse ohne Reim könnte ich mir in dieser Form schwer vorstellen.

Ueber die Classe der Suffixsprachen ist im Allgemeinen zu bemerken, daß sie sich größtentheils durch ähnliche Weichheit auszeichnen wie das Chinesische. Vorherrschen des Vocalismus ist immer ein Zeichen, daß eine Sprache auf dem niedersten Grade geistiger Bildung steht. Da die Suffixsprachen ferner das, was wir durch Flexion erreichen, durch hinten angehängte Silben bezeichnen, kommen sie in Verlegenheit, wenn sie unsre europäische Reimform nachmachen wollen, denn das Suffix widerspricht dem Begriff des Reims, es wäre eine bloße Wiederholung desselben Elementes, das eigentlich wieder ein eigenes Wort ist. Ich werde mich auf wenige Beispiele aus den europäischen Suffixsprachen beschränken.

Von baskischer Poesie hat man einige ältere Bruchstücke, z. B. eine Strophe auf die Schlacht von Beotibar im Jahre 1322; es sind nur sechs Zeilen mit zwei dreifachen Reimen, die ungeraden Zeilen vier Jamben mit männlichem Reime, die geraden drei Jamben mit weiblichem. In späteren Stücken ist die castilische Trochäen- und Assonanzform nachgebildet.

Die keltischen Sprachen stehen zwar nach unserm Ermessen auf demselben Bildungsprincip; ihre Lautbildung und Rhythmik ist aber noch so ins Dunkel gehüllt, daß ich mir keine nähere Ansicht aus-

zusprechen getraue. Wie Ahlwardt den Ossian übersetzt hat, liegt den Gedichten ohnehin kein fixes Metrum, sondern nur ein abstracter Numerus zu Grunde. Ich ziehe es daher vor, ein weiteres Beispiel aus den finnischen Sprachen zu erwähnen. Die ganz volksmäßige Form findet sich in den bekannten Runen- oder Spruchgedichten. Diese Dichtungen haben wie die benachbarten ßlawischen am liebsten trochäisches Versmaß und zwar meist vier Trochäen, was ihnen einige Aehnlichkeit mit der spanischen Romanze giebt, aber die größere Weichlichkeit auch dieser Sprache abgerechnet, ist die Suffirsprache von der spanischen Assonanz ganz abgeschnitten, denn da wie gesagt die Suffirform unsern Reimformen entgegengesetzt ist, so sucht sie ihren Parallelismus vielmehr anlautend in Alliterazionen zu erreichen; die Wörter beginnen in derselben Zeile gern mit gleichen Consonanten, ja was hier individuell ist, auch der nachfolgende Vocal wird dazu assoniert, so daß daraus also ein umgedrehter Anlauts-Reim hervorgeht.

Die den Finnen stammverwandten Magyaren haben sich in ihrer Kunstpoesie der europäischen Dichtform angeschlossen; ich nehme ein Spruchgedicht des bekannten Kisfaludy zur Hand. Der finnische Viertrochäus liegt noch zu Grunde, die Weichheit der Anlaute steht dem Chinesischen noch sehr nahe, nur daß statt der chinesischen Diphthonge der Magyare die trüben Zwischenlaute ö, ü liebt, und was die Hauptsache ist, der Auslaut kann hier durch einen, zuweilen zwei Consonanten gedeckt auftreten. Den finnischen und tartarischen Sprachen (folglich Magyaren und Türken) gemeinschaftlich ist die Einrichtung, daß die ganze Sprache ihre Wörter in zwei Lager, harte und weiche Wörter vertheilt, so daß in der einen Reihe die breiten Vocale a, o, u, in der andern die weichen wie e, ö, ü zur Anwendung kommen. Was aber die magyarische Kunstpoesie vom finnischen Mutterboden losreißt, das ist der den Europäern nachgemachte Reim, und diese Verbesserung scheint mir unglücklich, denn der Reim hängt sich natürlich gern an das Wortsuffir und dieses ist dann eine bloße Wiederholung des grammatischen Motivs, und es entsteht das häßliche Ding, was der Franzose rime riche nennt, das alliterierend mit dem Consonanten beginnt.

Am wenigsten getraue ich mir über die dritte Sprachclasse der Semiten zu sagen. Ihre Flerion wird zum Theil durch bloße Vocalfärbung der Wurzeln, zum Theil auch durch Suffire bewerkstelligt,

die Consonantur aber ist schon bedeutend schwerer und gedrängter als in den Suffirsprachen; im Arabischen sind die Consonantlaute sehr reich entwickelt. Die Versbildung hielt man im Hebräischen bekanntlich für einen mehr logischen Parallelismus; doch unterscheiden diese Sprachen von Anfang an kurze und lange Vocale, und Ernst Meier hat neuerdings den Versuch gemacht, die hebräische Rhythmik auf bestimmte Schemate zu bringen; doch läßt sich dieselbe mit griechischer Rhythmik schwerlich parallelisieren. Wichtig ist aber, daß die Araber sich sehr früh des Reims bedient haben; sie haben sogar und schon im Koran gereimte Prosa, die uns Rückert nachgebildet hat; doch ist der arabische Reim, unsern Begriffen zuwider, zuweilen auf den Auslautsconsonanten beschränkt, so daß z. B. die Silben il und ul reimen, was uns keinen Reimeffect macht und was wir nicht anders als eine umgedrehte Alliterazion nennen müßten.

Hiemit wollen wir aber diese für uns fremde Welt beseitigen und uns an diejenigen Sprachen wenden, welche mit unsrer organisch aus Einem Stamme erwachsen, unsrer Natur homogen und verständlicher sind, die indisch-europäischen Idiome.

Wir wollen dem Griechischen das Sanskrit vorangehen lassen, ohne uns im mindesten in einen Streit einzulassen, welche dieser Sprachen die wirklich ältere zu heißen verdiene. So viel ist ausgemacht, daß das Sanskrit, wie wir es kennen, von seinem tropischen Clima inficiert sich unendlich mehr verweichlicht hat und die geistige Ausbildung niemals erfuhr, zu der die griechische Mundart sich emporgeschwungen. Das Grundmotiv der grammatischen Bildung ist im Sanskrit, trotz der flerivischen Beweglichkeit, wenigstens der Nominalformen, eine möglichst mechanische Bindung der Elemente. Daher einerseits ein Uebermaß im Componieren der Wurzeln, die in dieser Vereinigung flerionslos zusammengeschoben werden, zweitens die fast ebenso äußerliche Bindung der Sätze, indem die Vorderglieder eines componierten Satzes durch inflerible Gerundien auf den Nachsatz überleiten, wozu noch kommt, daß diese absoluten Participformen äußerst willkürlich zwischen activer und passiver Bedeutung schwanken, so daß der Sinn aus dem Zusammenhang errathen werden muß. Ein zweiter Hauptmangel ist die Unentwickelung der Präteritalbegriffe; während der Grieche syntactisch vier Präterita unter-

scheidet, nimmt der Hindu, dem doch die griechische Formbildung ganz zu Gebot stand, für sämmtliche Formen nur Eine gleichmäßige Präteritalbedeutung an, ja diese wird nicht einmal ganz vom Präsens ausgeschieden und statt ihrer werden sodann noch unendlich schwerfällige Nominalumschreibungen eingeführt.

Was nun den phonetischen Charakter des Sanskrit betrifft, so ist von der Weichheit der Suffixsprachen hier keine Rede mehr, es kommen sogar sehr harte Häufungen von Consonanten vor. Gleichwohl ist die Consonantur äußerst abgeschliffen und unzweifelhaft vieles in tropischer Auflösung begriffen, was im Westen, in Griechenland, noch fest und consistent ist. Die Reihen der Consonanten sind nicht sowohl reichlicher als künstlicher entwickelt als im Griechischen, wogegen der Vocalismus sehr geringe Ausbildung erfahren hat und viel monotoner ist als der griechische, zumal die Diphthongbildung. Was aber die Rhythmik betrifft, so ist ihr epischer Sloka, mit dem griechischen Hexameter verglichen, ein sehr ungeschlachter Vers, in seinem Schema so willkürlich, daß der Metriker von manchen Füßen nur angeben kann, welche Messungen nicht darin vorkommen dürfen, was auf eine allgemeine Zerfahrenheit hinausläuft. In der spätern Theaterpoesie haben sie den Reim aufgenommen, wir wissen aber durchaus noch nicht genau, in welches Jahrhundert diese Literatur gehört und können sie daher dem Abendlande nicht parallelisieren.

Die griechische Sprache dagegen ist für uns das Ideal dessen, was eine menschliche Sprache gleichmäßig in sinnlicher Schönheit und geistiger Entwicklung aus unsrem Organismus machen und leisten konnte. Die höchste geistige Verwerthung der sinnlich gegebenen Sprachmittel giebt uns den Maßstab ihrer Vortrefflichkeit. Das griechische Verbum ist das höchste organische Kunstwerk, was der menschliche Geist aus seiner Naturthätigkeit hervorgebracht hat; Natur, weil nicht der endliche individuelle Verstand durch Reflexion die Sprache bildet; Kunst aber, sofern das Resultat ein so bewundernswürdiger Organismus ist. Dem Indier gegenüber ist noch besonders die reiche Participialbildung hervorzuheben, welche sich hier nicht in versteinerte Gerundien abgesperrt hat, sondern in den Nominalorganismus eingegangen ist. Die Casusbildung erscheint dagegen arm gegen indische gehalten und das scheint Rückwirkung der auf den Verbalorganismus verwandten Ueberanstrengung des Sprachgeistes, der auf das wichtigste Gebiet sich concentrierte. Die gehäufte

mechanische Wörterbildung des Indiers finden wir z. B. noch ziemlich analog bei Aeschylus, sie wird aber von den folgenden feinern Dichtern immer mehr ermäßigt. Aristophanes parodiert sie bereits gelegentlich durch barocke Siebenmeilewörter.

Nach phonetischer Seite ist der Grieche im Consonanten weniger weichlich und im Ganzen so reich wie der Indier; harte Combinazionen fehlen auch hier nicht; dabei ist der Vocalismus, zumal im Diphthong, reicher entwickelt als in irgend einer unsrer heutigen Sprachen; nur in Volksdialecten findet sich noch das analoge. In rhythmischer Hinsicht hat der Grieche die ersten Muster geschaffen. Der etwas breite, wie Göthe sagt, faltige Hexameter ist für die quantitierende Sprache das schönste epische Maß bei Griechen und Römern geblieben, unendlich mannichfaltig in seiner Gliederung und doch im Grundton überall identisch, nirgend an die wilde Slokenform erinnernd. Combiniert mit dem zweitheiligen Pentameter bildet er eine liebliche Strophe, welche der lyrischen Cadenz des elegischen und epigrammatischen Verses die nöthigen Ruhepuncte gewährt. Endlich der zweite Hauptvers, der Theaterjambus, hier sechsfüßig als männlicher Trimeter oder Senar, ist der raschen Bewegung des Dialogs angemessen und kommt dem modernen Rhythmus näher entgegen; er ist auf ein ununterbrochen angespanntes Pathos berechnet und die Comödie mußte ihn darum durch Auflösung mancher Längen sich erst flüssiger und willkürlicher gestalten, um ihren Zwecken gemäß zu werden. Trochäische Metra finden sich mehr in den Chorgesängen und Parabasen, welche auch noch den feierlichen Anapästenvers ausbilden. Die künstliche Combinazion der Pindarischen und der Chorgesänge bleibt uns insofern abgelegen, als wir doch ein wesentliches Moment, ihren musicalischen Vortrag, uns nicht vergegenwärtigen können.

Bekanntlich ist uns die griechische Sprache gewissermaßen in doppelter Tradizion überliefert worden; während uns die Metrik auf die alte Quantität hin zwingt, hat uns die alexandrinische Grammatik zugleich die später entwickelte Accentmessung bewahrt, welche nach und nach die Quantität zerstörte und in Byzanz endlich im zwölften Jahrhundert mit einem Schlag als versus politicus auftritt, der alle Quantität ignoriert und negiert und also bereits die völlig neugriechische Poesie ist, welche später nur den aus Osten und Westen sich anbietenden Reim hinzuzufügen brauchte. Die eigentliche Volks-

poesie ist übrigens bis diesen Tag reimlos geblieben und ist unleugbar eine Frucht slawischer Einflüsse, da ihr Inhalt mit dieser Dichtung identisch ist und nichts von der byzantinischen Gelehrsamkeit mehr an sich hat. Es ist dazu noch zu bemerken, daß die neugriechische Sprache, was den Consonanten betrifft, im Ganzen eine merkwürdige Reinheit der ursprünglichen Laute vorweis't, während die Vocale schon in Folge der Quantitätszerstörung fast ganz aufgelöst und die meisten Diphthonge in schwache e- und i-Laute zusammengeflossen sind.

Das Latein oder die Sprache der Römer ist im Verbalorganismus bedeutend ärmer als das Griechische, mehr auf das nothwendige und zweckmäßige beschränkt, daher es doch einige Formen vor ihm voraus hat; auch sind die Flexionszeichen zum Theil besser erhalten. In der Declinazion aber ist der Römer sogar um einen Casus reicher. Minder geläufig ist ihm die Composizion, obwohl er in Derivativbildungen reich ist. Die Syntax hat der practische Sinn der Römer besonders ausgebildet. In phonetischer Hinsicht ist die Sprache im Ganzen gedrängter und kürzer als die griechische; es fehlen ihr einige Consonanten, andere sind aber besser erhalten worden als dort; der Vocal ist einförmiger auf die Hauptlaute beschränkt; keine reiche Diphthongbildung; dagegen hat das Latein mit dem Sanskrit die Nasalvocale gemein. Dem ältesten Rhythmus, den wir noch bei den Comikern treffen, kommt die Alliterazion eigenthümlich zu, da sie nie griechisch war; übrigens ist die plautinische Alliterazion noch sehr regellos und dazu häufig der folgende Vocal mit assoniert, was wir oben einen Anlautsreim genannt haben. Dabei erscheint der dramatische Dialog durch volksthümliche, besonders trochäische Weisen mannichfaltiger gestaltet. Bald aber bekam mit der griechischen Bildung der Hexameter und Pentameter die Oberhand und das blieb, so lange die antike Poesie blühte. Wenigstens scheint die künstliche griechische Strophe der horazischen Oden keine bedeutende Nachfolger gehabt zu haben. Nur der lyrische Hendecasyllabus bei Catull und Marzial spielt einigermaßen eine Rolle. Wir aber wenden uns jetzt zu den drei blühenden Töchtern, die das Latein hinterlassen hat.

Wie ist aus dem Latein Italienisch geworden? Die Frage scheint uns leicht, weil uns diese Mundarten geläufig, wenigstens verständlich sind. Die Antwort ist übrigens doch nicht so ganz einfach zu geben. Für's erste, historisch läßt es sich gar nicht vorweisen, weniger als dies beim Griechischen der Fall ist. Dort schleppt sich die antike Poesie ins Mittelalter herein wie hier die lateinische, aber lange läßt sich kein lateinischer Accentvers hören, obwohl die späteren römischen Grammatiker schon bestimmt vom Accent sprechen. Es versteht sich, daß der Accentvers Jahrhunderte lang in der Sprache vorbereitet liegt, ehe er mit einem Schlag in die Welt tritt. Zu dem ältesten nun, was man in der Art aufgefunden, gehören die Minnelieder des Hohenstaufischen Kaisers Friedrich des zweiten und seiner Hofleute auf Sicilien aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; in der zweiten wurde die Sprache durch Dante in classische Form fixiert. Merkwürdig ist, daß schon in jenen sicilischen Liedern das moderne Italienische als fix und fertig da steht; die antike kurze Wurzelsilbe ist gänzlich verschwunden oder vielmehr vollständig in die Rechte des langen Vocals eingetreten. Dieß ist wichtig, weil zur selben Zeit in Frankreich und Deutschland erst die Sprachen des Mittelalters ihre rechte Blüte feierten und Deutschland namentlich noch ganz entschieden kurze Wurzelvocale kannte, wie sie in Volksmundarten bis diesen Tag noch leben. Auf keinen Fall haben also die germanischen Sprachen das Latein um seine Quantität gebracht; es scheint vielmehr umgekehrt; den Accent dehnenden Italienern scheinen die Deutschen am Schluß des Mittelalters diesen Schritt nachgethan zu haben. Uebrigens war die lateinische Poesie auch durch Dante noch nicht aufgegeben; sein Nachfolger Petrarca glaubte noch seinen Dichterruhm auf lateinische Poesie zu gründen und hielt seine italienischen Stücke für Nebensache.

Einen Unterschied vom Griechischen macht, daß das spätere Latein seinen Accent nicht auf die Schrift gebracht hat; der Grund ist der, der griechische Accent gebietet über drei Silben und kann auch die Flexions-Schlußsilbe treffen, darum war ein Zeichen nothwendig; der Römer betonte im mehrsilbigen Wort nur penultima oder antepenultima, niemals die Schlußsilbe; es konnte also nur über die vorletzte, ob kurz oder lang, Zweifel sein und das konnte man eher dem Ohre überlassen. Der Accent dehnte nun bald den Wurzelvocal, während umgekehrt die tonlosen Flexionsvocale ihre Dehnung

einbüßten und kurz wurden. Eine weitere Folge war, daß die tonlosen Schlußsilben auch ihre Consonanten abwarfen; das schließende s, das dem Griechen oft der Accent schützte, lös'te sich auf; ebenso das t, das der Römer so hartnäckig für seine dritten Personen fest gehalten hatte, mußte fallen, und die Sprache stellte sich hierin jetzt erst auf die griechische Abschleifung. Die Nasalvocale gingen in die pura und damit waren auch die Casus verloren und das Nomen flexionslos, womit fast jegliches Wortversetzen, eines der wichtigsten Kunstmittel der alten Poesie, abgeschnitten war; nur die Pluralbezeichnung mußte bleiben. Damit aber wurde ein nachhelfendes Flexionszeichen nöthig, und auch hier entlehnte die Sprache das altgriechische Hülfsmittel des Artikels, der bei den Germanen damals noch nicht durchgedrungen war. Zweifelhaft ist im Mittelalter, wer eigentlich zuerst die faulen Hülfsverben gebraucht hat; freilich sind sie schon Griechisch und Römisch, aber nur im Passiv; der active Gebrauch für's Präteritum, den auch der Gothe nicht kennt, scheint doch von Italien nach dem Norden gekommen; für's Futur kommt er später im Griechischen und Deutschen vor und ist im Romanischen nur maskiert worden. Da die romanische Flexion die Mehrzahl ihrer alten Temporalformen beibehielt, so bekam sie durch die Hülfsverba nun eine Ueberfülle von Formen, deren syntactische Verwendung sich der griechischen an die Seite setzen konnte. Verloren gingen die Comparativ- und Superlativformen, dagegen haben sich Italiener und Spanier eine reichere Bildung von Deminutiv- und Augmentativformen geschaffen.

Was den phonetischen Charakter des Italienischen betrifft, so nahm die Lautbildung im Ganzen wenig Schaden. Im Consonanten ist es nur der Guttural, der vor den dünnen Vocalen die bekannten Zischlaute entwickelte, welche man das einzige ganz romantische Element im italienischen Alfabet nennen kann; dazu kommen noch die mouillierten Laute und die Scheidung von s und sh, beides Motive, die wir einer ßlawischen Influenz zuschreiben. Endlich wurden einzelne harte Verbindungen durch Confluenz der Consonanten erweicht, was der Hauptgrund ist, daß uns, vom Latein aus betrachtet, das Italienische so weichklingend vorkommt, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß diese Neigung die Sprache den weichlichen Suffixsprachen um einen Schritt näher bringt. Von Vocalen gingen nur die Diphthonge und Nasale zu Grunde. Die Hauptsache ist aber

die metrische Gleichheit der Tonvocale, während die Flexionsvocale zwar ihren Ton aber nicht ihre Individualität einbüßen und nun regulär auslauten. Voltaire spottet von seinem französischen Standpunct aus über das Italienische als eine närrische Sprache, deren Wörter sämtlich auf a, e, i und o ausgehen; die Sache ist wahr, denn nur im Inlaut des Satzes können Wörter mit einem Schlußconsonanten vorkommen, und auch dieser Consonant muß eine liquida sein. Man hat wegen seiner reinen Vocale und seiner Volltönigkeit das Italienische eine vorzüglich singbare Sprache genannt; dabei ist aber ein Uebelstand nicht zu übersehen; jeder Gesangschluß verlangt eigentlich eine männliche Silbe, und um diese zu erreichen, muß der Italiener immer das Schlußwort verstümmeln, wie man z. B. an Metastasio's Arien bemerkt. Die recitierende Poesie war dagegen in Einer Richtung, im vollen und plastischen Strome des Epos, in ihrem günstigsten Element; der Jambus wurde die fast allein cultivierte Versform und zwar der fünffüßige; bloß durch die verschiedene Combinazion der Reimschlüsse bildete sich die epische Terzine, das epigrammatische Sonett, die lyrische Canzone und ganz besonders die epische Octave aus, welche bei Ariost die Sprache in ihrer herrlichsten Lautfülle zur Erscheinung bringt. In dieser Form haben sich neben der Schriftsprache dann auch die Provinzialdialecte besondere Geltung verschafft, besonders durch Uebertragung der classischen Dichtungen. Zierlich aber zu künstlich ist Ariost's Versuch in der Comödie, durch fünffüßige Jamben mit Dactylusschluß den Trimeter nachzuahmen. Diese plastische Herrlichkeit des Italienischen, die ganz Europa mit Recht lange bewundert hat, hat aber auch ihre Schattenseite. Diese Sprache ist nur im epischen Strom an ihrem Platz; sie kann den Reim nicht entbehren, er muß der ganz materiellen Volllautigkeit gleichsam das ideelle spiritualisierende Gegengewicht verschaffen; es ist also eigentlich Epos in lyrischer Form; sie widerspricht aber allen andern man darf sagen höheren Formen der Poesie. Man übersetze den leichten Fluß eines Götheschen Liedes in's Italienische, und man wird über die sinnliche Breite und Derbheit dieser Sprache erschrecken; was vorher zierlich war, ist plump, schwülstig, bombastisch geworden. Noch schlimmer ist es mit dem Drama; freilich haben die Italiener die Oper gefunden und sie wurde für das Bedürfniß dieser Mundart zugeschnitten und ausgebildet; allein für's recitierte Schauspiel ist jeder Versuch mißlungen;

gereimtes Drama läßt sich hier nicht durchführen, weil der zweisilbige Reim nicht so leicht und ergiebig ist, wie der einsilbige französische und nicht durch die Assonanz ersetzt wurde wie im Spanischen. Das entsetzlichste aber war, als Einige, namentlich Alfieri, den englischen Jambus in ihren reimlosen Fünfjambenvers ohne Reime glaubten übertragen zu können. Dieser Vers ist ein wahres Ungeheuer, denn was kann ein solcher Vers mit lauter weiblichen Schlußcadenzen für Effect machen? Göthe fühlte in Italien das unausstehliche Nachklappen der Schlußsilben und welches Ohr könnte es ertragen? Es ist also in aller Welt kein Mittel vorhanden, einen Shakspeare italienisch sprechen zu lassen, abgesehen von der übrigen Breite der Sprachformen. Dem Italiener bleibt darum außer seiner epischen Reimform für die Poesie kein anderes Medium als die Prosa für Novelle und Lustspiel, welches sich noch besser in den Localdialecten schadlos hält. So ist also die italienische Poesie eine durch die physische Natur des Organs äußerst eingeschränkte Kunstform.

Auf der spanischen Halbinsel müssen wir die castilische Mundart als die vorzugsweise poetische in's Auge fassen. Es ist der Centraldialect, der dem peripherischen Catalonisch, Andalusisch, Portugiesisch, Galicisch entgegensteht. Spanien wurde schon unter der Römerherrschaft, als das Land noch celtiberisch, d. h. wahrscheinlich baskisch sprach, der lateinischen Cultur erobert und hatte schon dazumal seine Dichter. Außer den von Marzial genannten, die jetzt verloren sind, hat das einzige Corduba zwei Seneca und den Lucan hervorgebracht, Aragon (taraconensis) aber den Marzial. Die Zerstörung der alten Quantität nahm hier in der Provinz Anfangs den analogen Gang wie in der Hauptstadt, trennte sich aber doch hinterher in einigen Puncten; während der italienische Accent sich sehr überwiegend an der lateinischen Quantität fest hielt, d. h. daß die italienische penultima sich nach der Quantität des Latein in der Regel richtete, wich der Spanier namentlich in Verbalformen einige Mal regelmäßig ab; er betonte nämlich alle Infinitive auf die um den Schlußvocal verkürzte Endung und in Präsensformen immer die penultima. Eine andere Differenz ist, daß manche Tonvocale sich diphthongierten und besonders, daß die Wortschlüsse auch einige Consonanten festhielten, wohin namentlich das flexivische s gehört, aber auch wurzelhafte s, n und ein eigenthümlich in's griechische delta

erweichtes d. Dazu kommen noch einige fremdartige Laute; während uns Deutschen am Italienischen kein Laut eigentlich fremd ist, treffen wir deren besonders zwei im Castilischen; das eine ist ein Guttural, welchen unter uns der Schweizer und Holländer reiner bewahrt hat als das Hochdeutsche, das zweite ein ebenfalls auslautendes z mit ganz specifischem Laut, den man oft für arabisch gehalten, der aber wahrscheinlich baskischen Ursprungs ist, weil er weder dem Portugiesen noch dem Catalanen bekannt ist. Diese Laute geben der castilischen Sprache eine für unser Ohr auffallende Fremdartigkeit. Zuletzt muß noch erwähnt werden, daß das Castilische die posizionslosen Wurzelvocale nicht so consequent dehnt wie der Italiener, denn Nasale und Aspirate pflegen hier vielmehr zu schärfen, ein Umstand, der die Wirkung ihrer Assonanz einigermaßen beeinträchtigt. Vom portugiesischen Dialect ist nur zu sagen, daß er zwar jene fremdartigen Laute ziemlich vermeidet, dagegen sein System der Nasalvocale und Diphthonge vielen Fremden noch fremdartiger klingt, weniger etwa den Franzosen und den Süddeutschen.

Was nun den spanischen Vers betrifft, so kann man drei Perioden und Versbildungen unterscheiden. Bei den ältesten Kunstdichtern, aus welchen ich den Portugiesen Gil Vicente als Beispiel nenne (der aber wie sein Landsmann Camoens auch castilisch dichtete), findet sich eine sehr eigenthümliche Versconstruczion in Amphibrachenversen, worin der sichere Versuch vorliegt, die Sprache nach ihrem lebendigen prosaischen Wortaccent zu scandieren; diese Dichtart wurde aber bald durch das verführerische Beispiel der Italiener niedergeschlagen. Die zweite sich mächtig ausbreitende Dichtform weis't die zur Guitarre gesungene und getanzte Volksromanze epischen Inhalts, welcher der vierfüßige Jambus mit den bekannten Assonanzen zu Grunde liegt. Daß diese Dichtart ihrem Gehalt nach orientalisch sei, könnte man gern zugeben; gewiß aber ist die Form selbst nicht unmittelbar aus dem Arabischen entlehnt; der Trochäus erinnert eher wie bei den Neugriechen an die slawische Dichtweise und auch die epische Behandlung ist der slawischen Poesie auffallend ähnlich. Die Assonanzform aber ist meines Wissens nicht arabisch; wir haben im Gegentheil erwähnt, daß der arabische Reim sich vielmehr am Consonanten festhält, nicht wie hier am Vocal. Sehr merkwürdig ist aber, daß diese ganz volksthümliche Versform entschieden auf mechanischer Silbenzählung beruht, so daß nur die Schlußcadenz mit dem gemei-

nen Accent zusammenfällt; es ist also hier die auffallende Erscheinung, daß während die Kunstpoesie eine naturgemäße Versbildung suchte, sie die Volkspoesie durch den italienischen Rhythmus überflügelte, welche nun auch die Kunstpoesie ansteckte. Dieß giebt die dritte Periode der spanischen Verskunst, welche sich besonders auf dem castilischen Theater entwickelte. Da das volksthümliche Drama aus der Romanze hervorwuchs, so ließ man den Assonanzvers als die epische Grundlage bestehen; nur wurde er (was die Portugiesen immer thun) nebenher auch gereimt gebraucht; weiterhin aber wurden die italienischen Versformen zu größerer Zierde und besonders für den lyrischen Schwung dazwischen gestellt. So brauchte man für leidenschaftlichen Monolog und Dialog die Petrarkische Canzonenform, für pomphafte Schilderungen die Octavstanze, für epigrammatische Monologe das Sonett. Außer diesen drei Formen hat Lope de Vega auch den fünffüßigen reimlosen Jambus der Italiener, aber auf eine sehr unglückliche Weise gebraucht. In allen diesen Formen wurde nämlich das italienische Vorbild so mechanisch nachgebildet, daß man sogar deren Hauptmangel, die immer weiblichen Versschlüsse, glaubte beibehalten zu müssen, was sich für die gereimten Formen noch entschuldigen ließe, für den reimlosen Jambus aber abscheulich und hier vollkommen lächerlich ist, weil die castilische Sprache männliche Reime in Masse bietet und die Abwechslung beider Formen viel schöner gewesen wäre. Calderon erweis't sich darin besonders als ein feinfühlender Künstler, daß er von Lope zwar den ganzen Apparat des Drama übernahm, Assonanzen, Trochäen, Reimtrochäen, Canzone, Octave, Sonett, den reimlosen Jambus aber gänzlich fallen ließ. Die spätere Kunstpoesie behielt die italienischen Formen mit weiblichen Schlüssen durchaus bei und namentlich die Portugiesen des achtzehnten Jahrhunderts haben in ihrer kühlen reflectierenden Didactik den fünffüßigen Jambus, reimlos und weiblich, bis zum Ekel abgedroschen. Auf das entgegengesetzte Extrem dieser italienischen Verirrung sind die Catalanen in ihrer späteren Provinzialpoesie verfallen; denn da diese mit der provenzalischen verwandte Mundart vorherrschend männliche Wortschlüsse hat, so haben sie sich pikiert, auch Octaven und Sonette mit lauter männlichen Endungen zu dichten, was wieder abscheulich klingt.

Die spanische Poesie hat Epos, Lyra und Drama gleichmäßig schön entfaltet und es wäre sogar möglich, Göthesche Lyrik und eng-

lische Dramatik in ihrer eigensten Form zu übersetzen. Die ganze Zierlichkeit des Italienischen hat diese Mundart freilich nicht; sind die Vocale im Ganzen noch ziemlich italienisch, so kommt doch durch die Consonantschlüsse und noch mehr durch die fremdartigen Aspirate ein etwas rauhes und männliches Element in die Sprache, was sie den germanischen Mundarten um einen bedeutenden Grad näher stellt. In den fremdartigen Lauten des Castiliers aber, so wie in den eigenthümlichen Nasallauten des Portugiesischen ist die individuelle romantische Natur dieser Idiome begründet.

Gallien war bekanntlich zu Cäsars Zeit größtentheils keltisch; doch hat sich schon in den Tagen des Ulphilas Ausonius aus Bordeaux als römischer Dichter einen Namen gemacht, und erst nachdem germanische Einwanderungen über den Rhein aus Deutschland und zur See aus Scandinavien die Populazion durchdrungen hatten, bildete sich aus lateinischem Stoff mit germanischen Elementen gemischt das heutige Französisch; der Abfall von der Grundsprache war hier natürlich unendlich größer als im Süden. Die radicale Abweichung war, daß der Ton hier ohne alle Rücksicht auf die lateinische Quantität der Wörter constant auf die letzte Silbe fiel, mit Abrechnung der bloßen Flexionssilbe, welche tonlos wurde. Etwas näher blieb die südliche oder provenzalische Mundart dem Italienischen insofern, als das flexivische Schluß-a sich in dieser Form erhielt, während das o entweder abfällt oder in ein bald verstummendes e sich abschwächt; im nördlichen oder normännischen Dialect ging auch dieß a in's stumme e über, so daß die Differenz beider Laute endlich ganz verloren ging. Dadurch wurde aber die Flexion so abgestumpft, daß nicht nur das Nomen des Artikels, sondern allgemach auch die Verbalformen einer begleitenden Pronominalform nicht mehr entbehren konnten. Im späteren Französisch kam das weitere Motiv, daß auslautende Consonanten verstummten, also nur die blieben, die von dem verstummenden und bald fingierten Vocal des stummen e getragen waren, wodurch die Wörter in ihrer Wurzelform nothwendig unglaublich mußten verstümmelt werden. Die italischen Zischlaute lös'ten sich in einfache s-Laute auf; die Nasalvocale entwickelten sich allmählich, ebenso in der nördlichen bald überwiegenden Mundart mannichfache Diphthonge, und was endlich den Charakter gänzlich veränderte, war, daß hier im Norden das germanische Princip des Umlauts den ganzen Vocalismus durchdrang. Dadurch wurden nicht

2*

nur die breiten Vocale in dünne umgesetzt (a in e), sondern namentlich die Zwischenlaute (ü, ö) erzeugt, welche, den ganzen Organismus ansteckend, jenen düsteren Charakter des Französischen bestimmten, der es, nebst der Differenz in der Betonung, so schroff von den romanischen Südsprachen abscheidet. Dieser Entfremdung wurde indessen erst am Schlusse des Mittelalters die Krone aufgesetzt, als zur völligen Germanisierung der Mundart zwar nicht in der Versmessung wohl aber in der prosaischen Betonung sich ein auf die erste Silbe fixierter Anlautston entwickelte, der vom germanischen nur noch darin entfernt ist, daß er einmal den Tonvocal nicht dehnt, und dann daß er nicht die logische Wurzelsilbe trifft, sondern principiell mechanischer Anlautston ist.

Der französische Vers ist darum ein Organismus voll innerer Widersprüche. Eigentlich werden die Silben gezählt wie im italienischen Vers und der letzte tonfähige Vocal giebt die Schlußcadenz ab; da aber unter den gezählten Vocalen viele nur durch ein verstummtes e repräsentiert sind, so können sich diese nicht mehr sinnlich geltend machen, und dabei kommen eine Menge Halbheiten zu Tage. Bald wird das stumme e gar nicht gehört, bald als Urlaut, bald als ein trübes ö berechtigt, bald zählt die Silbe bloß durch die Combinazion posizionmachender Consonanten. Man spricht in der ältern classischen Tragödie den Vers noch nach ultramontanem System, so daß die stummen e möglichst gehört und der alte Auslautston streng eingehalten wird; in dem Moliereschen Lustspiel aber und auch in der modernen romantischen Tragödie ist man genöthigt, den abstracten Cothurn zu verlassen und sich der prosaischen Sprechweise anzunähern. Dadurch fallen nun eine Menge stummer e ganz aus und der Anlautston der Wörter tritt deutlich vor, doch so, daß man nebenher auf den austönenden Reimvocal noch einiges Gewicht fallen läßt, um das rhythmische Bewußtsein nicht ganz über Bord zu werfen. So ist nun aber der französische Vers in der That ein Zwittergeschöpf und Amphibion, das zwischen Prosa und Rhythmus taumelt und eigentlich beides zugleich sein will. Es ist so zu sagen nur ein künstlicher Witz der Sprache, daß sie nebenher auch sich noch als versificiert darstellen will, wovon sich aber im Grunde nur der nachbuchstabierende Verstand, nicht das sinnliche Ohr überzeugt und folglich das Ganze zu einer innern Unwahrheit wird. Daß dieser Organismus zum Singen ganz besonders unglück-

lich ist, ist bekannt, und nur eine weitere Schwierigkeit kommt auch in den recitierten Vers dadurch, daß Dichter, wie Beranger, in ihren Patoisgedichten wieder theilweise nach der Aussprache scandieren und die stummen Silben nicht zählen, was aber niemals consequent durchgeführt wird. Es ist darum einem Naturfanatiker, wie Rousseau, nicht zu verargen, wenn er die ganze französische Versform verwirft, und auch Hugo hat in seinen prosaischen Trauerspielen versucht, mit der reinen Prosa zu operieren, die im Französischen immer noch genug sinnlich reizenden Klang behält und besonders durch ihr mit den Nasalvocalen combiniertes System der Zwischenlaute eine seltsame, äußerst charakteristische, man kann sagen romantische Mischung südlicher und nordischer Sprachtöne zu Stande bringt. Auch Voltaire hat mit seiner Prosa mehr als im Vers geleistet.

Allein den Vers ganz fallen zu lassen läßt sich doch kein Volk bieten. Nicht nur Corneille und Racine, Lafontaine und Moliere, auch Voltaire und Hugo haben doch wieder im Versificieren eine entschiedene Virtuosität zu Tage gelegt. Wie ist nun der französische Vers construiert? Die provenzalischen Liederweisen sind noch ziemlich der italischen Verskunst identisch, jambisch, auch trochäisch, in verschiedener Messung und Reimstellung, die oft sehr künstlich verschränkt ist und auf oft wiederholten Reimen beruht. Es handelte sich in diesen Anfängen der neuromanischen Liederkunst eigentlich bloß um das Problem, die Volksmundart als eine wohllautende und singbare hinzustellen und zu berechtigen; daher der Gehalt der Troubadoure im Abstracten bleibt. Anders im Nordfranzösischen; hier wurde früh der epische Stoff bedeutend und die Versform zur Nebensache; die älteste Form ist, daß ziemlich ungeschlachte Zeilen von sechs bis sieben Füßen in Jambenrichtung sich anreihen und häufig Seitenlang den gleichen Schlußreim bieten. Eine reinere Form bildete das fabliau aus; hier wurden streng gemessen vierfüßige Jamben herrschend, die nur paarweise zusammen reimen, und diese Form erhielt sich lange und ging auf die germanischen Sprachen über. Dagegen der ungeschlachte lange Vers wurde für pathetischen Vortrag endlich in sechs Füße fixiert, aber so, daß in die Mitte eine männliche Cäsur fiel und dann die Reimschlüsse zwischen männlichen und weiblichen Reimen abwechseln sollten. Letzteres ist freilich wieder eine bloße Meinung, denn da der weibliche Schluß nur durch das stumme e berechtigt ist, so sind für das Ohr vielmehr alle französischen Reime

männlich, wovon nur die wenigen eine Ausnahme machen, welche eine harte Posizion hinter dem Reimvocal bringen und die dann wie in unsern Sprachen weiblich klingen (z. B. fable wie unser Fabel). Mit diesem Vers nun war der dramatische oder vielmehr der französische Hauptvers, der Alexandriner gefunden. Der Hauptfehler war der, daß man diesen Vers, der eigentlich der altepische des Mittelalters ist (wie in unsern Nibelungen) auch auf die dramatische Diczion übertrug. Es ist gar kein Zweifel, daß auf die Ausbildung dieses Verses für's Theater, zur Zeit, da man die Griechen studierte, die Meinung Einfluß hatte, man habe ein Analogon des griechischen Trimeter vor sich, und man kann allerdings mit einiger Hartnäckigkeit französische Alexandriner so lesen, als ob sie Trimeter wären; nur muß man dann die Schlußvocale der weiblichen Verse stumm lassen und wird in dieser Intenzion nur da gestört, wo ein Fall wie der oben genannte (mit fable) eintritt, den wir nicht männlich sprechen können. Diese ganze Analogie mit dem Trimeter bleibt aber gleichwohl eine Täuschung, und zwar durch die in die Mitte treffende Cäsur, die der Grieche fast constant vermeidet, denn es wird sogleich klar, diese Cäsur war dem Franzosen unentbehrlich, weil er mitten im Verse eine fixe Stelle braucht, um seinen Auslautston zu fixieren, oder weil zwölf Silben nach bloßer Silbenzählung gerechnet sich im rhythmischen Bewußtsein gar nicht mehr beherrschen ließen. Das heißt aber mit andern Worten, die Cäsur ist nothwendig, weil der tonschwache französische Vers nicht einmal vier Füße, sondern nur noch drei metrisch zusammen fassen kann, und so fällt der ganze Alexandriner in zwei Dreifüßler auseinander. Daß er nicht so gedruckt wird, ist die Convenienz des Reimsystems, aber er ist ein kurzathmiger dreifüßiger Vers; es ist der Schein als hätte man lange Verse, die weniger Reime erfordern, denn dreifüßige gereimte Verse würden natürlich dem Dichter die Hände unendlich mehr binden.

Voltaire wollte der Monotonie des französischen Verses entgehen für leichtere Gattungen und er hat in diesem Sinne drei merkwürdige Versuche mit einem abweichenden Metrum gemacht in seiner Pucelle und den beiden Stücken, die er darum comédie genannt hat, L'enfant prodigue und Nanine. Diese Gedichte zeichnen sich unleugbar durch eine große Leichtigkeit und Zierlichkeit der Versificazion aus; ich vermuthe stark, der englische fünffüßige Jambus hat

den ersten Gedanken dazu gegeben, obwohl dieß Metrum bei den früheren Franzosen auch vorkommt. Allein Voltaire konnte sich schwerlich darüber täuschen, daß der englische Jambus damit nicht erreicht ist; denn die französische Rhythmik, die kaum vier Füße ohne Cäsur beherrschen kann, könnte es noch weniger mit fünfen wagen. Das besagte Versmaß ist darum ganz einfach durch eine Cäsur nach dem zweiten Fuß bewerkstelligt, wodurch der Vers in einen reimlosen zweifüßigen und einen gereimten dreifüßigen Vers auseinanderfällt; nur mit dem Unterschied, daß in den Lustspielen die Reime sich paarweise und nach dem Gesetz des Drama mit Abwechslung von männlich und weiblich folgen, während das comische Epos den Reim verschränkt und in willkürlichen Stellungen muthwillig vervielfältigt und wiederholt. Man sieht leicht, dieser zierliche Vers ist um ein gut Theil schwieriger als der Alexandriner, und Voltaire hat meines Wissens wenig Nachfolger gefunden. Die Versuche Hugo's, den Alexandriner geschmeidiger zu machen, wozu namentlich die Bizarrerie gehört, denselben nach germanischer Weise des reimlosen Verses in der Mitte im Sinn abzubrechen und sogar einen Punct zu setzen, machen diesen Reimvers vollends so unnatürlich künstlich, daß er bloß noch ein Seiltänzerstückchen wird und so allerdings die Spitze äußerlicher Virtuosität erreicht. Die regellose Nachlässigkeit Beranger's ist wenigstens der Natur um einen Schritt näher. Daß aber die Franzosen jemals einen ganz naturgemäßen Vers finden werden, ist ohne eine gänzliche Umwälzung des Sprachkörpers nicht zu erwarten.

Für den germanischen Sprachstamm haben wir den ältesten Typus in der gothischen Mundart, leider aber nichts rhythmisches. Die Verbalbildung ist den alten Sprachen gegenüber mangelhaft; es fehlt ein Futurum und eine Differenz der Präteritalformen. Ulfilas braucht übrigens für's Futurum das Präsens und für's Präteritum noch keine Hülfsverba im Activ; er hat noch einen Rest von Passivform für's Präsens, im Präteritum Hülfsverba, ferner eine Dualform für Verbum und Pronomen. Die Declinazion hat die griechischen Casus und der Artikel ist noch nicht durchgedrungen. In Leichtigkeit der Composizion übertrifft die Sprache das Latein und steht dem Griechischen nahe, ist aber in der Derivazion sogar weit

ärmer als das slawische. Was die phonetischen Verhältnisse betrifft, so ist die Consonantur noch etwas gedrängter als das Latein; dagegen sind die griechischen vier Hauptaspiraten vorhanden; der Vocal gleicht dem Latein und hat nach unsrer Ueberzeugung einen einzigen Diphthong iu. Wenn, wie man neuerdings glaubt, Ovid in Tomi nicht sowohl getische, sondern gothische Disticha gedichtet hat, so ist ewig Schade, daß uns nicht einige erhalten sind; denn es bewiese, was wir freilich a priori auch wissen, daß auch die germanische Zunge im Anbeginn rein rhythmisch und vom Accent unafficiert auftrat. Wie die Sprache uns im Ulfilas vorliegt, ist sie für antike Rhythmik widerspenstig, die Längen und Kürzen sind zu ungleich ausgetheilt und es ist schwierig, gothische Hexameter zu construieren (wie ich aus Erfahrung weiß). Hätten aber die Gothen selbst wie die späteren Germanen (oder wie Maßmann) alliterierende Verse gedichtet, so könnte man einigen Anlautston auf den Wurzeln vermuthen, weil die Alliterazion das Gewicht auf die Anlaute wirft; allein auch Plautus hat Alliterazion in seiner noch ganz quantitätischen Sprache.

Wir wollen uns jetzt zum fränkischen Volksstamm wenden, der uns alte Poesien gewährt. Die Sprache ist vom Gothischen ab dahin weiter geschritten, daß Hülfsverba und Artikel nach und nach sich festsetzen, Passiv und Dual mehr und mehr verschwinden, die Flexionen zwar theilweise noch voller klingen als im Gothischen, bald aber größerer Abschleifung entgegen gehen; auch hat der Franke noch eine Spur von Ablativ oder Instrumentalcasus. Phonetisch ist die Hauptsache die Abwesenheit eines wichtigen, des griechisch-gothischen Dental-Aspiraten; dagegen entwickelt die Mundart aus den frühern mutae drei neue Aspirazionen in paralleler Reihe und dieß ist specifisch fränkische That. Wir sehen aber diesen Consonant-Schöpfungs-Proceß noch im Entstehen begriffen, wenn nämlich, nach unserer Ueberzeugung, das alte Hildebrandslied wirklich urfränkischen Dialect darstellt, denn es hat noch reines t, das sich später aspiriert; Grimm will dieß durch eine Mischung des oberdeutschen Dialects mit niederdeutschen Formen erklären, was aber eine künstlichere Deutung ist. Wichtig in rhythmischer Beziehung ist, daß die fränkischen Aspirazionen Posizion und darum Vermehrung der geschärften Silben nach sich ziehen, wodurch die Sprache der antiken Messung gegenüber noch mehr gehemmt wird. Specifisch ist ferner dem Gothischen gegen-

über eine reiche Diphthong-Entwicklung und der jetzt eintretende Umlaut, welcher nach Grimm eine aus dem i der Flexionssilbe rückwärts wirkende Assimilazion der Wurzelvocale ist, welche dadurch nicht nur dünnere Vocale, sondern auch die specifischen Zwischenlaute ö, ü zu Tage bringen, die der Gothe noch nicht kannte. Die ältesten Dichtungen sind in freiem Rhythmus, getragen durch den Parallelismus der Alliterazion; diese, wo sie in regelmäßiger Wiederholung auftritt, zwingt zu gleichförmig gespanntem Pathos, ähnlich dem antiken Trimeter. Bald aber tritt der Schlußreim an ihre Stelle, anfangs ungenau und ungeschlacht, allgemach zu völliger Consonanz ausgebildet, wie auch das Metrum sich in festere Schranken bindet.

So weit haben wir altfränkische Sprache betrachtet, die durch weitere Abschleifung sich in der Hohenstaufischen Periode zur altschwäbischen oder mittelhochdeutschen umbildet. Die gedrängtere Form entsteht durch Ausfall von tonlosen Vocalen, durch weiter durchgeführten Umlaut und etwas weitere Abschleifung der Flexionen. Wesentlich aber ist, daß auch in dieser Periode kurze Wurzelvocale bestehen, obgleich man eine schwache Wurzelbetonung im Fränkischen nicht mehr leugnen kann. Der Buchstabe h scheint sich jetzt aus der Aspirazion zu entwickeln. Die Metrik ist in der Heldensage durch eine feste Zahl von Arsen getragen, wobei die Thesen noch ungezählt bleiben, im Kunstepos und Minnelied wird die französische Form strengeres Vorbild und die Reimkunst erreicht ihre Vollendung.

Bis hieher haben wir fränkische Sprache in ihrer unvermischten Selbstheit betrachtet und ihr letzter Ausläufer ist der heutige deutsche Schweizerdialect. Das fränkische Reich dehnte sich aber über das sächsische Norddeutschland aus und der fränkische Organismus wurde nun selbst von sächsischen Einflüssen ergriffen. In Obersachsen, wo die fränkische Sprache volksthümlich wurde, bildete sich der meißnische oder neudeutsche Dialect. Seine Charakterzeichen sind, daß sämmtliche Wurzelvocale mit einfacher Consonanz aus der Kürze in die Reihe der Längen einrücken, daß die Aspirate sich mannichfach und auch mit Einfluß ßlawischer Elemente mildern und endlich eine neue Reihe energischer Diphthonge aus langem u, i, ü sich entwickelt. Als besonders charakteristisch tritt dem Ausländer an unserer Sprache vor allem ihre eigensinnige Wortstellung entgegen, die ihm zunächst als ein Unlogisches erscheinen muß, phonetisch aber fallen ihm die vielen n-Flexionen, die Gutturallaute, die Diphthonge

und Zwischenlaute, wokunter auch ein Zwischenlauts-Diphthong auf, und endlich die ganz specifische Behandlung des anlautenden s, das in die weite Differenz des breiten sh und weichen ∫ auseinanderfährt. Die neudeutsche Rhythmik hat sich zuerst den Romanen, dann den Engländern, versuchsweise auch der antiken Metrik angeschlossen; die classischen Formen sind jambische, trochäische, dactylische Lyrik, italienische Reimjamben, englischer blank verse und als exotische Pflanze das antike Distichon, das aber immer eine halbe Maßregel bleibt. Der hochdeutschen Sprache zur Seite gehen die oberdeutschen Mundarten im Osten und Westen, die den sächsischen Einfluß mehr oder weniger empfunden haben.

Die eigentlich sächsische Zunge aber scheidet sich seit ihrer Uebersiedlung nach Britannien in zwei Zweige. Auf dem Continent hat sie für's erste das schöne alliterierende Product des Heliand als ungemischtes Product hinterlassen; dann aber wird sie durch fränkischen Einfluß überwältigt und verliert ihren specifischen Dentalaspirat. Aus dieser abgeschwächten Form geht einerseits das Monument des Reineke voss und die heutigen plattdeutschen Mundarten, andrerseits im Westen die niederländische Sprache hervor, welche in Flaamland, Holland und Westfriesland eine eigene Schriftbildung entwickelt. Sie folgt in Dehnung der Wurzelvocale dem Hochdeutschen, ebenso in der modernen Diphthongbildung, doch geht sie im Umlaut noch einen Schritt weiter und bleibt durch Abwesenheit der fränkischen Aspirate im Ganzen weicher. Die Rhythmik ist hier etwas länger in gallischen Fesseln gegangen; der Kunsttrieb ward durch die Malerei absorbiert.

Zu größerer Ehre ist die sächsische Mundart in der britannischen Colonie emporgestiegen. Als im vorigen Jahrhundert Klopstock unsere classische Poesie eröffnete, hatte er die Kühnheit, deutsche an englischer Art und Kunst zu messen, was in diesem Moment verwegen und gewissermaßen prophetisch klang in Beziehung auf das, was in Deutschland erst werden sollte. Freilich sind die Vorzüge Englands so wie Deutschlands zum Theil nicht auf dem Gebiete der Sprache nachzuweisen. Der Vortheil der geographischen Lage gab den Engländern in natürlicher Verknüpfung Schifffahrt, Handel, Industrie, Wohlstand und politische Freiheit; Deutschlands größte That ist ohne Zweifel die Reformazion, die es politisch zerriß aber geistig befreite. Englands geistige Größe aber basiert einzig auf der Poesie und dem Theater und seine Bildung ist eine ganz protestantische,

während die deutsche paritätisch bleibt, denn wenn auch unsere Literatur, die Poesie wie die Philosophie, wesentlich protestantisch sind, so ist dagegen unsere Musik in der Periode, wo sie auf ihrer classischen Höhe stand (von Gluck bis Weber) ganz katholisch gewesen, und in dieser Kunst stehen wir so unbestritten als die ersten in der Welt, wie die Engländer mit der dramatischen Poesie.

Wenden wir uns aber jetzt auf unser wesentliches Gebiet, die Sprache, so wird man einmal den Engländern gern zugestehen, daß ihre classische Blütezeit um zweihundert Jahre früher fällt als die deutsche; dagegen gebärden sich die Deutschen um so vornehmer, wenn von rein erhaltener Abstammung die Rede ist. Man sagt, das Deutsche ist eine Stammsprache, das Englische eine Mischsprache, dieß ist aber sehr übertrieben. Einmal hat die keltische Basis der englischen Bildung so wenig Nachtheil gebracht als den Deutschen die großartige Mischung mit ßlawischen Elementen; dagegen haben christlich-lateinische Bildung, scandische Einwanderungen und endlich der Eroberungszug der Normannen allerdings Elemente in die englische Sprache getragen, welche numerisch, im Wörterbuch gezählt, dem germanischen Grundstock nahezu gleichkommen mögen. Allein damit ist noch keine Mischsprache gegeben. Das erste, was den Typus einer Sprache bestimmt, ist die Flexion; gerade diese ist hier nun freilich eben durch die Sprachmischung am meisten beeinträchtigt und auf das allerknappste und unentbehrlichste Material berechnet; aber die Sprache hält sodann an diesen Resten auch um so hartnäckiger fest. Das Englische kennt bloß sächsische Flexion; nur mitwirkend kann das Romanische Einfluß gehabt haben, z. B. in Fixierung des pluralischen s und vielleicht in der Form des ersten Particip (das sich aus end in ing veränderte, altfranzösisch aber ang lautete). Ferner, die eigentlichen Elementarwörter der Sprache, wohin man Pronomina, Hülfsverba und Zahlen rechnen kann, sind hier alle sächsisch, mit einer merkwürdigen Ausnahme im Verbum *sein*, dessen Formen zum Theil zwar immerhin germanisch, aber doch entschieden scandisch geworden sind (art, are) und einer unbedeutenden romanischen Form im Zahlwort (second). Ferner, die Wörter des unmittelbarsten Gebrauchs und concreten Bedürfnisses, so weit es nicht in künstliche Technik eingreift, sind alle sächsisch mit wenigen scandischen; die Wörter des abstracten Denkens sind lateinisch und die auf spätern Luxus bezüglichen altfranzösischer Form, wozu wie

bei uns noch einige nichtassimilierte neufranzösische kommen. Die Mischung einer Sprache im practischen Sinn berechnet sich nicht nach dem Wörterbuch, sondern nach dem Gebrauch. Wer hundert Wörter, wie sie im Shakspeare hinter einander stehen, etymologisch analysiert, wird ziemlich genau auf dieses Resultat kommen: 75, also Dreiviertel des Ganzen, sind angelsächsisch (doch mit Einrechnung der Formen art und are), 12 lateinisch und 12 altfranzösisch, das hundertste aber entweder specifisch scandisch oder ein ganz isoliertes Wort aus dem keltischen, ßlawischen, finnischen oder ganz unbekannter Abkunft. Die Sprache ist also in der Hauptsache eine germanische und um so deutscher, als sie von ihrer deutschen Basis alles Fremdartige sich in merkwürdiger Energie assimiliert hat. Unsre Fremdlinge gerieren sich viel selbständiger und eigensinniger auf unserm einheimischen Boden.

Wir müssen jetzt einen flüchtigen Blick auf die Perioden werfen, welche die Sprache in Britannien durchlaufen hat. Die erste angelsächsische Periode ist rein sächsisch. Im Organismus fehlt ihr nur das Reflexivpronomen (das spätere Auswerfen des Relativums scheint aus dem Keltischen zu stammen und findet sich theilweise auch bei den Scandiern). Im Consonanten hat sie die vier gothischen Aspirate, im Vocal Umlaute, aber keine ganz sichern Zwischenlaute und eine ihr ganz eigenthümliche Reihe von Diphthongen, welche man unschön nennen kann; um es grob zu sagen, diese Sprache in ihrem Vocalismus ist vielleicht die häßlichste, welche Gottes Sonne beschienen hat, und es ist wahrhaft wunderbar, daß aus dieser Mundart ein so zierlicher Enkel abstammen konnte. Die Form der Poesie ist die altgermanische der Alliterazion, wie wir sie bei Franken und Sachsen getroffen. Es finden sich im Angelsächsischen einige wenige lateinische Wurzeln, die aus der Römerzeit stammen, aber in den letzten Jahrhunderten seiner politischen Existenz, wo die Einfälle der Scandier am häufigsten und das Christenthum allgemein wurde, muß die erste Sprachmischung begonnen haben. Vom lateinisch redenden Clerus kamen die abstracten lateinischen Kunstwörter und durch die räuberischen Nordmänner einzelne scandische Elemente in die Sprache. Endlich aber, als mit dem Einfall der sogenannten aber in Frankreich längst romanisierten Normannen das angelsächsische Reich mit seiner Sprache zu Grabe ging, da wurde das Nordfranzösische Sprache des Hofes, der Bildung, der Literatur, und bildete endlich eine eigne

Mundart, das anglo-normand aus, während die zu Boden gedrückte Volkssprache sich als eigentliches patois in ihrer bereits gemischten und nun auch von altfranzösischen Wörtern afficierten Gestalt ungeschrieben weiter schleppte, bis endlich nicht lange vor Chaucer und hauptsächlich durch ihn die Volkssprache in dieser verwahrlosten Gestalt wieder an das Tageslicht trat und Chaucer als ein wirklicher Dialectsdichter der Gründer der englischen Sprache wurde. Nicht aber, wie man oft gesagt hat, in der Weise, wie uns Luther das Neudeutsche geschaffen, denn das Altenglische Chaucer's ist noch keineswegs Neuenglisch; es ist eine entartete Tochter des Angelsächsischen und die Mutter des Englischen. Das Verhältniß läßt sich vielleicht am deutlichsten machen, wenn man das Altenglische mit unserm Mittelhochdeutsch vergleicht. Während dieses erst durch sächsische Einflüsse zum Neudeutschen wird, geht das Altenglische ohne weitere Störung in's Englische über; beide Revoluzionen sind im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts vor sich gegangen. Daß das Altenglische eine andre Mundart ist, das zeigt sich zwar nicht in der Flexion, die dort bereits abgeschliffen war, noch in der Syntax, denn diese hatte schon das Altgermanische abgestreift und die leichtere logische französische Form angezogen, wohl aber entschieden in der Lautbildung. Der Consonant hat seine vier gothischen Aspirate unverkümmert (d. h. er hat χ und þ, aber noch kein delta, und die s und sh beginnen sich zu trennen). Der Vocal aber hat offenbar mit Einwirkung der französischen Bildung die häßlichen alten Diphthonge abgestreift, die neuenglischen aber noch nicht angenommen. Sonst sind die Vocale noch ziemlich angelsächsisch, wichtig aber ist, daß der mittelalterliche kurze Wurzelvocal noch besteht, aber bereits im Reim in die Länge überzugehen beginnt. Der Vers ist dem französischen fabliau entnommen und der französischen Bildung entspricht es, daß den Wörtern ein fremdes sogenanntes stummes e hinten angeheftet wird, das aber hier nur mißbräuchlich zuweilen im Vers mitzählt, in der natürlichen Sprache dagegen absolut stumm blieb.

Die Revoluzion des fünfzehnten Jahrhunderts, die das Neuenglische producierte, hat also folgende Motive: der Guttural-Aspirat fällt aus; der dentale wird anlautend in den Pronominalformen in weiches delta verwandelt und derselbe Laut ergreift auch inlautende d und th; das ng wird einfacher Nasal; die Vocale führen den germanischen Umlaut viel weiter, indem einmal die Mehrzahl aller

a umlautet, und das alte u, das in der vorigen Periode ü gewesen, endlich in den farblosen Urlaut fällt, welcher in der geschärften Silbe der englischen Sprache eigenthümlich ist (nur Bulgaren und Walachen kennen ihn in dieser Funczion in Europa). Der letzte entscheidende Schritt ist die Steigerung der langen Vocale, und zwar des e und o in i und u, und des i und u in die freilich nicht ganz parallel gedachten Diphthonge ai und ou.

Daß im englischen Vers außer lyrischen Singmaßen der dramatische blank verse bald die wichtigste Stelle einnimmt, ist durch seine classische Verwendung bekannt genug.

Die Engländer haben neuerdings, seit sie deutsch lernen, uns oft um die rhythmische und wohlklingende Sprache gepriesen und beneidet, und einen rhythmischen Vorzug wird man uns lassen müssen, weil wir die Flexionen nicht bis auf den gleichen Grad abgeschliffen haben. Man darf wohl sagen, im Englischen, wo die Mehrzahl der deutschen Wörter jetzt einsilbig geworden, war die Mundart in Gefahr zur chinesischen Monotonie herabzusinken, wenn ihr nicht ihre mehrsilbigen romanischen Formen zu Hülfe gekommen wären, und dieß ist der Grund, warum die romanische Mischung wenigstens im rhythmischen Sinn ein Segen war. Der shakspearesche Vers ist ohne romanische Elemente nicht denkbar, obwohl Shakspeare keineswegs auf lateinische Wörter Jagd macht, wie man dieß von Milton behaupten kann.

Alles zusammengefaßt ist aber die englische Sprache eines der vollkommensten Organe für die Poesie geworden, nicht in dem Sinne des organisch homogenen und zierlichen Griechisch und im völligen Widerspiel des Italienischen, das seine Weichheit einer der Suffixsprache zustrebenden Abschleifung verdankt, sondern durch seine concisen Formen, die allerdings durch Flexionszerstörung zu Stande kamen, andrerseits aber auch durch die äußerst fein entwickelte Lautnüancierung, die namentlich im Vocal ihres Gleichen in keiner Mundart hat. Wer die geschärften Vocale in englischen Silben wie nat, net, nit, not, nut mit englischem Laut unterscheiden will, der muß sein Ohr ganz anders spitzen als um die breiten italienischen Vocale zu unterscheiden, und auch der Consonant hat seine großen Feinheiten; dahin rechne ich einmal die feine Unterscheidung von zweierlei w-Lauten, welche im v den Laut des altgriechischen beta zur Anwendung bringt, und dann die Scheidung der alten Dentalaspirate

in die beiden Laute des griechischen theta und delta. Einige Härte oder anstrengende Lungen-Thätigkeit muß man dagegen dem Englischen vorwerfen, durch seinen starken Verbrauch des h-Lauts, der nicht nur im wh als ein hu theoretisch fixiert wurde, sondern in den häufigen Pronominen he, his, him, her viel Athem consumiert. Freilich nehmen Hunderte von Deutschen, welche das Englische bloß lesen, von diesen lautlichen Feinheiten keine Notiz, wissen meist nur dunkel, das th sei ein besonderer Laut, kaum, daß es ihrer zwei ganz verschiedene hat. Da hört man denn häufig, das Englische sei eine unbequeme Sprache, weil es ganz anders laute als geschrieben werde; die Aussprache sei regellos u. s. w. Sie sollten vernünftigerweise sagen, im Englischen müssen wir zwei Sprachen lernen, eine geschriebene und eine gesprochene; die letztere hat aber für die erstere nicht einzustehen, und statt zu sagen, die Aussprache sei bizarr, sollte man vielmehr sagen: die Schreibart ist veraltet. Wie die Sprache lautet lebt sie, alles Uebrige ist todt und begraben.

Die Nachblüte der englischen Poesie war, als Burns mit seinem Niederschottisch eine volksthümliche Dialectsdichtung entwickelte, welche aber in englischer Orthographie schwierig zu bezeichnen ist,* und als Byron gewissermaßen die Schönheit der italienischen epischen Strophe in das widerstrebende englische Material übertrug, ein Unternehmen, das durch seine Verwegenheit anzieht und in der That den sinnlichen Reiz, den diese Mundart wirklich besitzt, auf eine überraschende Weise zu Tage gelegt hat.

Neben deutsche und englische Sprachform stellt sich als drittes Glied die scandische, numerisch untergeordnet, aber merkwürdig wegen ihrer alten heidnischen Poesie. Sprachlich bildet dieser Kreis einen specifischen Charakter aus, der dem Gothischen, Fränkischen, Sächsischen coordiniert gegenüber steht, zugleich aber einige Beziehungen zu seinem ßlawischen Nachbar darbietet. Diese Beziehungen sind einerseits durchgreifend, andrerseits und später im Schwedischen speciell repräsentiert. Wie das Französische als Uebergang des romanischen Elements in's Germanische, kann man das Schwedische als Uebergangsmundart des Germanischen zum Sslawischen betrachten. Wir wollen diese vielleicht barock erscheinende Ansicht deutlicher aussprechen.

Die eigentlich scandische, sogenannte altnordische Mundart, die man nach ihrer spätern Colonie auch wohl die isländische zu nennen

pflegt, ist im Consonanten durch die Dentallaute dem Sächsischen, im Vocal durch die Diphthonge dem Fränkischen näher verwandt, während sie im Vocal noch einen besonderen Umlaut durch u und dann eine vorstechende Neigung zum Zwischenlaut entwickelt, in ihrem Organismus aber von den verwandten Sprachen abweicht durch eine merkwürdige Neigung zur Suffixion. Daraus sind besonders zwei eigenthümliche Erscheinungen erflossen; während die südlichen Sprachen mehr und mehr die Nomina durch den Artikel einführen lernten, hängt die Nordsprache das determinierende Pronomen hinter dieselben, wodurch dasselbe ganz mit dem Nomen zusammenwächs't und der griechisch-lateinischen Flexionsendung äußerlich ähnlich wird; und zweitens, während die südliche Sprache, das gothische Passiv einbüßend, dafür schwerfällige Umschreibungen einführen muß, hat sich diese Mundart auf die keckste Weise das Reflexiv-Pronomen und zwar nach slawischer Weise auf alle drei Personen bezogen, als Suffix hinter die Verbalform gehängt und so durch Zusammenfluß der Formen endlich ein dem lateinischen fast gleichkommendes einfaches Passivum erzeugt. Was den Vers betrifft, so hat diese Mundart vorzugsweise die Alliterazionsform ausgebildet. Die alte Sprach- und Dichtform hat sich auf der von Europa abgeschnittenen Insel Island fortgeerbt; die Sprache freilich ist dennoch modernisiert worden; denn wenn sie auch die organischen Laute, namentlich den Dentalaspirat, rein bewahrt hat, so sind doch auch hier die Wurzelvocale sämmtlich gedehnt worden, die alten Diphthonge zerstört oder aus ihnen und den neuen Längen breite neue Diphthonge gebildet worden. Doch schreiben die Isländer noch in der alten Form und lesen ihre Sagas, ja sie dichten noch im Alliterazionsvers; wie gedankenarm aber diese mittelalterliche Dichtform der neuen Poesie gegenüber sich darstellt, erweis't sich schlagend aus dem Umstand, daß ein Isländer Milton's verlorenes Paradies in den Edda-Vers übersetzte, das kleine Gedicht aber über dieser Operazion dem Uebersetzer zu ganzen Folianten anschwoll, welche, so sehr es von Kennern gerühmt wird, doch schwerlich zum Drucke gelangen werden.

Die Sprachrevoluzion, welche, von dem isolierten Island unabhängig, die neuscandischen Länder, ebenfalls etwa im fünfzehnten Jahrhundert betroffen hat, machte hier einen großen Riß in die Tradizion. Denn nicht aus einer Abschwächung des Altnordischen, sondern aus einer Mischung dieser Mundart mit der niederdeutsch-sächsi-

schen ist das Neuscandische geworden, das sich bald in zwei politische Körper, Dänisch-Norwegisch und Schwedisch trennte. Das gemeinschaftliche Hauptkennzeichen ist das Verschwinden des Dentalaspirats, sodann Aufgehen der alten Diphthonge in plattdeutsche Längen mit herrschender Neigung zum Umlaut, und sonstige verschiedenartige Abschleifung der Laute und ohnehin auch hier Dehnung der alten Tonkürzen. Besonders das südliche Dänisch wurde die weichste, wohlklingendste germanische Mundart, mit vieler Abschwächung der Consonanten, wozu die inlautenden griechischen Laute delta und gamma gerechnet werden müssen, nebst farblosen Vocalendungen. Der norwegische Dialect blieb etwas voller und härter. Unsere Aufmerksamkeit müssen wir aber dem Schwedischen zuwenden, das selbst im südlichen Gothenland und im nördlichen Swealand nebst der colonisierten Küste von Finnland einen Gegensatz entwickelt hat. Der Zusammenhang mit ßlawischer Organisazion, den wir bereits in dem fehlenden Artikel-Vortritt (insofern der Sslawe gar keinen Artikel kennt) und in dem angehängten Reflexiv-s für's Passiv (das im Russischen als Reflexivform ganz ähnlich lautet) besprochen haben, tritt nun im Schwedischen in einigen weitern Puncten zu Tage. Dahin rechne ich vor Allem, daß die flexivischen Schlußvocale, die in allen germanischen Sprachen sich gleichmäßig in tonlose e verflüchtigten oder gar abfielen, beim Schweden in ihrer vocalischen Individualität lebendig blieben (was im Sslawischen organisch ist, da die Flexionssilben den Ton nicht nur involvieren, sondern sogar den Wurzelvocal absorbieren können), ferner die schon beim Dänen, entschiedner aber beim Schweden hervortretende Neigung, die Hülfsverba zu elidieren, so daß die restierende Participialform nun förmlich in die Funczion einer einfachen Präteritalbildung einzutreten den Anschein bekommt (was im Sslawischen Regel ist, weil hier die Präteritalform des Verbum immer ein Particip ist), so daß z. B. eine schwedische Bildung ja èlskat ich liebte (Historicum) in allen ihren Elementen etymologisch identisch ist mit dem russischen ja laskal (ich liebkos'te); und endlich, auf phonetischem Gebiet, daß die altnordischen Diphthonge mit anlautendem i in beiden Idiomen den Ton auf den zweiten Vocal übertragen, wodurch sich ein j und die Verbindungen ja, je, jo, ju erzeugen, welche aber ihre begleitenden Consonanten vielfach zerstören; diese Bildungen aber sind gerade die Lieblingslaute des ßlawischen Idioms, wo sie sogar eigene Buchstaben bekommen. Zuletzt kann

noch folgende specifisch schwedische Erscheinung hier beigerechnet werden: Diese Mundart hat gewissermaßen als die nördlichste germanische den germanischen Umlaut auf's Extrem getrieben, und hat nicht nur wie der spätere Grieche, oder wie der Franzose und Holländer sämmtliche u umgelautet (während ihr lang o in den u-Laut einrückt), so daß der südliche Schwede dem bereits im y bestehenden ü gegenüber einen neuen zwischen ö und ü schwebenden Vocallaut erzwingen mußte, sondern der nördliche Schwede, dem das u in volles französisches ü fällt, hat für sein y nach einem ganz ungermanischen Laut, nämlich dem russischen trüben i oder y (dem altßlawischen ui oder jery) gegriffen. Wogegen der finnische Schwede das u auf deutsche Weise, das y aber mit dem russischen Laut spricht, so daß ihm der ü-Laut ganz fehlt.

Die schwedische Poesie würde durch ihre vocalschweren Endsilben eine äußerliche Aehnlichkeit mit dem Italienischen oder Castilischen erreichen, wenn nicht der übermäßig herrschende Umlaut die Mundart in ihrem allgemeinen Charakter dem Französischen näher stellte. In der Versform haben sich die Neuscandier neben volksmäßiger Lyrik zuerst der französischen, dann der englisch-deutschen Bildung angeschlossen.

Wir kommen jetzt auf die ßlawischen Sprachen zu reden und ich glaube auf diesen Stoff etwas näher eingehen zu dürfen, da ich mich Jahre lang mit dieser Literatur beschäftigt habe, und die Mehrzahl meiner Leser darin weniger bewandert sein wird.

Vor Allem ist zu beobachten, daß, so unzweifelhaft auch die Nachbar-Idiome Germanisch und Sslawisch sich in Wurzeln vielfach berühren, wir hier doch den großen Schritt aus der westlichen Hälfte des indisch-europäischen Sprachkörpers auf seine östliche, also auf den sprachlichen Orient hinüber thun. Für den Sslawen ist das Sanskrit die älteste, ehrwürdigste und formenreichste Mundart seiner Sprachfamilie, ganz wie es für uns das Griechische ist, und die Sprachen stehen auch ganz im analogen Verhältniß der innern Verwandtschaft. Wer Sanskrit und nachher Sslawisch lies't oder umgekehrt, dem wird vor allem die syntactische Identität auffallen, mit der beide Sprachen alle complicierten Sätze in den vordern Gliedern durch inflexible Gerundien weiter leiten, welche zumal in der Flexion auf

ja ganz identisch sind. Dazu kommt die Vermischung sämmtlicher Präteritalformen unter sich und mit Particip- oder Nominalformen, in der Poesie auch mit dem Präsens; die neunordßlawischen Sprachen haben nur das Particip-Präteritum, das darum nicht conjugiert, sondern sexuell flectiert wird. Uebrigens ist der Reichthum an Participformen allerdings bemerkenswerth und zum Theil dem Griechischen analog. Eigenthümlich ist dem Sslawen die Präoccupazion mit dem Futurbegriff, auf den die germanische Sprachbildung so wenig reflectierte; die Hälfte seiner Verba braucht die einfache oder Präsensform im Sinn des Futur, so daß also eine Masse von Verben gar kein Präsens hat. Mit dem Sanskrit identisch ist die Anschauung des Reflexivbegriffs, wo dasselbe s-Element sich auf alle Personen und Numerus bezieht. Günstiger aber stellt sich hier der Nominal-Organismus dar; von den acht indischen Casus bestehen bis heute sieben. Der gänzlich fehlende Artikel ist auch indisch.

Was aber am Entschiedensten den inneren Zusammenhang mit dem Osten beurkundet, ist der phonetische Charakter der Sprache. Unsre Sanskritaner glauben heute noch an ganz fremdartige Laute im Sanskrit, die Europa gar nicht kenne, während dieselben doch bis heute bei den Sslawen lebendig sind. Das vermeintliche Räthsel der Cerebrallaute lösen uns Russisch und Böhmisch, das der Palatale Sserbisch und Polnisch, des Anuswara Polnisch, der Vocale l und r Sserbisch und Böhmisch, des Wisarga der ganze ßlawische Organismus u. s. w. So haben auch alle Sslawen das palatine indische n, aber nicht ihrer zwei, wie das Sanskrit schematisch behauptet.

Das Alt- oder Kirchenßlawische müssen wir zuerst nennen, weil es, wie unser Gothisch, die zuerst geschriebene Mundart des Kreises ist, aber wie dieses bietet uns seine theologische und liturgische Literatur keinen Rhythmus, keine Poesie. Es ist wie das Gothische den heutigen Mundarten eher coordiniert aufzufassen, namentlich den westßlawischen gegenüber. Man findet schon einzelne Accentzeichen; allein ein noch unaccentuiertes Urßlawisch müssen wir voraussetzen, weil die Sprachen nach dieser Seite hin sich absolut widersprechen. Vor Allem müssen wir das Altßlawische wegen seiner Vocalisazion in's Auge fassen, denn diese bleibt für den ganzen Sprachstamm maßgebend. Einmal stellt sich im Altßlawischen als Grundmotiv dar, daß jede Silbe auf Vocal schließe; man buchstabiert daher das

Wort immer so, daß auch die härteste Consonantverbindung dem folgenden Anlaut zugeschoben wird; in den neuen Idiomen, wo Vocale verstummt sind, läßt sich dieß nicht so anschaulich darstellen. Das zweite charakteristische ist: Dem Sslawen fehlt der Begriff der organischen Länge, den alle andern indogermanischen Sprachen von Anfang an kennen. Man sollte also denken, sämmtliche Vocale sind kurz; das stellt sich aber doch wieder nicht ganz so dar, denn die Sprache hat zwei specifisch kurze Vocale, welche nur nie im Silbenanlaut auftreten dürfen, und die man als ganz kurze u und i betrachten kann, welche aber später gern verstummen und zwar so, daß sie nur den vorausgehenden Consonanten afficieren; das i wird nachklingendes j und mouilliert Guttural- und Dentalbuchstaben, bei Labialen bleibt es wirkungslos, das u aber macht die Buchstaben hart, d. h. es wirkt der Mouillierung entgegen. Doch können diese kurzen i- und u-Laute später auch wieder als wirkliche e und o auftreten; häufiger aber fallen sie ganz aus und dieß ist namentlich der Fall hinter r und l und daher die Erscheinung, daß das Böhmische Wurzeln mit r- und l-Vocal (z. B. den bekannten Namen Trtski und Wltawa die Moldau) der Serbe aber sogar einen kurzen und einen langen r-Vocal hat wie der Indier. Man kann also sagen, diese zwei absolut kurzen ßlawischen Vocale lassen die fünf Hauptvocale so zu sagen als ancipites erscheinen und dadurch geschieht, daß die neueren Idiome, da wo der Ton auf dieselben fällt, doch auch mit Rücksicht auf den folgenden einfachen oder weichen Consonanten, dieselben gleichwohl dehnen können; diese rein accentische Dehnung ist aber von der organischen Naturlänge gänzlich verschieden und im Grunde willkürlich. Außer den genannten sieben Vocalen hat übrigens der Sslawe noch einige weitre Laute, die gewissermaßen der organischen Länge äquivalieren; dahin gehören besonders die Doppellaute je und ui, ersteres dem langen e entsprechend mit consonantischem j-Vorschlag, letzteres entschieden und der einzige Diphthong, mit dem ganz kurzen u gebildet; und endlich noch zwei niemals anlautende Nasalsilben, deren ältester uns bekannter Werth ong und eng zu sein scheint, die aber theoretisch als Vocal und nicht als Consonantschlüsse gelten, so daß also der Nasal hier ganz dasselbe Vorrecht genießt wie im Chinesischen, wo die Wurzel hinter dem Vocal nur ein n oder ng duldet. Sodann bilden sich durch Contraczion auch weitere Diphthonge mit i-Auslaut, wie ai, ei, oi, ui,

aber keine mit u-Auslaut, das sich in w oder f verwandelt, und endlich kommen hier noch die beliebten ßlawischen j-Combinazionen ja, jo, ju vor, welche namentlich überall eintreten, wo der Vocal in Gefahr wäre, einen Hiatus zu veranlassen, denn nichts haßt der ßlawische Mund so beharrlich wie den Vocalanlaut, dem er fast constant ein j oder w vorausschickt. Im Consonanten ist das wichtigste, daß die Osthälfte unseres Sprachsystems eine Classe des wichtigsten Guttural (k, g) in Zisch- oder s-Laute auflöst, wobei alle Möglichkeiten von s-Lauten erschöpft werden und die Sprache überhaupt weichlicher wird. Eigenthümlich ist eine ßlawische Euphonie, welche einem inlautenden d den entsprechenden Zischlaut vorausschickt, woraus die Combinazion shd entsteht, während das parallele t die Combinazion sht erzeugt, letzteres wird aber sodann als palatines t aufgefaßt und die Combinazion geht in die weitern Zischlaute shtj, shtsh und tsh über. Dieser Erscheinung läßt sich kein anderes Motiv substituiren, als daß die Mundart gehäufte und sich wiederholende Zischlaute liebt und hierin eine Euphonie sucht. Dagegen fehlt organisch das f, dessen Laut nur als eine Erhärtung des w vor harten Consonanten zu Tage kommt; in griechischen Wörtern aber kann f und zugleich für das nahgelegene th eintreten wie in feodor. Auch das germanische h ist dem Sslawen so unbekannt wie dem Romanen, er kann es nur durch sein aspiriertes g oder ch ausdrücken.

Nach diesen grammatischen Vorbemerkungen können wir die lebenden ßlawischen vier Hauptsprachen einzeln betrachten und müssen mit dem Südßlawischen oder Sserbischen den Anfang machen. Da die Cultur dieser Völker von Byzanz kam, so lagen diese der Quelle näher und sie haben auch wohl die älteste Poesie aber als reine Volkspoesie, welche rhapsodisch durch Tradizion sich vererbt, ohne daß man für das einzelne Lied den Verfasser weiß, vielmehr wird jeder Rhapsode der Fortbildner und schafft sich eine neue Recension desselben Textes. Die ältesten der von Wuk gesammelten historisch epischen Stücke gehen auf die Amselfelderschlacht zurück, in welcher das ßerbische Reich gegen die Türken unterging, und der Königssohn Marko Kraljewitsch ist so zu sagen der Achill oder Cid dieses Mythenkreises. Wer Poesie in ihrer naivsten Form, in ihrem Uranfang beobachten will, der kann nicht anders als ßerbisches Epos studieren; hier ist eine Dichtform von solcher Einfachheit, daß selbst Homer daneben nur als gemachter, manierierter und völliger Kunstdichter erscheint. Die stehende

Versform ist fünftrochäisch aber mit einer Cäsur nach dem zweiten Fuß, so daß also zwei und drei Trochäen daraus werden; von Reim keine Spur, weder Alliterazion noch Assonanz; Inreim der beiden Vershälften möchte hie und da zum Vorschein kommen. Die Kunstform besteht eigentlich darin, daß jeder Vers die epische Handlung um ein Minimum weiterschiebt, aber eben nur um ein Minimum, daher man auch wohl jeden einzelnen Vers herauswerfen kann, ohne daß eine fühlbare Lücke bliebe; da aber jeder Vers für sich ein Ganzes ist, so muß er immer mit einer Interpunczion, Komma oder Punct schließen, und der Punct darf niemals in den Vers fallen, wie in aller Volkspoesie. Der Gehalt ist durchaus Anschauung und das Allerwenigste darf in Form einer Reflexion auftreten, die mit aller Kunst, wie uns scheint, vielmehr aber durch die innerste Natur dieser Dichtart verhüllt gehalten wird. Der deutsche Leser kennt das bekannte, von Göthe aus dem Italienischen übersetzte Beispiel, Klaggesang der Frau des Hassan Aga und die Originale sind selbst schon mehrfach übersetzt. Wenn wir die castilische Romanze abziehen, von der wir schon oben orientalischen Ursprung vermutheten, so hat das ganze übrige westliche Europa nichts, was sich mit der Ursprünglichkeit und Einfachheit dieser Poesie vergleichen läßt. Daß aber die Sslawen und specifisch die Sserben das poetischste Volk des östlichen Europa wirklich sind, wird schwerlich zu bestreiten sein, wenn wir bedenken, daß der Grundton dieser Poesie bei allen mit den Slawen zusammengrenzenden Völkern sich überraschend ähnlich wiederfindet. Wir mögen die Volkspoesie der Neugriechen, der Bulgaren, Walachen, Arnauten, der Magyaren, der finnischen oder der lettischen Völker betrachten, es ist nur ein und derselbe Ton bei allen, der in keinem westeuropäischen Volkslied, am entschiedensten aber bei allen Sslawen unverkennbar charakteristisch vorhanden ist. Die lyrisch-erotischen oder wie die Sserben sagen Weiberlieder, weil sie von diesen gedichtet und gesungen werden, während das epische Lied mehr gewerbsmäßigen Sängern, besonders den blinden Bettlern angehört, haben etwas mannichfaltigere Versmessung, sind aber ebenfalls reimlos; sämmtliche Lieder aber werden mit den Tönen der Gusli, einer Art Leier, begleitet, eine Musik, die von Europäern als höchst barbarisch geschildert wird, denn die Sserben sind ein poetisches und kein musikalisches Volk, gleichwie die alten Griechen.

Die ßerbische Sprache hat den nördlichen Dialecten entgegen ein

altes Präteritum und zwar in doppelter Form erhalten, welches in der Formazion dem griechischen ersten Aorist entspricht, wiewohl die Poesie alle Präterita und Präsensformen durcheinander wirft, ganz wie das Sanskrit. Sonst fühlt man dieser Sprache den südlichen Charakter in Erweichung und Abschleifung wohl an; der Guttural-Aspirat fehlt hier ganz; neben den einheimischen Zischlauten tritt noch für orientalische Wörter das italienische gi ein; das alte ui ist mit i zusammengeflossen. Der Accent, den die Scansion der Verse zuweilen beleidigt, und der bei den Sslawen überhaupt nicht unser schwerer Wortton ist, trifft wie im spätlateinischen oder südromanischen nie die flexive Schlußsilbe; sonst kann er so weit er will nach vorn stehen. Kunstpoesie ist hier noch im Anfang, Milutinowitsch einer der ersten.

Die nächst verwandte Sprache ist die russische. Auch sie hat alte Volkspoesie, im Süden in unserer Zeit aus der Tradizion gesammelt; den Mittelpunct der Sagen giebt der Held Wladimir der Große mit seiner Tafelrunde zu Kijeff. Auch diese Lieder werden mit einer Begleitung gesungen und die Melodien sind uns erhalten, obschon die Lieder kein eigentlich strenges Metrum, sondern nur allgemeinen Numerus und scheinbar regellose Versmessung, wie auch keine Spur von Reim haben, so daß uns die Art des Vortrages dunkel bleibt. Seit Peter hat Rußland auch Kunstpoesie, aber es ist Schade, daß sie der Volkspoesie so weit den Rücken gewandt hat, um sich dem westeuropäischen Reimvers anzuschließen. Mit dem russischen Accent ist der Reim nicht naturgemäß zu combinieren; man bedenke nur, daß derselbe noch viel flüssiger ist als der spätgriechische Accent; er kann nicht nur auf die zehntletzte Silbe rückwärts fallen, sondern er fällt gar häufig auf die Flexions-Schlußsilbe wie im Griechischen, und diese Neigung muß hier alt sein, da sie die häufige Absorpzion der Wurzelvocale nach sich gezogen hat. Daß bei dieser Einrichtung der Reim häufig bloß die Flexionsendungen repetiert und die häßlichen rimes riches herbeiführt, versteht sich von selbst.

Das weite Russenreich ist zwar durch eine Schriftsprache vereinigt, in sich selbst aber nicht so identisch wie es aussieht. Das ganze südliche Rußland spricht bekanntlich kleinrussisch, ruthenisch, ukrainisch. Lieder, die in diesem Dialect gedruckt sind, wird kein Fremder mit dem besten russischen Wörterbuch entziffern, so weit trennen sich die Mundarten. Aehnlich ist es mit dem Weißrussischen,

das ein Mittelding von Russisch und Polnisch ist. Weniger weicht Schafarik's Nowgoroder Dialect vom eigentlichen und echten oder Großrussischen ab, dessen Mittelpunct Moskau ist und das sich vom weißen bis zum asoffischen Meere ausbreitet. Deutsche, die in Rußland gelebt haben, wissen es zu rühmen, mit welcher Reinheit und Gewandtheit der großrussische Bauer seine Muttersprache handhabt, sei es im Gespräch oder im Gesang; er soll es sogar reiner sprechen als die privilegierten Classen; eine Erscheinung, die sich begreift, wenn wir bedenken, daß diese in den größeren Städten in allerlei fremden Zungen plaudern, wodurch das nazionale Sprachgefühl nothwendig abgestumpft werden muß. So ist denn auch die Erscheinung eines neuen Dichters dort ganz anders eine Nazionalsache als etwa bei uns in Deutschland, wo er durch den Meßcatalog in's Publicum gebracht wird. In Rußland muß er sich vom Bauern, vom Soldaten, vom Postillion recensieren lassen; die Kritik besteht aber nur darin, daß ein der Sprache anmuthendes Gedicht sich mit reißender Schnelligkeit im Gesang verbreitet und dieß ist in der That die naturgemäßeste Anerkennung des Talents. Daß aber die gesammte ßlawische Poesie ein Mittelding unsrer Volks- und Kunstpoesie ist, hängt wesentlich hiemit zusammen; dort sind die Lieder, ohne daß man die Verfasser weiß, doch von den Gebildetsten der Nazion gedichtet; unsre Volkslieder trennen sich von Anfang specifisch von der Bildung. Wir haben darum eigentlich Poesie für einzelne Stände, während in Rußland die nazionale Bildung in sich homogen und nur nach oben fremdländisch ist.

Ueber die russische Sprache bemerken wir noch, daß sie gleich dem Römer und Deutschen das flexive t der dritten Personen festhielt, das die andern Sslawen verloren haben. Dem Guttural-Aspirat steht im großrussischen Dialect reines g zut Seite, während in den drei westrussischen Dialecten das g auf holländische Art aspiriert wird, weshalb die Russen unser h durch g ausdrücken. Allen Russen aber ist die sicher altßlawische Scheidung des Buchstaben l in zwei verschiedne Laute eigenthümlich, wovon der eine, der durch folgendes e, i, j provociert ist, dem romanischen L mouillé entspricht, der zweite aber das specifisch russische l betrifft, den unser Organ nicht kennt und den wahrscheinlich schon die Griechen als Lambdacismus bezeichneten. Auf germanischem Gebiet soll er nur im hohen Norden in Norwegen eingedrungen sein, auch nach Holtei vom

schlesisch-deutschen Landmann gesprochen werden; der Sserbe hat diesen eigenthümlichen Labiallaut wie der sächsische Wende in ein w oder u aufgelöst. Den altßlawischen Diphthong ui spricht der Russe bald einem oi ähnlich, bald und häufiger als den trüben i-Laut, den man y zeichnen kann und den wir schon als den Laut des nordschwedischen y erwähnt haben; er schwebt zwischen i und ü.

Vom Altßlawischen etwas weiter ab liegen die beiden westßlawischen Idiome Böhmisch und Polnisch. Sie wurden früher und tiefer von der westeuropäischen Cultur afficiert, fielen der römisch-katholischen Kirche zu, bekamen lateinisch-deutsche Schrift und haben sich besonders durch ein mechanisch-fixiertes Accentsystem von den verwandten Idiomen abgewendet, doch unter sich wieder in entgegengesetzter Richtung. Der Böhme oder vielmehr der Tscheche hat ziemlich hoch hinauf reichende nazionale Poesien, die aber nicht wie in Sserbien und Rußland durch Tradizion anererbt, sondern aus alten Manuscripten wieder aufgefunden worden sind. Eines davon, das Libuscha-Lied, soll sogar dem neunten Jahrhundert, andere epische und lyrische Stücke dem dreizehnten angehören. Die ßlawischen Sprachen, wie wahrscheinlich alle orientalischen, sind viel stabiler als unsere europäischen Mundarten; tausendjähriges Böhmisch kann jeder heutige Böhme noch verstehen, was man nicht vom tausendjährigen Deutsch behaupten kann, wo nicht gelehrte Bildung zu Hülfe kommt. Die schönen alten epischen Stücke sind in demselben fünftrochäischen Metrum gedichtet wie die ßerbische Epik, doch mit dem Unterschied, daß die Cäsur nach dem zweiten Fuß fehlt, es also wirkliche fünffüßige Verse sind. Spätere Lyrik ist auch hier vielgestaltig und es hat sich sodann auch der Reim aus dem Westen eingeschlichen. Das eigenthümlichste an der böhmischen Sprache ist einmal syntactisch ihr an den Schluß strebendes Verbum, was theils lateinischem, theils deutschem Einfluß ähnlich sieht, phonetisch aber, daß der Böhme von Anfang an und dem ganzen ßlawischen Organismus widersprechend eine Art organischer Länge des Vocals kennt, die häufig zwar eine sichtbare Silbencontraczion ist, andrerseits aber die Folge nach sich zieht, daß dieser Dialect wirkliche Diphthonge im germanischen Sinne entwickelt. Was im Altböhmischen langes u, ist im heutigen zu ou geworden und das alte ui findet sich in der Volkssprache noch als ei, obwohl es in der gebildeten Sprache mit dem gemeinen i identificiert wird. Das russische l hat sich bloß bei den Slowaken erhal-

ten, eigenthümlich ist aber dem westßlawischen Kreis ein mouilliertes r, indem die Combinazion rj ihr j auf französische Art spricht, welche weichklingende Combinazion nun die Wörter anlauten kann. Das g wird im Böhmischen immer auf holländische Weise aspiriert und darum h geschrieben, das so dem härteren ch gegenübersteht. Das phonetisch Merkwürdigste ist aber, daß der Böhme, ganz analog dem heutigen Franzosen oder auch dem Magyaren, einen die ganze Sprache beherrschenden mechanischen Anlautston entwickelt hat, der ohne alle Rücksicht auf Dehnung der Vocale und Posizion consequent die erste Silbe trifft. Der Böhme geht darin so weit, daß er selbst den Accent vom Nomen auf die vorauStretende Präposizion übertragen kann, was für unsre Anschauung etwas monstroses hat.

Während aber die böhmische Sprache einen mehr volksthümlichen Charakter bewahrt hat, ist das Polnische eine aristocratische, eine Adelssprache im eigentlichen Sinne des Worts geworden. Keine europäische Zunge hat die sinnliche Zierlichkeit des Sprachmaterials mit solcher capriciösen Minuziosität ausgebildet wie die polnische; sie ist daher in phonetischer Hinsicht ein wahrhaftes Phänomen. Ihre Ueberladung mit Zischlauten ist zugestanden, aber gerade in diese legt der Pole zum großen Theil die Feinheit seines Sprachorganismus und daß er sie mit Leichtigkeit zu handhaben versteht, wird man eingestehen müssen. Alte Volkspoesie findet sich bei den Polen nicht; das älteste sind kirchliche Stücke, poetische Apostrophen an die Maria und derlei. Aber sie waren im sechzehnten Jahrhundert eine civilisierte Nazion und hatten damals ihre Kunstdichter und Prosaisten. Damals hat sich auch die Sprache mit zahlreichen Fremdwörtern beladen und sie war im Begriff eine Mischsprache zu werden; diesen Balast lateinischer und französischer Wörter für abstracte Begriffe hat die neuere Poesie wieder abgestreift; tiefer liegen aber manche deutsche Bildungen in der Sprache, welche zum Theil dadurch merkwürdig sind, daß die deutschen Wörter hier noch so klingen, wie sie vor Jahrhunderten von uns entlehnt worden sind. So z. B. ist die Aussprache des Wortes Handel wie χandèl älter als Mittelhochdeutsch und die Form χwila für Weile ist reines Althochdeutsch, nicht zu gedenken des breiten s in kunsht oder in rattush Rathhaus u. s. w. In der polnischen Prosa ist ein Bestreben, die Wortstellung der lateinischen Syntax nachzubilden unverkennbar, was allerdings durch die reiche Casusbildung sehr befördert wird, übrigens der naiven

Wortstellung der übrigen Sslawen sehr scharf entgegensteht. In der Poesie haben die Polen von Anfang an dem westlichen Reim nachgestrebt; auch hier sind Flexionsreime und rimes riches nicht selten, doch findet die Form hier keinen so hartnäckigen Widerstand am Accentsystem wie im Russischen. Der mechanische Tontrieb hat sich nämlich hier auf eine höchst merkwürdige Weise ganz auf den penultima-Ton geworfen und zwar mit solcher Hartnäckigkeit, daß in der Phrase neben einander stehende einsilbige Wörter in diese Mitleidenschaft gezogen werden, so daß der penultima-Ton so zu sagen durch Enclitik erzwungen wird. Dem polnischen Vers ist daher noch viel exclusiver als dem italienischen jeder männliche Versschluß eine Unmöglichkeit; es giebt bloß weibliche Reimschlüsse. (Auch scheinbare Diphthonge wie oi, ei lauten zweisilbig oji, eji.) Mizkjewitsch hat in unsern Tagen eine Art reimlosen Hexameters versucht, der aber dem antiken nicht nachkommt, weil dieser die männliche Cäsur durchaus nicht entbehren kann. Daß übrigens dieser polnische penultima-Ton erst der letzten Sprachbildungsperiode angehört, erhellt klar durch die Erscheinung, daß auch hier viele Flexionsvocale den Wurzelvocal absorbiert haben, folglich betont waren.

Phonetisch zu bemerken ist ferner, daß diese Mundart das russische l mit dem böhmischen rsh vereinigt und bekanntlich überhaupt eine Ueberfülle von Zischlauten entwickelt; das alte g bleibt rein, nur in einzelnen Wörtern ist die böhmische Aspirazion eingedrungen und diese wird h bezeichnet. Diese wenigen h aber nebst denen, welche in fremden Wörtern vorkommen, werden theoretisch mit dem harten ch identisch genommen. Das alte ui wird hier mit einem Mittellaut zwischen i und e gesprochen, und y bezeichnet. (Die Theorie verlangt i etwas zu dehnen und y zu kürzen, was aber den alten Organismus umkehrt, indem i ursprünglich kurz, y aber aus dem Diphthong ui hervorgegangen ist.) Das merkwürdigste aber ist hier, daß diese Mundart allein einen Rest der altßlawischen Nasalvocale oder des indischen Anuswara behauptet hat, indem die alten ong und eng im Inlaut sich den mutae assimilieren, also beziehungsweise om, on, ong, em, en, eng lauten, vor den Lauten aus der s-Familie aber, auch vor l und einigen andern als reines Anuswara, d. h. als nasale o und e gesprochen werden, was auch für den Auslaut gilt, obwohl hier nur das nasale o noch allgemein honoriert wird, nasales e aber, gleichsam als inelegant vermieden und mit è

zusammengeworfen, auch von den Dichtern auf dieses gereimt wird. Alle andern slawischen Sprachen haben diese Nasalvocale in die pura verwandelt wie die neuromanischen Sprachen.

Wir unterlassen es hier, von den der slawischen Cultur mehr oder weniger nahe anhängenden Mundarten, wie Bulgarisch, Walachisch, Arnautisch, Lettisch und Litthauisch im besondern zu handeln und wollen nur einen kurzen Blick auf die stammverwandte persische Sprache werfen.

Das älteste Persisch oder Zend ist in seinem wesentlichen Organismus dem Sanskrit beinahe identisch, seine Lautbildung aber bis heute in großes Dunkel gehüllt. Von den mittleren persischen Idiomen sind uns ziemlich mangelhafte Nachrichten erhalten. Die neupersische Grammatik aber ist durch den semitischen Schmelztiegel der arabischen Schrift hindurchgegangen und mit arabischen Elementen vermischt worden, obwohl sich der indogermanische Charakter noch rein hindurchfühlen läßt. Der Verbalorganismus ist auf's zierlichste auf seine wesentlichsten Bestimmungen reduciert worden, so daß wir an die analoge englische „Mischsprache" erinnert werden könnten (obwohl die semitische Mischung viel gewaltsamer war); die ganze Declinazion aber ist verloren, dagegen hat die Composizion durch den Semitismus nicht verdrängt werden können. Die Lautbildung, obwohl durch die arabische Schrift mangelhaft dargestellt, hat wenigstens den wesentlichen Gegensatz von Länge und Kürze der Vocale bewahren können, während die Diphthongbezeichnung schwierig war. Die Consonanten sind beinahe ganz auf den slawischen Organismus zurückzuführen. Die Poesie aber hat den arabischen Reimvers angenommen. Mehr zu sagen ist mir leider nicht möglich; die persischen Sprachen sind vielmehr in diesem Augenblick noch das Ziel meiner Sehnsucht und ich bitte schließlich um den freundlichen Wunsch meines Lesers, daß mir auch dieses noch gelingen möge.

Tübingen.

Moriz Rapp.

Wernigerode literarisch.

Eine literarische Betrachtung des freundlichen vielbeliebten Harzstädtchens scheint nicht nur gerechtfertigt, sondern, so zu sagen, herausgefordert durch den Umstand, daß dasselbe sich bereits, oder wiederum (denn beides hat seine Wahrheit) so zu betrachten anfängt. Ich spreche von den

„Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode vom Jahre 1074 bis 1855, verfaßt von Christian Friedrich Keßlin, Oberlehrer am Lyceum zu Wernigerode, herausgegeben auf Kosten des wissenschaftlichen Vereins zu Wernigerode. Kommissionsverlag von Gebrüder Bänsch in Magdeburg, 1856,"

einem Buche, das sich selbst nur als eine ursprünglich keineswegs für den Druck bestimmte Ergänzung der „Nachrichten zur Gelehrtengeschichte der Grafschaft Wernigerode" einführt, welche der Bürgermeister Jakob Heinrich Delius im Jahre 1779 veröffentlicht hat. Der im Titel genannte wissenschaftliche Verein hat dann den Verfasser „dringend veranlaßt", zur Feier seines eigenen fünfzigjährigen Dienstjubiläums die Schrift der Oeffentlichkeit zu übergeben. Das ist kurz die Geschichte des Buchs, von dem geleitet wir jetzt einige Blicke auf Wernigerode werfen wollen, eine Geschichte, die etwas entschieden Wohlthuendes hat und sowohl dem greisen Verfasser, wie dem wissenschaftlichen Verein zur Ehre gereicht. Es ist ein allgemeiner Zug zumal des deutschen Städtelebens, der in seinem Ursprunge auch wohl mit der deutschen Heimathsliebe verwandt ist, daß jede Ortschaft auf sich hält und als solche ein gewisses Selbstgefühl hat. Zu welchen Verirrungen, zu wie philiströser Bornirtheit dieses Selbstgefühl besonders in kleinen Städten leicht ausartet, weiß Jeder und ist in unserer Sprache durch das Hohnwort „Kleinstädter", wie auch in der

spotthaften Literatur vielfach anerkannt. Ich erinnere nur an das Lied: „O Kyritz, mein Vaterland", das fast zu einem Volksliede geworden ist. Der Spott und seine Zielscheibe liegen auf der Hand; Heimathliebe wird in Deutschland nicht verspottet, aber wer in einem Kyritz sein Vaterland findet, d. h. darin aufgeht, der ist lediglich in die zufälligen Bedingungen seines zufälligen Selbst verliebt, wie der Phlegmatikus in seinen Schlafrock und der Bärenhäuter in seine Bärenhaut. Nur sehr wohlthuend kann es sein, wenn man neben den so häufigen Beispielen dieser kleinstädtischen Philisterei, einmal eine Probe erhält von einem geläuterten, geistig erfüllten und begründeten Selbstgefühl einer Stadt, die sich vermittelst ihrer specifisch städtischen Bedeutsamkeit doch auch nicht viel über das Niveau der kleinen Städte erhebt. Es ist eine Landstadt, aber eine Harzstadt, das liebe Wernigerode, und dieser ländliche Charakter und die gebirgige Natur vereinigen sich, um durch Anziehung von Fremden, besonders von „Sommerfremden", deren Zahl seit einer Reihe von Jahren stets im Wachsen ist, dem freundlichen Ort eine umfassendere Celebrität zu verleihen. Und wer sollte wohl, sei es von den Bergen niedersteigend, sei es von der Ebene her und „den Gipfel im Auge" in Wernigerode eingewandert sein ohne Freude auf dem Gesicht und ohne eine gewisse Friedenshoffnung im Herzen! So warm und friedlich liegt es den Bergen an und eingeschmiegt und doch ohne allen Druck und Beängstigung, denn weit und breit hat der große Zimmermeister, der dem Städtchen seine Kammer gezimmert, weit und breit hat er das Loch gelassen für Jeden, der sich hinaussehnt.

Unter den Fremden aber, sowohl denen, die sich fest ansiedeln, als auch denen, die nur sommerlang Wernigerode besuchen, nehmen Leute der Wissenschaft und Literatur und selbst Notabilitäten in beiden eine nicht unbedeutende Zahl in Anspruch. Von den Ansiedlern will ich nur den Professor Huber*), von Lossau und den Dr. Pröhle**) nennen, der Wernigerode jetzt***) zum Hauptort und Mittelpunkt der harzischen Sagen- und Sittenforschung gemacht hat. Ebenso pflegen die Sommerfremden großentheils mehr oder minder

*) S. 220.
**) S. 226.
***) S. 252.

Beziehung zu Wissenschaft und Literatur zu haben, so daß selbst der Harzwanderer, der oft nur einen Tag für Wernigerode übrig hat, bisweilen ungezwungen mit Männern in Berührung kommt, die er sich sonst wohl schon zu sehen vergebens gewünscht hat. An dieser Erscheinung nun ist gewiß nicht bloß das anmuthige, sondern vorzugsweise das literarische Wernigerode schuld; — schuld? Wunderlich genug, daß sich das deutsche Wort ebenso danach drängt eine vox media zu sein, wie das griechische *αἴτιος* aus dem Indifferentismus der vox media sich hinaussehnt in malam partem.

Das literarische Wernigerode nun hat seine Hauptwurzel in der gräflichen Bibliothek. Auch über sie finden wir im „dritten Nachtrag" Mittheilungen in dem vorliegenden Buche. Sie ist in den neunziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts gestiftet worden von dem Grafen Wolfgang Ernst und umfaßte schon beim Beginn des neuen Jahrhunderts mehrere tausend Bände. Doch ist es erst der Graf Christian Ernst, der in seiner sechszigjährigen Regierungszeit (von 1710—1771) dem Institut zum Ansehen und zur Bedeutung einer Bibliothek verhalf, indem er sie um das Zehnfache (von 4000 auf 40,000 Bände) vermehrte und sie zugleich dem Publikum eröffnete. Damit ist denn freilich erst der Wurf geschehen, der bestimmend und Richtung gebend auf die Stadt wirken konnte und so datirt denn vom 15. Januar 1746 das literarische Wernigerode.

Unter den Bibliothekaren, die allerdings seit der Erweiterung und Eröffnung der Bibliothek nöthig geworden waren, um über den Wernigeroder Hort zu wachen, finden wir mehrere Namen von literarischem Rufe. Ich nenne Ch. G. Jacobi,*) der später in der Gleim'schen Periode Prediger und Generalsuperintendent zu Halberstadt war und sich besonders durch Predigten, theologische und ethische Betrachtungen und Abhandlungen, doch auch durch geistliche wie vaterländische Gedichte bekannt gemacht hat. (S. S. 88 ff.) Er ist nicht zu verwechseln mit J. G. Jacobi, der dieses bekannte innig süßliche Freundschaftsverhältniß mit Vater Gleim hatte, zumal so lange er Kanonikus in Halberstadt war; oder, wenn das kaum zu befürchten ist, auch nicht mit Johann Gottlieb Jacobi, der Pastor zu Ilsenburg, dann zu Veckenstedt war und auch in dem vorliegenden

---

*) Im dritten Nachtrag S. 299 sind die Vornamen irrthümlich F. G. angegeben.

Buche S. 174 als Verfasser einiger Schriften aufgeführt ist. Zweitens nenne ich J. L. Benzler (S. 139), der vorzüglich als Uebersetzer aus dem Englischen, Französischen, Spanischen, Griechischen (Dionysius von Halicarnass), aber auch durch selbständige Schriften bekannt ist. Auch er hatte nahe Beziehung zu Gleim, mit dem er schon von Lemgo aus, wo er, ich denke bis zum Jahre 1780, hessischer Postmeister war, einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. In dem genannten Jahre kam er eben durch Gleim's Vermittelung und Verwendung als gräflicher Bibliothekar nach Wernigerode, wo er mit dem Halberstädter Dichter in stetem Verkehr blieb und demselben sowohl als kritischer Freund als auch bei der Besorgung des Drucks seiner Lieder bei Herrn Struck in Wernigerode von dem wesentlichsten Nutzen war. Gleim's Briefe an Benzler, aus denen Schreiber dieses eine genaue Kenntniß dieses Verhältnisses geschöpft hat, sind durch den Sohn des letzteren, den Hüttenarzt zu Ilsenburg, Dr. E. Benzler, der Klosterschule Rosleben, welcher derselbe einst als Schüler angehört hat, zu ihrem dreihundertjährigen Jubelfeste als pietätvolle Spende dargebracht worden.

Vielleicht findet sich ein anderes Mal Gelegenheit zu weiteren Mittheilungen aus diesen Briefen; heute lassen wir uns an dem Vorstehenden genügen, um nunmehr noch den jetzigen Bibliothekar namhaft zu machen, den Dr. Ernst Förstemann, welcher den Germanisten vorzüglich durch sein altdeutsches Namenbuch*) bekannt sein wird. Ehe seine Studien durch die J. Grimm'sche Aufforderung und Preisstellung diese bestimmte Richtung bekamen, haben sie sich vielfach in vereinzelten Abhandlungen, besonders in v. d. Hagen's Germania und in der Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft von Kuhn und Aufrecht ans Licht gedrängt, und man erstaunt, wenn man den einundzwanzigjährigen Jüngling schon unter den Mitarbeitern solcher Zeitschriften findet.**) Freilich gehören alle seine früheren Arbeiten und selbst mehrjährige Studien zu seinem Namenbuch noch nicht nach Wernigerode, doch sind *sie* es wohl, die ihn zum Bi-

---

*) Die Geschichte dieses Buches findet, wer sie nicht kennt, im 16. Bande des Archivs S. 457 von Pröhle kurz zusammengefaßt.

**) Das trifft freilich hier nur bei der ersteren der genannten Zeitschriften zu; denn als F. in der neu begründeten Kuhn'schen Zeitschrift mit seinem Aufsatz über deutsche Volksetymologie auftrat, war er bereits 29 Jahr alt. (1851.)

bliothekar daselbst gemacht und ihn so aus dem Mangel an Hülfsmitteln, der ihn in Danzig bei seinen Namenstudien drückte, an eine der Quellen selbst versetzt haben, die, namentlich seit die Reg.-Director Delius'sche Bibliothek ihr einverleibt ist, auch Förstemann's Zwecken reichlich fließen muß. Allerdings werden die Hauptfächer der Wernigeroder Bibliothek für's erste noch die hymnologische und die Bibelsammlung bleiben, über welche sich ein Bericht des jetzigen Bibliothekars in Petzhold's Anzeiger für Bibliographie zc., Dresden 1852 vorfindet. Die meisten Anschaffungen und selbst weitgreifende bibliothekarische Arbeiten in diesem Fache hat der schon oben genannte Graf Christian Ernst gemacht, und wenn das schon ein Zeichen einer bestimmten Geistesrichtung ist, so hat er andererseits sicherlich auch wieder Richtung gebend dadurch auf sein Wernigerode gewirkt. Es ist ein anerkanntes Lob, daß in dieser Stadt ein still frommer Sinn herrscht, der mit allem religiösen Eifer eine Duldsamkeit verbindet, wie sie der bürgerlichen und geselligen Einmüthigkeit so förderlich ist.

Läßt sich auf dieser einen Seite des geistigen Lebens der Einfluß der Bibliothek nicht abläugnen, so werden wir denselben von vornherein auch auf dem übrigen Gebiete des Geistes annehmen dürfen. In einer kleineren Stadt, die in stiller Zurückgezogenheit an ihren Bergen liegt, muß eine bedeutende Bibliothek eine vielseitige Geisteswirkung schon deßhalb entfalten, weil sie stets Männer der Wissenschaft und Literatur anziehen wird, die, wie sie an und für sich nicht ohne Einfluß auf Publikum und Gesellschaft bleiben können, so namentlich auch, was vor Allem der Beruf des Bibliothekars ist, die Vermittelung zwischen den literarischen Schätzen und dem Publikum übernehmen. Dazu kommt, daß die lenkende Spitze der Wernigeroder Gemeinschaft, das regierende Grafenhaus, seit Alters her in der Hochachtung und Benutzung seines schönen Fideicommiß rühmlich vorangegangen ist. Wir haben oben die Verdienste der Grafen um die Bibliothek kurz berührt und hoffen auf die Zustimmung des Lesers, wenn wir an dieser Stelle auch an den Mann erinnern, der durch eigene Werke dem Namen Stolberg für alle Zeiten in unserer Literatur ein ehrenvolles Andenken gesichert hat, zumal wenn es nur seinen privaten Beziehungen zu Wernigerode gilt. Ueber diese nämlich liegt mir wiederum eine Reihe von Briefen vor, die derselbe nach seinem Uebertritt zum Katholicismus von Münster aus an den Bibliothekar Benzler nach Wernigerode schrieb. Es sind großentheils Begleit-

schreiben, die F. L. Gr. zu Stolberg seinen in jener Periode erscheinenden Büchern, namentlich einzelnen Bänden seiner Geschichte der Religion Jesu Christi mitgab. Das ist zunächst allerdings nur eine geschäftliche Veranlassung, denn Benzler wird gebeten, die verschiedenen Exemplare, nachdem er sich ein solches zurückbehalten, an die Verwandten des Grafen zu vertheilen; daneben aber vergißt dieser nie, den Bücherkenner um seinen Rath und sein Urtheil zu befragen und, wie er von dem Ergehen in seinem eigenen Hause berichtet, so auch den herzlichsten Antheil an dem Schicksal des durch Krankheit und durch den Tod seiner Gattin hart geprüften Benzler an den Tag zu legen. Vergeblich sucht man in diesen Briefen eine Bestätigung des Vorwurfs „aristokratischer Vornehmheit", den unsere Literaturgeschichten F. L. Stolberg in seiner münsterschen Periode zu machen pflegen. Und genügen diese Proben noch nicht, jenen Vorwurf in seiner ganzen Ausdehnung zu entkräften, so zeigen sie doch, daß ihr Urheber in seinen literarischen Beziehungen noch immer nicht ohne jene Freiheit des Geistes war, durch welche seine Jugend sich auszeichnete. Man erkennt eben die Achtung vor der literarischen Person, die er sich ebenbürtig setzt, wie denn an und für sich der Geist dem Geiste ebenbürtig ist. Und wenn nun ferner F. L. Stolberg in diesen Briefen die feste Zuversicht ausspricht, daß seine Verwandten seine Bücher nicht bloß in ihre Bibliotheken stellen, sondern dieselben l e s e n werden, so beweist er dadurch, ein wie hohes und ernstes literarisches Interesse er bei denselben voraussetzen durfte.*) Nicht vielen Kreisen von dieser gesellschaftlichen Höhe, am wenigsten aber den Frauen solcher Kreise wird man zumuthen dürfen, daß sie so langathmige Werke, wie die Religionsgeschichte ist, gewissenhaft durchlesen sollen; und doch erwartet das Stolberg von seiner Tochter und findet sich darin nicht getäuscht, wie er es Anfangs, durch einen fälschlichen Argwohn selbst betrogen, gemeint hatte, fürchten zu müssen.

---

*) Dasselbe ist gleichsam typisch von dem Grafen Wolfgang Ernst, der ja auch durch Gründung der Bibliothek in dieser Richtung Vorbild geworden ist, ausgesprochen worden in folgenden an Mich. Neander, Rector zu Ilfeld, gerichteten Versen:

Et doctis faveo, doctos complector amore,
Et simul a doctis me vellem semper amari, etc.

S. Keßlin S. 271.

Gewiß, wir werden annehmen dürfen, daß die Bibliothek, wie sie ursprünglich ein Ausfluß literarischen Sinnes war, auch wieder rückwirkend diesen Sinn in der gräflichen Familie, und so, theils durch Vermittelung dieses Vorbildes, theils unmittelbar in der ganzen Wernigeroder Gemeinschaft gepflegt und gefördert hat. Eine Aeußerung dieses Sinnes, an welcher man zugleich dessen Allgemeinheit erkennen kann, ist der wissenschaftliche Verein zu Wernigerode, über welchen im vorliegenden Buche ein vierter Nachtrag einige kurze Notizen giebt. Er ist seit dem 24. November 1841, seinem Stiftungstage, von 22 zu 54 Mitgliedern angewachsen. Die Versammlungen finden monatlich einmal statt. In diesen ist statutenmäßig die Mittheilung „allgemein interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Wissenschaft" gestattet; aber, und darin wiederholt sich der Zug des Selbstbewußtseins, den wir oben in der Erscheinung des vorliegenden Buches erkannten, eines Vorzugs erfreuen sich Gegenstände, „welche ein specielleres Interesse für den Harz und die Umgegend haben." Demgemäß gehören drei von den fünf Werken, die bisher auf Kosten des Vereins erschienen sind, sogar einem speciell Wernigeroder Interesse an. Es sind:

1) Verzeichniß der Schüler, welche 1750—1850 das Lyceum zu Wernigerode besucht haben. Eine Festgabe zum 21. August.
2) Jasche, C. F., Uebersicht der in der Grafschaft Wernigerode aufgefundenen mineralogisch einfachen Fossilien.
3) Das vorliegende Buch.

Die beiden anderen sind auf einen weiteren Leserkreis berechnet.

1) Jasche, C. F., Uebersicht der Gebirgsformationen der Erde. Nebst einem Anhange von W. Stiehler &c.
2) Heinecke, C., Orchomenos und der Herrenstand der Kuraten.

Man sieht, auch in diesem Verein strebt die Wissenschaft wieder nach literarischer Bethätigung, und wie man sonst über die Wissenschaft in Vereinen denken, wie gern man derselben eine dilettirende Tendenz zuschreiben mag, in den Titeln dieser Bücher ist eine solche nicht zu erkennen, am wenigsten in den drei erst genannten, die geleitet und gelohnt nur durch ein heimathliches Interesse, für einen genau begrenzten Kreis lediglich das Material zusammenstellen. Die

Heimath wissenschaftlich zu durchdringen und zu beleben, das ist an und für sich schon ein Streben, vor dem der Vorwurf oder Verdacht des Dilettantismus schweigen muß; und dieses Streben spricht sich fast noch entschiedener aus in der Verwendung, welche ein Theil der Mittel des Vereins bei dem 300jährigen Jubiläum des Lyceums gefunden hat. Da betheiligte sich nämlich der Verein bei einer Säcularstiftung, die den Zweck hat das Wernigeroder Lyceum wieder auf den Standpunkt eines vollständigen Gymnasiums zu erheben, den jenes früher eingenommen hat. Angesichts solcher Thatsachen wird man an dem Ernste des wissenschaftlichen Vereins nicht zweifeln dürfen und wir haben somit ein Stück Boden gewonnen, um von hier einige Blicke auf den Hauptinhalt des Keßlinschen Buches zu werfen.

Zunächst fällt ein Streben nach Vollständigkeit auf, welches man bei aller Anerkennung, die es verdient, fast zu gewissenhaft nennen möchte, wenn man hie und da Leute nur einer medicinischen Doctordissertation oder eines Gelegenheitsgedichtes wegen unter die Zahl der Schriftsteller aufgenommen sieht. Wenn man, wie es in diesen Fällen doch unerläßlich ist, von der Götheschen Auffassung des Gelegenheitsgedichtes absieht, so scheint ein solches sowohl, als auch eine dissertatio inauguralis med. zu sehr äußerlich veranlaßt, als daß sich auf sie allein der Anspruch auf den Namen Schriftsteller auch nur einigermaßen gründen ließe, wofern nicht etwa ein solches Schriftstück wirklich literarischen Ruf erlangt hat. Daher würde es der Uebersichtlichkeit und allgemeinen Brauchbarkeit des Buches förderlich gewesen sein, wenn dergleichen Schriften nur da angeführt worden wären, wo dieselben durch ein anderweitig begründetes Interesse an der Person des Verfassers gehoben und verklärt würden. Wenn von einem Göthe jeder kleinste Versuch von Bedeutung ist, so ist es uns darum nicht von jedem anderen. Doch hüten wir uns hierüber mit dem Herrn Verfasser zu rechten; vielmehr erkennen wir gern an, daß bei einem Buche, welches sich großentheils mit bekannten und noch lebenden Personen beschäftigt, Rücksichten zu nehmen gewesen sind, welche eine billige Kritik in diesem Falle nicht umhin kann gelten zu lassen. Dazu kommt, daß für den engeren Kreis, für den das Buch zunächst berechnet ist, auch alle diese Data von Interesse sein mögen, während die allgemeine Kritik sie allerdings wegwünschen muß. Es kommt am Ende darauf an,

ob der kleinere, näher betheiligte, oder ob der allgemeine Leserkreis mehr Berücksichtigung verdient, eine Frage, die ich nicht zu entscheiden wage, wenn ich auch die Sache des größeren Leserkreises, dem ich selbst angehöre, insofern zu führen geneigt bin, daß ich demselben rathe, das Buch als einen Beitrag zur literarischen Statistik nicht unbeachtet zu lassen. Denn da das Buch sich nicht bloß auf solche beschränkt, die in W. geboren oder ansässig gewesen sind, sondern auch alle die umfaßt, die nur auf der Schule gewesen sind in W., so ist die Zahl von bekannten, ja berühmten Namen keineswegs gering. Zuvörderst führen wir Gleim an, über den sowohl die biographischen Notizen als auch die Statistik seiner Werke und Ausgaben sehr schätzbar sind, zumal über den deutschen Anakreon und preußischen Grenadier noch manches ins Reine zu bringen ist. Unter den Elegien Gleims sind aufgeführt die „Blumen auf Spiegels Grab. Berlin 1786" mit der darunter stehenden Bemerkung „daran haben auch andre Theil." Ich bin in Zweifel, wie ich damit einen Brief Gleims an Benzler in Einklang bringen soll, aus dem hervorgeht, daß Gleims Blumen auf Spiegels Grab, und zwar 31 an der Zahl, schon im Anfang des Juni 1785 in Wernigerode gedruckt sind, um zum 7. desselben Monats, dem Tage des solennen klerikalischen Leichenbegängnisses des Domdechanten bereit gehalten zu werden. Der Brief ist wohl durch einen Schreibfehler vom 7. Juni datirt und lautet: „Den 7. dieses, mein bester Benzler, wird unsers theuren Spiegels solennes klerikalisches Leichenbegängniß gehalten. — Unter den tausend kleinen Anstaltsgeschäften, die dieses traurige Begängniß auch mir als Untertestamentario verursacht hat, hab ich die Ein und dreyßig Ausgüsse meines Herzens hingeworfen aufs Papier, und möchte noch gern als Feldblumen sie hinwerfen auf des Einzigen Grab — Einzig war in seiner Art der theure Seelige; fragen Sie die alle, die ihn näher kannten. Also, mein Bester! bitt ich, mir zu helfen, ich meine die Blumen abdrukken zu lassen bei meinem lieben alten Freunde Herrn Struck, an den ich besonders zu schreiben abgehalten werde, so sauber als möglich, wie die Handschrift, auf jeder Seite nur Eine der Blumen in Octav — 600 Exemplare auf dem feinen Schreibpapier, von welchem Herr Struck für mich noch Vorrath hat, mit den schönsten lateinischen Lettern, nur mit Linien, keine andere Zierrathen!" Wir überschlagen hier eine Stelle des Briefes, in welcher die Vorschriften über die äußere

Ausstattung der Gedichte mit einer Genauigkeit fortgesetzt werden, daß man auch hier auf literarischem Gebiete sogleich den gewissenhaften Beamten und den sauberen, accuraten Hausvater wiedererkennt. Dann aber fährt er fort: „Aufs späteste den Sonntag mit der fahrenden Post muß ich die 600 Exemplare haben, weil sie noch alle müssen gebunden oder gefalzet werden.“ Da man nun nicht annehmen kann, daß der Druck von 31 Gedichten auf große Schwierigkeiten gestoßen sein sollte, so scheint mir hierdurch erwiesen, daß Gleims Blumen u. s. w. zuerst 1785 und daß sie allein erschienen sind. Dieser Widerspruch mit den Angaben des Buches, welche gewiß auf sorgfältiger Einsicht der Ausgaben beruhen, findet seine Lösung vielleicht in einem andern Briefe, den Gleim vor der Gedächtnißfeier des Domdechanten Spiegel, die im Jahre 1786 am 22. Mai, als dem Todestage, gehalten werden sollte, an Benzler schreibt. Da heißt es: „Wir wollen auch noch vor dem 22sten eine Sammlung aller Gedichte, die zum Vorschein kamen beym Begräbniß, drukken lassen u. s. w.“ Namentlich wird in einem Briefe vom 20. Juli 1785 die Karschin gepriesen, weil sie „eine Rose gestreut auf Spiegels Grab, schöner wie die von Anakreon besungene Rose.“ Und wenn es dann endlich in einem Briefe vom 20. Mai 1786 noch heißt: „Für die Correctur der Blumen bleiben wir in Schuld,“ so ist damit eine Sammelausgabe der Blumen auf Spiegels Grab außer Zweifel und zugleich die Möglichkeit gesetzt, daß dieselbe vollständig in Gleims Werken Aufnahme gefunden habe.

Ich kann mich nicht abwenden von Gleim, ohne zuvor eine poetische Epistel der Karschin an Benzler*) vom Jahre 1787 mitgetheilt zu haben, welche auf der Dichterin Verhältniß zu Gleim, zum Wernigeroder Grafen und auch zu Spiegel ein helles Licht wirft. In ihrer Bewunderung Gleims erkennt man leicht den nämlichen Ton überfließenden Preises, den wir Gleim selbst in der oben angeführten Stelle über „die Rose der Karschin“ anstimmen hörten. Der Brief lautet in der Schreibung des Originals so:

Dem Grafen und Dechant,

wie billig

Erst meinen Dank Vorraus, und dann

*) Der Brief ist mit einigen andern von derselben Verfasserin zugleich mit den Gleimschen und Stolbergschen Briefen von Dr. Benzler unserer Bibliothek geschenkt worden.

Dir Bennzler, daß Du gern und willig
und freundlich hast gethan
Was Stolbergs Huld Dir aufgetragen
Vier goldne Münzen mir gesand
Als ein geschenk zum anfaungstagen
des Jahres, daß mich heitter sannd
mich frölich sah, und frisches Mutes
weil mich kein fieber zittern hies —
Ach die gesundheit ist was gutes
Sie macht das altte leben süs —
und Vier und sechzig Jahr und drüber
Schon Virzig Tage, binn ich hier
geschwächt durch mehr als funfzig fieber
nur blieb noch immer stark inn mir
Was übrig bleibt, wenn diese rechtte
mit der ich schreibe, starr und kalt
Geworden ist, wie vom Geschlechtte
des sandsteins. Jene Handgestalt
die Saphos leyer scheint zu spielen
dort auf des Spiegelberges Höh —
noch kann ich lebenswonne fühlen
Vergeßen kan ich lebensweh
und nie Vergeßen bis zum Grabe
Was ich auf meiner pilgrimschafft
Aus freundeshand genoßen habe
Was mir erleichtterrung Verschafft,
mein Dank wird nie inn mir Verglimmen
Denn übern Grabe haben Ja
Die Himmelsbürger auch noch stimmen
und wenn daß ist: so werd ich da
noch dannkbar alle namen nennen,
der name Stolberg Thönt zuvor
und Gleim, den dort Viel Seelen kennen
die Er hienieden schon Verlohr
die Seele Spiegels, und vor allen
die Seele Kleists die Er beweint
Vom Tage da der Held gefallen
bis Er sich neu mit Ihm Vereint —
diß soll geschehn so spät als möglich
denn immer ist es noch zu früh
für seine freunnde die Ihn kläglich
beweinen würden, wenn Er sie
Verließe weil er noch die leyer
so Griechisch spielt im deutschen Thon
Als hätt Er Jugendliches feuer

Als wär Ihm keine kraft entflohn
Er hat dir doch die Sittensprüche
daß goldne Büchlein zugeschickt
worüber selbst der große grieche
Pythagoras, halbneidig blickt
und du, wie ich, darob entzückt —

Den 9ten Jänner
1787.

A. L. Karschin.

Doch wir kehren zurück zu unserm Buche, um von literarischen Notabilitäten, die darin eine Stelle gefunden haben, noch herauszuheben; zunächst aus dem Gebiete der schönen Literatur. Ludwig Aug. Unzer, den Liederdichter Göcking, den „Epistelschreiber," wie ihn die Karschin nennt, Reinhard, den Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs und aus unserer Zeit Heinrich Pröhle, dem wir unten auf einer anderen Bahn noch einmal begegnen werden. Reicher fällt die Ernte bekannter Namen auf dem Felde der Wissenschaft aus. Ich nenne nur beispielsweise aus dem 16. Jahrhundert den Wittenberger Professor Thymus (Klee), der für den Verfasser des Kirchenliedes: „Aufer immensam, aufer deus iram" gilt, woraus durch Barthol. Ringwald unser: „Nimm von uns Herr 2c." entstanden ist. Auf der Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts stehen der Kirchenliederdichter Heinrich Georg Nauß und der gelehrte Theologe Johann Christoph Wolf. Ferner die drei Pädagogen Schütze, Eustasius Friedrich, der zuletzt gänzlich der Theologie angehörte, dessen Bruder Heinrich Karl, Director in Wernigerode und endlich Gottfried, der Sohn des ersten, welcher als Professor am Gymnasium zu Hamburg starb. Derselbe that sich, wie eine Anmerkung unseres Buches sagt, als 16jähriger Schüler des Lyceums zu Wernigerode durch seine historischen Kenntnisse schon so hervor, daß er, „mit Genehmhaltung des reg. Grafen Christian Ernst die Wernigerodische Geschichte hat sammeln müssen" und ist das Manuscript noch vorhanden und in gräflichem Besitz.

Diese Anführungen mögen genügen als Probe, daß auch die allgemeine Geschichte der Wissenschaft reiches Material im vorliegenden Buche findet, ein Material, das allerdings zum größten Theile in Jöchers, Meusels und ähnlichen Werken schon vorhanden, indessen weder landschaftlich gruppirt, noch so zuverlässig ist als hier. Berichtigungen, vorzugsweise Ergänzungen jener Werke kommen mehr-

fach vor, wie denn die diplomatische Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Herr Verfasser namentlich die Werke und Ausgaben anführt, bei bedeutenden Namen noch weit mehr zu loben ist, als wir sie oben bei Männern ohne allen literarischen Ruf beanstandet haben.

Je mehr wir aber unsere Anforderungen an das Buch auch objective auf seine heimische Landschaft beschränken, desto höher steigt der Werth desselben, und man kann es in der That bedauern, daß der Herr Verfasser nicht das geographische Ganze, dem er selbst mit seiner Heimathstadt angehört, d. h. den Harz in seiner ganzen Ausdehnung zur objectiven Grundlage seiner Nachrichten gemacht hat. Ein solches Buch dürfte weniger historischen Charakter haben, weil in ihm nicht mehr der politisch begrenzte Raum die bloße Bühne sein würde, auf welcher die Zeit nach einander die Personen auftreten läßt, sondern derselbe vielmehr zum Gegenstande der wissenschaftlichen und künstlerischen Betrachtung verinnert, gerade seine räumliche Natur verlieren müßte. Aber dadurch würde gerade eine weit geschlossenere Einheit und Ganzheit erreicht sein, als dies bei der immerhin großen Zufälligkeit des Ab- und Zugangs der literarischen Persönlichkeiten im vorliegenden Buche der Fall sein kann. Dies ist eben ein Beitrag und kann nichts anderes sein, jenes vorgeschlagene Buch aber könnte seinen Gegenstand erschöpfen und müßte ein unentbehrliches Hülfsmittel sein für alle Forschung über das in vieler Beziehung so hochwichtige Harzgebirge.

Und es fehlt auch in dem Buche dieser objective Gesichtspunkt nicht, denn naturgemäß sind bei den Harzbewohnern auch die Harzstudien zu Hause und ausdrücklich sind auch acht Fremde aufgeführt, die über die Grafschaft, aber eben nur über die Grafschaft geschrieben haben. Wegen historischer Arbeiten über diese ist vorzugsweise Ch. H. Delius zu nennen, der, wie wir aus unserem Buche (S. 184) erfahren, eben aus Liebe zu seiner Vaterstadt einen Ruf zum Professor der Rechte in Kiel ablehnte. Ueber die Grenze der Grafschaft hinaus führen Studien, wie die geologischen von Jasche und Stiehler und die mythologischen und culturgeschichtlichen von H. Pröhle. Ueber erstere steht mir kein Urtheil zu, die letzteren dagegen sind so vielfach und von anderen Männern anerkannt, als daß es meines Urtheils noch bedürfte. Doch erlaube ich mir aufmerksam zu machen auf eine kleine Schrift Pröhle's, die, soviel ich

weiß, in diesen Blättern noch keine Besprechung gefunden hat; ich meine die

„Harzbilder, Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1855."

Dies kleine Büchlein erstattet auf 119 Seiten Bericht über die harzische Volkspoesie, wie sie sich in Form des Aberglaubens, oder eines sinnigen Symbols, oder eines heiteren Scherzes, theils um die Feste des Jahres wie des Menschenlebens zu sammeln, theils an Gegenstände und Erscheinungen der Natur sich anzuheften pflegt. Am bedeutungsvollsten für das culturhistorische und mythologische Interesse sind die großen Jahresfeste, bei deren Allgemeinheit und gleichen Geltung für alle die symbolischen Handlungen und Bezüge leichter zu festen Gebräuchen und Anschauungen erstarren konnten, als z. B. bei Hochzeiten, wo die Neigung der Individuen leicht bestimmend und ändernd eintritt. So irrt man gewiß nicht, wenn man bei vielen jener Feste, die einen christlichen Namen tragen, die Gebräuche bis ins Heidenthum verfolgt; viel häufiger werden die irren, welche z. B. die herkömmlichen Weihnachtsstollen von dem Wickelkinde Jesus, die Pfannkuchen in der Leidenszeit von dem Schwamm, mit dem der Herr am Kreuze getränkt wurde, und das Gebäck der Martinshörner, das ich bei Pröhle nicht erwähnt finde, obwohl es meines Wissens ein Nordhäuser Gebrauch isi, von dem Krummstab des Bischofs Martinus herleiten, ohne zu bedenken, daß solchen Gebräuchen gegenüber das Christenthum sich weit mehr umdeutend als schöpferisch verhalten hat. Das gilt namentlich von den grünen Zweigen und Kränzen, welche vieler Feste Schmuck sind und gegen welche die Kirchenväter Anfangs schonungslos zu Felde zogen. Hierher gehört vor Allem die Pfingstmaie, mit der, wie Herr Pröhle berichtet, in der güldenen Aue die Burschen um die Mädchen werben, freilich ohne eine Ahnung davon, daß es in Japan die heirathslustigen Männer genau ebenso machen, wie jetzt W. Heine in seiner Reise um die Erde nach Japan erzählt, nur daß sie dort statt der Birke von eclastrus alatus einen Zweig nehmen, um ihn an das Haus der Geliebten zu stecken. Diese Auffassung der Pfingstmaie in der Aue ist offenbar auch eine Umdeutung, fast könnte man sagen: Umdichtung, der eine andere genau entspricht. Am Johannistage nämlich sind die Johanniskronen, abgesehen von ihrer sonstigen halb christlichen, halb heidnischen Symbolik, zugleich zu des Mädchens Antwort auf

die Pfingstmaie geworden, und können ja oder nein bedeuten, je nach den Kräutern aus denen sie geflochten sind. Und bis tief in den Winter hinein begleitet die Liebenden das Zweigsymbol. Haben sie sich nämlich durch Frage und Antwort gefunden, so brechen sie am Andreasabend, dessen Gebräuche in der vornehmeren Welt meist auf den Sylvester übertragen sind, gemeinschaftlich je einen Zweig vom Kirschbaum im Garten, stellen beide zusammen in der warmen Stube in Wasser und harren, ob sie zu Weihnachten zusammen aufblühen werden. Sind beide Zweige gesund, und ihnen geschieht in der Stube ihr Recht, so soll dies immer genau in die Weihnachtszeit treffen und das Paar schöpft daraus die schönste Hoffnung zur Weihnachtsfreude. Auch in dem Johannisspiel, dessen Singsang vom Umdrehen Pröhle in verschiedenen Fassungen mittheilt, ist ein Eindrängen von Bezügen der Liebe und des Heirathens nicht zu verkennen. Denn wenn man mit Recht in dem Umdrehen die Grundbedeutung des Spiels und seine Beziehung zur Sonnenwende findet, so ist daneben der Kranz, der entweder vom Liebsten bescheert, oder von der Jungfer verloren wird, offenbares Heirathssymbol, ja bei der Fassung, wie ich das Lied aus dem Havellande kenne:

> Jungfer N. N. hat sich umgekohren,
> Hat 'nen grünen Kranz verloren,
> Katzenkahl,
> Wie ein Aal,
> Wie ein Mädchen von sieben Jahr ꝛc.

möchte man in dem schneidenden „Katzenkahl"*) einen nicht eben ehrenvollen Verlust des Kranzes erkennen wollen.

Wir kehren zurück zu Wernigerode, um noch eine Aeußerung des dort herrschenden literarischen Sinnes zu erwähnen. Im letzten Winter nämlich hat Pröhle daselbst Vorlesungen gehalten über unsere neuere Literatur, und ich glaube kaum zu fehlen, wenn ich dieselben wenigstens in einen inneren Zusammenhang bringe mit dem wissenschaftlichen Verein, der gewiß wesentlich dazu beigetragen hat,

---

*) Das Wort ist wohl übrigens unerhört. Ich mache von ihm aus aufmerksam auf „Ratzenkahl", in dessen Herleitung von „Radical" ich scherzhafter Weise mit dem Herrn Dr. Förstemann in seinem Aufsatze über Volksetymologie zusammengetroffen bin. Uebrigens ist „Katzenkahl" ohne Zweifel unter vorwiegendem Einflusse der Alliteration entstanden.

den Boden für derartige Aussaat empfänglich zu machen. Referent weiß von diesen Vorlesungen, nicht als Ohrenzeuge, sondern durch mündliche Nachricht, auf die er nichts geben kann, so lobend sie lautete; er muß sich daher lediglich an die Probe halten, die Herr Pröhle bisher in den Druck gegeben hat; d. i.:

Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig, Gustav Mayer. 1856.

Das Werk ist Julian Schmidt gewidmet, als dem besten Darsteller unserer neueren Literatur. Das Vorwort hat die Form einer Zuschrift an denselben und weist die Berechtigung des biographischen Theils des Buches nach aus den Mängeln der Althof'schen, wie aus den Irrthümern der späteren Döring'schen Biographie, die 1826 einer Reinhard'schen Ausgabe der Bürger'schen Schriften als Supplementband hinzugefügt wurde. Außerdem fühlt sich der Verfasser landschaftlich berufen zu einem Buche über Bürger, insofern sein Großvater, wie sein Vater ihre pfarramtliche Thätigkeit in Molmerswende begonnen und noch unter demselben Strohdach gewohnt haben, das Bürgers Kindheit schirmte, und insofern er selbst sich in dem Mittelpunkte der Landschaft befinde, in welcher Bürgers Leben sich bewegt habe. Dazu kommt, daß der mythische Hintergrund, welcher der erzählenden Dichtung Bürgers oft eigen ist, und die volksthümliche Weise für den Mythologen und Culturhistoriker des Harzes von besonderem Interesse sein mußten. Alle diese näheren Beziehungen haben dem Verfasser eine Lust und Liebe zu seiner Arbeit eingeflößt, die vor der größten philologischen Gewissenhaftigkeit und vor der oft nur mechanischen Mühseligkeit ihrer Pflichten nicht zurückbebt. Spuren von dieser Eigenschaft des Buches findet man fast in jeder der zahlreichen oft seitenlangen Anmerkungen, während der Text wesentlich die gehaltene Vorlesung giebt, für deren Publikum der Inhalt der Anmerkungen nur peinlich gewesen sein würde. Auf beiden Seiten des Buches aber, oben wie unten, ist unseres Erachtens höchst Dankenswerthes geleistet und wird dasselbe bei keiner späteren Bearbeitung von Bürgers Leben und Dichten, sondern eher wird eine solche Bearbeitung entbehrt werden können. Und das sagen wir nicht bloß wegen der Anmerkungen, die ein überaus reiches Material, namentlich auch eine erschöpfende Uebersicht über die Bürgerliteratur liefern, womit der Verfasser die von Döring bereits verzeichnete ergänzt; nein, auch der Text zeugt von einem Bienenfleiß in Aufsuchung und Benutzung hi-

storischer Daten oder verstreuter und gelegentlicher literarischer, ästhetischer, poetischer Bemerkungen, daß man sich dem Buche, als einem soliden Führer, mit wahrer Seelenruhe anvertraut.

Die Einleitung wird eröffnet durch eine treffend ausgeführte Parallele zwischen Bürger und dem schlesischen Dichter Joh. Christ. Günther, und beschlossen durch eine Entgegensetzung Bürgers und Schillers, zumal auf dem Gebiete erzählender Dichtung. Dadurch gewinnt die Charakteristik des Dichters wie seiner Gedichte etwas überaus Concretes, Anschauliches, und das ist ein Vorzug, welcher das Buch auch zum Gebrauch in der Schule empfiehlt. Aus der Biographie allerdings, die nach der Einleitung etwa 60 Seiten füllt, würde der Lehrer zu diesem Zwecke das Wesentliche herauszuheben haben, ja auch die Besprechung der einzelnen erzählenden Gedichte, die sodann auf 67 Seiten folgt, giebt für den Schulgebrauch theilweis des Materials zu viel, aber was sie giebt, ist wohl gewählt, einerseits um den Ideengehalt und dessen Anlehnung an Volksglauben und Sitte, andererseits um die Wurzeln bloßzulegen, mit welchen Bürger fest in seiner Heimath gegründet war, ohne doch namentlich die englischen Einflüsse sich abzuwehren. Mit Vorliebe ist die Lenore behandelt und in ihr die christliche Umdeutung, wie ich es oben nannte, des seinem Ursprunge und Wesen nach heidnischen Volksglaubens von dem Nachzehren oder Nachziehen der Todten nachgewiesen. Dieser Glaube ist nichts als der subjective Reflex des mit allen seinen Schauern angeschauten Todes und ist daher so allgemein, wie ihn Pröhle durch zahlreiche Beispiele aus verschiedenen Nationalitäten hinstellt. Nach meinen Beobachtungen über den Tod und seine Auffassung im Volke, darf ich behaupten, daß in der Behandlung der Leiche vom Sterbebette bis zum fertigen Grabe nichts bedeutungslos, nichts ohne jene Reflexion, ohne Beziehung des Todten auf die Lebenden ist. Mik fast erschreckender Anschaulichkeit besteht der Glaube vom Nachziehen des Todten im Havellande beim Nachfallen des Grabes. Daß der Todte keinen Zipfel seines Kleides in den Mund bekommen darf, führt Pröhle an; ich füge hinzu: es muß aus den Kleidern des Todten jeder Name ausgetrennt werden, sonst zieht er die Seinen nach. Ich denke: durch den Namen würde der Todte noch als Mitglied seiner Familie kenntlich sein, diese Beziehung soll aufgehoben werden.

Hier, wie auch bei anderen Gedichten, hat der Verfasser beson-

ders auf Sitten und Glauben der Harzbewohner Gewicht gelegt. Das ist nicht bloß subjectiv erklärlich, sondern eben auch objectiv vollkommen gerechtfertigt. Interessant ist in dieser Beziehung schon im Vorwort S. XII. die Mittheilung zu „des Pfarrers Tochter von Taubenhain" Strophe 2: „Da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras." Ein solches Plätzchen nämlich kennt die Volkssage noch heute in der Nähe des Falkensteins, aber, und darin erkennt man die bei aller Application an den Volksglauben doch souveraine Macht des schöpferischen Dichters, dies Plätzchen rührt her von der ungerechten Hinrichtung eines Dieners; von der Veranlassung wie sie der Dichter giebt, keine Spur in der Volkssage. Ueberhaupt charakterisirt sich in dem Commentar zu diesem Gedichte Bürgers erzählende Dichtung am deutlichsten. Es sind einzelne, zusammenhanglose, oft triviale Begebenheiten und Situationen, die Pröhle als das historische Material der Dichtung nachweist; und das hat der Dichter zu einer so lebensvollen Einheit verschmolzen, daß das Volk jener Gegend, ohne den Namen des Dichters zu kennen, auf die volle geschichtliche Wahrheit des Gedichtes zu schwören bereit ist.

Der letzte Theil des Buches giebt auf dreißig Seiten sehr schätzenswerthe Mittheilungen über den Göttinger Musenalmanach und über die beiden ersten Ausgaben von Bürgers Gedichten, wozu dem Verfasser ein Exemplar des ganzen Almanachs aus der Bibliothek des ehemaligen Bibliothekars Zeisberg in Wernigerode zu Gebote stand. Was bei allen späteren Ausgaben der Bürgerschen Werke von Gedichten, Epigrammen rc. ausgeschieden ist, finden wir hier wieder abgedruckt und zwar genau in der Folge ihres Erscheinens im Musenalmanach. Für Poesie und Aesthetik ist das kein großer Gewinn, wohl aber für die Charakteristik des Dichters, darum auch dafür unsern Dank.

So weit von dem literarischen Wernigerode, so weit auch von der neuesten Bethätigung desselben. Möchten ihr bald andere folgen.

Rosleben. **A. Steudener.**

Ueber den

Zusammenhang der indoeuropäischen Sprachen.

Erster Aufsatz.

Jeder, der der Anzahl der bestehenden Sprachen etwas näher nachgedacht, mußte nothwendig auf den Gedanken kommen, ob denn die sämmtlichen Sprachen der Erde von einander verschieden, oder aber sämmtlich einander ähnlich sind, er mußte auf den Gedanken kommen, ob diese sämmtlichen Sprachen auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt hinweisen, oder aber nicht. Diese Betrachtung hätte ferner dahin führen können und müssen, für dieses aprioristisch Gedachte auch in der Realität entsprechende Beweise zu suchen, wodurch man ohne Zweifel auf eine Vergleichung verschiedener, theils näher gelegener, theils entfernterer Sprachen geführt worden wäre. Auf diese Weise wäre dann die vergleichende Grammatik entstanden, und man wäre im Stande gewesen, auf Grund der gefundenen Resultate sämmtliche Sprachen je nach ihrer Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in Familien und Stämme zu sondern.

Indeß hatte die jüngste aller Wissenschaften nicht einer so ganz allgemeinen Betrachtung ihr Entstehen zu danken, dieses liegt vielmehr in ganz speciellen Leistungen. Der Däne Rask war es, der schon seit seiner Jugend für seine nordischen Sprachen begeistert dieselben zum Gegenstand eines gründlichen Studiums machte, und sie unter sich und auch mit den klassischen Sprachen verglich. In derselben Weise wurden etwas später von Anderen andere nahe liegende Sprachen untersucht, bis in unserem Jahrhundert Grimm das Verständniß der germanischen Sprachen erschloß, Bopp zum erstenmale das Sanskrit wissenschaftlich darstellte, und seinen Zusammenhang mit den abendländischen Sprachen bis zur völligen Gewißheit darlegte. Damit war nun Anfangs- und Endpunkt zu gleicher Zeit gegeben, und diese jüngste aller Wissenschaften erhob sich bald zu einer

nie geahnten Höhe und Vollkommenheit, und führte uns zu Resultaten, welche man noch kurz vorher kaum zu ahnen gewagt hätte.

Es kann hier natürlich nicht meine Aufgabe sein, auf die Entwicklung der allgemeinen Grammatik seit ihrem Entstehen etwas näher einzugehen; ebensowenig kann ich hier die Gesammtresultate etwas ausführlicher kennzeichnen, mein Zweck ist jetzt ein ganz anderer, und mein Gesichtskreis ein viel engerer.

Daß sämmtliche Sprachen des vollkommensten der angenommenen Sprachstämme, des indoeuropäischen, den Andere sicher mit weniger Recht auch jetzt noch den indogermanischen nennen, unter sich verwandt sind, und je nach Abstufung ihres Alters und ihrer Abstammung mit der indischen Sprache zusammenhängen, ist in unsern Tagen eine bekannte Thatsache. Bopp in seinem Meisterwerke und Andere haben diesen unmittelbaren und mittelbaren Zusammenhang im Großen und Ganzen klar nachgewiesen. Andere, wie Grimm, zogen eine Familie des gesammten Stammes in ihren Bereich, und wiesen mit merkwürdigem Scharfsinn das Verhältniß der einzelnen zu einer Familie gehörigen Sprachen nach, ohne jedoch den Zusammenhang mit den anderen Sprachen außer Acht zu lassen, und so verbreitete sich in Kurzem über das früher kaum geahnte Verhältniß dieser Sprachen zu einander ein kaum gehofftes Licht. Die Verwandtschaft aber kann theils aus Gleichheit der Wurzeln, theils auch aus Gleichheit oder wenigstens Aehnlichkeit der Flexion dargelegt werden. Allerdings ist in beiden Beziehungen das gesammte Gebiet schon so ziemlich durchforscht worden, jedoch auf die Flexion als solche nahm man in der Regel nur bei Gelegenheit der Wurzelvergleichung Bedacht, und es dürfte daher nicht unstatthaft sein, im Nachfolgenden die Flexion zum eigentlichen Gegenstande der Untersuchung zu machen, und ihre Uebereinstimmung in den indoeuropäischen Sprachen nachzuweisen.

Was wir unter Flexion des Verbs verstehen, — denn diese wollen wir hier vor Allem ins Auge fassen — ist bekannt. Niemandem, der mit dem Gegenstande nur etwas vertraut ist, wird entgangen sein, daß in sämmtlichen Sprachen die Fähigkeit, Zeiten und Modi rc. aus dem Stamme bloß unter Beitritt dieser oder jener Endung zu bilden, zusehends abnimmt, und daß die neueren Sprachen in dieser Beziehung mit den älteren verglichen einen merkwürdigen Ausfall an Formen und eine nicht unbedeutende Armuth verrathen.

Während z. B. die Gothische Sprache noch theilweise wenigstens einen Dual zu bilden vermochte, findet sich schon im Althochdeutschen kaum mehr als eine Spur hievon, und im Mittelhochdeutschen ist dieser Numerus völlig erloschen. Ebenso vermochte die Gothische Sprache ihr Passiv wenigstens für Präsens und Imperativ noch ohne Auxiliar zu bilden; schon im Althochdeutschen ist dieses nicht mehr möglich. Während das Latein sein Futur vom Stamme bildet, bedürfen die romanischen Töchtersprachen eines Auxiliars. Während Sanskrit und Griechisch ein Medium bilden, bedürfen das Gothische, Althochdeutsche rc. eines umschreibenden Pronomens. Das Litthauische bildet ein Futur; das Kirchenslawische nicht, wogegen in letzterer Sprache ein Aoristus I. ausgebildet ist, der der ersteren fehlt. Auch sind alle Endungen, welche Zeiten auszudrücken im Stande sind, oft nichts anderes als individuelle Bildungen dieser oder jener Sprache, welche sich unabhängig von der Stammsprache in später Zeit entwickelt haben. Das höchst ungleichartig ausgebildete Verhältniß der Endungen, insofern sie dazu dienen, Zeiten rc. auszudrücken, kann also hier nicht in Betracht kommen, wir werden aber an einer andern Stelle von diesen Endungen ausführlich handeln. Hier interessieren uns nur solche Endungen, welche durch alle Sprachen gleichmäßig verbreitet sind, die Personalendungen.

Unsere nach der einen Seite ebenso enge, als nach der anderen weite Aufgabe ist daher eine Betrachtung der Personalendungen in den indoeuropäischen Sprachen und ein Nachweis ihrer Identität in sämmtlichen Sprachen.

Wir wollen hiebei sogleich von vornherein bemerken, daß namentlich die Consonanten es sind, welche uns an den Endungen die eigentlichen und vollgültigsten Anhaltspunkte gewähren. Denn wenn schon, wie mehr als genügend bekannt, in den Wurzeln, welches doch, wenn ich so sagen darf, die eigentlichen Säulen und Träger des Sprachgebäudes sind, die Vokale dem mannichfaltigsten Wechsel unterworfen sind, um wie viel mehr, um das Gleichniß fortzusetzen, in den äußeren, leichtgebauten Verbindungsgliedern, welche die Gesammtheit des Gebäudes einen, und in Wechselbeziehung bringen? Die Endungen sind, wenn man will, das Geistigste der Sprache, sie müssen den einfachen Begriff, den die Wurzel ausdrückt, in die mannichfachsten Beziehungen rücken, und eben dazu bedürfen sie einer großen Wandelbarkeit, wozu ihnen die Vokale bereitwillig die Hand

bieten. Obschon nun aber unsere Vergleichung namentlich die Consonanten ins Auge fassen wird, so sollen doch auch die Vokale — Bindevokale — keineswegs stillschweigend übergangen werden, denn auch aus diesen lassen sich merkwürdige Berührungspunkte auffinden, zumal ihnen bei der Flexion eine eigene Aufgabe geworden ist.

Wie wir aber für unseren gegebenen Zweck nicht alle Endungen ins Auge fassen können, ebenso sind auch nicht alle Sprachen von gleicher Wichtigkeit; daß hiebei ältere Sprachen mehr in Betracht kommen als jüngere, ist an sich klar, denn je länger eine Sprache besteht, und durch einen je größeren Zeitraum sie von ihrer Stammsprache getrennt ist, desto mehr wird sie sich selbstständig entwickelt, und dadurch an Aehnlichkeit mit der Stammsprache verloren haben. Es werden demnach offenbar zwei aus der Stammsprache entstandene Idiome z. B. das Altgriechische und Gothische mehr Aehnlichkeit haben, und mehr für eine ehemalige Uebereinstimmung der Flexion beweisen können, als die Ausläufer dieser Sprachen, welche sich schon individuell entwickelt haben z. B. das Neugriechische und Neuhochdeutsche. Ebenso ist klar, daß sich nähere oder entferntere Verwandtschaft zweier Sprachen auf die frühere oder spätere, mehr oder minder weit auseinander gerückte Abstammung von der Ursprache gründet. Lettisch und Slawisch waren ehemals vereint, und ihre Trennung fand spät, wahrscheinlich erst auf europäischem Boden statt. Daher ihre merkwürdige Zusammenstimmung. Viel früher, vielleicht unter den indoeuropäischen Sprachen am frühesten, trennte sich die keltische Familie von der Stammsprache. Keltisch ist demnach vielleicht am längsten von der indischen Stammsprache getrennt, hat sich am längsten individuell entwickelt, dadurch auch am meisten selbstständige Formen geschaffen, und es mag daher nicht sehr auffallen, wenn wir zwischen der älteren keltischen Familie und der jüngeren slawischen weniger Uebereinstimmung finden, als zwischen anderen Sprachen, welche sich der Zeit nach näher liegen. Aber diese größere Aehnlichkeit oder Verschiedenheit hat auch noch einen anderen Grund. Ohne Zweifel war der Standpunkt der Stammsprache ein ganz anderer in jener alten Zeit, in der sich das Keltische, Griechische, Germanische losriß, als in jener Zeit, in welcher sich das Slawische trennte. Es können demnach zwei der Zeit nach näher liegende Idiome auch aus dem Grunde mehr Aehnlichkeit zeigen, weil beide noch die zur Zeit der Trennung üblichen Formen gerettet haben können, Formen, welche

auch in der Stammsprache in einer früheren Periode andere waren, und im Abbilde in einer Sprache, welche sich damals losriß, erhalten sein können. So haben sich sämmtliche in Europa verbreitete indo-europäische Sprachen eher von der Stammsprache getrennt, als sich der medopersische Zweig trennte, daher auch ganz natürlich, daß in manchen Fällen Griechisch, Germanisch und Römisch mehr zusammenstimmen, als eine von diesen Sprachen zum Persischen oder Armenischen paßt.

Aber welchen Weg sollen wir bei dieser Vergleichung einschlagen? Sollen wir von dem Grundsatze ausgehen, unter allen indoeuropäischen Sprachen sei das Sanskrit die älteste, was allerdings insofern richtig ist, wenn man die uns überlieferte Gestalt der anderen Sprachen mit dem Sanskrit vergleicht? Sollen wir unter dieser Voraussetzung darzustellen versuchen, wie sich aus den Personalendungen der Sanskritsprache allmählich jene der anderen Sprachen entwickelt haben mögen? — Dieser Weg wäre unrichtig und unmöglich.

Es könnte nämlich dadurch den Anschein gewinnen, als hielten wir das Sanskrit nicht für das, was es wirklich ist, für die älteste Form der uns bekannten indoeuropäischen Sprachen, welche vielleicht unter den wenigsten fremden Einflüssen noch die meiste Aehnlichkeit mit jener Stammsprache bewahrt hat, sondern für diese Ursprache selbst. Die Unrichtigkeit einer solchen Annahme leuchtet ein. Um wie viel anders mag jene Sprache gewesen sein, von der sich einstmals das Keltische, das Germanische trennte? Ohne Zweifel trennte sich, wie bereits erwähnt, am letzten das Persische, daher auch die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Sanskrit. Aber schon dieser Zeitpunkt ist historisch nicht mehr nachweisbar, um wie viel weniger also jener, in dem sich jene ungleich älteren Sprachen auf die Wanderung begaben? Alles ist hier nicht etwa in Dämmerlicht, nein, in die dichteste Finsterniß gehüllt, und alle diese Sprachtrennungen fallen unendlich weit vor alle historische Forschung, so daß an ein chronologisches Aneinanderreihen der einzelnen Sprachen nicht zu denken ist. Sobald uns das Licht der Ueberlieferung aufgeht, treffen wir schon allenthalben die Völker in ihren bekannten Sitzen, wann aber haben sie ihre Wanderung angetreten, und wie lange hatten sie sich schon von ihrer ursprünglichen Heimat getrennt? Alles, was sich ausmitteln läßt, reduciert sich am Ende darauf, daß sich die westlich-

sten Stämme am frühesten und die östlichsten am spätesten von der Stammsprache trennten.

Kann ich also bei dieser Vergleichung den analytischen Weg nicht einschlagen, so versuche ich es, gerade den entgegengesetzten zu betreten, und hoffe auch auf diesem Klarheit und Uebersichtlichkeit nicht vermissen zu lassen. Von welchen Sprachen ich aber bei dieser synthetischen Vergleichung ausgehen müsse, welche Sprachen ich zum Grunde legen, und um welche ich alle anderen gruppieren müsse, darüber konnte eine Entscheidung weder schwer, noch zweifelhaft sein. Unter allen indoeuropäischen Sprachen sind keine bis zu einem solchen Grade durchforscht, als wie die Germanischen. Grimm hat hierin Unübertreffliches und sicher auch Unsterbliches geleistet, und so lange es eine Sprachwissenschaft geben wird, so lange wird und muß man seine Leistungen mit gebührendem Danke anerkennen. —

Wie wir im Allgemeinen wenigstens annehmen dürfen, daß unter zwei oder mehreren Sprachfamilien jene der Stammsprache am nächsten komme, welche von derselben durch den wenigst kleinsten Zeitraum getrennt ist, so dürfen wir auch dafür halten, daß bei zwei oder mehreren Sprachen einer Familie jene der Ursprache am nächsten komme, welche uns in der ältesten Form bekannt ist. Einwanderungen fremder Völker, oftmalige Veränderung der Wohnsitze bedingen hier natürlich wesentliche Unterschiede und obiger Satz kann daher nur im Allgemeinen Geltung beanspruchen. Doch werden wir mit Bezugnahme auf das Gesagte annehmen dürfen, daß unter den sämmtlichen Germanischen Sprachen im Gothischen, das wir aus Ulfilas, also in der Gestalt, welche es im 4. Jahrh. nach Christus hatte, kennen, die älteste Gestalt des germanischen Idiomes überliefert sei. Billigerweise müssen wir daher seine Personalendungen vorerst ins Auge fassen.

Die Gothische Sprache, welche, wie bekannt, gleich sämmtlichen Germanischen Sprachen eine starke und eine schwache Conjugation unterscheidet, hat für beide mit Hinweglassung des jedesmaligen Bindevokales für das Präsens folgende Personalendungen:

Praesens	I. Ps.	II. Ps.	III. Ps.
Sing.	—	s	th
Plur.	m	th	nd

Vergleichen wir hiemit das Althochdeutsche, welches uns aus Denkmälern des 9. Jahrhunderts bekannt ist, denn alles Frühere ist so wenig, daß man keine hinreichenden Sprachresultate daraus

gewinnen kann, so werden wir bemerken können, daß die Althochdeutschen Formen im Allgemeinen reicher und voller sind, als die Gothischen:

Sie lauten a) für die starke Conjugation:

Praesens.		I. Ps.	II. Ps.	III. Ps.
	Sing.	—	s (st)	t
	Plur.	mês	t (nt)	nt

und b) für die dritte und vierte schwache:

	Sing.	m	s	t
	Plur.	mês	t	nt

Es steht in der 3. und 4. schwachen Conj. I. Ps., welche im Gothischen auf einen Vokal endet, ein Consonant, und die Endung im Althochdeutschen ist als voller anzusehen. Ebenso hat die I. Ps. Plur. offenbar eine mehr ausgeprägte Endung als die entsprechende gothische. Aber auch im Althochdeutschen sind diese volleren Endungen nicht mehr von zu langer Dauer, sie nehmen allmählich ab, und bloße Buchstaben treten wie im Gothischen an ihre Stelle. Während z. B. in Keros Glossen in der 3. und 4. schwachen Conj. noch allenthalben das m besteht, verflüchtigt es sich bei Isidor schon in n, und bei Otfrid findet sich kaum mehr eine Spur. Ebenso weicht die Endung mês allmählich einem bloßen m, und während die vollere Endung in früheren Zeiten Regel war, finden wir seit dem 10. Jahrh. kaum mehr einen Anklang.

Das Angeführte beweist, daß sich im Althochdeutschen in verhältnißmäßig nicht gar langer Zeit die Endungen nicht unbedeutend abschwächten, und daß an die Stelle einer Silbe ein bloßer Laut trat. Es findet also im Althochdeutschen eine Verminderung der Endungen statt, und dieser Vorgang stimmt ganz genau überein mit einem schon oben namhaft gemachten Gesetze, nach dem in den Sprachen die Kraft, Formen zu bilden erstirbt, und nachmals durch Auxiliare muß ausgedrückt werden, was früher eine aus dem lebendigen Organismus entwickelte Form bezeichnen konnte. Diese beiden Gesetze haben in der organischen Entwicklung der Sprache ihren Grund, und ergänzen sich gegenseitig.

Diese Gesetze finden wir auch im Einzelnen und Allgemeinen bestätigt. In wie fern die Anzahl der vom Stamme zu bildenden Formen abnimmt, habe ich oben angedeutet. In demselben Maße vermindern sich auch die Endungen bei fortbestehender Anzahl der For-

men. In den Denkmälern der althochdeutschen Sprache, welche uns aus dem 8. Jahrhundert erhalten sind, finden sich deutliche Spuren, daß die I. Prs. Präs. Conj. nicht auf einen Vokal, sondern auf eine mit m schließende Silbe endete. Seit dem 9. Jahrhundert treffen wir nur die Endung auf einen Vokal. Das Althochdeutsche hat für das Präs. im Ind. der starken Conj. in den ältesten Denkmälern sechs verschiedene Endungen, das Mittelhochdeutsch unterscheidet nur mehr fünf. Während das altnordische Verb im Präsens vier verschiedene Endungen bietet, hat das dänische Zeitwort nur Eine Endung für den Sing., und Eine für den Plur. Dasselbe Verhältniß treffen wir nicht nur bei der Verbal-, sondern auch bei der Nominalflexion. Während die gothische Nominaldeclination 40 verschiedene Endungen hat, treffen wir im Althochdeutschen nur mehr 25, und unsere jetzige deutsche Sprache muß sich mit 6 Endungen begnügen! Aus diesen etlichen Beispielen geht zur Genüge hervor, daß die Endungen sich stets mehr und mehr schwächen und verringern.

Wenden wir das allgemein Gesagte speciell auf die gothischen Endungen an, und fassen wir zugleich ins Auge, daß uns in einer verwandten Sprache aus jüngerer Zeit Formen erhalten sind, welche zweifelsohne in ein höheres Alter zurückweisen, so werden wir annehmen dürfen, daß eben diese gothischen Endungen, welche uns im Codex argenteus und den anderen Denkmälern erhalten sind, nicht die ursprünglichen, nicht die ältesten sind, sondern daß diesen bereits abgeschliffenen Endungen andere weitaus vollere voraufgegangen sind. Aber welche?

Ich habe bereits erwähnt, daß sich die I. Prs. der 3. und 4. schwachen Conj. im Althochdeutschen auf m endet, und möchte daher vermuthen, daß in einer Zeit, welche unsern Forschungen nicht mehr zugänglich, jedenfalls sämmtliche Zeitwörter schwacher Conj. auf m endeten; denn jedenfalls ist es weit eher zu erklären, daß aus Gründen, die ich anderwärts entwickeln werde, dieses m in der 3. und 4. Conj. blieb, als anzunehmen, dieses m sei erst später hinzugekommen.

Allein, wenn ich einen Ausgang auf m bei den Zeitwörtern schwacher Conj. annehme, so werde ich eben auch bei den Zeitwörtern starker Conj. diese Endung voraussetzen dürfen. Die ablautenden Verba sind nämlich, wie bekannt, die ältesten Gebilde der Sprache, ungleich älter, als die nicht ablautenden, welche meistens abgeleitete

sind. Konnten wir demnach schon bei jüngeren Bildungen eine Endung auf m allgemein annehmen, so werden wir sie bei den älteren Wörtern um so mehr vermuthen dürfen, da sonst die Endung m ein ganz unorganischer Zutritt sein müßte.

In dieser Vermuthung bestätigen mich aber mehrere jener bis in die ältesten Zeiten zurückreichender anomalen Verba, welche schon früh in der Entwicklung zurückblieben, und jetzt noch gewissermaßen als versteinerte Ueberreste aus jener uns unzugänglichen Zeit erhalten sind. Ich erinnere an die althochdeutschen anomalen Verba: Tuom, Stâm, Kâm. Auf das hochwichtige Zeitwort: Pim werde ich bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen. Noch im Mittelhochdeutschen, in dem doch fast alle Endungen abgeschliffen sind, treffen wir Spuren dieses m. Das Althochdeutsche Tuom findet sich in der Form: Tuon. Aehnlich altsächsisch: Doan. Altfriesisch: Thun. Ja es scheint, dieser Labiallaut war so fest mit der ersten Person verwachsen, daß sich selbst noch im Neuhochdeutschen Spuren finden, freilich aber meist nur in Dialekten. Indeß darf man hierdurch nicht etwa zu dem Glauben veranlaßt werden, als sei dieses nur ein unorganischer Auswuchs, denn wir wissen, daß sich gar oft organische Bildungen, wenn sie längst in der Schriftsprache ausgestorben waren, im Munde des Volkes, wenn auch unter mancher Umgestaltung, deßhalb vielfach verkannt und mißkannt, auf einem ganz kleinen Raume erhalten haben. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit nur an den Gothischen Dual des persönlichen Pronomens, der noch heute im bayerischen und österreichischen Dialekte erhalten ist. Das Vorhandensein der Endung m im Althochdeutschen sowohl für starke als auch schwache Conj. kann nach dem Angeführten nicht wohl einem Zweifel unterliegen, und hat sich daher auch im Gothischen keine Spur dieser Endung erhalten, wir dürfen sein ehemaliges Bestehen mit so ziemlicher Gewißheit vermuthen. Auch die Vergleichung mit anderen Sprachen führt uns auf dieses m.

Wir haben oben schon im Vorbeigehen angemerkt, daß sich im Althochdeutschen Spuren eines Conj. Präsens auf m finden, und aus dem Verschwinden dieser Endung einen Beweis für unsere Behauptung zu finden geglaubt, daß die Endungen sich allmählich vermindern. Fassen wir aber diese Bemerkung etwas schärfer, und vielleicht gewinnen wir wichtigere Resultate. Wenn sich nämlich Spuren einer Conjunctivendung auf m finden, und diese Spuren gewisser-

maßen vor unsern Augen verschwinden, so werden wir nicht irren, wenn wir für eine unsern Forschungen nicht mehr zugängliche Zeit im Althochdeutschen eine allgemeine Conjunctivendung m annehmen. In dieser Vermuthung bestätigt uns die Wirklichkeit in anderen Sprachen. Die Endung m, welche im Althochdeutschen nur mehr in vereinzelten Fällen vorkommt, ist allgemeine Regel im Latein. Das Althochdeutsche Lirnêm, das Graff als Ueberrest der althochdeutschen Conjunctivendung auf m beibringt, paßt genau zu der entsprechenden lateinischen Form: Carim (im = eam). Wir haben also eine Sprache, in welcher sich eine regelmäßig durchgeführte Endung m findet. Halten wir nun dagegen den Satz, den wir unten weiter ausführen und beweisen werden, daß in sämmtlichen indoeuropäischen Sprachen die Personalendungen des Conj. nicht auf Verschiedenheit des Consonanten, sondern nur auf einem Wechsel des den Consonanten begleitenden Bindevokales beruhen, so können wir auch von diesem Gesichtspunkte aus auf eine frühere Indicativendung m wenigstens für Althochdeutsch und Latein schließen.

Freilich haben auch im Latein bereits alle Präsentia Indicativa, vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Inquam, ihr charakteristisches m abgeworfen, enden also auf einen Vokal, allein wir können, wie erwähnt, diese Endung m vermuthen, und zwar um so mehr, da eine dem Latein nahe verwandte Sprache — die griechische — wieder deutliche Spuren dieser Endung bewahrt hat.

In dieser Sprache treffen wir nämlich noch eine ziemliche Anzahl von Verben, welche im Präsens auf m enden, und eben deßhalb bei den griechischen Grammatikern als Verba auf μι bezeichnet werden. Diese Wörter, welche gleich den germanischen anomalen Zeitwörtern aller Fortentwicklung der Sprache getrotzt haben, weisen uns theils durch ihre Bedeutung, theils durch ihre Form in das früheste Alterthum der Sprache zurück, und werden daher unsere Aufmerksamkeit noch öfter in Anspruch nehmen. Was uns aber hier besonders interessiert, ist einmal ihre Präsensendung auf μι, und sodann der Umstand, daß manche von ihnen auch in der nachmals üblichen Form — auf einen bloßen Vokal endend — gefunden werden. Dadurch wird einmal der Bestand der allenthalben vermutheten Endung m bestätigt, andererseits aber auch die Abnahme dieses m dargethan. Eben für diese Abnahme, und daher für das frühere allgemeine Bestehen

der Endung m spricht auch der Umstand, daß auch andere gewöhnliche Verba in älteren Dialekten mit der Präsensendung μι gefunden werden, z. B. bei den Doriern ὅρημι, φίλημι statt des nachmals allein üblichen ὁράω, φιλέω.

Ebenso deutlich, wie durch das Griechische, ist uns diese in Rede stehende Endung bestätigt durch die Keltische Familie, welche sich, wie erwähnt, am frühesten von der Ursprache getrennt haben mag, und daher einen interessanten Beweis für das Alter dieser Endung abgeben kann.

Im Irländischen ist dieses m allgemeine Präsensendung, z. B. Meallaim, beirim, und geht im Conj. in nn über, welche Form das Bretonische schon im Ind. angenommen hat.

Wie wir aber für die früheste Existenz dieser Endung aus dem Keltischen einen Beweis entnehmen konnten, so können wir auch aus dem Kirchenslawischen, Litthauischen und Lettischen, welche Sprachen sich, wie erwähnt, unter den in Europa befindlichen am spätesten von der Ursprache getrennt haben, einen Beweis für das spätere Bestehen dieser Endung erholen. Das Litthauische hat in einer nicht unbedeutenden Anzahl von Verben die Endung mi erhalten, welche sich auch noch in mehreren kirchenslawischen Zeitwörtern findet. In den meisten Zeitwörtern wird aber ĭ abgeworfen, und das verbleibende m mit dem ursprünglichen Bindevokal zusammengezogen. Damit stimmt auch das Altslowenische, das Polnische, das Albanesische rc. rc.

Daß wir von diesem m in den romanischen Töchtersprachen keine Spur mehr finden, kann nicht überraschen, wenn wir ins Auge fassen, daß schon in ungleich älteren Sprachen diese Endung meist abgeworfen war. In schönster Ausbildung und allgemeiner Geltung treffen wir aber diese Endung im Sanskrit und den ihm am nächsten stehenden Idiomen als mi, dem das Altpersische mÿ, das armenische m entspricht rc.

Fassen wir nun das Angeführte kurz zusammen, so werden wir annehmen dürfen:

1) daß im Wesentlichen sämmtliche indoeuropäische Sprachen in der Personalendung der I. Prs. Sing. des Präsens Ind. zusammenstimmen;

2) und daß diese allgemeine Endung in der Stammsprache m mit auslautendem Vokal gewesen sein mag.

Zäher als im Sing. hat sich dieses charakteristische m in der I. Prs. des Plur. erhalten. Schon die gothische Sprache bietet hier in starker und schwacher Conj. im Ind. und Conj. ein m, allein aus allen Anzeichen können wir folgern, daß auch diese Endung schon bedeutend abgeschliffen ward. Abermals ist die althochdeutsche Sprache reicher und voller. Sie bietet in ihren ältesten Denkmälern die Endung mês, an dessen Stelle aber schon im 9. Jhd. m tritt, das sich später in n schwächte, als welches es bei Geltung blieb. Hier hat sich die Uebereinstimmung sämmtlicher Sprachen bestimmter aufrecht erhalten, und wir treffen in allen Sprachen entweder eine dem mês analoge Endung, oder doch wenigstens den Charakterbuchstaben m. Das altnordische Verb endet im Ind. und Conj. starker und schwacher Conj. auf m; im Lateinischen finden wir für alle Zeitwörter im Ind. und Conj. die Endung mus, und das Griechische bietet eben so consequent die Endung μεν, wofür der ältere dorische Dialeckt μες gebraucht, das Neugriechische μεν, das Albanesische με bietet. Die slawischen Sprachen, welche doch unter allen indoeuropäischen Sprachen die Endungen am allermeisten getilgt haben, bieten zahlreiche Analogien. Im Kirchenslawischen endet die I. Prs. Plur. auf mi; im Altpreußischen auf mai; das Altslowenische bietet: mi; das Russische: mi; das Böhmische: eme. Selbst die romanischen Sprachen haben bedeutende Anklänge bewahrt: Italienisch: mo; spanisch: mos rc.

Am interessantesten aber ist es, daß auch hier wieder das Keltische die Pluralendung zum Theil am vollsten und mit dem Sanskrit am übereinstimmendsten bewahrt hat. Ich finde, daß sich im Irländischen die I. Prs. Plur. auf maoid, meist aber auf mar endet, z. B. Dagha-mar (im Gallischen geht mar in bloßes m über) welche Endung genau zu dem Indischen stimmt, in welchem die Pluralendung durchweg mas lautet, welche Endung im Altpersischen die Form mahja annimmt.

Auffallend aber möchte es etwa erscheinen, daß im Ind. I. Prs. Plur. das Altsächsische: th und das Angelsächsische d bietet. Allein, wenn wir ins Auge fassen, daß diese beiden Endungen bereits für den ganzen Plural gelten, somit die Sprachen schon sehr weit von ihrem ursprünglichen Standpunkt abgekommen sind, so können wir diese Endung nicht als Gegenbeweis gegen die allg. Uebereinstimmung, sondern nur als unorganisch betrachten. Wir werden in dieser

Annahme bestätigt dadurch, daß im Conj., der sich, wie bereits erwähnt, nur durch einen Wechsel der Vokale vom Ind. unterscheidet, sowohl im Alt- als Angelsächsischen das für die I. Prs. Plur. charakteristische m wieder eintritt.

Was nun aber überhaupt den Vokalwechsel zwischen Ind. und Conj. betrifft, so ist dieses Verhältniß im Lateinischen und Griechischen z. B. zu bekannt, als daß man näher darauf eingehen sollte. Die Aufzählung etlicher Beispiele kann genügen. Laudas — Laudes. Laud-a-mus — Laud-e-mus. Teg-i-s — Teg-a-s; Teg-i-mus — Teg-a-mus. *Τύπτ-ο-μεν — Τύπτ-ω-μεν; Τύπτ-η-τε — τύπτ-ε-τε* ꝛc. Selbst in den romanischen Sprachen finden sich noch so ziemlich deutliche Spuren: Italienisch: Am-a-no — am-i-no. Cred-o-no — Cred-a-no. Sent-e — Sent-a. Im Spanischen: Am-a-mos, Am-ai-s, Am-a-n — Am-è-mos, Am-èi-s, Am-e-n. Tem-e-mos, tem-ei-s, tem-e-n. — Tem-à-mos, tem-ài-s, tèm-a-n. ꝛc.

Ebenso unzweifelhaft, wenn auch vielleicht im Einzelnen etwas getrübter begegnen wir diesem Vorgange in den germanischen Sprachen. Rechnen wir weg, daß im Gothischen die I. und III. Prs. Plur. im Conj. eine aus m und nd in ma und na gewandelte Endung ausweist, und die 3. Prs. Sing. den Schlußconsonanten abwirft, so sind Ind. und Conj. in starker Conjug. nur durch die verschiedenen Vokale verschieden. In den schwachen Conjug. sind die Verhältnisse im Gothischen etwas getrübter, dagegen treten sie uns im Althochdeutschen wieder scharf ausgeprägt entgegen. Hier sind in starker und schwacher Conj. die Consonanten völlig identisch, und ein Unterschied zwischen beiden Modis beruht einzig und allein auf den Vokalen. Der Ind. starker Conjugation hat die Endungen:

	u	is	it	ames	at	ant
der Conj.:	e	ês	e	êmes	êt	ên

Der Ind. der dritten schwachen Conj. bietet die Endungen:

	êm	ês	êt	êmes	êt	ênt.
der Conj.:	êe	êês	êe	êêmes	êet	êên.

bei welcher Gelegenheit schon hier auf den Zusammenhang der 3. schwachen Conj. und der 2. latein. hingewiesen sein soll. Ganz unter denselben Verhältnissen stehen sich Ind. und Conj. im Altnordischen, Altsächsischen, kurz in sämmtlichen germanischen Sprachen gegenüber. Auch im Sanskrit sind Ind. Präsens und Conj. Prä-

sens (Potentialis) in Hinsicht der Consonanten gleich, den Unterschied bedingt nur der Charakterbuchstabe des Potentialis î, der in der I. Conjug. mit dem vorhergehenden a in e zusammengezogen wird, und in der II. Conjug. den Zusatz: â erhält, daher in yâ übergeht.

Aus alle dem dürfte aber hervorgehen, daß Bildung des Conj. Präsens aus dem Ind. nur auf dem Wechsel des Vokales beruht, und wenn wir daher im Conj. übereinstimmend mit anderen Sprachen eine organ. Endung treffen, so dürfen wir als bestimmt annehmen, daß die im Ind. vorhandene hievon verschiedene Endung eine unorganische sei. Daher können auch die im Alt- und Angelsächsischen eingetretenen t-Laute nicht als gegenbeweisend angesehen werden. Im Allgemeinen können wir aber aus dem Gesagten folgendes Resumé ableiten:

1) Wie das Personalkennzeichen der I. Prs. Sing. Präs. Ind. und Conj. ein m ist, so ist auch in sämmtlichen Sprachen für alle Zeitwörter das Personalkennzeichen der I. Prs. Plur. ein m, das uns wahrscheinlich als mas in seiner ältesten Gestalt entgegentritt.

2) Der Ind. Präsens und Conj. Präsens hat für alle Zeitwörter in sämmtlichen indoeuropäischen Sprachen dieselben Personalkennzeichen, und ein Unterschied zwischen beiden Modis beruht nur auf dem Bindevokal.

Aber nicht nur für Sing. und Plur. des Präsens scheint dieses m Charakterbuchstabe zu sein, auch für das Prät. Zwar scheint die I. Prs. Sing. Prät. für diese Endung nicht mehr zu belegen, allein dieses kann nicht entscheidend sein. Haben wir ja doch schon für das Präsens nur mehr wenige Belege beibringen können, und wenn wir daher für Prät., das in den einzelnen Sprachen unter den mannichfaltigsten Einflüssen sich entwickelte, keine offenbaren Belege beibringen können, so kann dies um so weniger auffallen, wenn wir bedenken, daß aus vielen Anzeichen das frühere Bestehen dieser Endung gefolgert werden muß.

Fassen wir auch hier wieder zuerst die germanischen Sprachen ins Auge, und unter diesen zuerst die Gothische. Es ist bekannt, daß in den germanischen Sprachen das starke Verb sein Prät. auf eine andere Weise formiert als das schwache. Die Endungen des ersteren stellen sich in folgendem Schema dar:

Prät. Sing.	I. Prs.	II. Prs.	III. Prs.
	—	th	—
	m	th	n

Vergleichen wir hiemit die Endungen des starken Prät. im Althochdeutschen:

Prät. Sing.	I. Prs.	II. Prs.	III. Prs.
	—	i (e)	—
	mês	t	n

so können wir ebensowenig die Aehnlichkeit mit den oben gegebenen Präsensendungen übersehen, als uns auf der anderen Seite entgehen kann, daß sich das Gothische Präsens zum Prät. ebenso verhalte, als wie das Althochdeutsche Präs. zu seinem Prät.

Im Plural tritt uns hier in beiden Sprachen klar die Endung m und mês entgegen. Und wie wir oben beim Präsens aus dem allgemeinen Hervortreten des m im Plur. auf ein Bestehen desselben im Sing. geschlossen haben, so könnten wir auch hier aus denselben Prämissen denselben Schluß ziehen. Daß aber im Plur. des starken Prät. m allenthalben hervortritt, zeigt eine einfache Vergleichung z. B. Altsächsisch: Hetun; Angelsächsisch: Heton; Altnordisch: Hetum ꝛc. Eine vokalische Endung des Prät. — das zweite Stadium nach Abwerfung des m — vermuthe ich auch noch aus einem anderen Grunde.

Ich habe oben schon näher ausgeführt, daß die Bildung des Conj. wesentlich auf dem Bindevokal der Personenendung beruht. Nun endet aber die I. Prs. des Conj. Prät. starker Conj. im Gothischen auf jau (z. B. Lagjau, Namjau) was sich zu einem auf a endenden Ind. Prät. ebenso verhielte, wie der gleichfalls auf au endende Conj. Präs. zu dem wirklich vorkommenden Präs. Ind. auf a (z. B. Lig-a — Lig-au; Nim-a. — Nim-au.) Damit stimmte auch die gothische schwache Conj., welche ihr auf a endendes Präs. Ind. im Conj. in au wandelt (Nas-ja — Nasjau; Sôk-ja, — Sôk-jau), und auf dieselbe Weise statt der Prät. Endung da im Conj. djau annimmt (z. B. Nas-ida — Nas-idêdjau; Sôk-ida — Sok-idêdjau.) Im Althochdeutschen wandelt sich die Endung ta des Ind. Prät. schwacher Conj. in ti, und auch im Conj. Prät. starker Conj. treffen wir i, obwohl der Ind. ohne Endung. Es scheint somit, indikatives a wandelte sich im Conj. in au und i, und da wir auch im Conj. Prät. starker Conj. ein au und

i treffen, so werden wir auch ein indikatives a zu vermuthen berechtigt sein.

Auf einen vokalischen Ausgang des starken Prät. scheint demnach Alles hinzuweisen, und das Prät. stände auf der Stufe, auf welcher sich das Präsens in den germanischen Sprachen allenthalben erhalten hat — vokalischer Ausgang —. Ehe wir aber von da weiter auf die ältere, auf einen Consonanten endende Form schließen können, werden wir vor allem auch andere indoeuropäische Sprachen in unseren Bereich ziehen müssen. Aber was sollen wir dem in den germanischen Sprachen so scharf ausgeprägten starken Prät. in anderen Sprachen, was sollen wir der starken Conj. überhaupt vergleichen? —

Um von dem Verb verschiedene Zeiten zu bilden, — Gegenwart als solche bleibt unbezeichnet, denn die Endungen drücken nur die Personalverhältnisse aus — hat die Sprache überhaupt 3 Mittel. Entweder Veränderung von vorn, oder Veränderung in der Mitte, oder Veränderung von hinten. Das erste Mittel scheint für sich allein niemals zur Zeitbildung angewendet zu sein, um so häufiger aber das letzte, indem eine gewisse Endung eine gewisse Zeit ausdrückte. Als ein eigenthümlicher Vorzug der germanischen Sprachen aber muß angesehen werden, daß sie im Stande sind, durch eine Veränderung des Wurzellautes — Ablaut — das Prät. zu bilden, z. B. Gothisch: Brinna — Brann — Brunnum. Steiga — Staig — Stigam. Althochdeutsch: Sinku — Sank — Sunkumês. Fliuku — Flouc — Flukumês ꝛc. Diese Fähigkeit ist ausschließlich den Stammwörtern eigen, und in ihr besteht die Haupteigenthümlichkeit der starken Conj. im Gegensatz zur schwachen, welche ohne Ablaut durch bloße zwischen Stamm- und Personenkennzeichen geschobene Endungen den Begriff des Präteritums ausdrückt, z. B. Gothisch: Hab-aid-a — Hab-aidêd-um ꝛc. ꝛc.

Dieser Unterschied war jedenfalls — allerdings aber in anderer Form — in der Stammsprache vorhanden, und von ihr kam er in die indoeuropäischen Töchtersprachen, unter denen er in den älteren germanischen Idiomen noch in ziemlicher Blüthe sich findet, in allen anderen aber mehr oder minder getrübt, oder auch gar nicht mehr vorhanden ist. Aber gab es einmal in allen indoeuropäischen Sprachen Ablaut und ablautende Conj.? Ich glaube, wir müssen bei Beantwortung dieser Frage zweierlei ins Auge fassen.

Daß der Grundtypus des Ablautes in der indischen Stammsprache in jener Zeit gelebt haben müsse, in der sich das Germanische rc. losriß, scheint unzweifelhaft, denn nur von daher konnte der Ablaut in die germanische Familie gekommen sein. Nun ist es aber allerdings möglich, daß in Sprachen, welche sich vielleicht noch früher als das Germanische von der gemeinsamen Stammsprache losgerissen, und eine Jahrhunderte lang währende Selbstentwicklung durchgemacht haben, bis sie endlich auf jener Stufe der Abrundung und Ueberarbeitung ankamen, auf der wir sie kennen, die Spuren dieses ehemaligen Ablautes fast bis zur Unkenntlichkeit sich verwischt haben: allein, war Ablaut einmal vorhanden, so werden wir auch in der überarbeiteten Sprache Ueberbleibsel nicht ganz und gar vermissen können. Wie aber in den Töchtersprachen allmählich die Fähigkeit, Formen aus dem Innern des Wortes zu bilden schwand, ebenso mag diese Abnahme auch in der indischen Stammsprache eingetreten sein, und auch in ihr mögen vielleicht in späterer Zeit die Anfangs geregelten Verhältnisse, aus denen sich der Ablaut entwickelte, so getrübt worden sein, daß Sprachen, welche sich später trennten, unmöglich dieses Wenige, schon selbst principlos Gewordene, festhalten, und daraus einen geordneten Ablaut entwickeln konnten. Ich glaube daher, wir müssen unterscheiden, einmal zwischen solchen Sprachen, welche im jahrtausendlangen Bestehen die früher aus der Stammsprache ererbten Gesetze unter den mannichfaltigsten Einflüssen verändert, und unkenntlich gemacht haben, und solchen Sprachen, welche sich in einer Zeit von der Ursprache losrissen, in der jene anfänglich allgemein geltenden Gesetze selbst schon so gelitten hatten, daß sie als Princip in der neuen Sprache mußten aufgegeben werden. Strenge ausgeprägt aber kann sich dieses Gesetz meines Dafürhaltens nur in solchen Sprachen finden, welche einerseits aus so früher Periode stammen, daß in der Stammsprache das Princip selbst noch in gehöriger Lebensfrische obwaltete, andererseits aber von der Zeit ihres Entstehens bis zu dem Zeitpunkte, aus dem uns Denkmäler erhalten sind, nicht durch zu langen Zwischenraum getrennt sind. Wir müssen demnach wohl unterscheiden, ob anzunehmen, daß in einer Sprache früher der Ablaut vorhanden war, oder dieses Gesetz sich wahrscheinlich in der Sprache nie ausgebildet hat. Bei den ersteren werden wir diesen wenn auch vereinzelten Spuren mit Erfolg weiter nachforschen können, bei den letztern aber würde natürlich eine solche Untersuchung

völlig resultatlos bleiben. Wo Spuren von Ablaut sich finden, werden wir aber auch mehr oder minder deutliche Anklänge an die starke Conjugation finden, wo aber Spuren dieses Ablautes fehlen, werden wir nur mehr die schwache Conjugation antreffen, welche bereits alle innere Flexion des Wortes aufgegeben, und alle Wörter — Stamm- und abgeleitete — durch Endungen flectiert.

Obwohl uns nun das Latein in einer sehr überfeinerten Gestalt überkommen ist, so dürfte es doch keine Unmöglichkeit, ja nicht einmal eine Schwierigkeit sein, Spuren von Ablaut, und somit auch den Unterschied zwischen starker und schwacher Conjugation, aufzufinden.

Formen wie: Lino — levi; gigno — genui; — tero — trivi; ago — egi; sterno — stravi; — parco — peperci; fallo — fefelli etc. etc. erinnern in ihrer ablautenden Form recht lebhaft und nachdrücklich an dieses allgemeine Gesetz, und lassen vermuthen, daß sie nur spärliche Ueberreste sind aus einer Zeit, in der jenes Gesetz in so allgemeiner Lebensfrische blühte, wie in den germanischen Sprachen. Und wenn wir Formen, wie: Ago — eg-i — eg-imus; tero — triv-imus; fallo — fefell-imus zu: Deleo — del-ev-imus; punio — pun-iv-imus etc. halten, so können wir unmöglich den bedeutenden Unterschied übersehen, und werden bei Vergleichung mit althochdeutschen Formen, als einerseits: Steiga — stig-umês; fliuku fluk-umês und andererseits: Hapem — hap-êt-umês; nerja — Ner-it-umês sicher an starke und schwache Conjugation erinnert.

Fassen wir aber den oben gegebenen Unterschied zwischen starker und schwacher Conjugation ins Auge, daß nämlich erstere ihr Präteritum aus der Wurzel ohne Zutritt einer den Begriff der Vergangenheit ausdrückenden Endung bloß unter Beiziehung der Personalendung bildet, letztere aber den Begriff der Vergangenheit durch eine Endung hervorhebt, so werden wir auch noch andere lateinische Verba, wenn sie auch in der erhaltenen Form gerade nicht mehr ablauten, dieser Kategorie einverleiben müssen. Tego — tex-i; lego — leg-i passen in Hinsicht ihrer Lautverhältnisse genau zu: ago — eg-i, und scheiden sich strenge von Amo — am-av-i und ähnlichen Formen. Wir werden demnach nicht irren, wenn wir alle jene Verba, welche im Lateinischen ihr Perfect ohne Dazwischenkunft einer Endung bloß durch Anhängung eines i bei auch nur theilweise veränderter Wurzel bilden, als Analogon der germanischen starken Con-

jugation aufstellen. Diese Verba gehören aber sammt und sonders zu der von den lateinischen Grammatikern angenommenen 3. Conjugation. Wenn auch in den anderen Conjugationen Wörter gefunden werden, welche keine Endung zwischen Stamm und Personenkennzeichen einschalten, und hinwiederum in der 3. Conjugation Verba auftauchen, welche eine Endung zwischensetzen, so kann dadurch nichts gegen die aufgestellte allgemeine Regel gefolgert werden. Denn einmal ruht noch die ganze lateinische Formenlehre auf einer durchaus vorwissenschaftlichen Basis, welche nach den jetzigen Sprachkenntnissen als vollkommen unstatthaft angesehen werden muß der Infinitiv ist, wie in neuester Zeit mehrmals nachgewiesen, das untergeordnetste Moment der Conjugation, und ist am allerwenigsten geeignet, einen Eintheilungsgrund der Conjugation abzugeben. Daher die Verstellung einiger Wörter in Conjugationen, in welche sie wohl nach einem ganz zufälligen, nicht aber nach einem sprachwissenschaftlichen Momente gehören können. Juvi paßt sicher mehr zu Legi als zu am-av-i und Cup-iv-i mehr zu pun-iv-i, als zu egi! Doch ich komme weiter unten und auch bei einer anderen Gelegenheit abermals hierauf zurück, und das Wenige habe ich daher nur aus dem Grunde angeführt, um mich nicht dem Tadel auszusetzen, als hätte ich bei Aufstellung meiner allgemeinen Regel diese abnormen Verba übersehen.

Ganz anders wird es sich verhalten bei den Zeitwörtern schwacher Conjugation.

Wir wissen, daß die schwache Conjugation die eigenthümliche Flexion der abgeleiteten Zeitwörter ist. Ableitungen können nun aber bewerkstelligt werden einmal durch Consonanten und dann durch Vokale. Im Indischen sind diese Ableitungsverhältnisse, namentlich die vokalischen, durch Eine Endung bezeichnet, und noch im Sanskrit, um wie viel mehr also früher, scharf ausgeprägt. Bei dem Uebergange der Sprache aus dem Innern Asiens nach Europa aber veränderte sich die Silbe je nach der Eigenthümlichkeit der einzelnen Idiome und obwaltenden Vokalverhältnisse, und aus der früheren Einen Endung werden allenthalben mehrere.

Die Gothische Sprache bietet:	i, ai, o,
die Althochdeutsche:	i, e, o,
die Griechische:	ε, α, ο,
die Lateinische:	i, e, a,

die Persische: i, a, u,
die Slawischen: i, je, a u. s. w.

So entsprangen aus ursprünglich Einer vocalischen Ableitung drei, und eben dadurch aus ursprünglich Einer schwachen Conjugation wegen des zum Ableitungsvocale tretenden Personenkennzeichens und seiner nun möglichen Zusammenziehung meist drei verschiedene.

Im Gothischen, Althochdeutschen und überhaupt in den germanischen Sprachen sind diese 3 Klassen der schwachen Conjugation klar, und unverkennbar, aber nicht minder auch im Lateinischen, und ich vergleiche unter Bezugnahme der oben gegebenen Ableitungsvokale die I. Lat. Conj. mit der IV. Gothischen (Amo — Salbô); die II. Lat. Conj. mit der III. Goth. (Habeo — Haba.) die IV. Lat. Conj. endlich mit der I. Gothischen. (Punio — Nasja.)

Daß auch diese Annahme nicht auf Willkühr beruht, zeigt eine bloße Vergleichung der Paradigmen:

Gothisch:	Nas-ja;	Nas-jis;	Nas-jith;	Nas-james;	Nas-jith;	Nas-jand.
Althochd.:	Nas-ja;	Nas-jis;	Nas-jit;	Nas-jamês;	Nas-jat;	Nas-jant.
Latein.:	Pun-io;	Pun-is;	Punit;	Pun-imus;	Pun-itis;	Pun-iunt.
Gothisch:	Salb-ô;	Salb-ôs;	Salb-ôth;	Salb-ôm;	Salb-ôth;	Salb-ônd.
Althochd.:	Salb-ôm;	Salb-ôs;	Salb-ôt;	Salb-ômes;	Salb-ôt;	Salb-ônt.
Latein.:	Laud-o.	Laud-as;	Laud-at;	Laud-amus;	Laud-atis:	Laud-ant.
Gothisch:	Hab-a;	Hab-ais;	hab-aith;	Hab-am.	Hab-aith.	Hab-and.
Althochd.:	Hap-êm;	Hap-ês;	Hap-êt;	hap-êmês;	Hap-êt;	Hap-ênt.
Latein.:	Hab-eo.	Hab-es;	Habet;	Hab-emus;	Hab-etis;	Hab-ent.

Noch klarer kann dieses Verhältniß der gegenseitigen Uebereinstimmung werden, wenn wir die Endungen der starken Conjugation in Vergleich bringen:

Gothisch:	a;	is;	ith —	am;	ith;	and.
Althochd.:	u;	is;	it; —	ames;	at;	ant.
Latein.:	o;	is;	it;	imus;	itis;	unt.

Ueberall tritt uns hier bei denselben Consonanten ein einfacher, und zwar kurzer Vocal als Bindelaut entgegen. Eben dieser kurze Bindevocal bleibt aber entweder nach dem Ableitungsvocal unverändert stehen (z. B. Pun-i-o; Nas-j-a; Hab-e-o), oder er geht mit demselben eine Verbindung ein, wandelt sich dadurch in einen andern, und bildet so die verschiedenen schwachen Personalkennzeichen.

So bildet sich die I. Gothische Conjugation durch den Ableitungsvocal: i, das sich vor dem i der Personenendung consonantiert.

(Gothisch: Nas-ja, Nas-jis, Nas-jith etc. ist daher offenbar entstanden aus Nas-i-a; Nas-i-is; Nas-i-ith.) Im Lateinischen bleibt das Ableitungs-I nur in der I. Person (Pun-i-o), wird aber in den anderen Personen vor dem i der Personenendung nicht consonantiert, sondern geht mit ihm in langes Ī über. Es ist also: Pun-īs; Punīt; Pun-īmus = Pun-i-īs; Pun-i-īt; Pun-i-īmus. Wo sich demnach der Vocal der starken und schwachen Conjugation auch nicht qualitativ unterscheidet, unterscheidet er sich doch quantitativ (z. B. Pun-īmus — Leg-ĭmus.) Kommt der Vocal der Personenendung mit dem Ableitungsvocal der III. Conjugation zusammen (Gothisch: ai; Althochd.: ê; Latein.: ê), so wird er durchweg von dem langen Ableitungsvocal verschlungen, nur in der I. Person des Latein hat er sich erhalten: Hab-e-o; gerade so wie sich das ĭ der Personenendung vor dem Ableitungsvocal Gothisch: o; Lateinisch a; Althochdeutsch: o nirgends erhalten hat.

Aber auch in den Fällen, in welchen der Personenendungsvocal mit dem Ableitungsvocal zusammengezogen ward, tritt er meistens im Conjunctiv wieder deutlich hervor. Da nämlich, wie bereits zu wiederholten Malen erwähnt, die Bildung des Conjunctivs auf einem Wechsel des Bindevocals der Personalendung beruht, so kommen dadurch bei der schwachen Conjugation oft solche Vocale zusammen, welche nicht mehr zusammengezogen werden können, und daher begegnen wir in vielen Fällen im Conjunctiv zwei Vocalen, wo wir im Indicativ nur Einen treffen. Wir wissen, in der 4. Lateinischen Conjugation sind die beiden I-Laute zusammengezogen. Im Conjunctiv tritt der Ableitungslaut deutlich hervor:

Pun-i-am; Pun-i-as; Pun-i-at; Pun-i-amus etc.

vergleicht sich genau dem Gothischen:

Nas-j-au; Nas-j-ais; Nas-j-ai; Nas-j-aima,

und dem Althochdeutschen:

Nas-j-e; Nas-j-ês; Nas-j-ê; Nas-j-êmês etc.

Auch in der 2. Lat. Conjug. werden diese beiden zusammenstehenden Vocale zusammengezogen, nicht so im Conjunctiv. Man vergleiche:
Latein.: Hab-e-am; Hab-e-as; Hab-e-at. Hab-e-amus etc.
Althochd.: Hap-ê-e; Hap-ê-es; Hap-ê-e; Hap-ê-êmês etc.

Wie ganz anders sind Formen: Leg-am; Leg-amus; Gothisch: Sih-au; Sih-aima; Giut-au; Giut-aima, in welchen die Personal-

endung gerade wie im Indicativ, nur mit verändertem Bindelaut, auf den Stamm folgt.

War aber das Verhältniß des Ableitungsvocales zum Bindevocal, ihre Zusammenziehung und ihr theilweises Nebeneinanderbestehen, und eben dadurch auch die Existenz und das Wesen der schwachen Conjugation im Latein, Gothischen und Althochdeutschen keineswegs unklar, so tritt es uns doch im Griechischen am klarsten und anschaulichsten entgegen.

Dort treffen wir nämlich in der ältesten Sprache die aus der Ableitung entstandenen Vocale *ε, α, ο* allenthalben noch unverändert vor den Vocalen des Personenkennzeichens; erst später werden die beiden Vocale zusammengezogen, und bilden dann die sogenannten contrahierten Conjugationen.

Uebersehen wir die nebenstehende Vergleichung:

Griechisch:	*Ποι-έ-ῳ;*	*ποι-έ-εις;*	*ποι-έ-ει;*	*ποι-έ-ομεν* etc.
„	*ποι-ῶ;*	*ποι-εῖς;*	*ποι-εῖ;*	*ποι-οῦμεν* etc.
Gothisch:	Sôk-ja;	Sok-jeis;	Sok-jeth;	Sok-jam etc.
Althochd.:	Chund-ju;	Chund-is;	Chund-it.	Chund-âmês etc.
Latein.:	Pun-i-o;	Pun-is;	Pun-it;	Pun-i-mus.
Griechisch:	*Τιμ-άω;*	*Τιμ-ά-εις;*	*Τιμ-άει;*	*Τιμ-ά-ομεν.*
„	*Τιμ-ῶ;*	*Τιμ-ᾷς;*	*Τιμ-ᾷ;*	*Τιμ-ῶμεν.*
Gothisch:	Hab-a;	Hab-ais;	Hab-aith;	Hab-am.
Althochd.:	Hab-em;	Hab-es;	Hab-et;	Hab-êmês.
Latein.:	Hab-e-o;	Habes;	Hab-et;	Hab-emus.
Griechisch:	*Μισϑ-ό-ω;*	*μισϑ-ό-εις;*	*μισϑ-ό·ει;*	*μισϑ-ό-ομεν.*
„	*μισϑ-ῶ;*	*μισϑ-οῖς;*	*μισϑοῖ;*	*μισϑ-οῦμεν.*
Gothisch:	Salb-ô;	Salb-ôs;	Salb-ôth;	Salb-ôm.
Althochd.:	Salb-ôm;	Salb-ôs;	Salb-ôth,	Salb-ômês.
Latein.:	Am-o;	Am-as;	Am-at;	Am-amus.

so kann die gegenseitige Uebereinstimmung nicht entgehen, um so weniger, wenn wir uns ins Gedächtniß zurückrufen, was wir oben von der Zusammenziehung des Ableitungs- und Bindevocales im Gothischen, Althochdeutschen &c. bemerkten, und ins Auge fassen, daß bei den zusammengezogenen Formen die Vocalwechsel der einzelnen Sprachen ihren Grund, aber auch ihre Lösung darin finden, daß sich nicht in jeder Sprache dieselben Vocale fanden, und darum ein anderer von ähnlicher Geltung gewählt werden mußte. So erklärt sich z. B. der Uebergang des Griechischen *οῦ* in Gothisch ô, weil sich nämlich in der Gothischen Sprache kein langes u findet.

Eben auf diesem Ableitungsvocal beruht auch die Bildung des Präteritums in der schwachen Conjugation, nicht nur etwa in den Germanischen Sprachen, sondern auch im Lateinischen und Griechischen. Deutlich ist dieses im Gothischen (man vergleiche die oben gegebenen Ableitungsvocale):

I. Sok-ī-da; III. Hab-ai-da; IV. Salb-ô-da;

im Althochdeutschen:

I. Chund-ī-ta; III. Hap-ê-ta; IV. Salb-ô-ta;

aber auch nicht minder im Lateinischen:

IV. Pun-ī-vi; II. Del-ē-vi; I. Am-ā-vi.

Welch ein nie zu verkennender Unterschied zwischen Formen wie:

Am-a-vi; Am-a-vimus; Pun-i-vi; Pun-i-vimus;
Salb-o-ta; Salb-ô-tumês; Chund-i-ta; Chund-i-tumês

und

Eg-i; eg-imus; Tex-i; Tex-imus.
Sliaf; Sliaf-umês Flouc; Fluk-umês.
Staig; Stig-am. Brann. Brunn-um.

Nicht minder deutlich sind diese Verhältnisse im Griechischen. Nicht nur, daß schon die Perfektendung *κα* nichts anderes ist, als die entsprechende gothische da, die althochdeutsche ta, auch die Ableitungsvocale sind wie beim Präsens dieselben, und vollkommen identisch den entsprechenden germanischen und lateinischen. *Πε-ποί-η-κα* ist analog dem Althochdeutschen Chund-i-ta, dem Gothischen Sok-i-da; *τετίμ-η-κα* vergleicht sich dem Gothischen: Hab-ai-da, dem Althochdeutschen: Hap-e-ta. Zu *Μεμίσθ-ω-κα* endlich ist Salb-ô-da zu halten, und diese 3 contrahierten Conjugationen vergleichen sich auch hinsichtlich ihres Präteritums der 4. 2. 1. lat. Conjugation.

Ich könnte nun natürlich diese Vergleiche auch mit Bezugnahme auf Consonantenableitung fortsetzen, doch liegt solches außer meinem Zwecke, einmal, da ich ohnedieß auf diese sämmtlichen Verhältnisse noch einmal ausführlich zurückkommen muß, und mir sodann hier nur darum zu thun war, im Allgemeinen ein Analogon der starken und schwachen Conjugation auch in den anderen Sprachen zu finden, um die Endungen des starken Präteritums mit den oben gegebenen Endungen des starken Präteritums in den germanischen Sprachen vergleichen zu können. Aus dem Angeführten wird aber hervorge-

gangen sein, daß wir eine schwache Conjugation weder im Latein, noch im Griechischen vermissen, aber was sollen wir in letzterer Sprache der starken Conjugation vergleichen?

Ich habe oben die starke Conjugation vorzugsweise als Conjugation der Stammzeitwörter bezeichnet, und an einer anderen Stelle als die ältesten Stammzeitwörter im Griechischen die Verba auf μι bezeichnet. Vielleicht können wir also diese hier etwas näher in Vergleich bringen. Daß ihr Präsens mit dem Präsens der starken Zeitwörter übereinstimmt, glaube ich dargethan zu haben. Auch ist klar, daß jene von den Grammatikern angenommene sekundäre Form — der Aorist auf κα — hier nicht in Betracht gezogen werden kann, und wir müssen daher dem germanischen Präteritum den sogenannten II. Aorist dieser Verba entgegenhalten.

Stelle ich die entsprechenden Griechischen Formen mit Gothischen zusammen:

Ἔστην ἔστης ἔστη; ἔστημεν ἔστητε ἔστησαν
Brann Brannt Brann; Brunnum. Brunnuth. Brunnun,

so mag man allerdings die Formen so ziemlich übereinstimmend finden, aber einen Ablaut können wir bei dem Griechischen Verbum nicht entdecken. Oder ähneln sie etwa den ablautenden Verben in der Weise, wie die oben charakterisirten, gleichfalls nicht mehr ablautenden, Lateinischen Verba der 3. Conjugation dem ablautenden Präteritum? Allerdings möchten vielleicht Formen wie: *ἔφην* — *ἔφαμεν* auf einen früheren Ablaut noch hinweisen. Im Allgemeinen aber läßt sich von jenen wenigen Verben ein durchgehender Ablaut nicht mehr nachweisen, eben so wenig als dieses in den germanischen Sprachen bei einer kleinen Anzahl von Verben der Fall ist, welche als Anomala bezeichnet werden, und durch ihre wenigen noch erhaltenen Formen in das früheste Alterthum der Sprache zurückweisen. Merkwürdig aber ist es, daß solche Anomala, welche an allen weiteren Sprachentwicklungen nicht mehr Theil genommen haben, in allen indoeuropäischen Sprachen sich finden, nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen.

Das althochdeutsche Verbum Stâm, dessen wir oben gedachten, finden wir ebenfalls als Anomalon wieder fast in derselben Form im Griechischen: *Ἔστην*. Das althochdeutsche Verbum Wizzan

bildet I. Person Präsens Singular: Weiz, Plural: Wizzumês. Präteritum: Wissa. Vergleichen wir nun damit das Gothische:

	Vait	Vitum	Wissa
das Mittelhochd.:	Weiz	Wizzen	Wissa
das Angelsächs.:	Wat	Witon	Wiste
das Altsächs.:	Wet	Witun	Wissa
das Altnordische:	Veit	Vitum	Wisse
das Schwedische:	Weta		
das Dänische:	Vide		
das Holländische:	Wet etc.		

so kann uns unmöglich ein Zweifel über den Zusammenhang dieser Formen aufsteigen. Daß aber dieses Zeitwort als Anomalon sich auch im Griechischen wiederfindet, kann uns eben so wenig entgehen, wenn wir die Formen etwas näher ins Auge fassen. *Οἶδα, οἶσθα, οἶδε* vergleicht sich offenbar dem Gothischen: Vait, waist, vait, was noch auffallender wird, wenn wir den beiderseitigen Plural ins Auge fassen:

ἴδμεν (erst später kam *ἴσμεν* in Gebrauch) *ἴστε ἴσασι* — und vitum, vithuth, vitun.

Auf dieselbe Weise vergleicht sich dem

	Althochd.:	Willu	Plur. Wellemês.	Prät.	Wolta.
das:	Altsächs.:	Williu	Williath	„	Welda.
	Angels.:	Will	Willad		Walde.
	Altnord.:	Vil	Vilum		Vildi.

welche Formen dem Griechischen: *βούλομαι*, dessen Stammform: *βόλω*, sich vergleichen, und durch das zuletztgenannte Stammwort wieder mit dem Lateinischen: Volo zusammenhängen. Wem kann hier der vollkommen zusammenstimmende Ablaut von i und o entgehen? Wem kann entgehen die Zusammenstimmung von Latein: Velle und Althochdeutsch: wellen; von velim — velimus und welle — wellemês? Ja selbst die an sich zufällige Zusammenziehung der Wurzel und der Negation, welche im Lateinischen stattfindet, begegnet uns wieder in derselben Art im Angelsächsischen: Nolo — Nylle. — Nolumus — Nyllad.

Ich könnte natürlich diese Vergleiche der anomalen Zeitwörter noch viel weiter ausdehnen, und sie würde zu höchst interessanten Wechselbeziehungen führen, allein es liegt für jetzt nicht in meiner

Absicht, da ich nicht etwa die Zusammengehörigkeit des indoeuropäischen Sprachstammes aus den Wurzeln, sondern nur die Identität der Personalendungen darzulegen versuchen will. Auch hatte ich bei Vergleichung der obigen Wurzeln nicht einen allgemeinen Zweck im Auge, sondern ich wollte nur ganz im Speciellen durch etliche Beispiele belegen, daß sich solche anomale Zeitwörter nicht nur in den germanischen, sondern auch in allen indoeuropäischen Sprachen finden. Wie sie aber in den germanischen Sprachen bei Weitem nicht mehr in allen Formen vorhanden sind, sondern sich nur in etlichen Ueberresten erhalten haben, mit diesen aber bis ins höchste Alterthum zurückgreifen, eben so auch in allen anderen Sprachen, wodurch sie auf ihr hohes Alter und ihre gemeinsame Abkunft hinweisen.

Was bei diesen Verben noch besonders auffällt, hier aber als eigentlich nicht hierher gehörig nur im Vorbeigehen angemerkt werden soll, ist der Umstand, daß sie die Personenendung selbst ohne Bindevocal an die Wurzel ansetzen, weßhalb sie von neueren Grammatikern nicht unrichtig als bindevocallose bezeichnet werden. Aus dem Griechischen ist dieses Verhältniß bekannt, z. B. *τίθη-μι*, und auf dessen Bedeutung im Sanskrit komme ich anderweitig zurück. Aehnlich im Lateinischen: Eo, Is, it; Althochd.: Tuom, tuos, tuot.

Diese Zeitwörter bilden also in den germanischen Sprachen wie allenthalben eine eigene Klasse, und so wenig sie in den ersteren eigentlich zu der starken Conjugation gerechnet werden können, eben so wenig können wir sie etwa im Griechischen als ablautende Zeitwörter der oben gegebenen schwachen Conjugation entgegensetzen. Wollen wir aber ein Analogon der germanischen starken Conjugation suchen, so werden wir uns vor Allem nach Spuren des Ablautes umzusehen haben, um daran unsere weiteren Betrachtungen zu knüpfen. So wenig es aber im Lateinischen schwer ist, Spuren dieses Ablautes zu finden, eben so wenig schwer ist es im Griechischen. Formen, wie: *λείπω — ἔλιπον — λέλοιπα; φαίνω — ἔφανην — πέφηνα. — φθείρω ἔφθαρον — ἔφθορα; — κτείνω — ἔκτανον — κέκτονα* etc. sind nichts Ungewöhnliches.

Solche Zeitwörter sind aber hier nicht etwa wie im Lateinischen nur noch etliche, es sind eine ganze Klasse, die bekannten und von den griechischen Grammatikern sogenannten Verba auf *λ*, *μ*, *ν*, *ρ*,

welche regelmäßig im II. Aorist und II. Perfectum ablauten. Ich möchte daher einmal diese Verba als Analogon der ablautenden Conjugation und die ablautenden Formen dieser Verba als die dem Germanischen ablautenden Präteritum entsprechenden Zeiten erklären. In dieser Annahme bestätigt mich auch der Umstand, daß bekanntermaßen kein abgeleitetes Zeitwort diese sogenannten zweiten Tempora bilden kann, und daß umgekehrt die genannten Zeiten vorzugsweise die Formen der Stammzeitwörter sind.

Sind also in den klassischen Sprachen die Verhältnisse des Ablautes und der auf ihn basierten starken Conjugation auch mannichfach getrübt und verwirrend gemengt worden, wie das in jeder Sprache mehr oder minder geschieht, die vorangehende Skizze, die ich hier als von untergeordneter Bedeutung nur ganz kurz geben durfte, später aber zum Hauptgegenstande machen, und nach allen Seiten hin beleuchten werde, könnte vielleicht über diesen Unterschied, wenn auch nur ein Dämmerlicht verbreitet und dargethan haben, daß die Durchführung dieses Unterschiedes keine Unmöglichkeit ist.

Scheinen ja doch selbst noch in den Töchtersprachen diese Unterschiede nicht in dem Grade verwischt, daß sie gar nicht mehr aufzufinden. Um einige Belege beizubringen, wähle ich die italienische Sprache.

Zwar ist mir in genannter Sprache ein Beispiel von eigentlichem Ablaut nicht bekannt, wenn ich nicht etwa Formen, wie: So, seppi, saputo; — Vedo, viddi, veduto hieher ziehen will und kann, allein Beispiele, wie: Prendo — Presi — Preso; Pungo, — Punsi — Punto; Recido, — Recisi, — Reciso, verglichen mit: Amo — Amai — Amato; Godére — Godéi — Goduto; Sedére — Sedei — Seduto; Sentíre, — Sentj (= Sentii) Sentito etc. zeigen eben doch noch deutlich, daß ihrer Entstehung beziehungsweise starke und schwache Conjugation zum Grunde lag. Allerdings gehen die Formen schon mannichfach in einander über, die I. Conjugation bildet Formen, wie: Do, detti, datto; Fo, feci, fatto; die zweite: Parére, Parvi, parso; die dritte: Aprire, aprj, aperto. Aber dieser Wechsel ist neben dem Uebergang der einzelnen Conjugationen auch dadurch zu erklären, daß das betreffende Verbum im Lateinischen eine ähnliche Form hatte, welche im Italienischen beibehalten ward. Im Allgemeinen aber kann man annehmen, die I. Conjugation auf —are bildet ihr Präteritum mit Ableitungsvocal, eben so die dritte auf

—ire. Etliche Ausnahmen — in der ersten werden es vier, in der dritten vielleicht eben so viele sein, können hier natürlich nicht maßgebend sein. Die 2. und 3. lateinische Conjugation sind ineinander übergegangen, und bilden die zweite italienische, daher auch die Vermengung der Formen; auffallend aber jedenfalls ist es, daß unter allen Verbis mit kurzem ĕ des Infinitivs, also unter allen, welche der dritten lateinischen Conjugation entsprechen, alle — vielleicht mit 3 Ausnahmen — ihr Präteritum ohne Ableitungsvocal bilden.

Freilich ist hier alles einer vor Jahrtausenden auf morschen Stein gehauenen Inschrift ähnlich, welche nun völlig verwittert ist, so daß nur der geübte Schriftenkenner die wesentlichsten Charaktere zu unterscheiden vermag, indeß es sind Spuren, und dieses ist genug für unsere Annahme, daß dieses Gesetz in der lateinischen Sprache ehemals bestanden haben mag. Warum man aber dieses Gesetz in der lateinischen Sprache nie finden wollte, oder wenn man es fand, in den lateinischen Grammatiken nicht zur Geltung brachte?

In der Sprache sind zweierlei Perioden zu unterscheiden; in der ersten schafft sie träumend mit der Phantasie, ohne die Begriffe klar zu fixieren, in der zweiten sucht der Verstand die Ueberfülle der Formen nutzbar zu machen, schafft aber eigentlich keine neuen mehr, sondern läßt Vieles von dem vorräthigen Material fallen. Während auf diese Weise der Verstand die vielen Formen erst recht nutzbar zu machen sucht, gerathen auch die älteren ursprünglicheren Formen immer mehr und mehr in Verfall, und es erzeugt sich in der Folge ein merkwürdiges Uebergewicht der späteren auf mehr mechanischem Wege gebildeten Formen über die älteren aus der lebendigen und frei schaffenden Sprache entwickelten. Dieses Verhältniß nun der älteren und jüngeren Formen zu einander ganz und gar mißkennend, gieng die frühere Grammatik von der grundfalschen Ansicht aus, daß alle jene Formen, welche in der Sprache durch die größte Zahl vertreten sind, regelmäßig, alle anderen aber unregelmäßig sind. Einer solchen ganz verkehrten Sprachansicht verdankte die Scheidung in regelmäßige und unregelmäßige Zeitwörter im Deutschen ihre Entstehung. Ja Gottsched glaubte hierin noch einen Schritt weiter gehen zu müssen. Nannte er ja doch die ablautenden Zeitwörter gar: „Unrichtige.“ Einer solchen Ansicht verdankte auch im Lateinischen die Abtheilung in regelmäßige und unregelmäßige Zeitwörter ihre Entstehung. Welche Verba nach der jetzigen Grammatik im Lateinischen in der

dritten Conjugation wohl regelmäßig wären? Nach dieser Annahme mußten sich auch die von den abgeleiteten Zeitwörtern gebildeten völlig secundären Zeiten: I. Aorist und I. Perfectum taufen lassen, und jene in den ersten Anfängen aus dem Innersten der Sprache entwickelten ablautenden Präterita durften nur ganz bescheiden als II. Aorist und II. Perfectum nachfolgen. Ja, man scheint diesen Ablaut so ganz und gar verkannt zu haben, daß man alle nur möglichen Wurzeln annahm, um zu erklären, wie eine solche ablautende Form hätte entstehen können.

Für den Unterricht mögen vielleicht unsere lateinischen und griechischen Grammatiken bequem sein, — wissenschaftlich sind sie gewiß nicht, eben so wenig als es noch vor Kurzem unsere deutschen Grammatiken waren. Grimm hat hier Bahn gebrochen, wann wird auch einmal die griechische und lateinische Grammatik in derselben Art bearbeitet werden? Freilich wäre hier noch Vieles vorher zu thun übrig, namentlich in der griechischen Grammatik, ehe man einen solchen Versuch wagen könnte. Man müßte vorher genau wissen, welche von den oben genannten Formen von diesen und jenen Zeitwörtern vorkommen, welche nicht. Indeß ließe sich hier auch Vieles aprioristisch herstellen, was die spätere Untersuchung ungeheuer erleichtern würde. Die Hauptverwirrung haben die griechischen Grammatiker, wie schon Grimm irgendwo richtig bemerkte, dadurch angerichtet, „daß sie von jedem einzelnen Verbum alle und jede Form bilden,“ wenn gleich manchmal handgreiflich vor Augen liegt, daß eine solche Form niemals wird existiert haben. — So lange man in griechischen Grammatiken z. B. einerseits behauptet, ein II. Aorist könne von keinem abgeleiteten Verbum gebildet werden, andererseits aber doch Formen wie ἔῤῥαφον ꝛc. bildet, so lange ist hier keine Wissenschaftlichkeit und auch kein He —

Kehren wir nach diesem nothwendigen Exkurs wieder zu unserm eigentlichen Thema zurück, so werden wir aus dem eben Angeführten folgern können: 1) daß sich dem germanischen ablautenden Präteritum der griechische ablautende Aorist II. und das ablautende Perfectum II. vergleicht, ebenso wie im Lateinischen das Perfectum. Wir werden daher bei unserem Versuche über die Personalendungen allenthalben auch diese Formen in Vergleich bringen dürfen und müssen. Indeß muß ich hier sogleich, um Mißverständnissen vorzubeugen, erwähnen, daß eigentlich doch nur das griechische

II. Perfectum als eine dem ablautenden Präteritum völlig entsprechende Form angesehen werden könne. Warum, kann ich hier nicht näher ausführen, werde aber unten, wo ich von der Zeitbildung handle, ausführlich auf den Unterschied zwischen Perfectum und Aorist zurückkommen.

Halten wir nun aber das Perfectum II. zu unserm oben gegebenen germanischen Präteritum, so werden wir die dort aus mancherlei Anzeichen gefolgerte Endung der I. Person Singular auf a vollkommen bestätigt finden, wie auch die Pluralendung *μεν* keine Ausnahme bildet, sondern mit der Personalendung des Präsens völlig identisch ist.

Freilich führte uns diese Vergleichuug nur mehr auf ziemlich ausgedehnte Spuren einer vocalischen Endung des starken Präteritums. Wir stehen somit auf dem Standpunkt des Präsens. Da wir aber auf keinen Fall den vocalischen Ausgang des Präsens als primär betrachten durften, da wir im Gegentheil von dem vocalischen Ausgang auf einen früheren, auf einen Consonanten endenden geschlossen haben, und der vielen erhaltenen Spuren wegen darauf auch schließen mußten, da wir endlich alle Personalendungen des Präteritums mit denen des Präsens identisch finden, so dürften wir nicht irren, wenn wir auch für das starke Präteritum allenthalben eine Endung auf einen Consonanten voraussetzen, und zwar eine mit dem Präsens übereinstimmende, eine Endung auf — m. Erhalten hat sich diese Endung freilich nirgends mehr, aber der II. Aorist auf *ν* weist in dieser seiner Verflachung darauf hin, wie auch die lateinische Conjunctivendung des Perfectums als ein vereinzeltes Ueberbleibsel betrachtet werden dürfte.

Merkwürdig ist es, und auf keinen Fall zu übergehen, daß mit den Personalendungen des Präsens auch das Verbum substantivum im Allgemeinen und Einzelnen übereinstimmt. Ich will die betreffenden Formen für die I. Person Singular und Plural des Präsens aus mehreren Sprachen ansetzen:

Sanskrit: Asmi — Smas. Zend: Ahmi — hmahi — Griechisch: *εἰμί—ἐσμέν.* Littauisch: Esmi — emme. Polnisch: Jestem — Jestesmy. Lateinisch: Sum — Sumus. Gothisch: Im — Sijum. Althochd.: Pim — Pirumês. Altsächs.: Eom — Sind. Persisch: Em — Im etc. etc.

Wer diese Formen auch nur flüchtig, und ohne überhaupt auf

dieses merkwürdige Wort näher einzugehen, betrachtet, kann einerseits ebenso wenig ihren Zusammenhang übersehen, als ihm auf der anderen Seite entgehen kann, daß diese Formen mit den oben gegebenen Personalendungen übereinstimmen. Woher aber diese Uebereinstimmung? Die Antwort, das Verbum substantivum sei eben nichts weiter als eines jener anomalen Zeitwörter, welche wir schon mehrmals erwähnt und als die ältesten Sprachüberreste bezeichnet haben, kann nicht genügen.

Allerdings ist zwischen dem Verbum substantivum und den anomalen Zeitwörtern eine große Aehnlichkeit, — aber auch eine große Verschiedenheit. Allerdings finden sich, wie oben angeführt, in jeder Sprache solche alterthümliche anomale Verba, allein diese Verba sind nicht in allen Sprachen die nämlichen, sie weisen wohl alle auf einen gemeinsamen Ursprung hin, aber in dieser Sprache finden sich diese, in jener jene. Auch ist ins Auge zu fassen, daß sich diese Zeitwörter doch endlich dem allgemeinen mechanischen Sprachgebrauch mehr und mehr bequemen, oder aber auch ganz erlöschen. Im Neugriechischen findet sich z. B. von den Verbis auf $\mu\iota$ keine Spur. Nur das Verbum substantivum trotzt kühn aller Entwicklung — nicht nur in Einer, nicht nur in einigen, in allen Sprachen. Im Mittelhochdeutschen ist es nicht sehr vom Althochdeutschen verschieden, das Slawische hat hier die ältesten Formen bewahrt, und selbst bei den lebenden Sprachen, welche doch von ihrer Stammsprache so unendlich weit verschieden sind, z. B. beim Neuhochdeutschen und Englischen, finde ich die merkwürdigste Uebereinstimmung.

Woher also dieser merkwürdige Stillstand, diese Uebereinstimmung unter sich, und hinwieder mit den Personenendungen?

Jedenfalls läßt uns dieser Vorgang, wenn wir ihn anders weiter verfolgen können, einen tieferen Blick in das Aelteste und Innerste der indoeuropäischen Sprachen thun, und verdient daher unsere Beachtung im vollsten Grade. Allein ehe wir diese Untersuchung gründlich durchführen können, müssen wir jedenfalls auch die anderen Formen des Verbi substantivi kennen lernen, um zu sehen, ob auch sie mit der Flexion des Verbs Aehnlichkeit zeigen' oder ob nur die 1. Person Singular und Plural jene alterthümliche Form bewahrt hat.

Beginnen wir mit der 3. Person Singular und Plural, so

treffen wir hier im Gothischen für starke und schwache Conjugation, für Indicativ und Conjunctiv, für Präsens und Präteritum die Endung — th und nd; Althochd.: t — nt, und innerhalb dieser Endungen bewegen sich sämmtliche indoeuropäische Sprachen. Ganz genau stimmt Latein: t — nt, Sanskrit: ti — anti, und auffallend mag es sein, daß manche slawische Sprachen, welche doch fast sämmtlich durch Abwerfung der Endungen sich kennzeichnen, hier so manches Ursprüngliche bewahrt haben; z. B. Kirchenslawisch: ti — enti, Russisch: ti — uti ꝛc. Vollkommen rein hat diese Endung auch erhalten der Perser: —d—nd; der Armenier hat —d, —n; Irländisch bietet: —dh, —aid, id, welche Endung geradeso wie die Altsächsische: — d, — d, die Angelsächsische: —th, —th, im Plural etwas abzuweichen scheint. Allein bei der ersteren ist zu merken, daß der Gallische und Bretonische Dialect wieder nt ausweist, und somit wieder ganz der Regel folgt, und bei den beiden letzteren Sprachen weist der Umstand, daß bereits die 3 Pluralendungen gleichlautend sind, auf einen unorganischen sehr überfeinerten Zustand. Ebenso muß es als unorganisch angesehen werden, daß die altnordische Sprache in der 3. Person Singular gleich wie in der 2. statt auf t auf r endet, und sich im Plural mit einem vocalischen Ausgang begnügt. Einem solchen späteren Sprachzustand ist es auch zuzuschreiben, wenn das Präteritum nicht allenthalben diese Endung ausweist, sondern dieselbe theils abgeworfen hat, wie im Griechischen, Altnordischen, Alt- und Angelsächsischen, theils auch in eine ähnliche mehr oder minder abgeschliffene wandelte. Indeß giebt es auch Sprachen, welche diese Endung im Präteritum rein und unversehrt erhalten haben, z. B. das Latein.

Die Romanischen Sprachen haben in der 3. Person Singular das t allenthalben abgeworfen und enden im Plural meist nur mehr auf n (z. B. Italienisch: ama—amono; Spanisch: amo—aman etc.) womit auch, was den Singular anbelangt, die griechische Sprache stimmt, welche wenigstens in der Periode, aus der uns Denkmäler erhalten sind, die 3. Person Singular ohne t bildet; z. B. *Τύπτει*, *ἀγγέλλει*. Ebenso scheint die 3. Person Plural auf *ουσιν* einen Gegensatz zu allen anderen Sprachen zu bilden. Indeß sind eben diese Gegensätze mehr scheinbar als wirklich und heben sich bei näherer Betrachtung.

Fassen wir wieder jene anomalen Zeitwörter auf *μι* ins Auge,

so treffen wir hier die Endung — σι, wofür der älteste Dialekt, z. B. der dorische, τι hat. Es stehen somit hierin diese Verba wieder ganz auf der Stufe der anderen Sprachen, und wir können, in Anbetracht daß sich die Endung ti findet, jene vocalische als eine spätere Bildung betrachten. Diese Annahme bestätigt auch der Umstand, daß die ältere Sprache für die 3. Person überhaupt die Endung si anwendete, von wo aus abermals auf die frühere Endung τι geschlossen werden mag. Ebenso erweist sich die Endung ουσι nicht als gegenbeweisend gegen die allgemeine Regel, sondern vielmehr als eine spätere Bildung. Die Dorier brauchen nicht nur bei den Verbis auf μι, sondern allenthalben auch bei anderen Verbis die Endung ντσιν, wobei uns die oben gegebenen Charakterbuchstaben der 3. Person Plural nicht unklar erscheinen. Erst in der späteren Sprache ward das ν ausgestoßen, und wie und warum sodann aus dem kurzen Vocal ein ου entstehen konnte, ist klar.

Nach dem Angeführten dürfen wir demnach als Charakterbuchstaben der 3. Person Singular t mit auslautendem Vocal und als Charakterbuchstaben der 3. Person Plural nt annehmen. Eben diese Buchstaben finden sich aber wieder in den betreffenden Personen des Verbi substantivi. Sanskrit: Asti — Santi; Zend: Açti — henti. Litthauisch: Esti. Griechisch: ἐστὶ — ἐντσί. Gallisch: is — asant. Bretonisch: az — zont. Böhmisch: jest — jsou. Lat.: Est — Sunt. Gothisch: Ist — Sind. Persisch: Est — end. Armenisch: ê — jen, etc.

Gehen wir zur 2. Person über, so treffen wir hier im Plural eine allgemeine und völlige Uebereinstimmung. Die Endung lautet im Gothischen für Präsens und Präteritum, für Indicativ und Conjunctiv th, im Althochdeutschen in denselben Fällen t, im Altnordischen d. Das Alt- und Angelsächsische haben nur im Indicativ Präsens t, im Präteritum und im Conjunctiv aber n. Dagegen hat wieder das Latein nicht nur im Präsens, sondern auch im Präteritum den T-Laut, dem auch das griechische τε, das albanesische τε, das irländische thi, das Kirchenslawische i, das böhmische te entspricht. Es scheinen aber alle diese Endungen durch einen leicht zu erklärenden Uebergang aus der volleren Endung ta, welche sich nicht nur im Persischen, sondern auch im Sanskrit findet, entstanden zu sein.

Fassen wir nun auch das Verbum substantivum ins Auge, und zwar sowohl im Plural als im Singular:

Sanskrit: Asi — stha. Zend: Ahi — çhta. Griechisch: ἐσσὶ (εἶς), ἐστέ. Lateinisch: es — estis. Böhmisch: Isi — Isste. Gallisch: aist — asach. Litthauisch: essi — este. Polnisch: Jestes — Jestescie. Armenisch: Jes — êth. Gothisch: is — sijuth. Althochdeutsch: Pis — pirut, so werden wir einerseits seine Uebereinstimmung mit den oben gegebenen Personalendungen nicht übersehen, und andererseits bemerken können, daß die zweite Person Singular allenthalben s ausweist.

Indeß, wenn man die 2. Person mancher Verba auf μι ins Auge faßt, z. B. εἶσθα, ᾔεισθα, οἶσθα, ἔφησθα, wenn man bedenkt, daß diese Endung σθ früher namentlich in der epischen Sprache allgemeiner verbreitet gewesen zu sein scheint, daß auch im Lateinischen das Perfectum allenthalben die Endung st ausweist, womit auch das Gallische Präteritum übereinstimmt, wenn man erwägt, daß auch im Althochdeutschen Formen mit der Personalendung st gefunden werden, so möchte man geneigt sein, die Endung st für ursprünglich und s dadurch zu erklären, daß ein späterer Sprachzustand die vollere Endung abwarf und nur den einen der beiden Charakterbuchstaben beibehielt. Damit konnte man sodann in Beziehung setzen, daß in manchen Sprachen t statt s gefunden wird, und daß dieses t aus der volleren Endung beibehalten ward, wie in anderen Sprachen das s.

Allein gegen eine solche auf den ersten Blick allerdings sehr wahrscheinliche Annahme, sprechen bei näherer Betrachtung viele und darunter gewichtige Momente. Was die Endungen des griechischen Verbs betrifft, so ist ins Auge zu fassen, daß von den gegebenen Beispielen 3 als Präterita aufzufassen sind, bei dem andern aber die Präsensendung auf σθ mehr als eine dichterische durch das Versmaß gebotene Verlängerung, denn als eine wahrhaft organische Endung aufgefaßt werden mag. Dahin scheint auch zu deuten, daß im Althochdeutschen in den ältesten Denkmälern eine Endung auf st nicht getroffen wird, sondern erst später auftritt und daher billig als eine Verdichtung der frühern einfachen Endung betrachtet werden kann. Was aber das t anbelangt, so glaube ich, solches ist nicht als Rest einer volleren Endung st, sondern vielmehr als ein auch sonst ganz gewöhnlicher Wechsel mit s zu betrachten, wofür auch der Umstand zu sprechen scheint, daß statt s in manchen Sprachen r eintritt, was sehr leicht als Wechsel mit s, nie aber durch Abwer-

fung eines Buchstabens aus einer volleren Endung erklärt werden könnte. Während also das Gothische im Präsens starker und schwacher Conjugation, wie bereits erwähnt, durchgehends s bietet, endet die 2. Person Präteriti auf t, wofür aber schon im Conjunctiv wieder das ursprüngliche und charakteristische s eintritt. Das Altnordische hat statt s im Präsens r, im Präteritum t, und daß auch diese Endungen aus einem Consonantenwechsel hervorgegangen, erklärt sich deutlich, wenn man bedenkt, daß im Präterit. Conjunctivi, der, wie oft erwähnt, mit dem Indicativ gleiche Endung haben soll, abermals statt t ein r eintritt. Ebenso hat die irländische Sprache in der 2. Person ein r, wofür aber im Gallischen t, ja sogar die in eine Silbe verlängerte Endung ti steht. Im Bretonischen treffe ich hierfür z.

Es kann demnach nur t als Charakterbuchstabe der II. Person Singular. aufgefaßt werden, während wir st für eine spätere Verdichtung der anfänglichen Endung ansehen müssen.

Nachdem wir auf diese Weise die sämmtlichen Personen des Verbs betrachtet, und die für die einzelnen Personen charakteristische Endung aufgestellt, werden wir noch etliche andere Fragen erörtern müssen, um dieses ganze Gebiet in jeder Beziehung zu erschöpfen.

Ich habe bemerkt, daß nur die wenigsten Verba die Personalendungen ohne Bindevocal an den Stamm des Zeitwortes setzen; auch habe ich davon gesprochen, daß bei der schwachen Conjugation dieser Bindevocal mit dem jedesmaligen Ableitungsvocal meist eine Verbindung eingeht, und daß dadurch die verschiedenen Präsensendungen der verschiedenen schwachen Conjugationen entstehen. Ebenso habe ich oben ausgeführt, daß sich Indicativ und Conjunctiv lediglich durch die verschiedenen Bindevocale unterscheiden. Es liegt mir daher ob, auch das Wesen des Bindevocales, namentlich in der starken Conjugation zu erörtern, wobei uns das Sanskrit den deutlichsten Aufschluß geben kann. Da aber dieser Punkt, soll er anders deutlich erscheinen, nicht in Kürze behandelt werden kann, so werden wir ihn speciell im zweiten Theile behandeln.

Ebenso habe ich oben nachgewiesen, daß die Personalendungen für Präsens und Präteritum in den indoeuropäischen Sprachen identisch sind. Haben aber auch die anderen Zeiten dieselben Personalendungen oder nicht? Hegel sagt, es gäbe drei Dimensionen der Zeit. Er macht aber darauf aufmerksam, daß das, was wir Gegen-

wart oder Jetzt nennen, eigentlich ein nicht fixierbarer, ein verschwindender und der Indifferenzpunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft ist. So weit kann ich hier nicht ausholen, daß ich auseinandersetze, ob auch die Sprache anfänglich nur ein Vorwärts und Rückwärts der Zeit sah, wie Manche meinen. Ich lasse diese Frage hier dahingestellt, da sie in den Abschnitt der Tempusbildung gehört, und bemerke nur, daß sich Formen für alle 3 Stammzeiten gefunden haben müssen, und daß sie aus ihr, mehr oder minder vollständig in die Töchtersprachen herüberkamen. Diese drei Zeiten hatten aber anfänglich dieselben Personalendungen, und wenn ich auch eben das Futurum nirgends angeführt habe, so geschah es nur deßhalb, weil das Futurum nur in ganz wenigen Sprachen ohne Umschreibung gebildet werden kann. Betrachtet man jedoch die entsprechenden Formen des Futurums II. im Griechischen, so wie des Futurums im Lateinischen, so kann man ebenso wenig die Identität der Personalendungen übersehen, als man den Unterschied zwischen starker und schwacher Conjugation unbeachtet lassen kann. *Τιμ-ή-σω; μισϑ-ώ-σω*; *ἀγγελ-ῶ; βαλ-ῶ;* Laud-a-bo; man-e-bo; pun-i-am; und dagegen: Leg-am, teg-am.

Auch alle anderen Tempora haben im Allgemeinen dieselben Personalendungen, doch sind sie mannichfach verändert und nirgends mehr in der ursprünglichen Reinheit erhalten. Wenn man daher diese drei Tempora in den Grammatiken zusammenfaßt, und als Haupttempora den anderen gegenüberstellt, so hat man sicher das Rechte getroffen. — Die Personalendungen der secundären Zeiten sollen in einem späteren Aufsatze dargestellt werden.

* * *

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Johann Heermanns geistliche Lieder. Herausgegeben von Philipp Wackernagel. Stuttgart bei Liesching. 1856.

Die von Wackernagel herausgegebene Sammlung Heermannscher Lieder enthält in ihrer ersten Abtheilung eine Biographie Heermanns, in der zweiten Lieder Heermanns (Haus- und Herz-Musica, aus den evangelischen Gesängen, aus dem Schlußglöcklein und aus den geistlichen praktischen Erquickstunden), in der dritten eine Bibliographie der Lieder, in der vierten einige Vorreden Heermanns und endlich in der fünften Lesarten zu Heermanns Liedern. Die erste Abtheilung, 86 Seiten umfassend, zeichnet die Zeit, in der Heermann lebte und dichtete und weist nach, daß in seinen Liedern die Glaubensfreudigkeit und die Noth der Zeit ihren Ausdruck gefunden haben. Es ist das die Zeit des dreißigjährigen Krieges mit all dem Unglück, der Noth und dem Jammer, den derselbe über Schlesien brachte. Schon mit dem Jahre 1617 beginnt die Leidenszeit für unsern Dichter, der damals Pfarrer in Köben war, als seine Gattin Dorothea schwer erkrankte und ihm binnen wenigen Tagen durch den Tod entrissen wurde. Eine schmerzlichere Wunde konnte ihm nicht geschlagen werden, er war „Ein Schmerz, Eine Thräne." Die dritte Strophe eines Liedes, in dem er seinem Schmerze Worte lieh, lautet:

„Bei wem soll ich auf dieser Welt
rechtschaffne Liebe finden?
Der meiste Theil nicht Glauben hält,
die Treu will gar verschwinden.
Ich glaub und red es ohne Scheu:
die best ist doch getraute Treu,
die muß ich jetzt entrathen."

„daß die Treue auf Erden verschwinde", bemerkt Wackernagel, hat wohl mancher Dichter vor ihm und nach ihm geklagt; aber welcher hat vor ihm von einer „„getrauten Treu"" gesungen, welcher nach ihm die „„getraute Treu"" gepriesen?" — In den Jahren 1622 und 1623 kehrten die wilden Schaaren der polnischen Hülfstruppen des Kaisers, 8000 an der Zahl, die man Kosacken nannte, aus Böhmen in ihre Heimath zurück. Der Burggraf von Dohna sollte sie führen, aber da er ein Feind der Protestanten war, so konnte oder wollte er sie an den evangelischen Orten nicht im Zaume halten: der ganze Zug durch Schlesien, von Schmiedeberg bis an die polnische Gränze, war durch Greuelthaten bezeichnet, die kein Mund aussagen kann. Dieselben Plagen wiederholten sich im Jahre 1629, in welchem durch die Lichtensteinschen Dragoner unter Anführung des Burggrafen von Dohna die Evangelischen gezwungen wurden, zur katholischen Beichte zu gehen und das Abendmahl katholisch zu empfangen. Die Soldaten quartierten sich in die Häuser ein und hausten auf das entsetzlichste, bis der Hausvater von dem katholischen Geistlichen, welchem er gebeichtet, dem Offizier einen Beichtzettel brachte; dann verließen sie das Haus und rückten in ein anderes. Es war dies die gelindeste Weise; der Zwang war mit Mord und Hohn, mit Verruchtheiten an Kranken und Schwangern und Kindern verbunden, die denen der polnischen Kosacken den Rang streitig machten und in vielen Städten die Einwohner bewegten, den Soldaten entgegen zu kommen und die Aenderung ihrer Religion zu versprechen. In andern Städten wanderte ein

Theil der Bürger aus. In Neustadt überfiel man die Gemeinde unter der Communion und der Hauptmann de la Morde ging in Stiefeln und Sporen vor den Altar und stellte sich, als wenn er den Kelch austheilen wollte. Ueberall nahm man den Evangelischen die Kirchen und vertrieb die Geistlichen.

„Wer verstände nun nicht" fährt Wackernagel fort, „die Lieder Johann Heermanns aus jener Zeit, die er Thränenlieder nannte! Erwägen wir die mannigfache Noth jener Zeit, die Schmerzen des Geistes und des Leibes, unter denen wohl mancher verzagen und vergehen mochte, so müssen uns seine Thränenlieder als das Erhabenste erscheinen, das je geschrieben worden. Hier hat das Angstgeschrei von Tausenden, das in den Häusern und auf den Straßen der Städte, über alle Gefilde des schönen Landes hin erschallte, seinen Gott wohlgefälligen Ausdruck erhalten, seine Sänftigung im Gebet, im Zwiegespräch mit Gott." „Von keinem Dichter aus alter oder neuer Zeit, auch von keinem Deutschen, kann etwas aufgewiesen werden, das sich mit dem hohen Liede vergliche", dessen erste Strophe also lautet:

„Treuer Wächter Israel,
des sich freuet meine Seel,
Der du weißest alles Leid
deiner armen Christenheit
O du Wächter, der du nicht
schläfst noch schlummerst, zu uns richt
dein hilfreiches Angesicht!"

und von dessen siebenter Strophe der Abgesang lautet:

„Eine Mauer um uns bau,
daß dem Feinde davor grau
und mit Zittern sie anschau."

Ein Abgesang, der von Clemens Brentano in dem Gedichte „drauß vor Schleswig an der Pforte" dem frommen Mütterlein in den Mund gelegt wird.

Die Noth vergrößerte sich, als Gustav Adolf nach Deutschland kam. Da mußte Freund und Feind Gewalt leiden. „Kamen die Verbündeten in eine Stadt, so wurden alle evangelischen Einrichtungen wieder hergestellt und die vertriebenen Pfarrer wieder zurückgerufen, kamen die Kaiserlichen, so ward alles wieder katholisch gemacht. Die Croaten, Wallonen und Italiener Wallensteins begingen an den Protestanten die entsetzlichsten Grausamkeiten. Auch Heermann kam öfters in große Lebensgefahr; einmal hatte ein Croat schon den Säbel über ihn geschwungen, ein anderes mal drangen andere Soldaten mit entblößten Degen auf ihn ein. Zu einer Zeit flüchtete er in einem kleinen Schiffe mit vielen Menschen zusammen, die sich auch zu retten suchten, über die Oder; die Feinde hatten ihn bis ans Ufer verfolgt und schossen ihm nach, ohne jedoch jemand zu treffen. Viermal in den Jahren 1632, 1633, 1634 und 1642 ward die Stadt Köben von den Feinden geplündert, auch Johann Heermann verlor dabei mehrmals all sein Eigenthum. Da mögen Lieder entstanden sein, wie jenes, das also anhebt:

„Wie oft hast du, o Gott, uns flüchtig werden lassen
vor denen, die dein Volk und Kirche grimmig hassen.
Wir sind so oft und viel geplündert ganz und gar,
nicht einen Bissen Brot läßt uns der Feinde Schar".

So dauern die äußern und innern Leiden Heermanns fort bis zum Jahre 1647, ein Jahr vor dem Ende des dreißigjährigen Krieges, und all die Erfahrungen dieser Zeit, Gutes und Böses, war er gewohnt alsbald in Reime zu bringen: die Gabe der Dichtkunst war für ihn um so tröstlicher, als ihn seine Krankheit am lebendigen Verkehr mit dem Menschen hinderte. „Es ist ein Wunder vor unsern Augen, wie der treue Gott diesen Mann geführt. Er ließ ihn viele Leiden erfahren, damit er ein richtiges Verständniß für die Noth behielte, die ihn und die Gemeinde Gottes traf; er ließ ihn krank werden und siech bleiben, aber an einem Siechthum, das, indem es ihn an seinem Amte hinderte, der Gemeinde durch die Art, wie er es er-

trug, zu höherer Erbauung gereichte, das ihm erlaubte, der Kraft Gottes Raum zu geben und heilige Arbeiten zu üben, die weit über seine Gemeinde und über seine Zeit und über alle diese Noth hinaus predigen sollten."

Aus dem Gesagten geht für den Leser zur Genüge hervor, daß die Lieder Heermanns nicht der Reflexions-Poesie der ersten schlesischen Dichterschule angehören, sondern daß sie „Gelegenheitsgedichte" sind, wie man das von den Göthe-schen Gedichten rühmt, Gelegenheitsgedichte, die nicht willkührlich ersonnen, sondern von der Wirklichkeit eingegeben sind. Das verleiht den Heermannschen Liedern einen großen Vorzug, den jeder anerkennen muß. Und weil sie Gelegenheitsgedichte sind, die nicht die Noth und den Kummer und die Glaubensfreudigkeit eines Einzelnen veranschaulichen, sondern die Noth und die Glaubensfreudigkeit der schlesischen Protestanten überhaupt, so hat das Wackernagelsche Büchlein auch ein großes Interesse für den Grund der Geschichte, den es mitten in jene für Deutschland so verhängnißvollen Tage hineinversetzt. Daß die Sammlung von großem Interesse für die Sprache und die praktisch-kirchlichen und religiösen Bedürfnisse ist, darf kaum angedeutet werden. Wir meinen deshalb, daß sich Wackernagel durch die Herausgabe des Heermann nach mehreren Seiten hin ein unbestreitbares Verdienst erworben hat, und wünschen deshalb seinem Buche die weiteste Verbreitung. **H.**

Vorschläge zu einer Einigung in Deutscher Rechtschreibung und Deutscher Benennung der grammatischen Formen. Leipzig 1856.

Diese Vorschläge zu einer Verständigung über die Deutsche Orthographie gehen von den Lehrern einiger Leipziger Schulen aus, welche auf Anregung des Herrn Director Dr. Vogel aus ihrer Mitte einen Ausschuß erwählten, dieselben zu machen. Die leitenden Grundsätze bei dieser Arbeit waren folgende:

„I. In Wörtern, deren Schreibweise fast allgemein feststeht, behielten wir möglichst die bisherige Schreibweise bei, gleichviel ob dieselbe mit den Gesetzen der Sprachentwicklung übereinstimmt, oder nicht."

„II. In Wörtern, deren Schreibweise zweifelhaft ist, entschieden wir über dieselbe, soweit thunlich, nach den wissenschaftlichen Gesetzen der sprachlichen Entwicklung."

„III. In Wörtern, deren Schreibweise zweifelhaft ist, aber nach wissenschaftlichen Gesetzen sich nicht bestimmen ließ, setzten wir eine durch Abstimmung fest."

Diesen Grundsätzen sowohl, als den folgenden allgemeinen Bestimmungen kann man, so lange es bei der gegenwärtigen Orthographie bleiben soll, wohl seine volle Beistimmung geben. Sie zeugen von Besonnenheit und entfernen sich nur selten von den allgemein befolgten oder wenigstens anerkannten Regeln der herkömmlichen Orthographie. Sodann folgt auf S. 6 — 10 ein Wörterverzeichniß.

Hier läßt sich nun doch an manchen Wörtern darthun, daß die Sache mit Commissionen und Vorschlägen zu einer Einigung oder Verständigung in orthographicis nicht sobald abgethan sein wird. Da ich mich über manche Grundsätze, wenn man von einer so wenig wissenschaftlich festbegründeten Sache so sagen darf, in der Anzeige des Sandersschen Buches ausgesprochen habe (S. Archiv XX. Band, S. 437 — 441) werde ich mich kurz fassen.

Einige Wörter dieses Verzeichnisses hätten, weil sie nur höchst selten vorkommen, füglich fehlen können, z. B. reideln, Mährde, Skat, unterköthig, caduk. Dasselbe gilt von vielen, sehr vielen Wörtern, über die eigentlich Niemand in Zweifel sein kann, die indessen aus örtlichen oder praktischen Rücksichten aufgenommen sein mögen.

In manchen Wörtern zeigt sich eine gewisse Unconsequenz. Es wird z. B. gefordert oder vielmehr vorgeschlagen: weß und weswegen; Section und Sekte: ersteres ist als militairischer Ausdruck doch mindestens ebenso gebräuchlich, als das letztere. Die Commission empfiehlt Geisel (der und die soll wohl heißen Person und Instrument) und behält doch das unglückliche „Sündfluth" bei.

Bei vielen Wörtern beruft sie sich auf „ihre Aussprache." Das sollte man in Leipzig doch wegen der eigenthümlichen Färbung des Idioms weniger thun, als anderswo. Man spricht in Leipzig vielleicht: giebt, Staket, und es soll auch gar nicht als fehlerhaft bezeichnet werden, aber die allgemeine Deutsche Aussprache ist es doch nicht.

Endlich fehlen noch gar manche Wörter, über die mancher Gelehrte und Ungelehrte, Leipziger und Nichtleipziger Auskunft begehren möchte. Es fehlen z. B. Gemeine oder Gemeinde; Zierath oder Zierat; gäng und gäbe, vornehmlich u. a. m.

Den Schluß der kleinen Schrift bilden kurze Regeln über große Anfangsbuchstaben, welche fast sämmtlich mit Ausnahme der 8. über Acht geben," Theil nehmen, Statt finden und ähnliche Ausdrücke, allgemein befolgt werden; über Abtheilung der Silben und deutsche Benennungen der grammatischen Terminologie. Diese Regeln sowohl, als die grammatischen Bezeichnungen sind aufs Beßte zu empfehlen, ja sie sind meist schon überall ausschließlich oder neben den Lateinischen in Gebrauch genommen, nur die Benennung Abkürzungszeichen für Apostroph finde ich unrichtig, da das gewöhnliche Abkürzungszeichen in einem Punkte besteht.

An Druckfehlern ist mir nur postivus aufgefallen und ab=straet.

Das Büchlein ist zum Schul- und Hausgebrauch wohl zu empfehlen. Es wird daher ohne Zweifel in nicht allzulanger Zeit eine neue Auflage erforderlich sein. Mögen die Herrn Verfasser in vorstehenden Bemerkungen die wohlwollende Theilnahme erblicken, der sie nach der Vorbemerkung entgegensehen, und die sie billiger Weise überall finden werden.

Berlin. Dr. **Sachse.**

Geschichte der Französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zu der Revolution von Eduard Arnd. 2 Bände. 1856. Berlin, bei Duncker und Humblot.

Trotz der vielfachen Beziehungen, welche seit Jahrhunderten zwischen deutscher und französischer Literatur stattgefunden haben, trotz der Aufmerksamkeit, die jeder Gebildete der geistigen Entwickelung Frankreichs zu schenken gewohnt ist, hat es bisher an einen Werke gefehlt, das eine umfassende und wissenschaftliche Darstellung des genannten Gebietes, für Deutsche und von deutschem Standpunkte aus, sich zur Aufgabe gesetzt hätte. Daß ein solches aber in der That schon längst nothwendig ist, diese Ueberzeugung wird jeder in um so höherem Maße hegen, je spezieller er sich in die von nationalem Boden ausgegangenen Werke über französische Literatur vertieft hat. Der Unterschied zwischen dieser und der unsrigen ist so bedeutend, die Voraussetzungen und Bedingungen, unter denen beide ihre Gestalt gewonnen haben, sind so verschiedenartig, daß wir uns in dem Werke eines jeden französischen Literators auf einem völlig fremdartigen Boden befinden. Es kann gleichwohl nicht die Absicht des Referenten sein, an dieser Stelle diese Verschiedenheit auch nur nach ihren Hauptgesichtspunkten zu charakterisiren: vielmehr glaubt er dieselbe als bekannt voraussetzen zu dürfen. Ebenso liegt es ihm aber fern, durch die Anerkennung eines deutschen Werkes über französische Literatur indirekt behaupten zu wollen, daß die Franzosen nicht selbst die besten Kenner und Würdiger ihrer eigenen Schriftsteller wären: Unsere Absicht ist aber nichts als diese motivirte Anerkennung, und dem gemäß begrüßen wir freudig ein Werk, das durch die Lücke die es ausfüllt, in sich berechtigt ist, und durch die Art, und Weise, wie der Verfasser es gearbeitet hat, einen hohen und bleibenden Werth beanspruchen darf.

Den Inhalt eines Werkes, das gegen 1000 Seiten zählt, auch nur in der allgemeinsten Gestalt geben zu wollen, würde die Grenzen, die Referent einhalten will, beiweitem überschreiten, auch ist derselbe ja in gewissem Sinne durch den gewählten Stoff gegeben. Wie der Verfasser aber innerhalb des Vorhandenen gewählt

hat, ist eine Frage, deren Beantwortung zunächst von größerem Interesse sein dürfte. Offenbar hat derselbe sich die möglichst große Beschränkung auferlegt. Ein äußerliches Kennzeichen hierfür giebt schon das Namenregister, das für beide Bände nur 185 Nummern zählt, eine Zahl, die von jedem Kompendium übertroffen werden dürfte. Aber man sieht auch aus dem Gange der Darstellung selbst, daß es dem Verfasser immer nur darauf ankam, eine Zeit oder eine besonders hervortretende Richtung in der Literatur mit großen und kräftigen Zügen zu zeichnen. Alte Schriftsteller, die nicht einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen haben, werden übergangen, es müßte denn sein, daß sie gewißermaßen als Mitglieder zwischen andern bedeutendern genannt werden müssen. Dem entsprechend werden z. B. von der Plejade nur Ronsard, Jodelle, Baïf und Du Bellay erwähnt, der drei oder vier andern Mitglieder derselben wird weiter nicht gedacht. Ein gleiches Schicksal trifft, um zunächst bei dem sechszehnten Jahrhundert stehn zu bleiben, die als Dichterin ganz isolirt stehende Luise Labé, die schöne Seilerin von Lyon, den in Deutschland vielfältig übersetzten Parteidichter der Hugenotten, Salluste du Bartes, den gelehrten und auch als Dichter hervorgetretenen Etienne Pasquier, den berühmten Verfasser der Astrée Honoré d'Urfé, den Satiriker Reignier, den Verfasser des Argenis Barclay und diese Liste ließe sich leicht mit einer Anzahl von verhältnißmäßig noch bedeutenden Namen vermehren. Wir sind natürlich weit entfernt, dem Verfasser einen Vorwurf aus einer Art des Verfahrens zu machen, die ein natürliches Resultat seines Standpunktes und der Absicht ist, die er mit dem ganzen Werke verbindet.

Offenbar im Hinblick auf diese muß auch eine zweite Eigenthümlichkeit beurtheilt werden, auf die das Lesen unsrer Schrift bald hinführt. Herr A. ist offenbar und gewiß mit vollem Rechte der Ansicht, daß in einzelnen Zeitaltern die Bedeutung der Poesie oder dessen, was wir gewöhnlich unter dem Namen der schönen Literatur zusammenfassen, verhältnißmäßig genug gewesen ist. Indem ihn vielleicht noch außerdem der Umstand geleitet hat, daß gerade die bedeutendsten Dichter durch ihre Schriften und Werke über dieselben schon einigermaßen bekannt sind, hat er denselben eine nur wenig eingehende Besprechung gewidmet. Wenn wir diese Motive nicht annähmen und zum Theil billigten, müßten wir erstaunt sein, daß er bei Corneille nur den Cid in einiger Ausführlichkeit beurtheilt, und nur wenige andere Stücke namentlich erwähnt hätte, und auch Racine und Voltaire würde uns zu Gleichem Veranlassung geben. Dagegen hat sich der Verfasser mit besonderer Vorliebe dem Studium der Darstellung von Männern hingegeben, über deren Bedeutung man in allen Literaturgeschichten vergeblich Auskunft sucht. Diejenigen Partien des Werkes, die Montaigne, Descartes, Pascal, Montesquieu, Vauvenargues, gewidmet sind (Cap. 6, 9, 11, 28) leisten, vieler anderen nicht zu gedenken, in dieser Beziehung Vorzügliches.

Dieser Umstand führt uns aber zugleich auf dasjenige, um dessentwillen wir dem ganzen Werke eine so hohe Bedeutung zuschreiben. Die allgemeine Charakteristik der einzelnen Zeitalter, sei es in literarischer, sei es in politischer Beziehung, ist durchgängig mit großer Bestimmtheit und Klarheit gegeben. Nie läßt sich der Verfasser durch die Darstellung eines einzelnen Autors hinreißen, die Beziehung aus dem Auge zu verlieren, welche derselbe zu dem gesammten Entwickelungsgange der Literatur hat. Nie sind allgemeine Verhältnisse falsch oder selbst nur einseitig beurtheilt, und der Leser vertraut sich dem Ideengange des Verfassers mit einem gewissen Gefühle der Sicherheit an, das ihn nur selten verlassen wird. Das ganze Werk ist, wie es auch schon die frühere Thätigkeit des Verfassers natürlich macht, ein geschichtlich philosophisches; das ästhetische Moment ist darum freilich nicht ausgeschlossen: man möchte sagen, es ist so weit berücksichtigt, als es selbst historisch geworden ist. Jedenfalls steht der Verfasser der Ansicht mancher neueren Literatoren fern, die dasselbe gänzlich aus der Literaturbetrachtung verbannt wissen wollen.

Nach dem Gesagten, in dem Referent seine beste Ueberzeugung ausgesprochen hat, kostet es ihn fast einige Ueberwindung, auch über einige Punkte seine Zweifel und Bedenklichkeiten laut werden zu lassen. Aber diese, wenngleich sie nur Einzelnheiten betreffen, die für den Gang des Ganzen meistens keine wesentliche Bedeutung haben, bedürfen gleichwohl der Erwähnung, da die Wahrheit im Großen wie im

Kleinen ihr Recht haben muß. Uebrigens beschränkt er sich in Darlegung derselben auf die erste Hälfte des ersten Bandes.

Einige dieser Bemerkungen beziehen sich zunächst auf Margarethe von Valois. So treffend der Geist charakterisirt ist, in dem ihr Heptameron geschrieben ist, so vermissen wir doch ungern die Angabe, daß sie den Stoff zu demselben theils aus den bereits 70 Jahr früher erschienenen Cent nouvelles nouvelles, theils aus den Begebenheiten ihres eigenen Lebens genommen hat. Der ersten Klasse gehören z. B. die Sechste, Achte, Zweiundsechzigste, der zweiten die Vierte, Zweiundzwanzigste Siebenundzwanzigste, Achtundzwanzigste an. Auch das ist eigenthümlich, daß sie nicht selten kürzlich geschehene Begebenheiten nur mit Unterdrückung der Namen mittheilt. In Beziehung auf die historischen Daten wäre vielleicht zu erwähnen gewesen, daß Ort und Tag ihres Todes nicht ganz feststehen. — Ein ähnlicher Zweifel scheint auch über die Zeit der Hinrichtung Louis de Berquin's obzuwalten. Der Herausgeber des Rabelais, Jacob le Bibliophile, giebt den 16. April 1530 als den Tag der Hinrichtung an und Herr A. folgt dieser Annahme (p. 45) In Ranke's Französischer Geschichte dagegen 1. p. 162. wird das Jahr 1529 angenommen, und ein Brief Melanchthons an Carl Uttenhoven vom Anfang Juli dieses Jahres als Beleg dafür angeführt. — Auch Ronsard war nicht am Jahrestage der Schlacht von Pavia geboren, wie p. 127 bemerkt ist. Dieser Irrthum, der übrigens sehr häufig ist, scheint seinen Ursprung aus den übertriebenen Schmeicheleien gleichzeitiger Dichter und aus der Leichenrede des Cardinal du Perron zu haben, in denen auf den Ersatz hingewiesen wird, den Frankreich durch die Geburt eines solchen Dichters für die Gefangenschaft des Königs erhalten habe. Schon Sainte-Beuve weist mit Recht auf die zwanzigste an Remy Belleau gerichtete Elegie des Dichters als Quelle für sein Leben hin; in dieser ist nur angegeben, daß er in dem J a h r e geboren wurde, in dem die Schlacht bei Pavia geschlagen wurde. Als Malherbe's Geburtsjahr wird gewöhnlich das Jahr 1555, als Labzars Todesjahr 1654 angegeben, Angaben von denen der Verfasser um je ein Jahr differirt; und ähnliche unbedeutende Differenzen finden sich noch mehre. Größer aber ist der in alle Literaturgeschichten übergegangene Fehler, daß Garnier von 1545 — 1601 gelebt habe. Die richtigen Zahlen sind, wie Referent bereits an einer andern Stelle bemerkt hat, 1534 und 1539. Auch vermißt man endlich die nöthige Genauigkeit bei Erwähnung der Herausgeber des fünften Buches von Rabelais (p. 65). Jedenfalls ist nach den gründlichen Untersuchungen von Brunet und Jacob le Bibliophile die erst unvollkommene und unvollständige Veröffentlichung desselben erst neun Jahr nach Rabelais Tode, und nur vielleicht, nicht mit Gewißheit von seinem Freunde Johann Turquet veranstaltet worden. Das Wenige, was Referent noch hinzuzufügen hat, ist wiederum mehr allgemeiner Natur. So aufmerksam nämlich der Verfasser die Einwirkung der Reformation auf die ganze Entwickelung der Literatur verfolgt, so ist ihm doch eine Erscheinung entgangen, die nicht unwesentlich ist. Bei Beginn des 16. Jahrhunderts sehen wir alle Schriftsteller von Bedeutung fast ohne Ausnahme die Ideen der Reformation in höherem oder geringerem Maße zu ihren eigenen machen, während die katholische Partei literarisch kaum irgend einen nennenswerthen Vertreter zählt. Dies Verhältniß änderte sich später, als der Hof eine entschiedenere Parteistellung annahm, und die Religionsverfolgungen heftiger wurden, ganz und gar. Die Gelehrten und Dichter der späteren Zeit waren der Mehrzahl nach eifrige Katholiken, und standen nicht, wie der Verfasser anzunehmen scheint (Bd. 1, p. 120) in einem gleichgültigen Verhältnisse zur Religion. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts aber war es sogar dahin gekommen, daß eine lange Zeit hindurch Salluste du Bartes als der einzige namhafte Vertreter der Poesie bei den Hugenotten dastand.

Auch die Ableitung der verschiedenen Gattungen des modernen Dramas aus dem mittelalterlichen will uns nicht richtig erscheinen. Aus den Mysterien, sagt der Verfasser, Bd. 1, p. 221, entstand die Tragödie, aus den Sotien die Komödie, und die Moralitäten geben die, obwohl weniger unmittelbare Veranlassung zu dem Schauspiel, in beschränkterem Sinne des Wortes von den Franzosen „Drame" genannt, wo ein höherer aber nicht nothwendig tragischer Inhalt sich entwickelt, und den Uebergang von der Komödie zur Tragödie bildet." Der Verfasser sieht dem-

nach in der Einwirkung des Alterthums gewissermaßen nur ein Correctiv für das Vorhandene, ohne daß er demselben eine neugestaltende Kraft beimißt. Der ganze Entwickelungsgang des Französischen Dramas scheint indessen dieser Auffassung zu widerstreben. Die Erinnerungen an das Mittelalter waren offenbar in Frankreich bald vergessen, und durch das Studium des Alterthums entstanden neue Schöpfungen, die mit denen des Mittelalters kaum irgend etwas gemein haben.

Abgesehen von dem Gesagten hätte Referent für die Darstellung des Ganzen noch manche andere Wünsche gehabt. So vermißt er gerade für das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts das entschiedene Hervorheben des Spanischen und Italienischen Einflusses auf Frankreich. Er hält die Leistungen Ronsard's für unterschätzt, und kann auch in der Auffassung Rabelais' nicht durchgängig mit dem Verfasser übereinstimmen. Ein Gleiches gilt von der Angabe über Remy Belleau, der wohl mehr Dichter als Gelehrter gewesen ist (Bd. 1, p. 127), von der Erzählung über das berühmte Fest nach der Aufführung von Jodelle's Kleopatra, das nachträglich wenigstens zu großen Streitigkeiten Veranlassung gegeben hat (Bd. 1, p. 222). Endlich scheint auch die Bedeutung von Budaeus nicht hinlänglich hervorgehoben zu sein. Aber es wäre Unrecht, auf Bedenken dieser Art, die zum Theil ja nur subjektiver Natur sind, einen großen Werth zu legen, oder durch sie die Bedeutung des Werkes schmälern zu wollen.

Nur eine Bemerkung muß Referent sich noch erlauben, die sich indeß auf eine ganz andre Sache bezieht. In dem ganzen Werke findet sich kein einziges Citat. Durch den Standpunkt, den der Verfasser gewählt hat und durch die Absicht, die er mit seinem Werke verbindet, ist dies freilich in einem gewissen Grade gerechtfertigt. Andrerseits aber, da derselbe bei der Annahme fremder Meinungen zwischen verschiedenen Auffassungen zu wählen gehabt hat, da ferner die äußeren Daten keinesweges in allen Punkten feststehen, so wäre es wünschenswerth gewesen, daß wenigstens das Nothdürftigste geschehen wäre. Auch das gründliche Quellenstudium des Verfassers, an dem wir keinen Augenblick zweifeln, wäre dadurch noch klarer hervorgetreten, und es würde demjenigen, der eigene Studien zu machen beabsichtigt, in mancher Beziehung ein Anhaltspunkt geboten worden sein.

Referent scheidet hiemit von einem Werke, dem er eine vielfältig belehrende und interessante Anregung verdankt. Er ist zwar nicht der Ansicht, daß die Behandlung des betreffenden Stoffes durch dasselbe bereits einen Abschluß erlangt hätte, sondern glaubt vielmehr, daß in einem künftigen Werke gleichen Inhalts noch vieles Andere seine Stelle finden müsse, was in diesem nicht berücksichtigt worden ist. Aber es ist immer schon viel damit gewonnen, daß ein so umfangreiches Gebiet, wie die Französische Literatur, in dreihundert Jahren in bestimmten und klaren Umrissen dargestellt vorliegt, und dieses große Verdienst gebührt dem Verfasser des obigen Werkes.

Entwickelungsgeschichte der Französischen Tragödie vornehmlich im 16. Jahrhundert von Adolf Ebert. Gotha, F. A. Perthes. 1856.

In früheren Zeiten hat man den Vertretern der Wissenschaft in Deutschland öfters den Vorwurf gemacht, daß sie auf die Abrundung und Schönheit ihrer Darstellung nicht das nöthige Gewicht legten: über Mangel an Correctheit des Ausdrucks hat man selbst damals, wenigstens auf wissenschaftlichem Gebiete, nicht zu klagen gehabt. Jetzt aber hat auch die Form der Wissenschaft eine erfreuliche Gestaltung gewonnen, und Männer wie Humboldt, Boeckh, Ranke haben ihr Verdienst nicht allein in den Resultaten ihrer Forschungen, sondern auch darin, daß sie in vieler Beziehung Muster für den deutschen Ausdruck geworden sind. Im Allgemeinen ist es demnach wenigstens dahin gekommen, daß eine gute Darstellung als eine selbstverständliche Eigenschaft eines wissenschaftlichen Werkes gilt, und daß entschiedene Fehler gegen Stil, Wahl der Wörter, Construction, Wortstellung zu den Seltenheiten gehören. Um so auffallender war es dem Referenten, in der vorliegenden

Schrift eine Sammlung derartiger Verstöße zu finden, und zwar eine so reichhaltige, daß er nicht umhin kann, gleich im Anfange einen wenngleich unvollständigen Auszug aus denselben zu geben. Es ist dies der erste Eindruck, den das Lesen des betreffenden Werkes in ihm hervorgerufen hat, und er muß denselben umsomehr wiedergeben, als er nicht dafür einstehen kann, Alles was der Verfasser sagt, richtig verstanden zu haben.

Referent würde die Grenzen, die er um des Lesers willen einhalten muß, und um seiner selbst willen gern einhält, weit überschreiten, wollte er das Verhältniß der vorliegenden Schrift zur deutschen Grammatik in systematischer Reihenfolge entwickeln. Er begnügt sich daher mit Angabe einiger Eigenthümlichkeiten, die nach beliebig gewählten Kategorien geordnet sind. Constructionen wie die nachfolgende: „diese Thatsache bekannt genug, weil für Corneille so ehrenvoll (p. 207). Wir können nicht behaupten, weil nicht nachweisen (p. 152), wiederholen sich öfter, sind aber jedenfalls trotz der Autorität, auf der sie beruhen außerordentlich hart. Wir knüpfen hieran eine Reihe anderer Wendungen, die sich einfach danach sondern, daß sie theils ungebräuchlich, theils entschieden falsch sind: „gelegentlich der Sonntagsbeilaung" (p. 124) — „in einem renommirtesten Werke Gongoras" (p. 201) — „es ist das nicht zu verwundern (p. 7) — „alle die Literaturen" (p. 8) ohne folgenden Relativsatz — etwas ist kaum irgend so klar formulirt (p. 230.) Die Construction „dessen giebt es noch andre Gründe" ist um so auffallender, als der Verfasser die Adverbien „damit" „davon" „darunter" sonst häufig gegen unsern Sprachgebrauch an Stelle der Präpositionen mit den betreffenden Pronominibus anwendet. Auch der Satz „die Lesung Garniers ruft beide Dichter ins Gedächtniß", dürfte kaum zu rechtfertigen sein; und nach dem Bisherigen ist es jedenfalls zweifelhaft, ob der Accusativ in dem Satze „von dem Aesthetiker als solchen" (p. 153) als Druckfehler zu betrachten ist.

Auch die Wortstellung ist häufig ganz fehlerhaft. Dieser Vorwurf trifft besonders die Adverbien, für die wir aus fast unzähligen Beispielen nur einige hervorheben; so stehen falsch, „damals", „um so weniger nur", „aber", „allerdings", „nur", „wie später", an folgenden Stellen: p. 202, 41 letzte Zeile, p. 204, 5. Z., p. 123. 7. Z., p. 153, 10. Z., p. 156, 9. und 11. Z. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Wortstellung sonst richtig wäre: So steht p. 2, Z. 21 der Accusativ fälschlich vor dem Dativ, und p. 225 in der 6. letzten Zeile lesen wir, ohne daß irgend ein rhetorischer Grund zur Rechtfertigung dienen könnte: „wovon wenigstens nicht abhielt des Spaniers Beispiel".

Schon nach dem Bisherigen stand zu erwarten, daß der eigentliche Periodenbau sehr unvollkommen sein würde. Dies wird außer andern Gründen veranlaßt, durch die maaßlose Anwendung der Parenthese, durch die die eigentliche Construction nach einer sehr mäßigen Veranschlagung etwa hundert mal unterbrochen wird. Man vergleiche hierfür als einzelne Beispiele, p. 5, 6 (3 mal). 10, 12, 79, 215, 221, 3, 25, 29, 75, 129, 145, 150 Darstellung anderer Mängel, wie sie sich zahlreich darbieten, würde uns zu weit führen. So wollen wir denn auch die zweimalige Auslassung des Verbums p. 152, und die etwas geschmacklose Metapher „der Cid beschritt die Bühne" (p. 226) nur beiläufig erwähnen.

Ueberhaupt beschließen wir aber endlich dieses weder belehrende noch interessante Thema mit einem Verzeichnisse zum Theil neuer Wörter, deren sich der Verfasser ohne Bedenken bedient. „Zumal" sowohl als Adverbium, wie als Conjunction anzuwenden, läßt sich vielleicht noch vertheidigen, schwerlich aber „zumeist" (p. 200 und öfters) und „zu einem guten Theile" (p. 13), statt „größtentheils". Auch „kurzerhand" (p. 126 und 157 mit doppelter Orthographie) will uns nicht gebräuchlich erscheinen, und die Substantive Dichtkunststil (p. 71), Abergeschmack (p 201), Geschehniße (p. 46) und Abklatsch, das letztere namentlich in der hier nicht anwendbaren Verbindung „die Cornelie ist nichts als ein schlechter Abklatsch der Porcia", wird die deutsche Sprache gern entbehren.

Auch der Inhalt der vorliegenden Schrift giebt zu nicht wenigen Ausstellungen Veranlassung. Der Verfasser erklärt in der Vorrede (p. IV), er habe mit derselben keine ästhetischen, sondern historische Zwecke verfolgt, und zieht daraus den zwar

für ihn beruhigenden, aber sonst etwas gewagten Schluß, daß er in seinem ästhetischen Urtheile über die Französische Tragödie um so eher unparteilich gewesen sein werde. Gleichwohl giebt derselbe als Einleitung seiner Untersuchungen (p. 1—16) eine ästhetische Abhandlung, weil er die in derselben entwickelten Grundsätze nachher praktisch zur Anwendung gebracht habe. Trotz dem aber, daß er für diese ganz besonders die Nachsicht des Lesers in Anspruch nimmt, scheint es erforderlich, auf Trugschlüsse und falsche Behauptungen in derselben hinzuweisen, um so mehr, als der Verfasser mit der Verurtheilung ihm unbequemer Ansichten schnell bei der Hand ist.

Hr. E. beginnt nach einer gänzlichen Abweisung der ästhetischen Behandlung der Literaturgeschichte mit einer Eintheilung der ganzen Literatur in antike, mittelalterliche und moderne, im Gegensatz zu den Romantikern und selbst zu Hegel, bei welchen die beiden letzteren unter ein Ganzes zusammengefaßt werden.[1] Diese Ansicht der Sache ist nicht neu, wie denn auch zugegeben wird, daß Vischer in seiner Aesthetik zuerst diesen großen Fortschritt gemacht habe; aber der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß seine literarhistorischen Studien ihn schon längst von selbst auf sie geführt hätten, und der Kundige wohl einsehen werde, wie der Weg, auf dem er zu ihr gelangt sei, ein von dem Vischer's verschiedener wäre. Referent kann sich nicht zu diesen Kundigen rechnen, da der Weg, den der Verfasser zurückgelegt hat, nicht dargelegt ist, sondern nur die fertige Ansicht vorgeführt wird. Im Grunde kann es aber auch wenig darauf ankommen, auf welche Weise jemand sich eine in der ganzen Literaturbetrachtung bereits geläufige Idee zu eigen gemacht hat.

Es sollten alsdann im Folgenden die wesentlichsten Eigenthümlichkeiten der 3 Kunststile angegeben worden sein. Nach unsrer Ansicht sind dieselben nicht erschöpfend und führen (p. 11) zu einem falschen Resultate. Der Verfasser behauptet, daß „in dem nationalen Ausdrucke der Physiognomie der mittelalterlichen Dichter mehr oder weniger der individuelle verschwinde, während in der modernen Poesie der nationale Ausdruck im Individuellen aufgebe". Wenn wir dies richtig verstanden haben, so liegt darin enthalten, daß die Dichter des Mittelalters sich mehr nach ihrer Nationalität, die der modernen Zeit mehr nach ihrer Individualität unterscheiden. Wenn man aber die verschiedenen Bearbeitungen der Grals- und der Artussage, des Alexanderliedes wenn man die Minnepoesie betrachtet, so zeigt sich gerade das Gegentheil. Fast einzig und allein die Individualität unterscheidet jene zahlreichen Bearbeiter gleichartiger Stoffe: ob sie z. B. Franzosen oder Deutsche waren, übte einen verhältnißmäßig geringen Einfluß aus. Wie konnte es aber auch anders sein, da im Mittelalter die charakteristischen Merkmale der Nationen sich höchstens erst zu entwickeln begannen? Und in der neueren Zeit gar soll dieser Nationalunterschied in den Hintergrund getreten sein! Lessing und Voltaire, Schiller und Racine. Uhland und Victor Hugo sollen nur individuell von einander verschieden sein! In der That, um einen Ausdruck des Verfassers zu gebrauchen (p. 6), wir hätten geglaubt, daß so verkehrte Ansichten heut zu Tage unmöglich wären.

Es folgt alsbald die Anwendung des Gesagten auf das Drama, die indeß eigentlich nur in der bekannten Eintheilung desselben in das Spanische, Französische und Englische besteht. Aber auch hier finden sich gelegentlich unhaltbare Bemerkungen eingestreut. Behauptungen, daß die Lyrik in neuerer Zeit sich mehr dramatisch gestaltet habe, daß die Romanisten die Vorläufer der neuen zunächst monarchisch-absolutistischen Staatsmänner seien, daß das Volkslied seiner Natur nach den individuellen Ausdruck ausschließe (p. 14, p. 4, p. 12) und manche andere bedürften noch eines Beweises, der für den Verfasser freilich seine Schwierigkeiten haben und vielleicht nur bei der zweiten einigermaßen möglich sein dürfte.

Der weitere Inhalt der Schrift zerfällt in zwei größere Haupttheile, von denen der erste den noch im Mittelalter entstandenen Gattungen des Dramas, dem Mystère, der Moralité, der Farce und Sottie, der zweite dem modernen oder novantiken Drama, vorzugsweise der Tragödie von ihren Anfängen bis Corneille gewidmet ist. Der erste dieser Abschnitte (p. 17 — 73) ist nicht ganz ohne Werth. Zwar ist der Stoff im Allgemeinen nicht übersichtlich genug geordnet und das Endresultat kein anderes als das längst bekannte, daß nämlich jene Compositionen im Ganzen ohne ästhetischen Werth, im Einzelnen aber nicht ohne poetische Schönheiten

wären. Aber gleichwohl sind dankenswerthe Einzelnheiten mitgetheilt, und bei der Ausführlichkeit der Behandlung konnte auch manches Irrige in früheren Ansichten berichtigt werden. Jedenfalls hat der Verfasser die Histoire du théâtre Français der Gebrüder Parfait, und die ziemlich umfassende neuere Literatur über das Drama des Mittelalters in ausgedehnter Weise benutzt.

Dies bedingte Lob läßt sich nicht auf den zweiten Theil der Arbeit ausdehnen, in dem die Periode der Renaissance behandelt wird. Zwar sind Jodelle und Garnier in großer, vielleicht zu großer Ausführlichkeit besprochen, aber in dem ganzen Zeitalter ist der Verfasser offenbar nicht allseitig orientirt genug, um über dasselbe im Allgemeinen urtheilen und sich zu allgemeinen Gesichtspunkten erheben zu können. Man wird wenigstens häufig genug durch irgend eine Bemerkung verletzt, die einen Beweis hierfür giebt. Was will z. B. eine Phrase, wie die p. 76 stehende „der Drang nach einer höheren Cultur zog Frankreich nach Italien." Bekanntlich zogen Carl der achte und Ludwig der zwölfte nach jenem Lande, um die Erbrechte ihres Hauses gegen Neapel und Mailand geltend zu machen. Indem dann der Männer gedacht wird, an deren Namen sich besonders die Wiedererweckung der Studien des Alterthums knüpft, vermissen wir gerade denjenigen, dessen Verdienst in dieser Beziehung außer allem Zweifel steht. Schon Thuanus in den historiis sui temporis sieht darin den hauptsächlichsten Beweis dafür, daß Franz der erste in der That den Namen eines Vaters der Wissenschaften verdiene, daß von ihm Budaeus, den unser Verfasser nur beiläufig p. 89 erwähnt, aus dem Staube der Büchterthätigkeit zu den Ehren und dem Glanze des Hoflebens hervorgezogen sei. Eben so wenig können wir zugeben, daß es in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts gar wenige neulateinische Dichter gegeben habe (p. 81, Anmerkung 110 a), daß Mairet seine Sophonisbe schon 1629 habe aufführen lassen (p. 208), daß Corneille die Regeln der Tragödie, wie er in der Vorrede zu der Comödie „la Veuve" behauptet, nicht gekannt hätte." Alles das sind Behauptungen, die, da sie die bisherigen Annahmen, die bewiesen sind, umstoßen, zum Mindesten des Beweises bedürften. Auch ist nicht bewiesen, daß Mellin de St. Gélais in der That der Einzige gewesen ist, welcher zuerst das Sonett in Frankreich wieder eingeführt habe (p. 80). Pasquier schreibt Du Bellay dieses Verdienst zu, wenn es gleich damit ebenso zweifelhaft sein mag. Es giebt ferner eine schiefe Vorstellung von ihm und Marot im Gegensatz zu den Dichtern der Plejade, wenn als etwas ganz besonderes hervorgehoben wird, daß sie Hofdichter gewesen seien. Diese waren es, soweit sie irgendwie mit dem Hofe in Beziehung kommen konnten, ebenfalls, wie es namentlich von Ronsard und Baïf eine bekannte Thatsache ist. Auch können wir Jodelle allein nicht die Eigenschaft lassen, daß er im Gegensatze zu den andern Plejadendichtern einen tieferen Antheil an dem öffentlichen Leben genommen habe (p. 99). Von Ronsard weiß man genugsam, daß er bei den Verfolgungen der Protestanten selbst die Waffen ergriffen hat, daß er in heftige literarische Streitigkeiten mit den Calvinisten verwickelt gewesen ist, und zahlreiche seine Elegien bekunden seinen Schmerz über die traurigen Zustände Frankreichs. Auch Baïf hat in seinem Verhältnisse zu den Calvinisten eine freilich wenig ehrenvolle Rolle gespielt.

Schon die zufällige Reihenfolge, in der Referent seine Einwendungen mitgetheilt hat, kann einen Beweis dafür geben, daß es ihm nicht darauf ankommen konnte, irgendwie erschöpfend zu verfahren. Wenn aber außer den Punkten, auf deren Entwickelung es dem Verfasser wesentlich ankommen mußte, wie z. B. für das Drama das Entstehen des Regelzwanges und der drei Einheiten, nicht entwickelt sind, wenn die ganze Darstellung von Corneille's Thätigkeit bis zur Aufführung des Cid jeder befriedigenden inneren Motivirung entbehrt, so wird das Urtheil, welches hier schließlich über die vorliegende Schrift ausgesprochen wird, jedermann gerechtfertigt erscheinen: Referent erklärt nämlich, daß dieselbe in ihrer gegenwärtigen Gestalt weder der Form noch dem Inhalte nach auch nur im Entferntesten die Ansprüche erfüllt, welche man mit Recht gegenwärtig in Deutschland an ein wissenschaftliches Werk machen kann.

Danzig. Dr. **Fr. Strehlke.**

Zweiter Lehrgang der französischen Sprache. Syntax. Von Dr. Manitius. Dresden 1856.

Die Bücher des Verfassers haben einen guten Namen, den sie dem Fleiße ihrer Zusammenstellung verdanken. Wollte sich der Verfasser noch mehr auf eigne Beobachtung stützen, so würde manche Regel, die ihr Entstehen nur Grammatikern verdankt, aufgegeben worden sein. Folgende Sätze bedürfen einer Berichtigung. Seite 6 wird eine Regel gegeben, welche lautet: Diminutiven haben das Geschlecht des Primitivs. Sie ist, so allgemein hingestellt, falsch, wie sich aus le cigare, la cigarette, une oie, un oison, une médaille, un médaillon, la paille, le paillason etc. ergiebt.

Ueber das Geschlecht von automne würde man wohl am Besten thun aufzustellen: automne ist heut in prosaischer Rede gewöhnlich masculin.

Daß exemple jemals in der Bedeutung, Schreibevorschrift, von denkenden Franzosen als féminin gebraucht worden sei, haben unter andern Lemare und Nodier längst wiederlegt. Ersterer sagt: Muß man daraus, daß einmal ein Schulmeister une belle exemple gesagt hat, eine Regel machen? Letzterer: Es ist lächerlich, eine Sprache auf die Autorität eines Schulmeisters hin, der kein französisch versteht, reformiren zu wollen.

In der Wortbildung wird fälschlich behauptet: exécuteur, inspecteur etc. seien von einem part. prés. abgeleitet. Dies ist historisch falsch; sie kommen direct aus dem Lateinischen.

Seite 44 heißt es ebenfalls: Septante, octante, novante kommen nur in der Mathematik vor. Was diese höchst drollige Regel überhaupt heißt, ist unklar. Heißt es, man sage in einer arithmetischen Stunde septante, — denn vom Schreiben kann hier kaum die Rede sein, —, außerhalb der Stunde soixante-dix? Ich glaube, daß das collége français in Berlin der Ursprung dieser Regel ist.

Einen Seite 187 anzutreffenden starken lapsus linguae möge es genügen, hiemit der Ausmerzung zu empfehlen.

In der Wortbildung wird ferner flûte auf fluste zurückgeführt. Eine solche Form liegt jedoch gar nicht vor; überhaupt ist es falsch, den circonflexe überall für den index eines ausgefallenen s zu halten.

Am Ende des Buches liefert der Verfasser eine Anleitung zum schriftlichen Ausdruck. Wir vermögen eine Sammlung von Aufgaben zum Uebersetzen aus einem Idiom in's andere, von in Prosa zu verwandelnden Versen, von Briefen, von Beschreibungen und Aufsätzen mit dazu gelieferter Disposition nicht mit dem Titel: Anleitung zum schriftlichen Ausdruck zu bezeichnen. Höchstens könnten wir diesen Theil als einen Nothbehelf für ungeschickte Leute, die nicht wissen, was für schriftliche Aufgaben sie geben sollen, bezeichnen.

G. Büchmann.

---

1) Portugiesisch-brasilianischer Dolmetscher. Mit genauer Angabe der Aussprache von Theodor Bösche. Hamburg 1853. Kittler. — 2) Neue portugiesische Sprachlehre von Bösche. Hamburg 1853. Ebenda. — 3) Portugiesisch und deutsche Gespräche von Dr. Diego Monteiro. Hamburg 1853. Ebenda. — 4) Handwörterbuch der deutschen und portugiesischen Sprache von Dr. Wollheim da Fonseca-Ovando. —

Bei der Unzulänglichkeit der portugiesischen Hülfsbücher sind die drei ersten Bücher, die auf den Werth wissenschaftlicher Leistungen keinen Anspruch machen, sehr empfehlenswerth dadurch, daß sie ein reichhaltiges, correctes Material für dasjenige liefern, was man den praktischen Gebrauch zu nennen pflegt. Sie sind also namentlich für Auswanderer und Correspondenten geschrieben. Namentlich möchte

der Gebrauch von Nro. 3 auf diese Klasse beschränkt werden müssen. Nro. 1 [illegible] indem es wörtlich fast alle darin vorkommenden Wörterverzeichnisse und Gespräche enthält, jedoch mit der überaus schätzenswerthen und um so dankbarer entgegenzunehmenden Hinzufügung der portugiesischen Aussprache, als diese in den bisher bekannt gewordenen portugiesischen Sprachbüchern, selbst denen wissenschaftlicherer Natur, überaus dürftig behandelt ist. Dabei beschränkt sich Nro. 1 nicht auf die in Nro. 3 enthaltenen Gespräche, sondern giebt noch viele andere selbstständig zu. Eine vorausgeschickte kurze, die Formenlehre bündig und klar und die Aussprache gediegen behandelnde Grammatik erhöht den Werth des Buchs. Als Anhang ist eine Uebersicht der portugiesischen Münzen, Maße und Gewichte hinzugefügt. — Nro. 2 ist eine Grammatik, die sich auf die heute gebräuchliche Form beschränkt, ohne sich, wie z. B. die Grammatik von Sousa, auf veraltete und seltnere Formen älterer literarischer Autoren einzulassen. Die Formenlehre des regelmäßigen und unregelmäßigen Verbums ist in möglichster Vollständigkeit mitgetheilt. Ein kleines angehängtes Lesebuch, unter andern Bruchstücke der Lusiade enthaltend, ist unterhaltend und lehrreich. — Nro. 4. Ueber den Werth dieses kleinen, aber reichhaltigen Wörterbuchs, das nicht eine gedankenlose Compilation ist, sondern in vielen Artikeln Zeugniß, von eingehenden sprachvergleichenden und etymologischen Untersuchungen giebt, spricht die zweite Auflage hinlänglich. Wünschenswerth wäre eine durch typographische Zeichen leicht zu ermöglichende Angabe der Aussprache in schwierigeren Fällen, wie vor allen bei dem x.

¿Habla V. Cástellano? Von de Castres. Leipzig 1856. 8.

Ein praktisches vademecum, enthaltend: eine kurze Grammatik, Phrasen, Dialoge, ein kleines Lesebuch.

Georg Büchmann.

Etude sur Herder considéré comme critique littéraire par Henri Schmidt. Strasbourg 1855.

Was ich bei einer andern Gelegenheit in dieser Zeitschrift (Bd. XIX. S. 331) über das Fortschreiten der Würdigung deutscher Literatur in Frankreich gesagt habe, bestätigt sich auch bei dem vorliegenden Buche noch in einem höheren Grade, da hier zum Gegenstande einer wenn auch nur flüchtigen Skizze ein Mann gewählt ist, der vielleicht in Deutschland selbst noch nicht die Anerkennung und Würdigung gefunden hat, die er verdiente, da ja unbedenklich seine Schriften mehr gerühmt als gelesen und zum Gegenstande aufmerksamer Studien gemacht werden.

Der Verfasser will eine Darstellung der Thätigkeit Herders als Aesthetiker geben, mithin ein Thema behandeln, das zu derselben Zeit in dieser Zeitschrift (Bd. XVII und XVIII) eine erschöpfende Bearbeitung gefunden hat. Eine Vergleichung lag nahe, mußte aber bei näherer Betrachtung aufgegeben werden, da eine systematische und vollständige Darlegung von Herders ästhetischen Ansichten in Hinsicht der Literatur mit einem allgemeinen Ueberblick über dieselben nicht wohl zusammengestellt werden konnte. Daß der französische Bearbeiter sich aber nur an das allgemeinste gehalten, giebt er selbst an, wenn er S. 68 sagt: Nous ne nous en sommes tenu qu'aux grandes divisions, aux traits généraux. Les observations de détail n'ont pu trouver places dans notre travail etc. Eine solche Darstellung der allgemeinen Grundsätze, die Herder für die einzelnen Gattungen der Literatur aufgestellt, kann von Interesse und auch von Nutzen sein, indem man dadurch auf einem kleinen Raume gewissermaßen die Gipfelpunkte vereinigt sieht, die in mannigfaltigen Schriften Herders zerstreut, als Ausgang für die Ansichten im einzelnen dienen müssen, mit einem Worte, es kann einen Nutzen haben, die Grundzüge darzustellen, wie sie Herder für ein System der Aesthetik entworfen haben würde. Wie die vorliegende Schrift dies durchführt, soll kurz angegeben werden.

Wir übergehen die Notizen, welche auf S. 1—12 über das Leben und die Schriften Herders flüchtig und ohne Beziehung auf das Thema gegeben werden, als leicht entbehrlich, ebenso die Darlegung der verschiedenen Arten von Kritik, da uns nur die ästhetische Kritik beschäftigt; auch die etwas weit gedehnte Darstellung der nothwendigen Eigenschaften eines Aesthetikers, die Herder in hohem Grade besessen habe, namlich tiefen philosophischen Geist, eine glänzende Einbildungskraft, eine lebhafte Empfänglichkeit, und kommen zu dem interessanten Punkte, welche Einflüsse die Kritik Herders erfahren habe. Leider aber finden wir keine Darlegung dieser Einflüsse, sondern nur die Liste einer Anzahl von Männern, die in gleichem Felde thätig waren, von Aristoteles bis auf Lessing, deren Werke Herder kannte, ohne daß wir erführen, in welchem Verhaltnisse er zu ihnen steht; das wäre freilich eine schwierige, aber vielleicht höchst lohnende Untersuchung gewesen. Auch das Ergebniß, welches die Erörterung der Frage, ob Herder ein einziges Ideal hatte, liefert, daß Herder nicht die Schriften eines einzelnen Mannes, nicht die eines einzelnen Volkes zur Nachahmung empfehle, am meisten aber die Griechen bewundere, scheint uns für die Begründung seiner Aesthetik wenig bemerkenswerth zu sein.

Wir kommen zum eigentlichen Gegenstande. Von den Ansichten, die Herder über den Begriff des Schönen und des Erhabenen hatte, bekommen wir durch die fluchtige Darstellung des Gegensatzes, in welchem er zu Kant stand, keine klare Vorstellung; eine Definition dieser beiden Begriffe aus den Schriften Herders zu entwickeln, hat der Verf. nicht versucht. Etwas ausführlicher ist die Entwickelung der Ansichten Herders uber das Wesen der Poesie, so wie seiner Eintheilung derselben in Natur- und Kunstpoesie gegeben, und hieran reiht sich seine Vergleichung der Poesie mit den bildenden Künsten im Gegensatz gegen die von Lessing im Laokoon aufgestellten Theorien. Hieran schließt sich die Betrachtung der einzelnen Gattungen der Poesie, von denen Herder namentlich die lyrische und epische Poesie-flüchtiger die dramatische behandelt hat. Naturlich kann auch hier bei dem geringen Umfange dieser Betrachtungen von einer Vollständigkeit nicht die Rede sein, geschweige daß eine kritische Beleuchtung von Herders Ansichten zu erwarten wäre; es genügt dem Verf. die Hauptzuge wieder zu geben. Wir finden es hierbei sehr naturlich, daß der Verf. gegen die Angriffe, die Herder gegen das französische Theater und auch gegen die französische Philosophie gerichtet hat, Partei nimmt, wir würden es auch gutheißen, wenn er die spateren entgegengesetzten Ansichten Herders, wie er sie in der Adrastea ausgesprochen hat, zu Hulfe genommen hätte, aber es scheint kaum gebilligt werden zu durfen, daß er ein Wort Heinrich Heine's als Auctoritat gegen die deutsche Philosophie anführt, eines Mannes, dessen Sinn für die deutsche Nationalität niemand ruhmen, dessen Urtheile niemand als unbedingt, als wahr und treffend bezeichnen wird, auch wenn H. wirklich, wie der Verf. wähnt, ein Mann gewesen wäre, qui certes aime les écrivains et les philosophes de sa patrie!

Es schließt sich hieran noch die Darlegung einzelner Ansichten Herders über die didaktische Poesie, Fabel, Märchen, Idyll, so wie über die Gattungen der Prosa, kurz und keineswegs erschöpfend.

Ueberblicken wir die ganze Darstellung, so finden wir, daß der Verf. seinen Gegenstand mit großer Vorliebe behandelt hat, daß er die Verdienste, welche sich Herder um die deutsche Poesie erworben hat, zu würdigen weiß, und ihnen alle Anerkennung widerfahren laßt, aber abgesehen davon, daß der Umfang der Arbeit ein gründliches Eingehen und eine kritische Beleuchtung der einzelnen Ansichten nicht zuließ und sich deswegen auf eine Auswahl dessen, was dem Verf. das wichtigste zu sein schien, beschränken mußte, so ist doch der Ton des Ganzen zu sehr der einer Lobrede auf Herders Verdienst um die Aesthetik, als daß derselbe uberall das Richtige getroffen haben sollte. Der Einfluß, den Herder auf die deutsche Literatur ausgeübt, liegt in der Anregung, die er gebracht, in der Erweiterung des Gesichtskreises, indem er nicht auf ein beschränktes Feld der Poesie, sondern auf die Dichtung aller Zeiten und Völker hinwies und die Empfänglichkeit für den Genuß des Schönen förderte, wo sich dasselbe auch darbieten mochte; aber schwerlich läßt sich dieser Einfluß in

Herders Kritik suchen, die eben bei seinem weitschweifenden Geiste zu sehr der Schranken und der festen Regeln entbehrte, um eine neue Epoche hervorzubringen; und gewiß ist es mehr die Tiefe der Empfindung und die Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, was uns in Herder anziehen muß, als die Tiefe des philosophischen Geistes, die mit kritischer Schärfe und Klarheit die ewigen Regeln der Kunst erfaßte und feststellte.

Das vorliegende Buch wird, auch wenn es in Deutschland bekannter werden sollte, zum eifrigen Studium Herders schwerlich anregen, aber des Dankes ist es werth, eine Nation auf diesen Mann aufmerksamer gemacht zu haben, welche sonst wenig geneigt ist, gerade in die Richtung des deutschen Geistes einzugehen, welche hier behandelt worden ist.

Berlin. **Dr. Büchsenschütz.**

Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Dritte Abtheilung. Erläuterungen zu Schillers Werken von Dr. Eckardt. I. II. Schillers Geistesgang. Die Räuber. Jena, Hochhausen 1856.

Die älteren Erläuterungen deutscher Classiker, welchen Ref. ihr Verdienst keineswegs streitig machen will, z. B. was Hinrichs in dieser Art schrieb, ging großentheils von dem Bedürfniß der herrschenden philosophischen Schule aus, die Meisterwerke der Poesie in den Kreis dessen was construirt werden sollte, zu ziehen. Seitdem aber hat man durch eine Anzahl von Monographien, Briefwechseln u. s. w. die Geschichte der neueren Literatur so wesentlich bereichert, daß die philosophische Zergliederung nicht mehr die Hauptaufgabe ähnlicher Commentare sein kann, sondern weit mehr die Aufweisung des positiven Inhaltes einer Dichtung, wie dieselbe durch eine reichere Kenntniß, besonders der Geistes- und Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes erscheint. Unzählige deutsche Gedichte harren z. B. noch der Erläuterung mit Volkssagen, durch welche dem deutschen Unterrichte ein großer Dienst geschähe. Wenn nun auch bei den Räubern von dem Unterrichte abzusehen ist, so hätten wir doch gewünscht, daß Herr Dr. Ludwig Eckardt für diese ein ungleich fleißigeres Material herbeigezogen hätte, als er wirklich gethan. In passender Anordnung würde es dem Publicum, für welches die Schrift bestimmt ist, anziehend genug gewesen sein, und ohne ein solches noch specielleres Eingehen heißt es doch wohl dem Leser mit einer Besprechung der Räuber von **141** Seiten zu viel zumuthen.

Die einleitende Abhandlung über „Schillers Geistesgang" füllt zwar nur 43 Seiten, ist aber dafür auch noch mehr Brühe ohne Fleisch, als die Erläuterung der Räuber. Und alles dieses wird in einer gänzlich subjectiven Weise dargeboten, nicht, wie wir es früher gewohnt waren und jetzt allerdings auch nicht mehr verlangen, philosophisch. Ja, was schlimmer ist: ohne jede schärfere Fassung des Urtheils und den mit einem solchen wohl verbundenen Glanz des Stils, selbst ohne eine kunstvollere Darstellung im Allgemeinen, die an sich in der Art wie Göthe's Leben von dem Engländer Lewes einen ästhetischen Eindruck macht.

Die übrigen bisher erschienenen Bändchen des Werkes sind Ref. unbekannt geblieben. Er wünscht daher, daß man sein ungünstiges Urtheil nicht auf das ganze Unternehmen beziehen möchte.

Berlin. Dr. **H. Pröhle.**

Programmenschau.

Ueber den ersten Act der Göthe'schen Iphigenie vom Director Dr. W. Kieser. Programm des Gymnasiums zu Sondershausen. 1856.

Wenn Hegel in seinen Aphorismen sagt, ein großer Mann verdamme die Menschen dazu, ihn zu expliciren, so spricht er damit die Nothwendigkeit aus, das Große und Bedeutende nicht bloß mit staunender Bewunderung zu feiern, oder in schwelgender Gemüthlichkeit zu genießen, sondern die Wahrheit und Tiefe, die Vortrefflichkeit und Schönheit desselben auch zu begreifen und dadurch den Genuß selbst erst zu einem selbstbewußten zu machen. Manche Kunstenthusiasten besorgen zwar, daß die unbefangene Freude an einem Kunstwerke durch die denkende Betrachtung verkümmert und erkältet werde; als ob das Wahre und Schöne aufhörte, für uns wahr und schön zu sein, wenn wir seine Wahrheit und Schönheit auch begreifen. Der Genuß wird vielmehr dadurch erst ein vollkommener, wenn alle geistigen Thätigkeiten, namentlich also auch die höchste, das Denken, an demselben Theil nehmen. Mehr oder minder selbstbewußt macht auch jeder den Anspruch, sich den Inhalt eines Kunstwerkes auf irgend eine Art anzueignen und Gründe für seine Bewunderung desselben zu haben, mag dies auch oft in höchst unvollkommener und rein subjectiver Weise geschehen. Eben dieses Bedürfniß, der vollen Berechtigung zum frohen Genusse innerlich gewiß zu werden und zum tieferen Verständnisse des Dichters zu gelangen, hat auch die reiche Göthe-Literatur hervorgerufen, welche unter einer Menge flacher und einseitiger Schriften doch zugleich eine reiche Anzahl höchst werthvoller und die tiefere Auffassung des Dichters wahrhaft fördernder Werke enthält.

Unter letzteren nehmen unstreitig diejenigen die erste Rolle ein, welche nicht bloß commentatorisch die zum äußern Verständnisse etwa nöthigen Notizen und Erläuterungen enthalten, sondern zugleich und wesentlich den Gedanken-Inhalt des betrachteten Kunstwerkes objectiv entwickeln und uns damit die lebendige Seele, die innere treibende und gestaltende Macht enthüllen und zum klaren Bewußtsein bringen, welche sich in dem Kunstwerke manifestirt und zur Erscheinung gebracht hat.

Zu den Schriften dieser Art gehört die vorliegende, etwa fünf Bogen umfassende Abhandlung des Herrn Director Dr. W. Kieser, welche den organischen Bau des ersten Aktes der Göthe'schen Iphigenie entwickelt. Nachdem der Verfasser bereits in zwei früheren Programmen von 1842 und 1848 die Bedeutung der vier letzten Akte nachgewiesen und das Einzelne von dem Standpunkte der dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee beleuchtet hatte, giebt derselbe in dem vorliegenden Programme von 1856 mit gediegener philosophischer Tiefe und dem feinstem poetischen Sinne eine ebenso lichtvolle wie formell gelungene Entwicklung des ersten Aktes. Kann auch dem Referenten der vom Verf. angeführte Grund, weshalb er den ersten Akt erst jetzt nach den vier letzten behandelt habe, „weil nämlich in jenem keine so tief psychologischen Aufgaben wie in diesem zu lösen gewesen wären," für diese Reihenfolge nicht als genügend erscheinen, so ist doch jedenfalls auch diese zuletzt erschienene Entwicklung des ersten Aktes ein im höchsten Maße schätzbarer Beitrag zur tiefern Einsicht in den organischen Zusammenhang des ganzen Kunstwerkes, zugleich aber auch ein in sich selbst so wohl abgerundetes Ganze, daß wir diese geistvolle Arbeit mit um so freudigerem Danke begrüßen, je mehr diese dem äußeren Umfange nach kleine Schrift an ächtem Gehalte viele dickleibige Werke über Göthe

aufwiegt und übertrifft. Der Verf. hat Tiefe mit Klarheit, Schärfe der Bestimmung mit Schönheit der Darstellung, Gedankenfülle mit sinniger Auffassung in der glücklichsten Weise zu verbinden gewußt. Was daher diese Abhandlung noch über die geistvollen Arbeiten von Rinne, Pudor, Rönnefahrt, Bratraneck, Weber u. A. über die Iphigenie erhebt, ist namentlich der feine psychologische Takt des Verfassers, mit welchem derselbe alle Einzelnheiten als lebendige Glieder im Gesammtorganismus des Kunstwerkes aufzufassen und aus der Idee des Ganzen sinnig zu entwickeln versteht.

Nachdem der Verf. in der Einleitung die Stelle der Iphigenie in der Reihe der Göthe'schen Werke und ihre Bedeutung für die deutsche Literatur überhaupt angegeben hat, rechtfertigt er die Bezeichnung unsers Dramas als Schauspiel, indem er mit Berücksichtigung der Ansichten von Hegel, Carriere, Deinhardt und Weber nachweist, daß die Gliederung des Dramas in Tragödie, Schauspiel und Comödie nicht bloß aus dem Begriffe desselben sich ergebe, sondern auch mit der Cultur-Entwicklung und Weltanschauung der neueren Zeit in innerem Verhältnisse stehe. Die Einleitung schließt dann mit einer gedrängten und interessanten Darstellung der geographischen und ethnographischen Bezüge und Verhältnisse, zu denen der Titel „Iphigenie in Tauris" Anlaß giebt.

Die Abhandlung selbst beginnt mit der Erläuterung des auch von G. Hermann (p. IX der Iph. Taur.) höchlich bewunderten Monologes der ersten Scene und zeigt, daß in demselben schon alle Saiten, welche im Verlaufe des Dramas in schwächeren und stärkeren Schwingungen erklingen, angeschlagen werden, obschon derselbe zunächst in einem einzigen Gefühle, in der tiefen Sehnsucht nach der Heimath, wurzele. In der zweiten Scene stellt sich dann dem erregten Gefühle Iphigeniens, dem heiß ersehnten Ziele, dem drängenden Zuge ihres, nach freier Selbstbestimmung und einer der Tiefe ihres Gemüthes entspringenden Wirksamkeit im Kreise der Ihrigen verlangenden Herzens die äußere Welt ihrer Umgebungen mit ihren Hemmnissen entgegen. Dieser Kampf zwischen ihrem Herzen und den concreten Verhältnissen, welcher bereits in dem Monologe leise anklingt und nach allen Seiten hin von der Iphigenie durchgekämpft werden muß, bis dieser Conflict durch die siegende Macht der Wahrheit und die Kraft der tiefsten Innerlichkeit überwunden wird, beginnt hier in die Erscheinung zu treten und alle seine vielfachen und gewaltigen Momente drohend zu manifestiren.

Die dritte Scene zeigt uns dann, wie die in dem Gespräche mit Arkas angedeutete Situation sich mit spannender Schärfe weiter verwirklicht. Iphigeniens ganzes Wesen mit allen ihren Erlebnissen und Erinnerungen, mit ihren Hoffnungen und Wünschen wird in seinen innersten Tiefen erschüttert. Iphigenie als Priesterin der Artemis, als das sittlich wahrhaft freie Weib, als Griechin, als Königstochter, deren ganze Seele von der Hoffnung, einst in ihre Heimath zurückgekehrt „mit reiner Hand und reinem Herzen" den auf ihrem Stamme lastenden Fluch zu lösen und ihr Haus zu entsühnen, erfüllt ist, findet sich in den härtesten Conflict mit dem dringenden Verlangen des Thoas, welchem sie sich doch zum Danke verpflichtet fühlt, versetzt und sieht zugleich ihr Streben nach freier Selbstbestimmung durch brutale Nöthigung zu blutigem Dienste gehemmt, hiermit aber Alles, was in ihrem reinen, heiligen Innern wirkt und webt, gefährdet und bedroht.

In dieser Bedrängniß wendet sie sich nach der Entfernung des Thoas in der vierten Scene betend an ihre Retterin Artemis, welche schon früher ihr Geschick wunderbar geleitet hatte, und gewinnt trotz ihrer tiefen Erregung die erhabene Stimmung, in welche das Endliche durch das Unendliche versetzt wird. In diesem wundervollen Gebete, welches die ganze von aller Qual der Zerrissenheit befreiende Macht dankbar frommer Versenkung in das Wesen der Gottheit offenbart, spiegelt sich die hohe Ruhe des zu den Lichthöhen der göttlichen Gnade vertrauensvoll emporgetragenen Gemüthes. Denn wer wie Iphigenie von dem Gedanken der jede Schranke des Raumes und der Zeit aufhebenden göttlichen Macht, so wie von dem Walten der göttlichen Liebe tief durchdrungen ist, der ruht auch im wilden Andrange der Stürme fest in sich und findet, auch erschüttert, sich selbst leicht in der gotterfüllten Tiefe des Herzens.

Nachdem der Verf. uns so den lebendigen dramatischen Fortschritt der in der ersten Scene bereits ahnungsvoll als Gemüthsstimmung Iphigeniens anklingenden Momente der Collision in der Erhebung dieser individuellen Stimmung zum Bewußtsein, zur Gesinnung und zum Entschlusse, mit völlig objectiver und zugleich der schärfsten psychologischen Dialectik aufgezeigt, und hierin seine Meisterschaft in der Auffassung aller einzelnen Züge als lebensvoller organischer Glieder des Ganzen oft in der sinnigsten und stets schlagenden Weise dargethan hat, überblickt derselbe in dem letzten Theile der Abhandlung schließlich noch ein Mal den ersten Act in seiner Totalität, um diesen in seinem inneren Verhältnisse zu den folgenden vier Akten und als Exposition des ganzen Kunstwerkes zu betrachten. Er zeigt, wie nicht bloß alles Individuelle und Endliche zum Symbol des Allgemeinen und Unendlichen wird, und die allgemeinen Wahrheiten, durch welche Iphigenie sich aus dem Strome der Empfindung zu selbstbewußter Klarheit erhebt, ihre ganz concrete Beziehung in den individuellen Verhältnissen selbst finden, sondern er weist zugleich auch die große Kunst der Exposition darin nach, daß die ganze Masse vorzeitigen Stoffes durch und durch vergeistigt und als Träger des handelnden Lebens erscheint, indem alles vor der Handlung Liegende (die ganze Vorfabel) in seiner die Verhältnisse der Gegenwart begründenden und bedingenden Wirkung und in seiner Rückäußerung auf die Innerlichkeit der Personen, und zwar nur in soweit dargestellt wird, als dasselbe von spannendem Interesse für die handelnden Personen ist. Zugleich weist der Verf. auf die feinen Züge hin, welche die Wurzeln der endlichen Lösung des Conflictes bilden und diese schon von vorn herein begründen.

Wir scheiden von dem Verfasser mit der Bitte, seine einzeln erschienenen und in drei Programmen zerstreuten Arbeiten über Göthes Iphigenie dem Publicum bald in einer Gesammtredaction vorlegen und dadurch das innere Verständniß dieses Kunstwerkes fördern zu wollen. Dr. **Gantzer.**

Die Ortsnamen von Heiligenstadt. Vom Gymnasiallehrer Waldmann. Programm des Gymnasiums zu Heiligenstadt, 1856.

Diese Schulschrift, mit welcher Herr Director Kramarczik zur öffentlichen Prüfung Michaelis vergangenen Jahres einladet, macht uns in belehrender und anziehender Weise mit dem Eichsfelde und namentlich mit Heiligenstadt und seiner nächsten Umgebung bekannt. Sie behandelt A. das Eichsfeld (nicht Eichenfeld, sondern Feld eines Eiko oder Aiko).

B. Heiligenstadt (zu oder an der heiligen Stätte).

C. Stadttheile, Straßen, Plätze.

D. Mühlen und andere Gebäude.

E. Quellen und Brunnen.

F. Flüsse und Bäche (Leine, Geislede, Beber, Riesbach, Lutter, Dünenbach).

G. Felder, Berge, Wälder und einzelne Stellen in denselben: im Ganzen 140 Benennungen.

Ueber alle diese verschiedenen Namen erhalten wir: so weit dies thunlich oder erforderlich ist, — denn viele erklären sich selbst, — wissenschaftliche Belehrung unter Hinweisung auf die besten Auctoritäten in Etymologie und Namenskunde.

Was im Allgemeinen diese Namen betrifft, so sind sie fast sämmtlich Deutsch; vom Keltischen finden sich einige Spuren, vom Slavischen keine. Einige uralte Namen, die sich in Deutschland überall vorfinden, haften auch hier, wenn gleich natürlich umgewandelt und von der lebenden Generation nicht mehr verstanden.

Möge der Verfasser nach seinem rühmlichst bewiesenen Geschick, seiner Liebe zur Sache und seinen ausgebreiteten Kenntnissen uns recht bald Gelegenheit geben, ihn auf diesem noch so wenig bis ins Einzelne gehörig bearbeiteten Felde wieder zu begegnen.

Daniel von Soest. Abhandlung des Oberlehrers Vorwerk als Programm des Archigymnasiums zu Soest, 1856.

Herr Vorwerk, dem wir schon mehrmals auf dem dankbaren und doch so wenig angebaueten Felde heimathlicher Studien begegnet sind, bietet hier den Freunden der Literatur eine eingehende Untersuchung über Schriften und Leben des Pseudonymen Daniel von Soest. Von den Schriften, die diesem Daniel zugeschrieben werden, ist nur Weniges und dieses nicht diplomatisch genau, noch weniger nach kritischer Recension abgedruckt; Mehreres liegt noch als gutes Manuscript wohlgeborgen, Anderes ist verloren gegangen. Der muthmaßliche Verfasser der meisten dieser Schriften, nicht aller, ist Gerwinus Haverland, wahrscheinlich ein geborener Soester, Minorit, Doctor der Theologie, Custos der Cölnischen Provinz, Provinzial seines Ordens und lange Zeit Guardian in dem Convente zu Soest. — Ein Irrthum des neuesten Herausgebers des Daniel, der dessen Vornamen Gerhard nennt, hat sich in das Auctorenverzeichniß der Lexica von Grimm und Kosegarten eingeschlichen; in Literaturgeschichten sucht man Namen und Schriften Haverland's bis jetzt wohl überall vergebens.

Der Verfasser Daniels, dessen Werk in die dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts fällt, ist ein heftiger Polemiker gegen die Reformation. Das Werk ist also nebst den übrigen Haverland's von größerer Bedeutung für die Culturgeschichte jener Zeit. So dankbar wir nun auch Herrn Vorwerk sein müssen, daß er dem Verf. des Daniel und der übrigen Schriften Haverland's eine größere Beachtung zugewendet hat, so wäre es doch wünschenswerth, daß eine erschöpfende Untersuchung den genauen Thatbestand über Leben und Schriften Haverland's ermittelte, und daß die Werke selbst in diplomatisch-kritischer Ausgabe der gelehrten Welt zugänglich gemacht würden.

Möchte Herr Vorwerk, durch seine gründlichen Vorstudien bestens dazu vorbereitet, recht bald sich dazu berufen fühlen, diese Lücke in der Literaturgeschichte, wodurch zugleich der Religions- und Culturgeschichte ein wesentlicher Dienst geleistet würde, auszufüllen.

Berlin. Dr. **Sachse.**

Miscellen.

Heiland, weiland, Mailand, Seeland.

Bei etymologifchen unterfuchungen in der deutfchen fprache wird man es gewahr, wie verfänglich und teufchend oft die jetzige geltalt eines wortes dem gemeinen und volkstümlichen verftändnis gegenüber befchaffen ift. Die überfchrift nennt vier wörter, welche der ausfprache zufolge irgendwie zufammenfetzung mit land zu enthalten fcheinen; ja felbft wenn zugleich ein leifer verfuch, dieß wort in eine gefällige oder doch mögliche logifche beziehung zu bringen, fich den gedanken mitteilen will, fo kann die oberflächliche, nicht lange abwägende gewohnheit zu erklären alsbald volle genüge gefunden zu haben vermeinen.

Schottel, der vorzüglichfte grammatiker des 17. jahrh., bemerkt, daß heiland von einigen als „heilland“ d. i. landheiler verftanden werde; und bei weiland mag fchon manchmal der gewis nicht unnatürliche gedanke an „weilen im lande“ aufgekommen fein (vgl. franz. feu, feue aus lat. fuit). Unter den beiden geographifchen namen ergibt fich für den zweiten die beziehung auf „land“ fo einfach, daß es keiner weiteren bemerkung bedarf; mit rückficht auf Mailand kann dem einwurfe, daß eine ftadt doch kein land fei, der name Friedland entgegengehalten werden, die erfte filbe freilich müfte einftweilen dahingeftellt bleiben.

Näher betrachtet aber haben alle vier im urfprunge mit „land“ gar nichts zu fchaffen,

Das wort heiland ift ein fubftantivifch gebrauchtes part. präf. von heilen, ahd. und mhd. heilant (altfächf. hêliand; der Gothe fagte nasjands, von nasjan = fanare), mit der alten volleren endung -ant (fpäter -ent, jetzt -end), die ebenfalls in vâlant, wîgant zu fehen ift; der bedeutung nach vergleicht fich das in der fpäteren latinität vorkommende fubft. falvator (frz. sauveur, engl. saviour). — Nicht gleicherweife partizip ift weiland, wie mit anderen Heyfe lehrt, fondern gründet fich auf ein fubft., und zwar auf denfelben kafus, welcher in „zuweilen“ (unterweilen) fowie in dem unorganifch zufammengefetzten „bisweilen“ fteckt, nemlich dat. plur. (mhd. wîlen, von wîle). Wie im ahd. wîlon und wîlont gleiches bedeuten, fo im mhd. wîlen und wîlent oder wîlunt, nur daß hier die formen mit **t** zu überwiegen anfangen. Der auslaut **nt** ift adverbialifch zu verftehen; vgl. mhd. fament (nhd. famt), iezunt (jetzund), niederd. günt (goth. jáind, engl. yond). Der wechfel des vokals zweiter filbe in wîlent, wîlunt und weiland ftimmt genau zu âbent und âbunt verglichen mit ahd. âpant. Dem nhd. adverb weiland kommt übrigens nicht mehr die allgemeine bedeutung von olim zu, fondern eine eingefchränkte, bei welcher ihm zugleich der beftimmte platz vor dem fubft. angewiefen zu fein fcheint. — In Mailand liegt entftellung vor aus mhd. Meilân (vgl. ital. Milano, frz. Milan), lat. Mediolanum; ai für ei verhält fich wie in Mainz (mhd. Meinze). — Die dänifche infel Seeland endlich hieß im altnord. Soelundr, von lundr, dän. und fchwed. lund = hain, gehölz (mit rückficht auf die herrlichen buchenwälder); diefer urfprung wird aber fchon früh durch fehr naheliegende anlehnung und umdeutung verdunkelt worden fein.

Berlin. **K. G. Andrefen.**

Der Verfasser der „Beiträge zur Volksliteratur," im vorigen Hefte dieser Zeitschrift, wird uns erlauben, zu einem der interessanten Volkslieder, die er dort veröffentlicht, eine andere Version zu geben, die vielleicht hie und da noch einiges Volksthümlichere, auch in der Sprache, vor der seinigen voraus haben möchte, und in der That abgerundeter zu sein scheint. — Wir entnehmen dieselbe dem Comic and Sentimental Songster containing a selection of new and popular songs. London T. Duggan, Seacoal Lane, Farringdon-Street.

The Ratcatcher's Daughter.

Not long ago, in Vestminstier,
There liv'd a ratcatcher's daughter,
But she didn't quite live in Vestminstier,
'Cause she liv'd t'other side of the vater;
Her father caught rats, and she sold sprats,
All round and about that quarter,
And the gentlefolks all took off their hats,
To the purty little ratcatcher's daughter.
Doodle dee, doodle dum, etc. etc.

She wore no hat upon her head,
Nor cap nor dandy bonnet,
The hair of her head all hung down her back,
Like a bunch of carrots upon it.
Ven she cried sprats in Vestminstier,
She had such a sweet loud woice, sir,
You could hear her all down Parliament-street,
As far as Charing Cross, sir.
Doodle dee, etc.

Now, rich and poor, both far and near,
In matrimony sought her,
But at friends and foes she turn'd up her nose,
Did the purty little ratcatcher's daughter.
For there was a man, sold lily-vite sand,
In Cupid's net had caught her,
And right over head and ears in love
Burnt the purty little ratcatcher's daughter.
Doodle dee, etc.

Now lily-vite sand so ran in her head,
As she vent along the Strand, oh!
She forgot as she'd got sprats on her head,
And cried, 'D'ye vant any lily-vite sand, oh!'
The folks, amaz'd, all thought her crazd,'
As she vent along the Strand, oh!
To see a gal vith sprats on her head,
Cry 'D'ye vant any lily-vite sand, oh!'
Doodle dee, etc.

Now ratcatcher's daughter so run in his head,
He couldn't tell vat he was arter,
So, instead of crying, 'D'ye vant any sand?'
He cried, 'D'ye vant any ratcatcher's darter?
His donkey cock'd his ears and laughed,
And couldn't think what he was arter,
Ven he heard his lily-vite sandman cry,
'D'ye vant any ratcatcher's daughter?
Doodle dee, etc.

They both agreed to married be
Upon next Easter Sunday,
But ratcatcher's daughter she had a dream
That she vouldn't be alive on Monday.
She vent vunce more to buy some sprats,
And she tumbled into the vater,
And down to the bottom, all kiver'd up with mud,
Vent the purty little ratcatcher's daughter.
Doodle dee, etc.

Ven lily-vite sand he heard the news,
His eyes ran down with vater,
Said he, 'In love I'll constant prove;'
And — blow me if I'll live long arter.'
So he cut his throat vith a pane of glass,
And stabb'd his donkey arter;
So here is an end of Lily-vite sand,
Donkey and the ratcatcher's daughter.
Doodle dee, etc.

Die beiden letzten Strophen der von Herrn Sachs gegebenen Version fehlen in der uns vorliegenden Sammlung.

Bibliographischer Anzeiger.

Lexicographie.

W. Hoffmann. Vollständigstes Wörterbuch der deutschen Sprache. 40. Heft. (Leipzig, Dürr.) 7½ Sgr.
V. Mortillaro, Dizionario siciliano-italiano. (Palermo.)
G. Boerio, Dizionario del dialetto veneziano. Seconda edizione aumentata et correta. Fasc. I. (Venezia, Fr. Münster.) 12 Sgr.

Grammatik.

E. A. Escallier. Remarques sur les patois, suivies d'un vocabulaire latin-français inédit du XIV siècle, avec gloses et notes pour servir à l'histoire des mots de la langue française. (Douai, Wartelle.)

Literatur.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg. (Nürnberg, Bauer & Raspe.) 18 Sgr.
P. Cassel. Eddische Studien I. (Weimar, Böhlau.) 1 Thlr.
The book of German Songs, from the sixteenth to the nineteenth cent. Translated and ed. by H. W. Dulcken. (London, Ward.) 3½ s.
H. Heine, Poèmes et légendes (trad. de l'allemand). (Paris, Levy.) 3 fr.
C. Sachs. Beiträge zur Kunde altfranzösischer, englischer und provenzalischer Literatur aus französischen und englischen Bibliotheken. (Berlin, Nicolai.) 15 Sgr.
H. Prat. Etudes littéraires. XVII siècle, Ière Partie. (Paris, Didot.) 4 fr.
W. v. Kaulbach's Shakspeare-Gallerie, erläutert von M. Carriere. (Berlin, Nicolai.) 2. Heft. 10 Sgr.
Alfieri and Goldoni; their lives and adventures. By Edward Copping. (London, Addey.) 10½ s.

Hilfsbücher.

B. Wübbenhorst. Briefe für Schule und Haus. Ein kleiner Beitrag zur Aufsatzbildung. (Oldenburg, Schulze.) 6 Sgr.
M. Selig. Die Sprache der Franzosen. Neue leicht faßliche und übersichtliche Methode, diese Sprache schnell und richtig sprechen, schreiben und lesen zu lernen. 2. Aufl. (Berlin, Adolf & Comp.) 12½ Sgr.
La corrispondenza commerciale con rimarche ed instruzione preliminari, composta da A Godina. (Triest, H. Münster.) 7 Sgr.

Gleim's preußische Kriegslieder.

> „Wir haben also wirklich einen Tyrtäus, und wenn wir den Plan der Stücke und einzelne Theile betrachten, noch mehr, als ihn. Plato würde unserm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben, und wenn die unwissende Zeit seine Werke so ungerecht verzehren sollte, als die meisten des Tyrtäus: seine eilf Kriegslieder haben mehr Anrecht auf die Unsterblichkeit, als die Griechischen viere."
>
> Herder, Fragmente zur Literatur 1767.

Es ist vielleicht weniger bekannt, daß sich Gleim durch die ersten Großthaten Friedrichs im siebenjährigen Kriege nicht zu einer dichterischen Verherrlichung, sondern zu einer historischen Darstellung begeistert fühlte. Dieser Plan scheint von seinem Freunde, dem Major von Kleist, lebhaft gebilligt worden zu sein, welcher ihn noch später, als Gleim schon heimlich die kriegerische Laute angestimmt hatte, dringend befürwortet. An Stoff hätte es ihm nicht fehlen können, da ihm Kleist in häufigen Briefen selbst die kleinsten Begebenheiten des Krieges gewissenhaft zu berichten pflegte, so daß über den Verlauf des Kampfes die zuverlässigsten Nachrichten erhielt. Auch konnte er sich leichter als ein anderer Gelehrter das Kriegsleben veranschaulichen, da er wirklich einmal im Verein mit Kleist bei Gelegenheit des zweiten schlesischen Feldzugs, in welchen er einen dem Königlichen Hause nahe verwandten Prinzen als Secretair begleitete, ein militärisches Schauspiel mit angesehen hatte. Endlich drängte es ihn, gerade auf dem Felde der Historie einen Wettkampf mit Voltaire zu beginnen, den er desto glücklicher zu bestehen hoffte, je weniger er bei einem Helden, wie Friedrich der Große war, zu der verschönernden Schminke des französischen Hofgeschichtsschreibers seine Zuflucht zu

nehmen brauchte. Noch im Frühjahr 1757, wo er seinen von einem Fieber genesenden Freund Kleist in Leipzig besuchte und dort mit ihm und Lessing in begeisterter Verehrung des Heldenkönigs schwelgte, muß er den ernstlichen Plan, die Geschichte des Krieges zu schreiben, gehegt haben. Aber Andere riethen ihm ab, vermuthlich weil sie den anakreontischen Sänger einem solchen Unternehmen nicht gewachsen glaubten. Doch von entscheidender Wirkung mag erst Lessing's Wink gewesen sein, der den Halberstädter Freund bald nach dessen Abreise mit siegreicher Ueberzeugung auf seinen poetischen Beruf zur Verherrlichung des königlichen Kriegshelden hinwies. Dies geschah in einem prosaischen Entwurf zu einer Ode (L. W. I, 207), die wir wegen ihrer erfolgreichen Bedeutsamkeit mittheilen:

„An Herrn Gleim.

Umsonst rüstet Kalliope den Geist ihres Lieblings zu hohen Liedern; zu Liedern von Gefahren und Tod und heldenmüthigem Schweiße — —

Umsonst; wenn das Geschick dem Lieblinge den Held versagt, und beide in verschiedenen Jahrhunderten oder veruneinigten Ländern geboren worden.

Mit dir, Gleim, ward es so nicht! dir fehlt weder die Gabe den Helden zu singen, noch der Held. Der Held ist dein König.

Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzet vom rosenwangigten Bachus, nur von friedlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas.

Doch bist Du auch nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen, unter brausenden Rossen.

Was hält dich noch? Singe ihn, deinen König! deinen tapfern, doch menschlichen; deinen schlauen, doch edeldenkenden Friedrich.

Singe ihn an der Spitze seines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, so weit Menschen den Göttern ähnlich sein können.

Singe ihn, im Dampfe der Schlacht; so wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verlieret.

Singe ihn, mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfelde, mit thränendem Auge unter den Leichnamen seiner verewigten Gefährten.

Du weißt, wie du ihn am besten singen sollst. Ich will unterdeß mit Aesopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren." —

Nach dieser Aufforderung des Freundes, welcher in der Literatur als Kritiker das bedeutendste Ansehen genoß, konnte Gleim nicht länger mehr zweifeln, daß er nicht zum Geschichtschreiber, sondern zum Sänger Friedrich's berufen war. „Wenn ich nicht der Curtius unsers Alexander sein soll," sprach er, „so will ich doch sein Homer sein."

Die Lieder, welche also Gleim auf die ersten Jahre des siebenjährigen Krieges dichtete, erschienen aber nicht unter seinem Namen, sondern er hatte sie einem preußischen Grenadier in den Mund gelegt. Das erste war ein Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzugs 1757, welchen in der ersten Hälfte des Jahres Lessing von Berlin nach Leipzig mit dem Zusatze erhielt, daß ihn ein gemeiner Soldat gemacht habe, der noch für jedes Regiment einen machen wolle. Dies Lied war ihm (ebensowenig als das gleich zu erwähnende Siegeslied nach der Schlacht bei Prag) nicht von Gleim selbst mitgetheilt, wie Nicolai (L. W. XIII, 86) glaubt, sondern wohl als fliegendes bloß geschriebenes Blatt zugegangen. Wie hätte sonst Lessing dem Halberstädter Freunde, in einem Briefe vom 14. Juni, zu verstehen geben können, daß er ihn als Dichter jenes Liedes errathen habe? „Denken Sie nur einmal," schreibt er, „was sich Ihres Königs Soldaten alles unterstehn! Bald werden sie auch die besten Verse machen wollen, weil sie am besten siegen können! Der unbändige Ehrgeiz!" Nachdem er dann dem errathenen Verfasser das Lied selbst mitgetheilt hat, drückt er seine ironische Verwunderung darüber aus, daß sich ein Mann, ein gemeiner Soldat, der doch ohne Zweifel die Poesie weder handwerksmäßig gelernt habe, noch darauf gewandert sei, solche vortreffliche Verse zu machen unterstehen dürfe. Gleim, welcher die einmal angenommene Maske, obgleich er als Dichter erkannt war, auch dem Freunde gegenüber scherzweise beibehielt, machte ihn auf das von demselben Verfasser unterdessen erschienene Siegeslied nach der Schlacht bei Prag (den 6. Mai 1757) aufmerksam. Dies war auf einem Bogen in Quart abgedruckt, dessen Titel als Ort das Lager bei Prag angab, so daß hiernach eine Notiz Nicolai's berichtigt werden muß, welcher sich später (L. W. XIII, 86) dieses Druckes nicht mehr erinnerte, sondern

an ein Manuscript dachte. Je schmeichelhafter der Beifall eines solchen Mannes wie Lessing dem Dichter sein mußte, desto mehr fühlte sich der Grenadier aufgemuntert, die Kriegsthaten des großen Königs zu verherrlichen.

Doch bevor wir die Geschichte der übrigen Producte der Gleim'schen Kriegsmuse verfolgen, müssen wir über einen Gebrauch berichten, den Lessing von den ersten beiden Liedern machte.

Man weiß, daß Lessing's Berliner Freunde, Nicolai und Mendelssohn, in demselben Jahre ein literarisches Organ unter dem Titel „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" herauszugeben angefangen hatten. In dem zweiten Stück dieser für die damalige Zeit schätzenswerthen Zeitschrift, deren Druck Lessing in Leipzig besorgte, lieferte der Redacteur Nicolai selbst eine kurze Anzeige zweier in Berlin gedruckter, mit Melodieen begleiteter „Kriegslieder von einem preußischen Offizier", welche ein gewisser Lieberkühn, später durch Kleist's Vorsorge Feldprediger bei dem Prinz Heinrich'schen Regiment, gemacht hatte. (L. W. XIII, 86). Da benutzte Lessing die willkommene Gelegenheit, die beiden ihm bis jetzt zu Händen gekommenen und von ihm so hochgeschätzten Lieder des Grenadiers durch vollständigen Abdruck in demselben Stück der Bibliothek dem größeren Publikum bekannt zu machen und mit einer kurzen empfehlenden Einleitung zu begleiten, in welcher er die zwei Gesänge des gemeinen Soldaten weit besser nennt als die des Offiziers (L. W. V, 77—80). „Sie könnten beide," sagt er daselbst, „weder poetischer noch kriegerischer sein; voll der erhabensten Gedanken, in dem einfältigsten Ausdrucke." Mit diesem Urtheile waren Nicolai und Mendelssohn vollkommen einverstanden, welche über den schönen Beitrag Lessing's zur Bibliothek eine aufrichtige Freude empfanden und die abgedruckten Grenadierlieder ebenfalls für Meisterstücke des auch in Berlin errathenen Verfassers hielten. Lieberkühn wurde übrigens über den den Grenadierliedern ertheilten Vorzug so entsetzlich ungehalten, daß er deshalb mit Nicolai, in welchem er den ihm ungünstigen Recensenten vermuthete, einen höchst lächerlichen Streit anzettelte. Er beklagte sich nämlich in einem langen Briefe an ihn bitter darüber, daß er, ein Prediger, unter einen Grenadier herabgestoßen wäre. Natürlich zog er sich von Nicolai eine derbe Abfertigung zu, in welcher der große Abstand zwischen beiden Dichtern dahin erläutert wurde, daß sich der ungenannte Verfasser der Grenadier-

lieder der poetischen Subordination zufolge hätte zum General machen müssen. Doch auch Lessing wäre bald in Händel gerathen mit dem beleidigten Feldprediger, wenn sich nicht der früher bei demselben Regiment gestandene, seit dem März des Jahres aber zu dem in Leipzig liegenden Hausen'schen Infanterieregiment als Major versetzte und dort mit Lessing auf dem vertrautesten Fuße lebende Dichter Kleist des gemeinen Soldaten und seines Herausgebers angenommen hätte (L. W. XII, 97 — 99). Uebrigens handelte der Herausgeber Lessing ohne Gleim's Vorwissen, wenn er die Gesänge des begeisterten Grenadiers in die Bibliothek einrücken ließ, so daß dem Dichter durch diese freiwillige Anpreisung des gefürchteten Kritikers eine freudige Ueberraschung bereitet wurde.

Es konnte nicht fehlen, daß der berühmte Sieg, den Friedrich am 5. November des Jahres (1757) bei Roßbach über die Franzosen und Reichstruppen erfocht, den patriotischen Sänger zu der höchsten poetischen Begeisterung entflammte. Sein Roßbacher Siegeslied, welches er den beiden Leipziger Freunden vorerst im Manuscript übersandte, erregte ihren wärmsten Beifall. „O was ist unser Grenadier," schreibt Lessing vom 12. December 1757, „für ein vortrefflicher Mann! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gut er seine Sachen gemacht hat!" Sie wollten nur Gleim's Entscheidung über einige vorgeschlagene Veränderungen abwarten, um das Lied, das auf alle Fälle veröffentlicht werden müsse, drucken zu lassen. Da unterdessen der glänzendste Sieg bei Lissa oder Leuthen gewonnen war, so konnte es Lessing nicht unterlassen, auch zur poetischen Verherrlichung dieses neuen Triumphes aufzumuntern. Alsdann könnte der Dichter, meinte er, schon ein Autor von einem kleinen Bändchen werden, wenn man alle vier Siegeslieder sauber zusammendrucken ließe, zu welchen Gleim einen kleinen Vorbericht machen sollte, um jeden Leser auf den rechten Gesichtspunkt zu stellen, aus welchem er die Lieder betrachten müsse. Nach der Versicherung Lessing's hatte der Dichter überdies die Nebenbuhlerschaft Anderer nicht zu fürchten: denn das Roßbacher Siegeslied Ewald's, gewesenen Auditeurs im Prinz Heinrich'schen Regiment, war so gut, als es ein nachahmender Witz machen konnte; erfunden hätte Ewald diese Art von Gedichten nicht*). Lieberkühn aber sollte Spießruthen laufen müssen,

*) Doch war Ewald derjenige, welcher Lieberkühn zu seinen Kriegsliedern aufgefordert hatte. Vgl. Danzel Biographie Lessing's I. 338.

wenn er sich wieder einfallen ließe, ein Siegeslied zu machen. Der Ruhm, den jetzt Gleim durch sein Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach ernten sollte, mußte den unendlichen Abstand zwischen ihm und Lieberkühn noch fühlbarer machen. Es erschien, wie die beiden ersten Kriegsgesänge*), einzeln in Berlin (auf drei Bogen) in Quart und wurde von Lessing in der Vossischen Zeitung am 7. Januar 1758 durch eine rühmende Anzeige dem Publikum empfohlen. „Das Publikum muß es übrigens dem Grenadier nicht übel deuten, daß es jetzt nicht lieber ein Lied auf den Sieg bei Lissa zu lesen bekömmt. Er wird auch diesen Sieg gewiß nicht verschweigen. Aber wessen Muse ist vermögend, mit dem Könige, der jeden Tag mit liederwürdigen Thaten bezeichnet, Schritt zu halten?" Gleim schickte denn auch ein Lied auf den letzten Sieg bei Lissa und nachträglich eins auf den ersten bei Lowositz, wobei er dem Verlangen des Verlegers des Roßbachschen Siegesliedes nachgab, welcher die andern auch erst besonders drucken lassen wollte, bevor die verabredete Sammlung erschien. Aber freilich wäre es dem Grenadier lieber gewesen, wenn seine Waffenbrüder die Lieder alle in den Winterquartieren hätten singen und zum künftigen Feldzuge wider Deutschlands Heuschrecken sich anfeuern können. Für die beabsichtigte Sammlung aber übersandte er zugleich dem kritischen Freunde einen „Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzugs 1756," welcher in der Ordnung das erste Lied werden sollte, und zwei neue in das Roßbacher Siegeslied einzufügende Strophen auf die Flucht des Münstermanns und Paderborners. Lessing versicherte nochmals, daß alle Grenadierlieder zusammengedruckt werden sollten; ja, er hoffte, daß es noch in dem laufenden Monat (Februar), jedenfalls aber vor Beginn des Feldzugs geschehen könnte. Doch wurde dies Unternehmen durch die umfassenderen Studien, welche er zu der von ihm beabsichtigten Vorrede machte, abgesehen von andern Hindernissen, noch auf eine längere Zeit hin verzögert; auch bedurfte der Verleger einige Zeit, um zuvor die einzelnen Lieder auf die Siege bei Lissa und Lowositz unterzubringen. Diese erschienen endlich Anfang März des Jahres (1758), ganz ebenso wie das Roßbacher

*) Denn außer dem Prager Siegesliede war auch das erste Lied auf die Eröffnung des Feldzugs, obgleich zunächst bloß geschrieben vorhanden und dann in der Bibliothek abgedruckt, nachträglich einzeln in Quart erschienen.

Siegeslied gedruckt*), und wurden wiederum von Lessing in der Vossischen Zeitung am 11. März mit Wärme empfohlen, besonders aber das Lissaer Siegeslied durch das höchste Lob ausgezeichnet.

Nun aber wurde kein einziges Lied mehr abgesondert gedruckt, sondern vielmehr ernstlich an die Sammlung gedacht, welche vor ihrem Abschluß noch einige Vermehrungen, besonders im Roßbacher Liede, erfuhr. Das Format sollte nach Lessing's Bestimmung ungefähr wie die jüngst erschienenen Gedichte Kleist's werden, aber noch ein wenig kleiner. Ramler versprach, zu jedem Liede eine eigene Composition aus Berlin zu schicken; das zur Zierde des Büchleins ausersehene Porträt des Verfassers war bei dem berühmten Kupferstecher Meil bestellt. Als der Druck der Sammlung schon bis in das Roßbach'sche Lied fortgerückt war, kam noch nachträglich das Lied auf die Colliner Niederlage, wo sich der Dichter „vortrefflich aus dem Handel gezogen hatte," hinzu, so daß, um es wie die übrigen nach der historischen Zeitfolge einzureihen, der letzte Druckbogen weggeworfen werden mußte, was aber Lessing, der unterdessen von Leipzig nach Berlin übergesiedelt war, wegen der interessanten Vermehrung gern bewirkte. Nachdem der als theoretischer und praktischer Musiker bekannte Krause die Lieder componirt hatte und der durch den Kupferdrucker und Notenstecher bewirkte Aufenthalt beseitigt war, konnte die Ausgabe endlich um die Mitte August erscheinen unter dem Titel „Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Mit Melodieen. Berlin (1758) 12". Zwei Kupferstiche zierten das Werk; aber die größte Zierde war der Vorbericht, durch welchen Lessing die Leser auf den richtigen Standpunct der Beurtheilung zu stellen suchte (L. W. V, 101 — 104).

Es ist gewiß bemerkenswerth, daß diese Lieder von den gebildeten Zeitgenossen sehr hochgeschätzt wurden**), unter welchen das

---

*) Körte Leben Gleim's S. 493 erzählt, daß der Druck der fünf Kriegslieder, welche einzeln erschienen, in Quart von Ramler besorgt wurde.

**) „Die Kriegslieder gaben Gleimen einen bedeutenderen Rang unter den vaterländischen Dichtern, so daß er seitdem ruhmvoller sang und lebte. Alle Welt war des Lobes der Kriegeslieder voll, überall war darüber nur Eine preisende Stimme Sogar die Feinde, hinter denen sie mit Siegesspott herjauchzten, priesen sie in ihren Journalen und versuchten, sie nachzusingen: „La guerre est ma chanson", lallten sie, und der herrliche „Waffenklang" des deutschen Liedes ward zum dünnen „cliquetis de nos armes!"" Körte Leben Gleim's S. 100.

Urtheil Lessing's unzweifelhaft am schwersten wiegt. „Unterdessen," schreibt Lessing an Gleim den 6. Februar 1758, „versichern Sie ihn [den Grenadier], daß ich ihn von Tag zu Tag mehr bewundere und daß er alle meine Erwartung so zu übertreffen weiß, daß ich das Neueste, was er gemacht hat, immer für das Beste halten muß. Ein Bekenntniß, zu dem mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat!" Nicht minder günstig urtheilte Kleist, welcher in einem seiner prosaischen Aufsätze die Lieder des Freundes aller Welt als musterhaft anpries. Man braucht auch nur einigermaßen in der Literatur jener Periode bewandert zu sein, um solchen rühmenden Ergießungen über die originelle Erscheinung öfter zu begegnen. Dieser allgemeine Beifall erhielt sich auch in der Folgezeit, wo besonders Herder in den Epoche machenden Fragmenten zur deutschen Literatur und Göthe in der Selbstbiographie den Werth der Kriegsgesänge sehr hoch anschlugen. Ja, diese Lieder, die bei weitem das Beste sind, was Gleim gedichtet hat, verdienen ihm ein bleibendes Andenken bei der Nachwelt.

Aber man würde sehr irren, wenn man deshalb glauben wollte, daß sie Volkslieder wurden. Denn welche Aufnahme fanden sie besonders bei dem Stande, für welchen sie bestimmt schienen? welchen Anklang erregten sie bei den Soldaten und bei dem Volke überhaupt?

Es mag gewagt erscheinen, bei dem Mangel an deutlichen Nachrichten über diesen Gegenstand eine zuverlässige Antwort zu ertheilen; aber selbst die dürftigen Notizen, die uns aus jener Zeit vorliegen, verstatten sehr wohl, eine aufklärende Auskunft zu geben. Wir erfahren hieraus wohl, daß der Grenadier nach dem Erscheinen der ersten Lieder die Aufmerksamkeit der in Leipzig Winterquartiere haltenden Generale und Prinzen zu erregen anfing. Nach der Veröffentlichung der Sammlung werden auf Gleim's Verlangen drei Exemplare an die Prinzen von Braunschweig schön eingebunden, und die regierende Herzogin von Braunschweig, die Schwester Friedrichs des Großen, macht ihm ein gnädiges Compliment mit der Versicherung, daß der Hof seine Lieder schon auswendig wisse. Dreißig gebundene Exemplare werden auf den Wunsch des Dichters an die preußischen Regimenter abgeschickt. Ja, das Hausensche Regiment, bei welchem der Major Kleist stand, hatte wirklich einen Marsch von den Liedern. Körte weiß sogar nach mündlichen Berichten

eine Geschichte zu erzählen, wie ein Bauer Gleimen eins seiner Lieder vortrug. Der Dichter kehrte im Jahre 1760 auf einer Reise in einer Dorfschenke ein, wo ein alter Bauer im Laufe eines über den Krieg mit ihm angeknüpften Gespräches begann:

Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!

Mit kräftiger Stimme und lebendigem Eifer sagte der Alte das herrliche Lied her, und schonte der geballten Faust nicht, indem ihm die feuchten Augen funkelten, so daß sich Gleim dem Alten zu erkennen gab und ihm um den Hals fiel. Aber Niemand berichtet uns, daß die zu den Liedern componirten Melodieen volksthümlich und die Texte von den Soldaten gesungen wurden. Wäre dies der Fall gewesen, so würde sich doch irgend eins von den Liedern mit der Melodie bis auf unsere Zeit erhalten haben, wie dies von dem „Prinz Eugeniusliede" gerühmt werden kann. „Wenn Gleim es hätte dahin bringen können", sagt Abbt in der bekannten Schrift vom Verdienst, „daß die Kriegeslieder des preußischen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären: so müßte er in den preußischen Staaten unter den Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen haben." Auch hat, wie es scheint, weder der Verfasser selbst noch Lessing im Ernst an solch einen Erfolg gedacht. Wenn also Gleim im Februar 1758 seinen Freund zur Herausgabe der Sammlung drängte, damit die Waffenbrüder des Grenadiers die Lieder in den Winterquartieren singen und zum künftigen Feldzuge wider Deutschlands Heuschrecken sich anfeuern könnten, so müssen wir dies nicht minder scherzhaft auslegen, als wenn Lessing zu einer Stelle in dem Schlachtgesange bei Eröffnung des Feldzugs 1757 bemerkt, das Lied solle mit der alten Lesart im Lager, mit der neuen*) auf dem

*) Alte Lesart: Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar! Merseburger Bier
Soll dann verschmähet sein.

Neue Lesart: Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll solche Flasche sein.

Parnasse gesungen werden. Hätten sich die Kriegslieder Gleim's dazu geeignet, so wären sie in dem Munde aller preußischen Grenadiere gewesen, welche, wie sie z. B. vor und nach dem Siege bei Leuthen ihre frommen Regungen in kirchlichen Liedern ergossen, jedenfalls auch das Bedürfniß nach einem lyrischen Ausdruck ihrer heroischen und patriotischen Empfindungen hegten*). Wenigstens berichtet uns Kleist, daß seine Soldaten des Morgens auf dem Marsche nach Absingung geistlicher Lieder, auch Lieder vom Könige von Preußen anzustimmen pflegten. Aber man hatte es in jener Zeit im Grunde bloß auf gebildete Leser abgesehen; die ganze Leistung Gleim's wurde im Lichte eines literarischen Erzeugnisses betrachtet. So ist es denn bezeichnend, daß Lessing einen Vorbericht zu der Sammlung für nothwendig hält, um jeden Leser auf den rechten Gesichtspunkt zu stellen, aus welchem er die Lieder betrachten müsse**). So spricht Lessing in der Zeitungsanzeige des Roßbach'schen Siegesliedes bloß von Kennern, denen die beiden ersten Grenadierlieder bekannt seien und welche die erhabene Einfalt derselben nicht genug haben bewundern können. So ist in seinem Vorberichte nur von den feineren Lesern die Rede, welche so viel Geschmack an einem Theile dieser Lieder gefunden haben, daß ihnen eine vollständige und verbesserte Sammlung derselben ein angenehmes Geschenk sein müsse***). Wer noch

*) Es ist daher sehr zu bezweifeln, ob Herder mit Recht behauptet, es liege nicht an Gleim's Gesängen, daß er nicht durch seine Lieder eben dasselbe Verdienst und eben denselben Lohn habe erlangen können als Tyrtäus, sondern an unserer unpoetischen Zeit, in der man nicht mehr wie in Griechenland den Musen vor der Schlacht opfere.

**) Auch Gleim hegte diese Ueberzeugung. „Das dem Prinz Heinrich'schen Hofe das Roßbach'sche Siegeslied nicht gefällt, wundert mich nicht. Auch wird mich nicht wundern, wenn manche andere an dieser Art Liedern keinen Geschmack finden. Deshalb auch wird nöthig sein, daß Herr Lessing dem unbestimmten Geschmack unsrer Prinzen und Helden zurecht helfe."

***) Man vergleiche hiermit das Urtheil der zu jener Zeit in Zürich erscheinenden Freimüthigen Nachrichten: „Um Geschmack an diesen Liedern gefunden zu haben, hat man entweder unter die unverwöhnten natürlichen Leser, oder unter die ganz feinen Kenner gehören müssen. Ein Dichter für die Mittelgattung ist der Grenadier nicht; denn wie könnten seine alte Sprache, seine großen Bilder in den gemeinsten Worten, seine heldenmüthigen Gesinnungen in den nachlässigsten Ausdrücken, seine deutliche Liebe für kleine historische Umstände, einem Witzlinge oder einem Leser gefallen, der sich verführen lassen, das correcteste Gedicht für das poetischste zu halten?"

zweifeln sollte, ob wirklich das Soldatenpublikum so wenig in Betracht kommen konnte, der möge erfahren, daß Gleim nach seinem eigenen Geständnisse an Fr. H. Jakobi sich überhaupt niemals um das Publikum bekümmerte, sondern immer nur für einen Freund schrieb. So erklärt er über die Kriegsgesänge noch ausdrücklich: „Der Grenadier singt, dünkt mich, seine Lieder mehr für Kleist und Lessing, als für alle Helden, die er besingt.“

Allerdings war der Dichter sorgfältig bemüht, die Maske eines gemeinen Soldaten vorzuhalten und sich unerkannt unter das Volk zu mischen. Man braucht nur den Briefwechsel Lessings aufzuschlagen, um zu bemerken, wie auch dieser Gleims Incognito zu bewahren suchte und es dem Dichter Weiße sehr übel nahm, daß er den Verfasser verraihen hatte. Sobald Lessing die Lieder anzeigt, verfehlt er nicht, dem Publikum weiß zu machen, daß sie einen gemeinen Soldaten zum Verfasser haben, dem ebensoviel Heldenmuth als poetisches Genie zu Theil geworden, einen Grenadier, welcher thätiger Augenzeuge der von ihm besungenen Begebenheiten und Siege gewesen. Ja, er will einen Brief von dem Grenadier aus dem Lager vor Prag erhalten haben. Diese Täuschung unterhalten sich denn auch die Freunde, wie schon gesagt, in ihrem eigenen Briefwechsel, wo Lessing die von Gleim angenommene Maske respectirt, obwohl er ihm schon gleich im Anfang zu verstehen gibt, daß er ihn erkannt habe, und Gleim, um den Freund irre zu führen, von einem zu Leitmeritz (an der Elbe in Böhmen) gedruckten Siegesliede des Grenadiers nach der Schlacht bei Collin (an der Elbe in Böhmen) gehört haben will, welches damals (im August 1757) noch gar nicht existirte. Dieser Maskenscherz wird dann bis zu Ende fortgeführt, wo der Grenadier bei Zorndorf verwundet sein will — eine Fiction, welche Lessing auch öffentlich aussprach — oder bei Kunersdorf getödtet sein soll. Es geschah dies noch zu einer Zeit, wo Gleims Versteck längst ausgekundschaftet war. Denn nur eine Zeitlang glückte die Anonymität sowie die Täuschung über den Stand des Verfassers. Wie hätte dies auch anders sein können, da der gelehrte Dichter denn doch unter der Maske hervorguckte?

Denn wer den Text der Lieder näher betrachtet, wird bald erkennen, daß der vermeintliche Grenadier die gelehrte Bildung nicht verleugnen konnte oder wollte. Die Vergleichung Berlins mit Sparta, die mythologischen Anspielungen auf Mars und Apollo, das

Gelüsten nach dem Ruhme eines deutschen Horaz, wie sich dies Alles in dem allerdings erst spät gedichteten Schlachtgesange bei Eröffnung des Feldzugs 1756 findet, konnten nur von einem gelehrten Dichter, nicht aber von einem Volkssänger ausgehen. Das letzte (Lissaer) Siegeslied verrieth schon in der ganzen Einkleidung den kunstmäßigen Dichter.

Aus diesen Nachweisungen wird bereits so viel gewonnen, daß die beiden genannten Lieder die vielleicht durch die übrigen genährte Illusion von der Abfassung durch einen ungelehrten Sänger zerstören mußten. Es ist nicht anzunehmen, daß Gleim nicht selbst gewußt haben sollte, wo er die Sphäre des Volkes verließ; aber daß er dessenungeachtet solche Compositionen in die Welt sandte, beweist, daß die vorgenommene Maske des gemeinen Soldaten mehr Scherz als Ernst war. Es kann nicht seine Absicht gewesen sein, durchaus nur im Namen des Volks zu singen: solche Selbstverleugnung besaß Gleim nicht. Wir haben gesehen, daß er ebensowenig die ernste Absicht hegte, Lieder für das Volk zu singen, denn woran dachte er, wenn er den Gelehrten verrieth oder ein kunstmäßig eingekleidetes Lied anstimmte, als an das gebildete Publikum, dessen Beifall er nicht entbehren konnte?

Können deshalb die Gesänge des Grenadiers wohl Volkslieder genannt werden? Nein. Aber es kommen andre Eigenschaften hinzu, welche diesen sowie den übrigen Gesängen den Charakter von Volksliedern entziehen.

Denn so wenig das ächte Volkslied gelehrte Anspielung oder kunstmäßige Einkleidung verträgt, so sehr schließt es lange Schilderungen, bildliche Redensarten und Exclamationen aus. Ein Blick auf die Grenadierlieder reicht aber hin, um sich zu überzeugen, daß sie sich gerade durch diese drei Fehler auszeichnen. Man denke nur an die weitschweifigen Lowositzer, Roßbacher und Lissaer Siegeslieder mit ihren ausgedehnten Schilderungen. Wenn ferner die Grenadierlieder weniger durch bildliche Redensarten schimmern als die meisten Gedichte jener Zeit, so tritt doch noch immer der metaphorische Styl stark hervor. Auch häufen sich bei Gleim die damals beliebten Ausrufungen. Die Lieder sind überdies nicht aus dem Schooße des Volkes hervorgegangen, denn ihr Verfasser gehörte dem Gelehrtenstande an. Wenn der Dichter das bescheidene Gewand eines Grenadiers anlegte, so fiel er doch zuweilen aus der Rolle. Er wollte für das

Volk dichten und konnte die Gedanken an das literarische Publikum nicht los werden."*) Die Lieder wurden komponirt aber nicht gesungen. Was bleibt nun noch übrig, um den Gesängen einen Platz unter den Volksliedern einzuräumen? Wenig oder nichts, wie es Vilmar scheint.**) Doch ist Gleim allerdings der Erste gewesen, der den Ton des Volksliedes nicht geradezu verfehlte, so daß immerhin seine Kriegsgesänge eine glückliche Annäherung an das ächte Volkslied zeigen.

Schon dies muß die Verständlichkeit, eine der Hauptbedingungen des Volksliedes, befördern, daß die Begeisterung des Dichters sich niemals wie bei der antiken Ode in wilden Sprüngen und Ausschweifungen zeigt, sondern gehorsam die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht. „Alle seine Bilder sind erhaben, und all sein Erhabnes ist naiv." (Worte Lessings). Dieser naive Ausdruck schließt die Häufung von Beiwörtern, rednerischem Prunk, gezierte Diction und schwülstigen Stil aus***), so daß der nach Volksmäßigkeit strebende Dichter sich alles poetischen Pompes enthält — dem preußischen Grenadier nicht unähnlich, welcher im siebenjährigen Kriege die prahlerische Ruhmredigkeit der Franzosen verschmähte. Sicherlich ist auch der Humor volksmäßig, mit dem der Dichter, abweichend von dem sonst ernsthaften Tone, die Roßbachsche Niederlage und Flucht besingt. Er

---

*) Gleim selbst bekennt Kleisten: „Diese Art von Liedern steht zwischen der hohen Ode und dem gemeinen Liede zu sehr in der Mitte, als daß jedes Urtheil den rechten Punkt treffen könnte."

**) Schon Herder, welcher sonst die Grenadierlieder über die gleichzeitigen verwandten Erscheinungen der französischen und englischen Poesie weit erhebt, muß doch wenigstens die altenglischen Volkslieder, die Ballads, ausnehmen, „mit denen wir uns freilich nicht messen können."

***) „Es wäre zu wünschen," bemerkte schon Kleist, „daß alle unsere Dichter dem Verfasser der Kriegslieder an Naivität und Hoheit der Gedanken gleich kämen und das Erhabne in diesem Tone und mit so simplen Worten ausdrückten; anstatt daß viele derselben für eine gewisse poésie épithétée, wie sie die Franzosen nennen, zu sehr eingenommen sind und jedes Hauptwort an einem Beiworte, das ihm gleichsam zur Krücke dient, dahin hinken lassen. England hat freilich große Geister gezeugt, Griechenland und Rom aber größere; und wir würden wohl thun und größer werden, wenn wir ehe den Griechen und Römern als den Engländern folgten, welche die Beiwörter, die Metaphern und überhaupt alle schimmernden Ideen zu sehr häufen und der Natur weniger getreu sind."

wollte hiermit nicht dem großen Haufen eine Posse liefern, sondern konnte nicht umhin, den Gegenstand launig darzustellen, bei dem in der That Niemand ernsthaft bleiben konnte. „Denn was erweckt das Lachen unfehlbarer als große mächtige Anstalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung?" So wußten denn gerade die drolligen Gemälde des Roßbacher Liedes allgemeinen Beifall erregen und selbst bei den Feinden Anklang finden.

Gehen wir dann spezieller auf die Sprache über, so hat ihr kein Geringerer als Herder, der feinste Kenner auf diesem Gebiete, wegen ihres spezifisch deutschen Charakters die wärmsten Lobsprüche ertheilt. „Die edle Einfalt, die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Colorit, alles ist so sehr in die Laune und in den Wohllaut unserer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Gränzstein sein können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer gränzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in französische Prosa noch Poesie übertragen werden, und von der englischen Poesie, die von Beiwörtern und Bildern strotzet, unterscheidet sie sich ebenso glücklich. Diese Sprache ist die wahre deutsche Nationallaune; ihr Deutsche! müßt ihr schon nachahmen, so ahmt lieber eure Landsleute nach, als fremde Nationen, um nicht lächerlich oder verächtlich zu werden." Lessing aber bemerkt zu ihrer Charakteristik, daß sie älter sei als die Sprache der damals lebenden größeren Welt und ihrer Schriftsteller.*) Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigeren Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer wenigstens ein halb Jahrhundert zurück." Es ist leicht zu merken, daß der Verfasser des Vorberichts hiermit kein unbedingtes Lob aussprechen will, sondern auf eine feine Weise einen Fehler der Gleimschen Diction aufdeckt. Der Dichter hat nämlich wohl im Allgemeinen die treuherzige biedre Ausdrucksweise des Volks getroffen, aber in dem Streben nach Popularität hat er zuweilen vergessen, den höheren Anforderungen an den Stil Genüge zu leisten. An diesen Stellen, wo sich Gleim nicht sowohl zu dem Volke herabläßt als sich mit ihm vereinigt, beleidigen den Kenner, den doch das Volkslied auch befriedigen soll, plebejische Wendungen, geistlose Ein-

---

*) Ein gelehrter Mann, der das Roßbacher Siegeslied hatte lesen hören, rief aus: „Alle Sprachgesetze sind ja mit Füßen getreten!" Körte Leben Gleims S. 99.

kleidungen, ins Platte fallende Ausdrücke, unedle, die Schönheit des Gedankens entstellende Bilder, so daß man fast aus keinem Liede einen reinen, ungestörten Genuß schöpfen kann.

Wenn also der Dichter in der sonst zum Gemüthe sprechenden alterthümlichen Sprache mehrmals Tadel verdient, weil er, um dem großen Haufen genießbar zu sein, den ekeln Geschmack der Kenner unbefriedigt läßt, so ist dagegen die metrische Einkleidung von der Art, daß dadurch der Popularität ohne jeden Anstoß für den gebildeten Leser Genüge geleistet wird. Gleim hat sich nämlich jambischer Vier- und Dreifüßler, also eines höchst einfachen Maßes bedient, welches von Alters her für Liederstrophen beliebt war. (Ausgenom- ist das in trochäischen Vier- und Dreifüßlern abgefaßte Lied an die Kaiserin-Königin, aber auch dies war ein althergebrachtes Maß für die Strophen des Liedes). „Auch seine Art zu reimen," sagt Lessing, und jede Zeile mit einer männlichen Silbe zu schließen, ist alt." Allerdings war es die Weise der älteren, hierin den Engländern folgenden Dichter, in einer Strophe gern lauter männliche Reimgebäude anzubringen. Der harte Klang dieser Reimart stimmt durchaus mit dem soldatischen Charakter dieser Lieder, wie denn auch Lessing an ihnen als einen besondern Vorzug hervorhebt, daß man in dem durchgängig männlichen Reime etwas dem kurzen Absetzen der kriegerischen Trommete Aehnliches*) zu hören glaube.

Einen bedeutenden Beitrag zur Popularität der Gleimschen Gesänge liefert auch die glückliche Wahl des Stoffes, welche bei der ganzen Frage nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Wenn bisher die Poesie im Grunde immer noch dem Leben entfremdet geblieben war, so mußte die Wendung, welche Gleim zur vaterländischen, ja zur gleichzeitigen vaterländischen Geschichte nahm, indem er in unmittelbarster Weise die Begebenheiten des siebenjährigen Krieges besang, die höchste lebendigste Wirksamkeit ausüben. Das ist eben eine Production von spezifisch temporärem Gehalt, welche den Geist der jüngsten Zeit ausdrückte, mit den Thaten selbst entstand und in die Mitte des frischesten Lebens der Gegenwart versetzte. So konnte Gleim am 6. Januar 1758 an Kleist schreiben, es sei in seinen Lie-

*) Ein alter Major, welcher den Dichter besuchte, rief aus, nachdem er das angeblich von Kleist geschickte Roßbacher Siegeslied gelesen hatte: „Was für Zeug! ohnmöglich kann das Kleist geschickt haben! es ist ja zum Absingen mit dem Stock in der Hand!" Körte S. 98.

dern kein Umstand erwähnt, den er nicht aus Briefen oder aus Erzhälungen der besungenen Helden genommen habe: das Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach sei in der That nichts anderes, als der Brief eines Grenadiers in Verse gebracht. Dem Lissaer Siegesliede schreibt er selbst die Wahrheit vor, damit sogar der Feind den Sänger preise, wie denn auch Lessing noch besonders rühmt, daß die historischen Umstände, die der Dichter hier mit einstreue, der strengsten Wahrheit gemäß seien. Diese Lieder waren eben aus dem Leben herausgegriffen und zeichneten sich durch individuelle und nationale Wahrheit aus.

Wer ihnen, um jetzt den letzteren Punkt näher ins Auge zu fassen, den nationalen Charakter absprechen wollte, weil ihr Gegenstand, der siebenjährige Krieg, ja keine Großthaten der gesammten deutschen Nation, sondern bloß eines Bruchtheils derselben, nämlich des preußischen Volkes, darstellt, der möge bedenken, daß damals Preußen der würdigste Repräsentant des deutschen Wesens schon deshalb war, weil es den Erbfeind der Nation demüthigte. Ganz Deutschland frohlockte ja über die schmähliche Niederlage der Franzosen, so daß der Roßbacher Sieg dem Nationalgefühle des gesammten Volkes schmeichelte. Aber auch abgesehen von diesem Triumphe über den übermüthigem Nachbar, der bisher einen alpähnlichen Druck auf das deutsche Leben ausgeübt hatte; abgesehen von der Bekämpfung der barbarischen Horden Rußlands — mußte auch die Besiegung der Oesterreicher sowie der Reichsarmee als ein nationaler Triumph erscheinen. Denn hierdurch wurde ein Hauptfactor des deutschen Lebens, der Protestantismus, nicht bloß vom Untergang gerettet, sondern auch als ein starker Pfeiler befestigt, Deutschland von der verknechtenden Uebermacht Oesterreichs emancipirt und die große Angelegenheit der Bildung und Gesittung unverlierbar sicher gestellt.

Auch Gleim wußte, daß es sich hier um die heiligsten Güter einer Nation, um die politische und religiöse Freiheit und um die Cultur und Civilisation handelte. Hierüber kann bei dem, welcher die Grenadierlieder kennt, nicht der geringste Zweifel obwalten, da der Dichter gerade diese nationalen Gesichtspunkte mit allem Nachdruck hervorhebt. Gleim betrachtet nämlich hier die Verschwörung der katholischen Mächte gegen den protestantischen Norden unter dem Bilde einer Auflehnung wider Gott selbst, wie er hinwiederum den

Sieg unseres Gottes preist. Wenn er seinen Helden vor der Schlacht bei Lowositz von seinen Feinden denken läßt:

> Zwar sind ihrer viel;
> Fast billig ist ihr Spott!
> Allein, wär' ihrer noch so viel,
> So schlag' ich sie mit Gott!

— so wird man unwillkürlich an die glaubensstarke Zuversicht Luthers in höchster Noth erinnert. Wenn ferner der Grenadier äußert:

> Denn was kann wider unsern Gott
> Theresia und Brühl?

— wer sollte da nicht des protestantischen Nationalliedes gedenken „Eine feste Burg ist unser Gott!" Der Grenadier wird eben von frommer Begeisterung in den todbringenden Kampf getrieben; es ist ganz unverkennbar, daß der religiöse Enthusiasmus einen großen Antheil hatte an der todesmuthigen Tapferkeit der Preußen:

> Der Pommer und der Märker stritt
> Mit rechtem Christen-Muth.

Der Glaube an den Beistand Gottes in dem bösen Kriege wurde durch die glorreichen Siege über den Feind noch mehr bestärkt.

> Und böt' uns in der achten Schlacht
> Franzos und Russe Trutz;
> So lachten wir doch ihrer Macht:
> Denn G o t t ist unser Schutz.

So singt der Grenadier bei Eröffnung des Feldzugs 1757. „Victoria! mit uns ist Gott" heißt der Triumph nach der Schlacht bei Prag. Gott ist es, der dem König wider List und Macht der ganzen Welt hilft. Nach dem Leuthener Siege erzählt uns der fromme Grenadier:

> Ein Starker, ein Allmächtiger
> Gewann für ihn die Schlacht.
> „Als Rächer will ich," sprach der Herr,
> „Zertreten ihre Macht."

„Mein Donner soll auf ihren Kopf
„Hart treffen; fressend Schwert
„Soll ihn zerspalten, daß der Zopf
„Des Haars zurücke fährt!"

Nun ist Friedrich noch mehr überzeugt, daß Gott ihm sichtbar hilft, sein Heer durch ihn die Schlacht gewinnt und Völker wie der Sand am Meer ihm Spreu im Winde sind.

Nicht minder deutlich hat der Dichter als Ziel des welthistorischen Krieges die Befreiung des Gesammtvaterlandes von der Habsburger Uebermacht hingestellt, indem er am Schluß des Roßbacher Liedes dem Gesange Einhalt gebietet, um erst dann ein längeres Lied anzustimmen.

Wenn Friedrich, oder Gott durch ihn,
Das große Werk vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wien,
Und Deutschland frei gemacht.

Es kann endlich leicht gezeigt werden, wie Gleim den Krieg und Friedrichs Wirksamkeit mit der Sache der Civilisation auf's innigste verflochten darstellt. Wie oft rühmt er im Gegensatz zu dem Franzosen,

Der, armes Sachsen! dein Barbar,
(Verwüstung zeichnet ihn)
Nicht aber dein Erretter war,

den großen König als den Vorkämpfer der Humanität, indem er ihn durch den fest stehenden Beinamen des Menschenfreundes auszeichnet und in Erinnerung an jenen römischen Kaiser „Lust des menschlichen Geschlechts" anredet. Friedrich ist ihm voll menschlichen Gefühls, denn das Vaterherz blutet, wenn er die Seinen in nutzloser Aufopferung fallen sieht. So vergießen denn auch die Soldaten Friedrichs im Sinne ihres Führers nicht grausam das Blut des Flüchtigen, wenn derselbe um Gnade fleht.

„Flieh," riefen tausend, „Bruder flieh!
„Sie kommen! sie sind da!"
Auf ihren Bänchen lagen sie,
Und baten Leben. Ha!

Wir gaben es. Der Menschenfreund,
Der große Friederich,
Demüthigt seinen stolzen Feind,
Und dann erbarmt er sich.

Friedrich selbst hat nicht Lust am blutigen Kriege, sondern er kriegt bloß aus Nothwehr; nur gezwungen trägt er Waffen,

Betrübt, daß er des Menschenbluts
Nicht schonen kann, nicht soll.

Als die Oesterreicher bei Leuthen eine vollständige Niederlage erlitten haben, da ist der erste Gedanke des einsamen Königs:

Großer Sieg,
Berede doch die ganze Welt,
Zu endigen den Krieg!

Wie gern möchte er jetzt der Menschlichkeit Gehör geben und das Kostbarste, was ihm anvertraut ist, das Blut seines Volkes schonen, wenn Maria Theresia der Friedensliebe des Königs entgegenkommen wollte. Denn, wie es in dem Liede an die Kaiserin-Königin heißt,

Williger war nie ein Feind,
Feinden zu verzeihn;
Schneller wie ein Menschenfreund,
Ausgesöhnt zu sein;

Nie ein größ'rer Feind der Schlacht
Und der Heldenthat,
Als der Held, der deine Macht
Ueberwunden hat!

Wenn hierdurch angedeutet wird, daß Friedrich, weit entfernt von der Kriegssucht eines ländergierigen Eroberers, die feindliche Wirksamkeit als die größere ihm obliegende Aufgabe betrachtet, so schildert der Dichter am Schlusse des Roßbacher Liedes die Erfüllung dieser friedlichen Mission in der Weise, daß man wohl sieht, wie er den König als den würdigsten Vertreter desjenigen Staates betrachtet, dessen Herrscher die Fahne der Aufklärung, des Fortschritts und des Völkerglücks hoch emporhalten sollen. Friedrich ist ihm der Lieb-

ling Apollo's, der gekrönte Philosoph, der freie Denker, der keine Wunder glaubt, obgleich er täglich Wunder thut, der rastlos thätige Landesvater, der

> Nachtwachend seiner Völker Glück
> Und Wohlfahrt überlegt,
> Und Gnad' und Huld im scharfen Blick
> Der großen Augen trägt;
>
> Zu Potsdam große Weisen lies't,
> Nach Weisheit Thaten mißt,
> Und mehr als alle, die er lies't,
> Ein großer Weiser ist. —

Die Zweifler, welche meinen, daß es sich in jener Zeit bloß um dynastische Interessen gehandelt habe, werden nach diesen Erörterungen den nationalen Charakter des Gegenstandes der Gleimschen Lieder nicht länger bestreiten können. Wie Friedrich der Große durch seine und seines Heeres glorreiche Siege den preußischen, also mit ihm auch den deutschen Namen beim Auslande wieder zu Ehren brachte; wie er durch seine Siegesthaten und seine unermüdliche, weise, volkbeglückende Wirksamkeit in dem preußischen Volke ein edles Selbstgefühl erzeugte, welches sich auch dem übrigen Deutschland mittheilte, braucht nur angedeutet zu werden.

Aber ein anderes nationales Element darf man ebensowenig übersehen: es ist der Patriotismus, der die Preußischen Grenadiere begeisterte und aus ihnen eine Schaar von Helden machte. Friedrich der Große rief die fast verschollenen Begriffe von Vaterland und von Pflichten gegen dasselbe wieder ins Bewußtsein zurück, Vaterlandsliebe ward wieder eine Tugend, und der Krieg gab Gelegenheit, die patriotische Gesinnung durch Wort und That zu beweisen. Zwar nicht für Klopstock, der, obgleich er den Tod für das Vaterland beneidenswerth fand, doch bloß an längst entschwundener Vergangenheit sich zum Patriotismus begeistern konnte, wohl aber für Lessing, der den jungen Prinzen Philotas in dem gleichnamigen Trauerspiele für sein Vaterland sterben läßt, sowie insbesondere für die preußischen Schriftsteller, unter denen der Prosaiker Thomas Abbt in seiner Schrift „Vom Tode fürs Vaterland" und zumal der Dichter von Kleist in dem Schlusse seines Heldengedichts „Cissides und

Paches*)" eine glühende Vaterlandsliebe an den Tag legen. So hat auch Kleists Freund, Gleim, in den Grenadierliedern als eines der edelsten Motive, von welchem Soldaten und Offiziere beseelt waren, den Patriotismus gepriesen. Vaterlandsliebe ist es, die den greisen Feldherrn Schwerin bei Prag in den gewissen Tod treibt; die in ebenderselben Schlacht den Grenadier über Leichenhügel die verschanzten Berge hinanstürmen läßt, wie denn der Dichter gleich in dem einleitenden Liede als die Losung des preußischen Heeres ausspricht:

Unsterblich macht der Heldentod,
Der Tod fürs Vaterland.

Nicht minder mußte sich der eifrige Patriotismus Luft machen in dem feurigen Hasse der Gegner und in der stolzen Verachtung der Feinde:

Was kannst du, Tolpatsch und Pandur,
Soldat und Offizier?
Was kannst du? Fliehen kannst du nur,
Und siegen können wir.

Die blöde Vorsicht und prahlerische Vermessenheit der Oesterreicher, die unaufhaltsame Flucht der Reichstruppen, die lächerliche Feigheit der Franzosen wird verhöhnt und gestraft.

Franzose, nicht an Mann und Pferd,
An Heldenmuth gebrichts.
Was hilft dir nun dein langes Schwert
Und großer Stiefel? nichts!

Dieser Patriotismus bewirkte auch die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit des unternommenen Krieges, welche der Grenadier nicht verfehlt hervorzuheben, z. B. nach dem Siege bei Lowositz:

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?

---

*) Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung werth. — Wie gern sterb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!

nach dem Lissaer Siege:

> Gott hat Sieg verliehn
> Dem Rechte, nicht der Macht.

Auch in dem letzten Liede weist Gleim darauf hin, daß Friedrich gerechte Waffen ins Gefecht mit der Kaiserin trage. Lessing, als er die beiden zuerst erschienenen Grenadierlieder in die Bibliothek einrückte, sprach die Bitte aus, daß sich die auswärtigen Leser nicht an Dinge stoßen möchten, die der Verfasser als ein Mann sage, der die Gerechtigkeit der Waffen seines Königs voraussetzen müsse. Ja, er ließ sogar bei dem von ihm zu Leipzig für die genannte Zeitschrift besorgten Abdrucke jener beiden Lieder, wo in dem einen Liede

> Denn was kann wider unsern Gott
> Theresia und Brühl?

in dem andern Liede

> Und alles Blut aus dieser Schlacht
> Fließt nach Theresia.

heißen sollte, die Namen bloß durch Punkte bezeichnen. Hieraus geht hervor, daß dem großen Kritiker, welcher einen unparteiischen Standpunkt zu behaupten suchte und ebensowenig ein Erzpreuße als ein Erzsachse war, theils die Beschuldigung der Kaiserin ungerecht, theils überhaupt der Patriotismus Gleims übertrieben schien. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß, überhaupt zu reden, solche angebliche Ausschweifungen mit dem Wesen des Patriotismus zusammenfallen, welcher ohne eine gewisse Einseitigkeit nicht gedacht werden kann, besonders wenn er, wie es in den Grenadierliedern geschieht, dem soldatischen Haufen in den Mund gelegt wird.

Endlich aber muß die Begeisterung für Friedrich den Großen selbst als ein bedeutendes Ingrediens dieser Lieder hervorgehoben werden: denn es war, wie Göthe sagt, die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Diesem Enthusiasmus hat der Dichter einen beredten Ausdruck geliehen, wenn er den tapfern, siegreichen Helden, den weisen, volkbeglückenden Herrscher, den Vater und Menschenfreund als ein Wunder der Welt preist, ja ihn durch die Vergleichung mit Mars und Apoll vergöttert. In der Lissaer

Schlacht sieht der Grenadier sogar vermöge einer entzückenden Apotheose einen göttlichen Nimbus um ihn gebreitet:

Welch hoher wunderbarer Glanz,
Uns allen wunderbar,
Erfüllte da die Gegend ganz,
Wo der Gesalbte war!

Starr mit den Augen stand der Feind,
Als er ihn sah, wie wir;
Was war es? Schwebte, Menschenfreund,
Ein Engel über dir?

War er im Wetter des Gefechts
Dein Engel? Schützt' er dich?
Dich, Lust des menschlichen Geschlechts!
Dich, unsern Friederich!

Hat er dein großes Herz erfüllt
Mit weiser Tapferkeit?
Wie? oder war in Glanz gehüllt
Gott selbst mit dir im Streit?

Um die Bedeutung dieses Moments der Grenadierlieder zu erkennen, brauchen wir nur an jene allbekannten goldenen Worte Göthes zu erinnern, die in seiner Selbstbiographie verzeichnet stehen. „Vor den Zeiten des siebenjährigen Kriegs hatte der deutschen Poesie ein innerer Gehalt gefehlt, und zwar ein nationaler. Der erste wahre und eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die vaterländische Dichtkunst. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen." Als eine solche Nationaldichtung hebt nun Göthe die Grenadierlieder hervor. „Die Kriegslieder," sagt er, „von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil er ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt." Daß übrigens jener Gehalt der Gleimschen Lieder bloß in dem protestantischen Deutschland für einen allgemein nationalen gelten konnte, ist natürlich; aber nur die deutschthümelnde Richtung wird den Grenadier-

liedern deswegen den Charakter einer Nationaldichtung absprechen. Der Prozeß der deutschen Nationalliteratur ging eben in der Weise vor sich, daß zunächst Preußen und Norddeutschland für ihre Literatur durch Friedrich den Großen einen nationalen Schatz gewannen, welcher dem südlichen Deutschland versagt blieb. Es wurde also von Gleim frischweg zunächst der Geist dieses engeren Lebenskreises abgespiegelt, indem man damals glücklicherweise die Prätension des modernen schwarz-roth-goldenen Enthusiasmus noch nicht kannte, daß das Vaterland der Deutschen das ganze Deutschland sein sollte. Nichtsdestoweniger werden die Grenadierlieder immer den Ruhm behaupten, daß sie den Anfang mit einer wahrhaft nationalen Literatur gemacht haben, indem ihr spezifisch preußischer Nationalgehalt zugleich als der würdigste Vertreter des gesammten deutschen Geistes betrachtet werden darf.

Wenn also diese lyrischen Ergüsse der Gleimschen Kriegsmuse keine Volkslieder sind, so dürfen sie doch nach Herders glücklichem Ausdrucke Nationalgesänge genannt werden. „Jetzt hat Gleim," sagt er in den Fragmenten zur deutschen Literatur, „wenigstens das Verdienst um die Ehre seiner Nation, daß er Nationalgesänge gesungen, die keiner unserer Nachbarn hat, keiner unserer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäisch sind. Sie sind Nationalgesänge. Voll des preußischen Patriotismus, stützen sie sich auf die jedesmaligen Umstände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerksam machen; die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben, ist seine einzige Begeisterung. Hier hat einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland ächt und brav deutsch gesungen, ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten."

Dieser nationale Charakter wird den Grenadierliedern auch noch durch andre Momente aufgedrückt, welche wir schließlich einer Erörterung unterziehen wollen. Die Grenadierlieder sind nämlich im Grunde ohne alle Einwirkung einer fremdländischen Literatur auf dem ureigensten Boden der deutschen Poesie entstanden. Dies wurde schon damals von denjenigen herausgefühlt, die überall den französischen Maßstab anlegten. Für sie war deshalb diese neue Erscheinung ein ungenießbares Produkt, und die galante Welt konnte es, wie Kleist schreibt, dem Dichter schon nicht vergeben, daß der Dichter

nicht in der zierlichen Hofsprache geschrieben hatte. Am allerwenigsten waren die Grenadierlieder eine Nachahmung jener bisher beliebten petite poësie der Franzosen mit ihren witzigen Antithesen und epigrammatischen Pointen. Deshalb wollte auch Lessing solche Beurtheiler, welchen die französische Poesie alles in allem sei, für den Dichter verbeten haben.

Wer aber nunmehr an eine Nachahmung antiker Muster denken wollte, dem würde auch hier wieder Lessings Urtheil entgegengehalten werden können, welcher behauptet, daß der Verfasser sich eher eine eigne Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiste irgend einer schon bekannten gedichtet habe. „Wenigstens," sagt der Vorredner, „wenn er sich ein deutscher Horaz zu werden wünschet*) kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyrischer Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charakteristischen Schönheiten des Horaz setzen den feinsten Hofmann voraus; und wie weit ist dieser von einem ungekünstelten Krieger unterschieden! Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein als das anhaltende Feuer und die *ὑπέρβατα* (Umstellungen) der Wortfügung." Bei der Anzeige des Roßbacher Siegeslieds in der Vossischen Zeitung hatte allerdings Lessing den Grenadier mit einem griechischen Sänger verglichen, indem er ihn vollkommen würdig erklärte, als ein zweiter Tyrtäus vor den neueren besseren Spartanern mit der kriegerischen Laute einherzuziehen. Ja, Gleim selbst schmeichelte sich mit jener Parallele, da er Horazens Worte „Tyrtaeusque mares animos in Martia bella Versibus exacuit" auf sich selbst anwendend als Motto zu den Grenadierliedern citirte, so daß ihn nach der Sitte jener Zeit bald alle Welt als den deutschen Tyrtäus pries.**) Aber da Gleim nicht wie Ramler verfuhr, der seine Oden über den antiken Leisten schlug, sondern von einer eigentlichen Nachahmung jenes alten Kriegssängers himmelweit entfernt war, so konnte Lessing später in dem Vorbericht zur Sammlung die Vergleichung mit den Worten abweisen: „Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht ebenso natürlich wären als einem Spartaner."

---

*) im ersten Liede V. 32.

**) Auch Herder leitet seinen Aufsatz über den Dichter mit den Worten ein: Tyrtäus und der Grenadier — ich glaube bei dieser Vergleichung eine zuversichtliche Miene annehmen zu können.

Wenn hiernach von einem fremdländischen Einflusse bei den Grenadierliedern nicht die Rede sein kann, so hat der berühmte Kritiker noch positiv ihren nationalen Charakter dadurch bezeichnet, daß er sie an poetische Erzeugnisse des deutschen und stammverwandten nordischen Alterthums anknüpfte.

Die Resultate dieser Parallele können wir uns zu Nutze machen, wenn wir dabei den in jener Zeit, wo man Gallisch und Germanisch für gleichbedeutend hielt, verzeihlichen Irrthum übersehen, daß die teutonischen Gesänge von Barden ausgegangen sein sollen, welche bekanntlich nur dem celtischen Volksstamme zukommen. Die Verwandtschaft der Grenadierlieder mit jenen uralten deutschen Heldenliedern liegt nämlich darin, daß sie gewissermaßen eine versifizirte Chronik bilden. Wir führten schon oben die in dieser Hinsicht interessante Notiz an, daß sich Gleim mit dem Plan einer prosaischen Geschichte des denkwürdigen Feldzugs trug. Dies Project gab er nicht ganz auf, denn seine Lieder enthalten keine schöne Erdichtungen, sondern beglaubigte historische Wahrheit, sowie Tacitus uns berichtet, daß bei den alten Deutschen Lieder die Stelle von Annalen vertraten. Gleims Gesänge dürfen deshalb allerdings, wie es Lessing thut, mit den von Karl dem Großen gesammelten, aber verloren gegangenen germanischen Heldenliedern zusammengestellt werden, in denen nach dem Zeugnisse Einhards die Thaten und Kriege vorzeitlicher Könige besungen waren. Auch in den kostbaren Ueberbleibseln der uralten nordischen Heldendichter, der Skalden, hatte sich Lessing umgesehen und in dem Geiste sowie in den Absichten derselben eine Aehnlichkeit mit den Grenadierliedern entdeckt. Nicht minder auffallend war ihm ihre Verwandtschaft mit der naiven Sprache, der ursprünglich deutschen Denkungsart und dem kriegerischen Geist der von den Schweizern neulich herausgegebenen Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitalter.

Nach allem diesem kann es nicht Wunder nehmen, daß Lessing den Grenadier als den neueren preußischen Barden begrüßte — ein Ausdruck, welcher sehr bald angenommen wurde und die weiteste Verbreitung fand.

Aber wer hieraus folgern wollte, daß Gleim als der eigentliche Vater jener in der deutschen Literatur verrufenen Erscheinung der Bardenpoesie zu betrachten wäre, würde ihm sehr unrecht thun. Wohl galt er als die Hauptquelle dieser Poesie, aber doch sind seine Lieder von dem Bardengesange, den Klopstock, Denis, Kretschmann und

Gerstenberg anstimmten, grundverschieden. Gleims Lieder wurzeln ganz in der Gegenwart, während jene Bardendichter sich ins teutonische Uralterthum zurückzogen und eine Poesie ins Leben riefen, welche ihren Stoff lediglich der grauen Vorzeit entlehnte und sich mit dem ursprünglich germanischen Kostüm zu bekleiden suchte.

Deshalb dürfen jedoch hier, wo schließlich von der literarhistorischen Stellung der Grenadierlieder gesprochen werden soll, ihre wirklichen unzweifelhaften Einflüsse nicht außer Acht gelassen werden. Die Gesänge der preußischen Barden waren es, welche Weiße in seinen Amazonenliedern, Willamow in seinen russischen Kriegsliedern und Lavater in seinen Schweizerliedern nachahmte, so daß hierdurch eine Pflege der volksthümlichen Lyrik entstand, welche später Herders erfolgreichen Bemühungen um das Volkslied den Weg bahnte. Endlich kann den Grenadierliedern der Ruhm nicht abgesprochen werden, daß sie zu einer Reihe zeitgemäßer Dichtungen, unter welchen Kleists martialisches Heldengedicht Cissides und Paches, Ramlers kunstgerechte Oden auf Friedrich den Großen, und Lessings heroische Tragödie Philotas einen vorzüglichen Platz einnehmen, den ersten Anstoß gegeben haben und somit an der Spitze jener merkwürdigen Erzeugnisse des siebenjährigen Krieges stehen, als dessen wahrste und schönste Ausgeburt Minna von Barnhelm betrachtet werden muß.

Anhang

über Gleim's Gedicht an die Kriegsmuse nach dem Siege bei Zorndorf.

Wie sehr Lessing mit dem Verfasser der Preußischen Kriegsgesänge zufrieden war, kann man daraus ersehen, daß er auch sofort nach der um die Mitte des August 1758 erfolgten Herausgabe der Sammlung nicht aufhörte, ihm ein neues Lied abzuverlangen, besonders nachdem der große König durch den blutigen Sieg über die Russen bei Zorndorf am 25. August d. J. hierzu die würdigste Gelegenheit gegeben hatte. „Aber," schreibt er am 5. September an Gleim, „so ist er denn wirklich todt, unser Grenadier? Die

verdammten Russen! Ich habe es wohl gedacht, daß solche Barbaren keinen Respect für die Poesie haben würden. Ich hoffte aber doch immer, der Grenadier würde mit einer Wunde wegkommen. Und wenn er dann verwundet und dem Tode für seinen König nahe wäre, dachte ich; so würde er vielleicht sein Schwanenlied singen. Seine Wunde und sein herannahender Tod hätte einem Siegesliede eine sonderbare Wendung verschaffen können." Am 19. October kommt er noch einmal auf den Gegenstand zurück: „Warum bereden Sie mich denn, daß der Grenadier bei Zorndorf geblieben wäre? Der Major, der es doch wohl besser wissen muß, schreibt mir das Gegentheil und sagt, daß er ein vortreffliches Stück aus einem Liede über diesen letzten Sieg von ihm erhalten habe. Sie haben mich ganz gewiß bei ihm verkleinert, daß er es nicht auch mir geschickt hat. Machen Sie ja, daß ich es erhalte, oder —". Auch Ramler machte dem Halberstädter Freunde Vorwürfe, daß er ihm das angebliche Siegeslied vorenthalten hätte. Aber was Gleim dem Major von Kleist mitgetheilt hatte, war nicht ein Siegeslied gewesen, sondern bestand aus folgenden zwei Strophen eines Liedes vor der Schlacht, welche der Grenadier bei dem Uebergange Friedrichs über die Oder gesungen haben sollte:

Weil von den Kriegern aller Welt
Du nicht bezwungen bist;
Nicht fällst, nicht weichen willst, o Held,
Der Macht nicht, nicht der List:

So senden sie, o Friederich,
Mordbrenner in Dein Reich
Und Henker. Vater, gegen Dich
Ist ihnen alles gleich!

Erst nach Verlauf eines Monats hatten die Ermunterungen Lessings ihre Frucht getragen, denn am 22. November konnte Gleim seinem Freunde das Gedicht „an die Kriegsmuse nach der Niederlage der Russen bei Zorndorf" überschicken, welches wir, da es die ganze Literatur der Preußischen Kriegslieder zum Abschluß bringt*) und also

*) Es ward auch späterhin jeder Auflage und Ausgabe der Kriegslieder angehängt, denen es sich selbst im Formate anschloß.

gewissermaßen den Schwanengesang des Grenadiers bildet, anhangsweise nach einer kurzen Betrachtung unterwerfen müssen.

Das neue Gedicht, welches Gleim der verbessernden Durchsicht der Berliner Freunde anvertraute, um es dann besonders gedruckt zu sehen, veranlaßte einen Streit mit Lessing, welcher uns einen tiefen Blick in die Denkungsart beider Männer eröffnet. Er versichert dem Verfasser, daß er das Gedicht als ein Gedicht mit dem größten Vergnügen gelesen habe, der Grenadier sei hier weit ernster, feierlicher, erhabener, ohne deswegen aus seinem Charakter zu gehen. Aber bei verschiedenen Stellen, wo sich der Dichter die heftigsten Ausfälle gegen die Feinde des Königs erlaubt hatte, waren ihm vor Entsetzen die Haare zu Berge gestanden, so daß er jene Stellen um keinen Preis zum zweiten Male lesen wollte. „Ja, gesetzt, es wird über kurz oder lang Friede; gesetzt, die itzt so feindselig gegen einander gesinnten Mächte söhnen sich aus — (ein Fall, der ganz gewiß erfolgen muß) —: was meinen Sie, daß alsdann die kälteren Leser, und vielleicht der Grenadier selbst, zu so mancher Uebertreibung sagen werden, die jetzt in der Hitze des Affects für unbezweifelte Wahrheit gelten? Der Patriot überschreiet den Dichter zu sehr, und noch dazu so ein soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind!"

Doch vielleicht war es bloß eine Collision des Patriotismus, die den sächsischen Kritiker diesmal mit dem preußischen Grenadier weniger zufrieden machte? Lessing räumt allerdings selbst ein, daß dies möglicherweise die Ursache seiner Unzufriedenheit sein könne, in welchem Falle er bei dem Dichter um Entschuldigung bittet. Ja, Ramler behauptet dies geradezu, indem er Gleim in einem Briefe versichert, daß der sächsische Freund gewiß das Gedicht unbedenklich veröffentlichen würde, „wenn die Flüche auf die Türken und Persianer gingen, statt auf seinen Fürsten und seines Fürsten alliirte Kaiserin." Aber es war sicherlich nicht sächsischer Patriotismus, wodurch Lessings Unzufriedenheit mit mehreren Stellen des Gedichts erregt wurde. Denn er konnte ja selbst der Wahrheit gemäß das Bekenntniß ablegen:*) „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs Höchste eine

*) In dem nächsten Brief an Gleim den 14. Februar 1759.

heroische Schwachheit zu sein, die ich recht gern entbehre." Wer sich über eine solche Aeußerung wundert, möge bedenken, daß Lessing zu ihr durch tausend ausschweifende Redensarten bewogen wurde, die er damals in Berlin alle Tage hören mußte. Wenn die Vaterlandsliebe, meinte er, ihrem Wesen nach mit solchen Uebertreibungen gepaart ist, so muß ich gestehen, daß ich allerdings von ihr keinen Begriff habe. Man darf deshalb nicht glauben, daß er sich selbst allen Patriotismus absprach: nur das „Lob eines eifrigen Patrioten ist, nach meiner Denkungsart, das allerletzte, wonach ich geizen würde; des Patrioten nehmlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte.„ Er war durchaus nicht ein eifriger Verfechter der antipreußischen Partei, sondern es geschah nur in Folge einer philosophischen weltbürgerlichen Gesinnung, bei welcher ihm allerdings die nichtpreußische Abstammung zu Statten kam, daß er in dem vorliegenden Falle nicht ganz auf Gleims Seite stehen konnte. Seine höhere Einsicht und kältere Gemüthsart bewahrten ihn vor der Leidenschaftlichkeit eines Parteigängers, wie sie der patriotische Dichter zeigte, der sich allzuleicht in Harnisch jagen ließ.

Wenn wir aber nun näher zusehen, welches denn die Stellen des Gedichtes waren, an denen als Aeußerungen eines übertriebenen Patriotismus Lessing Anstoß nahm, so verwarf er, wie wir schon sahen, zunächst die angeblich unerwiesenen Beschuldigungen der Feinde. So wollte er wegen der Einäscherung von Küstrin keine sieben Zeugen gelten lassen. Besonders anstößig aber mußten ihm die Verwünschungen sein, von welchen er überhaupt ein abgesagter Feind war. „Und diese Verwünschungen haben nothwendig einen so starken Eindruck auf mich machen müssen, da sie einen Prinzen betrafen, von dessen Charakter ich weit anders überzeugt bin, als daß ich das von ihm glauben sollte, was ihm die Flüche des Grenadiers zugezogen hat. Er verdient sie ganz gewiß nicht; und wenn er sie auch verdient hätte, so wäre es doch besser, daß der Grenadier das Verfluchen den Priestern überließe. Als Priester mag Herr Lange*) dieses unselige Vorrecht immer ausüben und die nähere Erlaubniß dazu von Friedrich dem Soldaten itzt erschleichen, die ihm

---

*) Lange, Pastor in Laublingen, bekannt durch Lessings Vademecum. Er suchte die Erlaubniß, die ihm von der Regierung zu Magdeburg abgeschlagen war, unmittelbar beim Könige nach, von dem er sie sogleich erhielt.

Friedrich der philosophische König zu einer andern Zeit gewiß verweigert hätte. Der Grenadier thut sich selbst Unrecht, wenn er sich alles für erlaubt halten will, was einem Lange erlaubt ist, der sich damit begnügt, wenn er nur itzt ein paar Monate hindurch gelesen wird und nichts darnach fragt, wenn man seine Gedichte über Jahr und Tag gar nicht mehr kennt. Der Grenadier soll und muß auf die Nachwelt denken; oder wenn Er es nicht thun will, so werden es seine Freunde für ihn thun."

Diese mit aller Kraft der Ueberzeugung geltend gemachten Ausstellungen Lessings, mit denen auch ein so entschiedener Patriot als Kleist übereinstimmte, konnten nicht ohne starken Eindruck auf Gleim bleiben. Obgleich er aber im Anfange empfindlich hierdurch berührt wurde, gewann doch bald die Besonnenheit wieder die Oberhand, so daß er den von dem Freunde gerügten Mängeln einigermaßen abzuhelfen suchte.

Aber auch eine äußere Nöthigung sollte hierzu mitwirken: die Censur. Lessing war gleich anfangs trotz der scharf gemißbilligten Stellen gar nicht Willens, das Gedicht des Grenadiers zu unterdrücken oder wenigstens vom Drucke abzuhalten. Allein da um diese Zeit nicht eine Zeile ohne Censur und Erlaubniß in Berlin gedruckt werden durfte, so mußte es nothwendig vorher censirt werden. Da erfuhr denn Lessing am 16. Dezember, daß es die Censur nicht passiren könne. Er zweifelte nicht, daß hiervon die anstößige Erwähnung des von Katt*) die vornehmste Ursache sei. „Der König hat sich in dieser Sache selbst zu öffentlich Unrecht gegeben, als daß es ihm angenehm sein könnte, sich auf eine solche Weise daran erinnert zu sehen."

Um diesen Anfechtungen des Freundes und der Censur zu begegnen, entschloß sich also Gleim mehr aus Nachgiebigkeit als aus Ueberzeugung zu einer verbessernden Durchsicht des Gedichts. Er entfernte einige Ausdrücke, machte einige mildernde Zusätze und unterließ die Erwähnung des von Katt, obgleich er ihre Anstößigkeit bestritt, da die Sache nur als ein dem Herzen des Königs Ehre machender wahrer historischer Umstand angeführt werde. Bevor aber das Gedicht in veränderter Gestalt im Druck erscheinen konnte, traf Lessing den Ausweg, daß er einen Gebrauch davon machte, bei

*) Friedrichs Jugendfreund, der bekanntlich zu Küstrin enthauptet wurde.

welchem der Dichter keine Gefahr lief und der Herausgeber sich nichts vorzuwerfen hatte. Er veröffentlicht es nämlich stückweise in dem vom 8. Februar 1759 datirten fünfzehnten Literaturbriefe (L. W. VI, 33), in welchem er durch eine wohlüberlegte Mittheilung von Proben die Aufmerksamkeit des Publikums auf das neueste Product von dem bekannten „Lieblinge Minerva's" hinzulenken suchte. Diese Chrestomathie wird dadurch sehr lehrreich, daß wir aus ihr erfahren, mit welchen Partien der Herausgeber besonders unzufrieden war, da er diese gerade ausgelassen hat. Unterdessen änderte Gleim noch die Stelle wegen der Einäscherung von Küstrin. Auch verwandelte er die andre Stelle, welche für die russische Kaiserin bedingungsweise Fluch war, in Segen. So viel hatte nun freilich Lessing nicht gefordert, welcher wünschte, daß der Dichter es bloß so verändert hätte: „Aber welch ein Loos soll ich Dir wünschen, Selbstherrscherin! wenn Du u. s. w." Doch gestand Gleim nachher selbst, daß jene Verwandlung eine bloß scheinbare war, da er die Verwünschung der Kaiserin nur in der Zeile: „denn Du gabst nicht den schrecklichen Befehl" hatte verstecken wollen. „Hat sie ihn gegeben, so trifft sie das Loos der Häupter über die Kalmucken."

Nunmehr konnte das Gedicht, wie der Verfasser überzeugt war, die Druckerlaubniß erlangen. Aber Gleim wollte es darum doch nicht der Censur unterwerfen, sondern uncensirt in die Welt senden, selbst auf die Gefahr hin, daß er den Verleger im Fall des fiskalischen Anspruchs schadlos halten müßte. Voß übernahm denn auch auf die von dem Dichter gewünschte Weise den Verlag, indem er nach dem Rathe des Herrn von Hertzberg den Druckort verschwieg, ohne daß er deshalb irgend eine Belästigung erfahren hätte. So konnte der Herausgeber Lessing das unter dem Titel: „Der Grenadier an die Kriegesmuse nach dem Siege bei Zorndorf 1759. 12." erschienene Gedicht am 18. März seinem Freunde überschicken.

Es war ein Seitenstück zu Kleists gleichzeitigem Heldengedicht „Cissides und Paches", dem es auch in der Wahl des reimlosen streng zehnsilbigen jambischen Verses gleicht.

Crefeld. **Dr. C. Niemeyer.**

Beiträge
zur englischen Lexikographie.

Flügel's Wörterbuch, 1847, dritte Ausgabe und 1856, vierte Ausgabe, die ein bloßer Abdruck der dritten ist, war bis zu dem Erscheinen des Wörterbuchs von Newton Ivory Lucas im Jahre 1854 das vollständigste. Wie sehr letzteres das erstere an Vollständigkeit überragt, mag hier um so eher an einigen Beispielen gezeigt werden, als die bekannt gewordenen Recensionen so allgemeiner Natur waren, daß das Verhältniß zwischen ihm und seinem Vorgänger dadurch nicht klar werden konnte. Unter a sind neu: taken aback, to accol, amercy, ancestress, arrivancy, attornment, auger-hole, unter b: banbury-cake, a bargain, ein Spottpreis, blind-hookey, blow-out, bobbery, Boney, broker-between, brick, Schlingel, brougham, unter c: black cap, to chaff, chance, adverbialisch, to charge the jury, to clear = to spring across, the clipper, Klipperschiff, to come out (von jungen Mädchen: faire leur début dans le monde), to compensate for, corinthian (scamp), unter d: decline, Abzehrung, defender gleich ribbon man, diggins gleich diggings, dock, Platz der Angeklagten vor den Assisen, dodge, ein Schlag, dotant = dotard (Coriolan), drag gleich drag-chain, to drat, a dread-nought, unter e: entombment, Euphuist, unter f: to fall to, gierig über's Essen herfallen, fledgling, fluffy, flunkey, Livreebedienter, unter g: governor, der Alte, der Hausvater, Guy-Fawkes-day, a Guy, unter h: hair-breadth-escape, heir-at-law u. s. w. u. s. w. Nur einmal habe ich in Lucas ein Wort nicht gefunden, das Flügel hat. Dies ist galloot, welches Fl. durch Soldat übersetzt, das jedoch in Jacob Faithful, Marryat, p. 297. Tchn. ed. ein Schimpfwort zu sein scheint. Trotz so schätzbarer

lexikographischer Arbeiten, — es wird parador erscheinen, ist jedoch buchstäblich wahr und von Jedem leicht zu erproben, — ist es auch heute noch nicht möglich, funfzig Seiten eines beliebigen englischen Schriftstellers zu lesen, ohne dabei Gelegenheit zu finden, das Wörterbuch, sei es durch Stämme, sei es durch neue Bedeutungen bereits aufgenommener Wörter, sei es durch Phrasen zu ergänzen, wie es dem zweifelnden Leser an einigen aus viel gelesenen Schriftstellern gezogenen Beispielen gezeigt werden soll, die er gestehen müssen wird, mit keinem vorhandenen Lexikon erklären zu können:

1. Boz. Sketches p. 302 Tchn. One for his nob. Es handelt sich vom Kartenspiel.

2. D'Israeli. Coningsby 8, 7. If any one chanced to make a jest, which he could not excel, he declared immediately, that it was a Joe Miller. Vergleiche Marryat. Rattlin the Reefer 26, Peter Simple III, 15.

3. Marryat. Peter Simple p. 9 Tchn. to pipeclay one's weekly accounts, vergleiche Boz. Bleakhouse II, 3 Tchn.

4. Charles Lever. O'Malley I, 167 Tchn. A fatigue-party passed by, bearing some wounded comrade to the rear.

5. Walter Scott. Waverley III, 22. three files of soldiers. Daß file Rotte, d. h. Vorder- und Hintermann ist, also three files sechs Soldaten sind, darüber giebt kein Lexikon Aufschluß. Vergleiche Old Mortality II, 1.

Man könnte diese fünf aus vielgelesenen Schriftstellern gezogene Belege leicht durch fünfmal so viel wenigstens ebenso prägnante vermehren.

Man sollte nun bei dieser Mangelhaftigkeit selbst der besten Wörterbücher erwarten, daß durch die sich auf das Englische seit Jahren immer mehr und mehr wendende Lehrthätigkeit auch die lexikographische Seite gerade von deutschen Schulen aus Berücksichtigung und Erweiterung erfahren würde. Dies ist aber nur in sehr beschränktem Maße geschehen. Herrig's Archiv enthält nur Beiträge zur Englischen Lexikographie von Flügel, eine Polemik über das Wort actual und in Band 15 p. 361 eine kleine Lese aus Vanity Fair gezogener Wörter, die ich gesammelt habe und die irrthümlicherweise die Unterschrift Volckmann trägt. Auf die dort aufgestellten Fragen ist nirgend geantwortet worden, und das Wort polonies ist selbst in Lucas nicht erklärt. Um so erfreulicher ist es, im Laufe dieser Zeilen

auf eine neue, sehr fleißige, freilich auch sehr ungenügende, ja fast unbedacht früh veröffentlichte, immer aber sehr nützliche lexikographische Arbeit des Dr. Franz Heinrich Strathmann aufmerksam machen zu können, der in zwei Lieferungen, die bis doff reichen, „Beiträge zu einem Wörterbuche der Englischen Sprache" veröffentlicht hat. Bevor nun zur Besprechung dieses schätzbaren Buches, dessen specielle Kritik in die weiter unten angeführten lexikalischen Supplemente verwebt werden soll, eingegangen wird, mag es gut sein, jenes literarischen Aberglaubens zu erwähnen, der noch immer die Werke englischer Sammler, namentlich das von Webster, für die bei Weitem vollständigsten hält, während Flügel längst in Vollständigkeit über ihn hinausgegangen ist. Außerdem wird man in dieser Arbeit selbst sehen, wie viele Lücken des Websterschen und der übrigen Wörterbücher zur Erörterung kommen werden. Daß überhaupt die lexikalische Ausbeute auf dem Felde der modernen englischen Philologie so gering ist, mag daran liegen, daß Lexikographen vor Allem bemüht sind, ihre Lücken aus anderen Wörterbüchern zu ergänzen, wobei denn fast nur technologische Wörter, also meistens künstliche, die äußerste Peripherie der Sprachbewebung leicht berührende Wörter erbeutet werden. Einen ungleich ergiebigeren Schacht bilden jedoch Novelle, Roman, Reisebeschreibung, politische Flugschrift u. s. f. Diese Quellen lexikographisch durchzuarbeiten, ist eine große und doch angenehme Mühe, und da sie über die Kräfte des Einzelnen geht, so könnte es nur erfreulich sein, wenn die einzelnen Sammler periodische Schriften, wie diese, recht häufig mit lexikographischen Beiträgen, wie sie hier folgen sollen, unter Angabe der Quellen bereicherten. Es ist dabei natürlich Eins nöthig, nämlich sich zu verständigen über dasjenige Werk, welches zum Ausgangspunkte solcher Arbeiten dienen soll. Hier darf man natürlich nur das beste und vollständigste wählen. Dies ist aber, wie aus den oben angeführten Citaten hervorgeht und wie es aus späteren hervorgehen wird, Newton Ivory Lucas. Auffallenderweise scheint Strathmann letzteren fast nicht zu kennen, obgleich die letzte Lieferung desselben längst erschienen war, als Str. seine erste veröffentlichte, ja, was noch mehr ist, selbst Dinge, die längst aus Flügel, also seit 1847, bekannt sind, werden von Str. als neu aufgetischt; auch geschieht des einen wie des andern Lexikographen kaum Erwähnung. Der Verfasser würde daher wohl thun, vor Veröffentlichung seiner künftigen Lieferungen das Flügelsche und

Lucassche Wörterbuch zu befragen, und dann die nöthigen Streichungen, wie weh sie auch dem Sammler thun mögen, zu veranstalten.

Str.'s Sammlungen beziehen sich gleichmäßig auf Wortschatz hinsichtlich der Stämme und noch nicht verzeichneter Bedeutungen und auf Etymologie. Das von ihm herbeigebrachte Material ist stets mit Quellen reichlich belegt und gewährt, trotz der oben erwähnten Ausstellungen, eine wesentliche Bereicherung der heutigen Lexikographie.

Der Verfasser verschmäht auch den slang nicht. Er hat vollständig Recht. Als Westeuropa in jedem Lande zwei Zungen aufzuweisen hatte, von denen die eine die verachtete Volkssprache redete, und die andere ein euphuistisches, cultoristisches, precieuses Kauderwelsch, die Sprache der Leute von verschrobener Bildung, stammelte, da mochte es die Aufgabe der Lexikographie sein, über die Sprache zu wachen und jedem Worte, das nicht das Gepräge der Echtheit und Reinheit trug, den Paß abzuverlangen. Heute ist die Lexikographie längst dieser Pflicht enthoben, und die Sprachwissenschaft verlangt dem Wörterbuch die Sprachwurzeln ab, sehr unbekümmert, von welchem Theile der menschlichen Gesellschaft sie gebraucht, von welchem sie verschmäht werden. Es ist nun freilich noch immer zwischen slang und corrumpirtem Englisch zu unterscheiden. Raly für really, praps für perhaps, critter für creature sind nur falsche Aussprachen richtiger Formen, während das slang-Wort ein nur von den untersten und niedrigsten Classen gebrauchter, oft künstlich verfertigter Ausdruck ist. So hatte Str. wohl nicht Recht, mit a für on in einem aus Douglas Jerrold citirten: They're ben made a purpose zu debütiren. Hierauf folgt

taken aback. Lucas enthält bereits diesen Ausdruck und erklärt ihn auch als eigentlichen Seemannsausdruck. Vergl. Marryat. Percival Keen p. 47 Tchn. ed. Captain Delmar was, to use a sailor's term, completely taken aback. Ich füge unter a zu: a, vor Infinitiven, macht daraus prädicative Adjectiva. Die Leichtigkeit, mit der einige Schriftsteller solche Zusammensetzungen bilden, läßt darauf schließen, daß sie weit häufiger vorkommen, als es aus dem Lexikon klar wird. Ich erwähne:

abloom. Warburton. Darien II, p. 89 Tchn.

aglow. Warburton. Cross and Crescent I, p. 114 Tchn. Auch bei Currer Bell. Wo?

agrin. Currer Bell. Shirley I, 3.

ashine. Currer Bell. Shirley I, 3.

astir. D'Israeli. Coningsby I, 11. — Str. citirt auch Warren und Bulwer.

ahungered, wie es irgendwo bei Currer Bell vorkommt, ist wohl eine falsche Bildung.

Unter abandon führt Str. Beispiele an, welche zeigen, daß das Wort auch als Prädicat von Sachsubjecten angewendet wird. Er hat die Gewohnheit, solche Wörter lateinisch zu übersetzen. Warum? ist durchaus nicht klar. Daß abandon aber richtig durch relinquere übersetzt sei, dem ist gewiß nicht so. Relinquit Hispaniam kann doch nicht durch He abandons Spain wiedergegeben werden.

Recht unnützer Ballast in Str.'s Buch ist wiederum: to abate, abelwackets, abhorrent. Was er hier sagt, ist längst bekannt, s. Flügel, ebenso ist das meiste unter abide Gesagte ebenfalls längst bekannt. Abientine steht im Flügel, so abel; zu abnormal hätte wohl eine Quelle angegeben werden können. So reducirt sich das auf Seite 5 u. 6 in Strathmann angegebene Material, so weit es Neues enthält, auf wenige Zeilen. Unter abode anzufügen place of abode, noch dazu mit Quellenangabe, ist vollständig unfruchtbar und überflüssig.

Unter about wird manches Neue beigebracht, unter above ist above board gleich plainspoken nachzutragen. Alles unter above Angefügte ist wiederum längst in Wörterbüchern verzeichnet, so daß man abermals nicht sieht, welches Princip Herr Str. eigentlich bei der Herausgabe seines Buchs festgehalten hat. Wir werden uns überhaupt nicht mehr damit beschäftigen können, nachzuweisen, was denn eigentlich wirklich Neues in Str. enthalten ist, und was als Altes zurückgewiesen werden muß. Es ist schon aus dem Bisherigen hinlänglich klar, daß höchstens ein Drittel des Str.'schen Materials wirklich des Abdrucks werth ist und daß das Unnütze überwiegt. Während er unter abroad Beispiele für die in Wörterbüchern nicht enthaltene Bedeutung von beside one's self beibringt, wagt er unter abscond: he has absconded from your mild sway, als neu darzubieten. Beispiele solcher unnützen, frühere Leistungen ignorirenden Citate bietet seine Sammlung von vorn bis hinten. Ich werde mich also nur insofern mit ihm beschäftigen, als er wirkliche Lücken übersehen oder sich in seinen Erklärungen geirrt hat.

Unter acknowledge möchte referre, erwidern, nicht ganz richtig sein. Es heißt, wie auch aus den Citaten hervorgeht, seine Dankbarkeit durch etwas anerkennen. Wie sollte sich auch ackn. von seiner Bedeutung so weit verirren, daß es erwidern und nichts als das bedeuten sollte?

acting vor militärischen Titeln fehlt in allen Wörterbüchern. Str. hat es aufgenommen, erklärt es aber durch „Nachfolger im Dienst" nur

halb und ungenau. Acting captain, acting commissary ist derjenige Officier, der das Amt eines capt. oder comm. interimistisch vertritt, gewissermaßen he who acts as a captain without having this rank. Was hat auch acting mit Nachfolge zu schaffen? Namentlich ist der Ausdruck in der Marine gewöhnlich. Wenn ein Schiffscapitain plötzlich auf der See stirbt, so wird der älteste Offizier ohne Weiteres acting captain. Wird er wirklich zu dieser Würde ernannt, so sagt man kurz: he is made (scilicet: a real) captain. Erhärtende Stellen finden sich dutzendweise in Marryat, und die von Str. citirte Stelle aus Marryat, Peter Simple II, ch. 18 ist so zu erklären.

ajutment, bis jetzt in Marryat. P. Simple III, ch. 3 *ἅπαξ λεγόμενον*. Nicht vielleicht Druckfehler statt abutment?

aid. Unter aid wäre das der Alliteration wegen so häufige to aid and abet, hülfreiche Hand leisten, meist in malam partem, zu erwähnen.

any, unter any das häufige, verstärkte any and every one,

appearance, hier to all appearance.

art and part ist eine Auslassung aller Wörterbücher. Da die Redensart sehr gewöhnlich ist und Str. nur he takes art and part in the deed, N. N. (was dieses auf jeder Seite seines Buches vorkommende N. N. bedeutet, sagt er nirgends) anführt, so füge ich folgende Citate hinzu: 1) Walter Scott. Guy Mannering III, 7. 2) Mrs. Gore. The Dean's daughter: Who will understand that we are not art and part in the dishonesty. 3) Marryat. Rattlin the Reefer 64. We will have neither art not part in this murder. 4) James. The convict II, p. 254 Tchn. He felt that he had been art and part in the deeds he condemned.

as. Unter as hat Str. manches Neue. In allen Wörterbüchern vermißt man aber erstens as how für that, vulgär und dadurch dem französischen comme quoi entsprechend. Mackenzie. Man of feeling XIV. I have been told as how London is a sad place. Marryat. Peter Simple chp. 13. seeing as how the captain had been hauling him over the coals, zweitens das in Ben Jonson's Zeit gewöhnliche as für that nach so und thus. Sir Walter Raleigh: The Turks themselves are so confident therein, as they refuse not to accompany each other in the most pestilent diseases. Derselbe: The places of Scripture proving Providence are so many, as I shall need to repeat but few of them. Philip Sidney. Defence of Poesy: on which they so depend as they become actors and players. Ben Jonson. Every man in his humour, act 1, sc. 2 (I) taught him so much as I have made him my cashier.

away. Hier steht nur rot away, verfaulen, break away, brich nur zu, bei Str. verzeichnet. Man ersieht daraus nicht recht, daß away die Intensität eines Verbums verstärkt. Dies hätte hervorgehoben werden müssen, so: speak away, sprich darauf los, eat away, iß darauf los.

Unter a füge ich noch einige unerhebliche, zum Theil unerklärte Ergänzungen zu.

Abhorrer, Spottname der Royalisten unter Karl dem Zweiten. Macaulay. Hist. 1, 253.

About. Turn about gleich alternately. Thackeray. — Lever. Arthur O'Leary 1, p. 109 Tchn. Turn about is fair play. Gegendienste leisten ist ehrlich.

Admor. Abgekürzt für Administrator, testamentarischer Administrator. Douglas Jerrold. A whim and its consequences.

ain't, vulgär gleich are not.

allude to, sehr häufig nichts als to speak of.

Alms-knights?

Alycompaine, eine Art Gebäck? Thackeray, the Newcomes II, 138 Tchn.

Againrising = resurrection. Wiclif.

Antirenters, im Staate New-York die Pächter der Lehne der Familie van Rensellaers, die sich verbanden, um sich ihrer Rentleistungen zu entledigen.

Axy und Alick, verkürzt für Alexander. Lady Blessington. Strathern I, 51 Tchn. u. Dickens. Mr. Minns and his cousin.

attitudinize in Boz. Sketches. Wo?

all, verstärkend vor einem Participium. Gay: A damsel lay deploring all on a rock reclined und all melancholy lying, thus wail'd she for her dear. So im Holländischen: Hij zeide dit al lagchende.

assiocative. Warburton. Cross and Crescent I, p. 184 Tchn. und actualize, ebendaselbst p. 101 stehen vereinzelt da und verdienen bei der Leichtigkeit, mit der gerade W. über den Bereich des Lexikons hinausgeht, kaum, einem Wörterbuche einverleibt zu werden.

Unter b enthält Str. Mehreres ohne deutsche Uebersetzung, offenbar weil er es nicht erklären konnte. Darunter gehört bang-up, worüber ihm Lucas Aufschluß gegeben haben würde.

baddish vermehre ich mit dem Citat Thos. Moore IV, 176 Tchn.

band-box wird von Str. als Ausruf citirt. Die Quelle fehlt.

bagman heißt Handlungsreisender. Es fehlt auffallenderweise in jedem Lexikon.

bar out übersetzt Str. nach Spiers durch exclure. Es wird oder wurde vor Allem gebraucht, um die eigenthümliche Art der englischen Schulrebellionen zu bezeichnen, die darin besteht, daß dem Lehrer der Eintritt in die Classe durch Verrammeln und Verbauen der Thür unmöglich gemacht wird. Eine solche Scene wird von Miß Edgeworth ausführlich beschrieben. Anders kommt bar out wohl nur selten vor.

beady als Adjectivum versieht Str. mit einem ?. Das Wort existirt jedoch und kommt immer als Beiwort der Augen vor (von bead, so daß beady eyes Augen, rund wie kleine Kügelchen, bezeichnet). Da es in allen Lexicis fehlt, so füge ich hier noch folgende Stellen an. Warren. Early struggles: small beady black eyes. D'Israeli. Contarini Fle-

ming 5, 3: beady jet eyes. Außerdem kommt es in des letztern Vivian Gray, ich weiß jedoch nicht wo? vor.

bough-pot übersetzt Str. nach Spier durch pot de fleurs. Flügel unter bowpot giebt es durch der äußere Blumentopf an einem Fenster, wozu Lucas noch (Westengland) fügt. Es ist gewiß ein ordinärer Ausdruck, wie aus Thackeray. Vanity Fair 1, p. 2 Tchn. hervorgeht, wo es Blumenstrauß bedeutet, wonach die Wörterbücher berichtigt werden zu müssen scheinen: The girls were up at four this morning, packing her trunks, sister, replied Miss Jemima, we have made her a bow-pot. — Say a bouquet, sister Jemima, 'tis more genteel. — Well, a booky as big almost as a hay-stack.

bouterosity. Dieses Monstrum, versehen mit einem ?, giebt Str., ohne Angabe der Quelle. Das heißt einem Lexikon viel aufbürden.

build übersetzt Str. mit Gebäude. In meinen Citaten kann es nur Bauart heißen. Es fehlt in allen Wörterbüchern. 1) Thos. Moore. The summer fête. 2) Log of the Water Lily p. 73 Tchn. 3) Marryat. Percival Keen p. 68 Tchn. 4) James. Arabella Stuart p. 413 Tchn.

Aus meinen Collectaneen füge ich hinzu:

B...t für blast.

bantam, als liebkosendes Wort an Knaben gerichtet, scheint seemännisch. Marryat, passim.

batten down, eigentlich die battens an den hatches schließen, seemännisch; figürlich habe ich es in der Bedeutung to repress nur bei James. False Heir p. 101 Tchn. gefunden.

bate-ticket, Schein für geringeren Lohn wegen ungenügender Arbeit.

Beagle, Spitzname der Virginier.

bell, it strikes two bells. u. s. w. Auf Kriegsschiffen werden die halben Stunden durch Glockenschläge bezeichnet, die von 1—8 gehen. Um 12 schlägt es achtmal, um halb eins einmal, um eins zweimal u. s. w.

bin, to bin the wine. Marryat. The poacher chpt. 38.

booby-hatch, lukenartige Ueberwölbung der companion-ladder.

boom. Oft Substantiv. Bulwer. Harold. From a sedge-grown pool by the wayside, with solemn wing and harsh boom, rose a bittern.

bottomry, cant-Ausdruck für Botany Bay. Warren. Rich and poor.

bow. Log of the Water Lily p. 3 Tchn. Bow (pronounced like Bough) is the name given in boating parlance to him who pulls the bow-oar.

boxing-day, der 26. December, Tag, wo die Dienerschaft christmas boxes bekommt.

to bring-to, sehr häufig ohne Complement, beilegen (von Schiffen).

Buzzard, Spitzname der Georgier. Atlantis II, 637.

Butty. D'Israeli. Sybil III, 1. A butty in the mining districts is a middleman, not the mainmaster. He generally keeps a Tommy or truckshop.

beggar-my-neighbour, Kartenspiel.

before, to be before the mast, nicht zu den Officieren des quarter-deck gehören.

Wer auch nur die ersten Seiten des von Str. unter c gesammelten Materials durchblättert, kann sich hier von dem hohen Werthe dieser überaus fleißigen Sammlung einen Begriff machen. Ich werde aus meinen Sammlungen Alles, was Str. hat, fortlassen, wie ich es bisher gethan habe.

to call, to arouse in the morning. Call me at five.

the call, consulting the congregation whether they assent to a clergyman being intrusted with his place. (Scotland). v. Raumer, England im Jahre 1841 p. 291.

the captain, 1) the senior scholar at Eton. 2) seemännisch: captain of the foretop, captain of the maintop u. s. w. werden diejenigen Matrosen genannt, die den foretop, den maintop unter Aufsicht haben. Jede station, Posten der Matrosen auf dem Schiffe, hat ihren captain.

Camden-Amboy. Kingdom Camden-Amboy, Spitzname von New-Yersey (Atlantis II, 645).

the carrier, a carrion-butcher; he who butchers old horses etc. to make dog's or cat's meat of.

the carte, fourth movement in fencing, die Quarte. Ainsworth. St. James' p. 119 Tchn.

Cary, Carolina.

caste, to lose caste = to lose one's rank in society, to be cut by one's set.

caucus, obsolete, the north-east wind. Thomson. Seasons.

cause, speciell, Ursache zum Duell. Shaksp. As you like it V, 4. Romeo and Juliet II, 4.

Cesar, geschichtlich oft der Kaiser. Macaulay. Hist. 8, p. 51 Tchn. Marlborough anticipated the day when he would be servilely flattered and courted by Cesar on one side and by Lewis the Great on the other.

to chalk (a ball-room). In England wird der Fußboden der Tanzsäle mit bunten Kreidefiguren bemalt. Thos. Moore I, p. 73 Tchn.

to challenge each other's effects, settling an imaginary value upon some article and bartering it for another. An Irish pastime. Lever. O'Malley I, p. 51 Tchn.

change-house, Schenke, gewöhnlich bei Walter Scott. Old Mortality I, 4.

channel, par excellence, wie im Französischen le Canal = la Manche.

chicken hazard, Hazard zu geringen Einsätzen. Hier diminuirt chicken, wie in chicken-nabob, chicken-play, chicken-pox.

chimage. Ainsworth. The Starchamber I, p. 186. Tchn.

choke. Proverb: too much pudding may choke a dog.

Christmas. Father Christmas, eine in den weihnachtlichen Maskenspielen auftretende Figur.

to chump, knabbern. Thackeray. Newcomes I, p. 268 Tchn. (Vergl. to champ.)

Clam-catcher, Spitzname der Bewohner von New-Jersey.

to clapperclaw 1) keifen. 2) zerraufen, zerkratzen. Ainsworth. The flitch of bacon p. 47 Tchn. und so wohl auch in Troilus und Cressida V, 4.

the clamber. Substantiv. Thos. Moore. Summer-fête. Hiezu die Bemerkung, daß fast jeder Infinitiv der Verba deutscher Abstammung durch vorgesetzten Artikel zu einem Substantivum wird. In diesem Punkte haben die Lexika viele Lücken. Vergl. the bark, the build, the boom, the climb, the glint.

classicality. Bulwer. Life of Schiller chpt. 8.

the climb. Warburton II, p. 37. Crescent and Cross.

Clearing-house, great mercantile establishment in London where checks are cleared.

cleets? Cooper. The two Admirals p. 270 Tchn.

the cloth, contumeliously, die Geistlichkeit.

the cloudlet. Currer Bell. Shirley I, p. 13 Tchn.

the coach, slang, tutor. Lever. The Dodd family abroad I, p. 247 Tchn.

Cockayne, le pays de Cocagne für London; cockney für a cockayny.

cock-tail, Getränk aus Pfeffermünze in Amerika. Cooper. The spy p. 181. Marryat. Diary in America, chpt. 7.

cold-slaw, Kohlsalat? Cooper. The spy p. 153.

cock-shy, ein Spiel. Marryat. Japhet p. 309 Tchn. to shy hier offenbar in der Bedeutung werfen, s. u.

coll the. Middleton. The witch: There's one comes down to fetch his dues, a kiss, a coll, a sip of blood. Die Umarmung.

to come to, elliptisch, zu sich kommen. Warren. The wife. She had swooned, it was long before she came to.

companion, oft für companion-ladder.

Compounder. After the revolution, those Jacobites who wished for a restoration, but for a restoration accompanied by a general amnesty and by guarantees for the security of the civil and ecclesiastical constitution of the realm. Such Jacobites as thought it downright rebellion thus to compound, were called non-compounders.

the cointise, the scarf of a knight. James. Forest days Tchn. p. 205.

the Conquest, par excellence, die normännische Eroberung.

consecutive fifths, falsche Quinten.

considering, oft absolut, mit Berücksichtigung der Umstände, im Ganzen genommen.

consolatress. Mrs. Gore. Dean's daughter I, p. 10 Tchn.

constructionist, pedantischer Ausleger der Verfassung in Amerika. Atlantis II, 631.

continental, amerikanisch im Gegensatz zu englisch zur Zeit der Losreißung.

continuations, ludicrously, trowsers.

cool, vulgär vor runden Summen. Why, I expected you to head the list with a cool hundred.

corinthianism, ein cant-Ausdruck.

hot-corn, in Wasser weich gesottenes, unreifes Welschkorn, beliebte Speise der niedern Volksclasse in New-York.

to correspond wie to match, oft einem Substantivum attributisch hinten angefügt und durch entsprechend zu übersetzen. A tattered coat and trowsers to correspond.

to cosher. Macaulay II, p. 362 Tchn. cosherer, ibid. IV, p. 154 Tchn.

counter-blast, der Gegenschmauch. Titel einer Schrift Jacob's des Ersten gegen das Rauchen.

counter-jumper, Ladenschwung. Warren. Ten thousand I, p. 1 Tchn.

country of the old maiden, England.

country of steady habits, Connecticut.

court-guide, ein bekanntes Adelslexicon.

cow, a cow is a kind of floating raft, peculiar to the western rivers of America, being composed of immense pinetrees tied together and upon which a log cabin is erected. Marryat. Monsieur Violet p. 279 Tchn.

cracker, Spitzname, den die Farbigen im Süden der Vereinigten Staaten den dienenden Weißen beilegen.

craw-thumpers, Beiname der Maryländer, ebend. p. 632.

to crane. Str. führt zwei Stellen an und übersetzt es in ihnen sehr unrichtig, wie er auch selbst in seinem ? zu ahnen scheint, durch schreien. Es heißt: den Hals recken. Vergl. Cooper. Privateer p. 124 Tchn. to crane at the girls as they came out of a church-door. Marryat. Diary in America chpt. 28. The bull went over first, and I, on the horse, following it close, rose on my stirrups, craning a little, that I might perceive the width of the rent.

cronebane, irish halfpence. Thos. Moore I, p. X Tchn.

to crony with, vertraulich umgehen. D'Israeli. Vivian Gray.

to croon. Ich füge zu der von Str. angeführten Stelle: Lady Blessington. Strathern I, 149 Tchn. — Boz. Barnaby Rudge II, p. 465 Tchn. — Mary Barton p. 242.

to cure. Proverb. What cannot be cured, must be endured.

cushion-dance, siehe Ainsworth. Lancashire witches I, p. 282—84 Tchn.

cross, as cross as two sticks.

dang. Warum sollte es nur in dang it vorkommen, wie Lucas und Flügel wollen? Mrs. Gaskyll. North and South p. 128 Tchn. see if we don't dang the masters this time.

davenport, ibid. p. 75 Tchn. An open davenport stood in the window opposite the door.

davy, alter Schimpfname. James. Agincourt p. 131 Tchn.

davy's locker, vulgäre Bezeichnung des Meers bei Seeleuten, in allen Seeromanen zu finden, unter andern in Marryat. Percival Keen p. 131 Tchn. Warburton. Darien I, 181 Tchn. sagt: Davy Jones's locker.

debating society, Disputirgesellschaft. Die Wichtigkeit derselben erhellt aus Bulwer. Lucretia II, 4.

debruise. Macaulay. Hist. I, p. 248 Tchn. To such a height were his pretensions carried that he not only exhibited on his escutcheon the lions of England and the lilies of France without the baton sinister, under which, according to the laws of heraldry, they were debruised.

defiant of a thing. Warren. The lily and the bee p. 73 Tchn. Ruth p. 135 Tchn.

defiantly. Ruth p. 309 Tchn.

desynonymize, nach Trench: On the study of words von Coleridge zuerst gebraucht.

determination of blood to the head, Andrang des Bluts nach dem Kopfe. Warren. Intriguing and Madness. Lever. The Dodd Family abroad III. p. 185 Tchn.

devilment. Warburton. Crescent and Cross I, p. 173 Tchn. und passim in Lever.

dingly. James. Forest days. p. 62 Tchn.

discuss, häufig scherzhaft von Speisen und Getränken. We discussed our wine.

disrate, ganz gewöhnlicher Seemannsausdruck: jemanden seines Ranges (rating) entsetzen, ihn degradiren. Jacob Faithful p. 140 Tchn. Vergl. Shaksp. Henry IV, act 4, sc. 3: he rated my uncle from the council-board.

division, einer der vierzehn Districte Großbritanniens, in die es wegen der zehnjährigen Volkszählung getheilt wird.

dodeen, dudeen, Tabackspfeife, irländisch.

dogcart, Miethskutsche, Studenten-slang.

dog, Proverb. Every dog has his day.

doggy, the manager of a butty, s. dies Wort.

domine, the, oder dominie, der Schulmeister, scherzhaft. Macaulay. Hist. VI, p. 92. Note. Tchn. In Marryat. Jacob Faithful wird Mr. Dobbs häufig so genannt.

doughface, Spitzname, den in den Vereinigten Staaten die Politiker des Südens denen des Nordens geben. Atlantis II, 629.

dove v. dive. Cooper. The two Admirals p. 302 Tchn.

doveling, young dove. James. Castle of Ehrenbreitstein p. 250 Tchn.

dunderhead = dunce. Bulwer. My novel.

Dunmow. The Dunmow flitch. (Ainsworth. The flitch of bacon.) In Dunmow in Essex wurde als Ehrenpreis dem Ehepaare eine

Speckseite überreicht, welches nachweisen konnte, sich in einem Jahre und einem Tage nicht gezankt zu haben. Chaucer: The bacon was not fat for them I trow that some men have in Essex at Dunmow.

to dwarf. D'Israeli. Tancred II. p. 8 Tchn. Strange power of the world that the moment we enter it, our great conceptions dwarf.

each and every one, Verstärkung von every one.

ee, französische Participialendung, englischen Wörtern, wie in mortgagee, committee angefügt und mitunter zu komischen Bildungen verwendet; so bildet Swift jestee, celui dont on se rit, Marryat floggee, celui qu'on rosse. James. Stepmother II, p. 253 Tchn. He remembered that the knocker down was far away from the knockee. Swift. Tristram Shandy I, XII. Marryat. Midshipman Easy IV.

eganism = cantterm.

embodiment, Verkörperung. Boz. Pictures from Italy. Bulwer. Life of Schiller chpt. III. und concluding chapter. Trench. Study of words. Lecture I.

Empire City, New-York.

enumerator, Zähler bei der Aufnahme des Census.

euphuistical. Bulwer. Night and morning III. p. 13 Tchn. Zanoni I. p. 1 Tchn.

Everglade state, Florida.

expiry, von Walter Scott fast immer für expiration gebraucht.

ease-and-comfort, an, a contrivance about bergères to rest the feet on. Lady Blessington. Marmaduke Herbert I, p. 126 Tchn. Deutsch: der Faullenzer.

the Englishry. Flügel und Lucas: das Vorrecht eines Engländers. Macaulay gebraucht es jedoch häufig für die englischen Bewohner Irlands. Hist. I, p. 362. IV, p. 146, 155, 191, 203 Tchn.

exchange, to, häufig vom Militär, elliptisch: aus einer Waffe in die andere übertreten.

to fall, his face fell, his countenance fell.

the Family, die Marlborough-Godolphin-Partei unter Königin Anna.

far between, selten, wie ein prädicatives Adjectiv gebraucht, der Comparativ in Lady Blessington. Memoirs of a femme de chambre p. 25 Tchn.

fatigue-jacket. Lever. Three Roads in Life III, p. 59 Tchn. fatigue-party. Lever. O'Malley I. 167 u. 175.

to feather, häufig von Bäumen, die, wie Federn am Pfeile, einer unter dem andern an einem Abhange stehen. W. Scott. Old Mortality II, 2. A few birches and oaks still feathered the narrow ruins. Marryat. The three cutters. At Mount Edgcumbe you will behold the finest timber in existence, towering up to the summit of the hills and feathering down to the shingle on the beach.

the file, die Rotte, Vorder- und Hintermann, zwei Mann, wie das französische file. So wird Scott. Waverley III, 22 three files of soldiers

gleich darauf durch six soldiers erklärt. Old Mortality II, 1 bilden sechs Dragoner drei files.

fill-dyke, der die Gräben füllt, populäres Beiwort des April.

to fire at = to grow nettled, angry. James. The conflict I, 184.

fire-papers, Verzierungen von Papier, mit denen im Sommer der englische Kamin zugesetzt wird. (Kohl's Skizzen.)

fishy, Universitäts-slang für dangerous. D'Israeli. Coningsby 1, 9. Sybil 4, 3.

financeering, borrowing to-day to meet a note and on the next day to meet the borrowed money and so until it is almost impossible for a man to tell whether he is really making a profit in his business or going behindhand. Nach Lever.

five points, die fünf Punkte der Chartisten. 1) universal suffrage. 2) vote by ballot. 3) annual parliaments. 4) salaried members. 5) abolition of the property qualification.

fleecings, Lancashire, curds separated from the whey. Ainsworth. Lascashire witches I, 254.

fleet, to go through the fleet, militärische Strafe der Seesoldaten.

to flemish? down the ropes. Peter Simple p. 228 Tchn.

fly-up-the-creek. 1) Ein in Florida häufiger Sumpfvogel. 2) Spitzname der Einwohner von Florida.

footfall = footstep.

force perforce, mit Gewalt. Shaksp. H. VI, part. II, act 4, sc. 1.

fox-glove von folk's glove, aus dem wälschen Maneg Ellyllyn, the good people's glove, weil sich nach der Sage die Blume verneigt, wenn die Elfen vorbeiziehen. Belegstelle Ruth p. 85 Tchn.

fox, Spitzname der Einwohner von Maine.

freeholdland-society, Gesellschaft, die Land kauft, um es zu parcelliren und an Arbeiter zu verloosen, welche wöchentliche Beiträge dafür zahlen.

to fret, häufige Alliteration: to fret and fume. Das häufige Vorkommen dieser Verbindung giebt Shaksp. in the Taming of the Shrew, Tchn. p. 29 zu einem Wortspiele mit fret, Bund am Griffbrett der Laute, Anlaß. Aehnliche Alliterationen sind: to fuss and fume, to fuss and fret, siehe fuss.

frilled cap, den eingesargten Todten aufgesetzt.

to fudge a day's work, auf der See, die Geschäfte leidlich und routinenmäßig besorgen, ohne Navigation studirt zu haben.

funky. Warren. Ten thousand a-year I, 1.

to funk, slang, to show the white feather.

to fuss. Scott. St. Ronan's well II, 3. He fussed, fretted, commanded and was obeyed. Lever. Charles O'Malley I, p. 160 Tchn. the world that fussed and fumed so near him. Hier findet es sich also in einem schottischen und einem irländischen Schriftsteller. In England selbst scheint es demnach nicht gebräuchlich zu sein. — Lever. Arthur O'Leary II, p. 43 Tchn. — — wait till the fussing be over.

for steht vor substantivischen Infinitivsätzen. Ein Beispiel dazu findet sich unter financeering. Ich behalte mir vor, durch eine spätere Stellensammlung diese Lücke der Grammatiker auszufüllen.

galloot, s. o.

garmenture, Tracht. James. Rose d'Albret p. 24 u. 53 Tchn.

gentle, the gentle passion, love; gentle mother, alma mater, die Universität.

Gill, Julian.

gip in Cambridge, was scout in Oxford.

to glint, glänzen. Bulwer. Zanoni I. p. 3 Tchn. — Scott. The betrothed II, 34. chap. 3 im Liede des Sängers.

the glint, Ainsworth. The flitch of bacon. There was a glint in the corner of Bab's bright eyes, siehe die Bemerkung unter clamber.

God save you, gewöhnliche Grußformel zu Shaksp. Zeit.

to be godfreyed, ein ephemeres Wort, das eine kurze Zeit lang von einer Kanonenkugel tödtlich getroffen werden bedeutete. Belegstelle Macaulay. Hist. 8, p. 52 Tchn.

the Godly, im Gegensatz zu den Malignants in Cromwell's Zeit.

gondolet. Thos. Moore in Oh, come to me, when daylight sets.

governess, in der Bedeutung die Alte, die Hausfrau. Marryat. Valerie chpt. 7.

grab, nach Warren a professional resurrectionist, d. h. der aus dem Leichenausgraben eine Profession macht.

Granite-boy, Ehrenname der Einwohner von New-Hampshire. Atlantis II, 614. Die bekannte Gestalt des Ithuel in Cooper's Jack o' the Lantern ist ein granite-man.

grape für grapeshot, häufig.

Green-mountain-boy, Einwohner von Vermont.

guffaw, ein plötzliches, lautes Gelächter.

Gun-flint, ein Rhode-Isländer.

the half, Schulausdruck für Semester.

hand-screen, kleiner Feuerschirm für die Damen, sich damit gegen die Hitze des Kamins zu wehren.

Hans. In Wilhelm des Dritten Zeit Spitzname der Niederländer. Macaulay. Hist. 7, p. 297. Tchn.

hard-bake?

Hawcubite = Mohawk. Macaulay. Hist. 1, p. 355 Tchn.

the head, Kopfsprung beim Schwimmen. Mrs. Gore. The Dean's daughter II, p. 235 Tchn. Log of the Water Lily. Tchn. p. 127.

heiress, sehr oft reiche Erbin, reiches Mädchen.

hip, hip, hurrah, in dieser Zusammenstellung die gewöhnliche Form des Hurrahrufs. Bulwer. Lucretia II. p. 24 Tchn. auch bloß hip, hip. Thos. Moore in Hip, hip, hurrah: Toss up your hat and cry hip, hip. Charles Lever macht irgendwo ein Verbum daraus: The waiter must have thought me mad as he heard me hip, hipping. Warum nicht hiphipping?

hockey, an old-fashioned game. Bulwer. My novel II, p. 372 Tchn.

how, nach Zeitwörtern des Warnens. I warn you how, beware how, be careful how, be cautious how.

hubble-bubble, eine Art Tabackspfeife. Charles Lever. Arthur O'Leary I, p. 12 Tchn.

hullabaloa, Lärm. Thackeray. Esmond I. p. 110 Tchn. D'Israeli. Coningsby 8, p. 6 und Tancred V, p. 6.

hurly-burly, als Interjection in Washington Irving. History of New-York 6, 7. The wide, wide world p. 228 Tchn.

Bevor ich diesen ersten Theil schließe, kann ich nicht umhin, zu wünschen, daß ich damit zu weiterer Veröffentlichung anderer ähnlicher Sammlungen in diesen Blättern Anregung gegeben haben möchte. Daß dieselben nicht nur lexikalische, sondern nebenher auch sehr wohl etymologische und grammatische Ausbeute liefern können, wie in manchem vorhergehenden Worte angedeutet ist, wird für viele Sammler gewiß einen um so größern Reiz haben. Auch läßt sich gerade in literarischen Blättern ein Wort besprechen und befehden, ehe es wörterbuchreif wird. Sehr gern bin ich auch erbötig, anderer Sammler lexikographische Listen, wenn sie mir eingesendet werden sollten, unter Angabe der Quellen in die Fortsetzung dieser Arbeit zu verweben. Dabei muß ich noch einmal darauf zurückkommen, daß es wünschenswerth wäre, das Lexikon Lucas' zum Ausgangspunkte solcher Bereicherungen als festgestellt anzunehmen oder wenigstens die Streichungen nach demselben vorzunehmen oder vornehmen zu lassen. Allerdings habe ich im Anfange dieser Zeilen Herrn Strathmann's Beiträge sehr scharf rügen müssen; nichtsdestoweniger findet man auf jeder Seite soviel des Neuen, daß seine Arbeit als ein Hinausgehen über die Grenzen der besten Wörterbücher angesehen werden muß und daher bei Zusammenstellungen neuer Collectaneen nicht übersehen werden darf. Sollte nun, was hier als ein zu besprechender Vorschlag angesehen sein möge, Lucas als künftige Grundlage solcher Arbeiten betrachtet werden, so dürfte es sich von selbst ergeben, daß Sammlungen der Art Manches enthalten werden, das dem Kenner der englischen Sprache sehr gewöhnlich und alltäglich vorkommen mag und das nichtsdestoweniger aufgenommen werden muß.

In der vorliegenden Sammlung ist Vieles ohne Angabe der Quelle oder Belegstelle angeführt worden. Dies liegt daran, daß sie angefertigt wurde ohne Rücksicht auf künftige Veröffentlichung; doch kann verbürgt werden, daß kein Citat vorkommt, dem nicht ein von vorn bis hinten durchgelesenes Buch zur Grundlage dient.

Georg Büchmann.

Zusätze und Berichtigungen

zu meiner Schrift:

„Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen.

Leipzig, 1856.“

Am Ende der genannten Schrift forderte ich öffentlich zu speciellen Mittheilungen über Bürger's Leben und Dichtungen auf. Es sind mir in Folge dessen mehrfache Sendungen zugegangen, darunter ein in sich abgeschlossenes Manuscript. Da nun in den mir zu Gesicht gekommenen Recensionen meiner Schrift Bürger als eine dichterische Persönlichkeit angesehen und theilweise ausdrücklich bezeichnet ist, welche das ihm zunächst von mir selbst zu Theil gewordene speciellere Eingehen wohl verdiene, so nehme ich keinen Anstand, das mir eingesandte Manuscript vor der Hand selbständig dem Drucke zu übergeben. Ich wähle für diese Mittheilung auch deshalb das Archiv, weil sie stellenweise auch für die Freunde der englischen und französischen Literatur von Interesse ist, wie schon meine Schrift selbst. Der Aufsatz war jedoch zunächst nur für mich bestimmt und aus diesem und einigen andern Gründen habe nur ich ihn zu vertreten.

Zu Seite VII. Dr. Carl v. Reinhard.

Derselbe war Entrepreneur und Dirigent der s. g. Universitäts-Thés dansants und sonstigen akademischen Festlichkeiten in Göttingen. Er galt für einen ziemlich gehaltlosen und unwissenden Poetaster, der hauptsächlich von der Herausgabe des G. M. Alm. und Bürger's

Werken subsistire. — Entweder als Assessor der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, oder aus einem andern Verhältniß, in dem er zu der Universität stand, wäre er verbunden gewesen, bei philosophischen Doctoren-Creirungen als Official-Opponent aufzutreten, was aber nie geschah, da seine Kenntnisse nicht einmal für das Latein-Reden dieser Gelegenheiten hinreichten.

Quaeritur: wo stammt sein Adel her? — Er soll einen (russischen? oder dänischen?) Orden erhalten und sich damit selbst geadelt haben. — Es könnte vielleicht sein, daß Schlözer ihm dazu behülflich gewesen wäre, in dessen Hause, namentlich mit dessen Damen, er vielen Umgang hatte.

S. VIII. Anmerkung.

Ueber Bürger's Stellung und Wirken als Justiz-Amtmann kann angeführt werden:

In Hofraths J. Claproth Nachtrag zu der Sammlung verschiedener gerichtlichen vollständigen Acten, 2te Aufl. Götting. 1790, welcher vier beträchtliche peinliche Untersuchungs-Processe enthält, befindet sich eine vollständige Inquisition, die B. im J. 1781*) wider Catharine Elisabeth Erdmann aus Bennichausen wegen Kindermordes geführt hat, und von der der Herausgeber in der Jan. 1782 datirten Vorerinnerung sagt:

„Außer der M.'schen Untersuchungs-Sache liefere ich eine kürzlich von dem teutschen Lieblingsdichter Hrn. Amtmann Bürger wieder (sic!) Catharine Elisabeth Ertmann wegen Kindermordes geführte Untersuchung, die er mir freundschaftlich mitgetheilet hat. Er hat sich hier als einen fleißigen geschickten menschenfreundlichen Untersucher bewiesen. Diese Acten habe ich nicht weiter als bis zum Urtheile abdrucken laßen, um sie bey denen relatorischen Uebungen desto beßer gebrauchen zu können."

Das Urtheil der Juristenfacultät zu G. ist auf eine zeitweise Zuchthausstrafe ausgefallen.

---

*) Bürger's Gedicht „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain", über welches ich S. XII. und 132—137 spreche, stammt aus dem August desselben Jahres. Das Nähere über den zu vermuthenden Einfluß dieser Untersuchung auf das Gedicht werde ich erst nach Einsicht des Claproth'schen „Nachtrages" feststellen können.

Die Untersuchung ist den damaligen gesetzlichen Vorschriften gemäß, und allerdings thätig und human geführt, — freilich sehr durch das sofortige reuige Geständniß der Inquisitin erleichtert worden.

ibidem: Wrugen-Gericht. Dergleichen wurde damals meistens Landgericht geheißen, und betraf die polizeilichen Vergehen, die Holz-, Feld- ꝛc. Frevel, Indicien und sonstige kleine, nicht criminelle, Contraventionen. (Davon einwrugen, zur Wruge schreiben lassen, d. h. zur Untersuchung auf dem Wrugen-Gericht denunciiren.) Es pflegte jährlich vor einem Commissair der höhern Behörden — bei den Kgl. Aemtern vor dem Cammer-Präsidenten — durch den Beamten, meistens jedoch nur pro forma, abgehalten und der Commissair sodann äußerst fêtirt, auch die benachbarten Beamten, Officiere u. s. w. zu der Schmauserei eingeladen zu werden. — Für die, jedoch meist nicht hiermit gedeckten, Kosten konnte der Cammer-Präsident bis 99 Thlr. — nicht aber 100 Thlr. — auf das Amts-Register anweisen.

(Der weil. v. Oldershausen'sche Patrimonialrichter Weppen, nach seinem Dienstabgang auf seinem Gute Wiskershausen verstorben, in den 80r Jahren als Dichter bekannt, hat ein s. g. komisches Gedicht: Das Landgericht, in 12 (?) Gesängen geschrieben, was, wie ein anderes desgl.: Die Kirchen-Visitation, gedruckt ist. — Sollte in der fraglichen Angabe vielleicht hiermit eine Verwechslung vorgefallen sein?)

S. IX. Regenborn.

Durch die zwischen Wöllmershausen und Bennichausen liegenden Wiesen fließt ein klarer Bach, die Garte, die später bei dem Kloster-Vorwerk Münchof in die Leine fällt. Unweit Bennichausen zieht er sich dicht an einen kleinen Waldhügel, aus dem neben einander zwei rasche Quellen des köstlichsten und reinsten Wassers hervorsprudeln und nach etwa fünf Schritten in den Bach fallen. Diese werden der Regenborn genannt. Die Stelle ist von milder, anheimelnder Schönheit.

Auf der andern Seite des Thales streckt sich von Niedeck herab eine kleine Waldschlucht, die Helle genannt, und entspringt aus ihrer Seite ein nicht so starker, aber ebenfalls köstlicher Quell, der eingefaßt ist und der „Hellebrunnen" oder „Helleborn" geheißen

wird. (Der Sage nach werden aus ihm die neugeborenen Kinder geholt.)

Bürger soll der Erzählung nach öfters an diesem Brunnen gesessen haben.

S. XI. Bürger's Stellung auf der Grenze der englischen und deutschen Poesie.

Von mehreren Bürger'schen Gedichten scheint noch nicht bekannt zu sein, daß auch sie mehr oder minder Nachahmungen oder Uebersetzungen englischer Originale sind. So

Das harte Mädchen.

Strophe 1. My days have been so wondrous free,
the little birds, that fly
with careless ease from tree to tree
were but as bless'd as I.

Strophe 3. Ask gliding waters, if a tear
of mine increas'd their stream?
or ask the flying gales, if e'er
I lent one sigh to them?

Strophe 6. But now my former days retire
and I'm by beauty caught,
the tender chains of sweet desire
are fix'd upon my thought. etc.

(Th. Paraell's Poems [Love et Innocence].
Johnson Works of the Engl. Poets XXVII. s. 15.)

An den Traumgott. Du Schwärmer um die Ruhebetten rc.
Fast gänzliche Nachahmung des Walker: Song: Say, lovely dream etc. an O. XVI. p. 57.

Lied. (B. 2r Th. Ausg. v. 1803. S. 266.) Mein frommes Mädchen ängstigt sich rc.

Pious Selinda goes to prayers
if I but ask her favour,
and yet the silly fool's in tears
if she believes I'll leave her.

Would I were free from this restraint,
or else had hopes to win her;
would she could make of me a saint
or I of her a sinner.

(W. Congreve † 1728.)

Der wohlgesinnte Liebhaber (ibid. S. 267). In Nebelduft und Nacht versank ꝛc.

aus dem Englischen: Ancient and modern Songs, heroic Ballads etc. Edinburgh 1776. Vol. I. p. 289.)

The silent night her sables wore etc.

und aus dem Französischen:

Das vergnügte Leben (ibid. 1r Th. S. 105). Der Geist muß denken ꝛc.

Il faut penser; sans quoi l'homme devient
Malgré son âme, un franc cheval de somme.
Il faut aimer; c'est ce que nous soutient,
Car sans aimer, il est triste d'être homme.

Il faut avoir un ami, qu'en tous temps,
Pour son bonheur on écoute, on consulte,
Qui sache rendre à notre âme en tumulte
Les maux moins vifs et les plaisirs plus grands.

Il faut le soir un souper délectable,
Où l'on soit libre, où l'on puisse en repos
Goûter gaiment les bons mets, les bons mots,
Et sans être ivre il faut sortir de table.

Il faut la nuit dire tout ce qu'on sent
Au tendre objet que notre coeur adore;
Se réveiller pour en redire autant,
Se rendormir pour y songer encore.

Mes chers amis, convenez que voilà
Ce qui serait une assez douce vie; —
Ah! dès le jour que j'aimai ma Sylvie
Sans plus chercher, j'ai trouvé tout cela.

3. Nov. 1759. Mémoirs de Diderot T. I. p. 202. 1830.

S. 5. Anmerkung.

Eine alberne Studenten-Sage schrieb den ekelhaften Wettstreit bekanntlich Bürger, F. L. v. Stollberg und J. H. Voß zu, und wurden die Gedichte in handschriftlichen Sammlungen von dergleichen Unrath mit diesen Autoren bezeichnet. — Uebrigens ist das zweite Gedicht nur eine Uebersetzung der bekannten Ode des Piron.

S. 9. Einwirkungen von England her ꝛc.

cf. oben ad S. XI.

S. 44. Bürger in Göttingen.

Als Professor wohnte er zuletzt und ist auch gestorben in einem kleinen, Dieterich gehörenden, unweit dessen Druck-Magazin und dem zum s. g. Prinzenhaus gehörenden Garten belegenen Hause, zu dem man von der Straße, der Johanniskirche schräg gegenüber, durch einen unter dem ehemaligen Meister'schen (jetzt von der Universität erkauften) Hause hergehenden und an einen oberhalb befindlichen Garten leitenden Gang gelangt. Nach Bürger's Tode und bis zu seinem eigenen Ableben hat dieses, sonst ganz isolirte, Gebäude der bekannte Kupferstecher Riepenhausen (Vater des Malers zu Rom) bewohnt.

S. 51. Handschriften Bürger's.

Sollte der Namen des — damaligen Hessisch-Rotenburgischen Amtmanns zu Wittmarshof nicht richtiger Scheufler (statt Schrufler) sein? —

S. 65. Ernennung zum außerordentl. Professor.

Die Correspondenz v. Aug. 1789.

S. 67 u. 68. Scheidung und Tod Bürger's.

Es ist ein sehr merkwürdiger und für Lichtenberg selbst sehr charakteristischer Brief desselben v. 14. Juni 1794 vorhanden. Lichtenberg hat aus seinem Garten und von fern Bürger's Begräbniß angesehen, und theilt Interessantes über die geschiedene Frau mit.

S. 68 u. 69. Roman und Drama.

Müller's Roman „Bürger", ein Conglomerat der verschiedensten Zeitperioden, ist auch ohne alle Localkenntniß geschrieben. So nennt er Niedeck stets ein Dorf, da es doch nie ein anderes als Ein Amt- (jetzt Pächter-) Haus mit seinen ökonomischen Gebäuden und einigen (4—5) s. g. Deputatisten-Wohnungen gewesen ist und noch ist, und einsam und von allen Dörfern wenigstens eine halbe Stunde entfernt, am Fuße des romantischen Burgberges liegt, auf dem die alte Burg Niedeck (bis auf einige Spuren von Mauern verschwunden) gestanden hat, und von dem die weite Aussicht nach den Gleichen, dem Harz, Eichsfeld u. s. w. wunderschön ist.

S. 70. Bürger's Ehestandsgeschichte.

Dieselbe soll von Carl Reinhard anonym herausgegeben sein.

S. 72. Elise.

Ueber sie und ihre Unerträglichkeit als schaamlose — unter Bürger's Namen unerröthend auftretende — Declamatrice (z. B. beim Aachener Congreß) findet sich in Zeitschriften xc. Auskunft. Es bezeichnet sie wohl der Umstand genügend, daß sie, so eben von ihrem Mann in flagranti adulterio ertappt, kaum einige Stunden darauf einer würdigen Dame in G. eine Höflichkeits-Visite, und zwar eine absichtlich gesuchte, abstattete und ihr Echauffement auf gleichgiltige häusliche Begebnisse schob!

In einem Miscellen-Werke von A. Lewald ist sie bei Gelegenheit ihres declamatorischen Auftretens anno 1814 als eine betrogene, unwürdig behandelte Leidende dargestellt, die ihren philisterhaften, ledernen und unwürdigen Mann perfecto jure zum Hahnrei habe machen dürfen!

S. 72 flg. F. L. W. Meyer.

Ein leuchtender Genius war er nicht, aber ein bedeutendes Talent; in seinen Gedichten (Spiele d. Witzes u. d. Phantasie, s. unten) finden sich viele tief empfundene und zart ausgedrückte Sachen, herrliche Uebersetzungen und Nachahmungen aus fremden Sprachen, in denen er Meister war. — Schon seine Pietät gegen den großen Schröder macht ihn äußerst achtbar, wie seine Biographie desselben, wenn auch untreffend angelegt, doch für die literar. Zustände seiner Periode ein nicht hoch genug anzuschlagendes Werk ist. — Auch in seinen dramatischen Producten findet sich vieles Gelungene (z. B. das allerliebste Drama „Vertrauen" in s. Schauspielen, Altona 1818.) — Ob man ihm zum Vorwurf machen kann, daß er die charakteristische Ausbildung des Schauspielers, wie sie die Schule, aus welcher er hervorgegangen, bedingte, vor Allem voranstellte?

S. 76. Molly's Bildniß.

Ob das Bildniß wirklich Molly darstellt?

Der verstorbene Hauptmann Wrisberg besaß zwei Frauenzimmer-Portraits, die angeblich die zwei Schwestern darstellen sollten. — Im

Anfang der zwanziger Jahre wurden beide Portraits nebeneinander einer Person gezeigt, welche den beiden Schwestern unter Anderm in Bürger's eigener Wohnung Besuche gemacht hatte. Sie erklärte bestimmt: daß sie in dem einen — was für Bürger's erste Frau jetzt ausgegeben wird — die Molly erkenne, während das andere — die jetzt lithographirte — wirklich Bürger's erste Frau darstelle. (!!)

S. 149. Jean Paul's Lieblingslied.

Der Verfasser hieß Wilhelm Uelzen; alle Versuche, das Lied anders woher zu leiten und einem andern Autor zu vindiciren, beruhen positiv auf Irrthum oder Täuschung.

S. 151. Joh. Christian Dieterich.

Der Buchhändler Dieterich, ein jovialer, gutmüthiger Lebemann, auf das Genaueste mit Lichtenberg (der, loco honorarii, für sich und seine demnächstige Wittwe eine Wohnung bei ihm als Erklärer des Hogarth erhalten hatte; die Wittwe hat sie noch viele Jahre nach ihres Mannes Tode inne gehabt), nicht weniger mit Bürger vertraut (der ebenfalls in einem ihm gehörenden Hause wohnte und starb), hat wohl schwerlich Antheil an den ihm zugeschobenen Epigrammen. Lichtenberg, Bürger, Meyer und vielleicht andere Gleichgesinnte, die an der Gesellschaftlichkeit und Gastfreiheit Dieterich's Theil nahmen und freundschaftliche Neckereien mit dem alten lebenslustigen Herrn trieben, legten ihm ihre Einfälle bei, die er mit gutem Humor dann aufnahm und sich lächelnd gefallen ließ. (Alte Leute erzählten oft von dem stets fröhlichen Leben und Treiben in Dieterich's Hause zu jener Zeit.) Von diesem Verhältniß des lustigen Gesellschafters, Miethsherrn und Verlegers gegen den literarischen Witzkreis des damaligen Göttingens findet sich noch hin und wieder eine Spur. So in dem Zusatz zur Ueberschrift des Meyer'schen Gedichtes: „Einer von Vielen." (M. A. 1791. S. 91.) „Athener Gassenhauer. S. M. Theodorich (Dieterich) K. d. O. auf Befehl gewidmet;" oder, wie in den Spielen des Witzes und der Phantasie S. 109 steht: „Ravenner Gassenhauer, Seiner Ostgothischen Majestät Theodorich vorgesungen." — Aber auch die Gedichte, die unter Dieterich's Namen in dem M. A. von 1787 geliefert sind, sind nicht von ihm; vielmehr das eine, bei der Hochzeit eines Welt-

umschiffers S. 117 (Forster's und Therese Heyne) von Meyer. Das andere: An Ihre Kgl. Hoheiten, S. 188, nach dem sichersten Anschein von Bürger. (Zur Erläuterung dient, daß die drei studirenden Prinzen im — danach so genannten — Prinzenhause in der Prinzenstraße wohnten, was Dieterich an das seinige angebaut und seinem Schwiegersohn und Associé Köhler übergeben hatte. — Eher könnte ihm das, vielleicht mit einiger Beihülfe eines lustigen Gesellen (v. Lingen?) zusammengereimte Gelegenheitsgedicht M. A. 1784. S. 134 zugeschrieben werden.

Was die hier erwähnten Epigramme im M. A. 1788 betrifft, so ist die Grabschrift S. 55 von Meyer und steht in dessen Spielen d. Witzes rc. S. 101.

„Europa" S. 119 verräth Bürger's Gepräge auf das Deutlichste, sowie in „Am Vorabend des Neuenjahrs" S. 133 Meyer gar nicht zu verkennen ist; und das im M. A. 1789 S. 33 vorkommende: „An den Copisten," rc. steht in Meyer's Spielen rc. S. 97.

Da diese Spiele rc. 1793 bei Fr. Vieweg in Berlin herausgekommen, also bei Bürger's und Dieterich's († 1803) Lebzeiten, und Meyer stets mit beiden in Verbindung geblieben, so steht es wohl außer Zweifel, daß er sich mit ihren Federn nicht geschmückt haben würde.

S. 157. Dusch-Cantate.

Ist höchst wahrscheinlich von Lichtenberg (der auch in mehreren Jahrgängen des M. A. unter den Buchstaben G. C. L. Beiträge geliefert); vielleicht mit Bürger's Zuthun, der wohl oft den „barmherzigen" M. A. — wie er ihn in einem Briefe an Heyne nennt — absolvirt zu haben herzlich froh gewesen sein mag. — Das Dusche-Haus hatte — und hat noch 1856 — an seiner Ecke zwei Balkone oder Altane, die theils nach der vorliegenden Buch-, theils rechts in die Gothaer-Straße und hier bis zum Thurm der Johanniskirche Aussicht gewähren. Der in der obersten Etage gehörte zu Lichtenberg's Wohnung, die ihm und seiner Frau Dieterich auf Lebenszeit loco honorarii für seine Schriften verschrieben hatte. Die untere oder Bel-Etage bewohnte Dieterich.

S. 161 u. flg. Epigramme.

„Ein Kindelein rc." scheint Meyer zum Verfasser zu haben; es soll auf Professor theol. Volborth gehen — vgl. unten.

„An Dietrich Menschenschreck" ist von Meyer. S. Spiele rc. S. 99: „Rechtfertigung des Autokritikers."

„Auf einen Heuschrecken-Prediger", desgl. von Meyer. S. a. a. O. S. 98 „Dem Unglücks-Propheten."

„Auf mehr als Einen", desgl. von Meyer, a. a. O. S. 93.

Hochzeit-Carmen, desgl. von Meyer, a. a. O. S. 92: „Empfindungen eines Hochzeitgastes."

Vogelscheu von Meyer, a. a. O. S. 97: „Pseudo-Aretin." (?)

Entschuldigung von Meyer, a. a. O. S. 96: „Das Unmögliche."

Schminklappe von Meyer — a. a. O. S. 96: „Auf einen geschminkten Geistlichen." (Geht auf C. Jul. Luther, seit 1773 Pastor an der St. Jacobi-Kirche, als Superintendent zu Clausthal 1809 gestorben. [Pütter, Versuch einer akadem. Gelehrten-Geschichte von der Georg-August-Universität zu Göttingen, 2r Thl. S. 199. — Saalfeld's Fortsetz. S. 140.] Er trat, wie gesagt wird, jederzeit geschminkt auf die Kanzel.)

Fürbitte rc. ist von Bürger — s. Schlegel, A. W., Kritiken, nebst Kästner's Antwort:

> Und spräch' herab vom Kreuze er noch frecher,
> Wer hört danach? es ist der liebe Schächer.

Werth des Christenthums von Meyer — a. a. O. S. 93. (Trifft Joh. Carl Volborth, 1778 Prediger an der St. Nicolai- (jetzt Universitäts-) Kirche, 1785 prof. extr. theolog., 1792 Superintendent zu Gifhorn, † 1796. [Pütter, a. a. O. S. 186, Saalfeld a. a. O. S. 128.] Er war Gatte einer äußerst schönen Frau, die an einem unheilbaren Brustübel litt, was ihr früheres Sterben lange voraussehen ließ. Volborth, ein Dichterling erster Sorte, soll schon Jahre vor ihrem Tode ein rührendes Trauer-Carmen verfertigt und bloß das Datum des Todes offen gelassen haben, um es mit solchem versehen in die Welt schicken zu können, so wie sie nur die Augen geschlossen.)

In dem oben ad S. 67 und 68 erwähnten Briefe erzählt Lichtenberg, daß Bürger noch den Tag vor seinem Tode durch eine Sendung von Volborth's Gedichten — als herrlichen Beitrag zu seinem Schofel-Archiv — wahrhaft erheitert worden sei.

Recept ist von Meyer — a. a. O. S. 93: „Besserer Rath."

S. 164. „An einen gewissen etc." wohl von Bürger — auf Kotzebue?

— Ersatz. Franke, Verf. eines seiner Zeit geschätzten Buches über Declamation, starb als Superintendent im Lüneburgischen — vertrauter Freund von Bouterweck.

S. 165. Carl der Große. Bezieht sich auf Carl Große, Verfasser des „Genius", des „Dolches" und vieler Romane jener Zeit, auch unter dem Namen „Graf von Vargas" herausgekommen. Kaufmannssohn aus Magdeburg, studirte er zuerst in G., kam nach mehreren Jahren dahin zurück, behauptete Marquis geworden zu sein und ein großes Marquisat in Ober-Italien zu besitzen, trieb großen Aufwand, verlobte sich sogar mit einer Tochter des Orientalisten Hofraths Michaelis und verschwand, nachdem seine Schwindeleien und sein Betrug entdeckt waren, vor der bevorstehenden Criminal-Untersuchung bei Nacht und Nebel. Noch lange nachher trieb er im Auslande die gedachte Schriftstellerei.

— „Auf einen Zeitschriftsteller etc." trifft den bekannten Hoffmann in Wien.

S. 167. „Der bescheidene Liebhaber" ist von Carl Reinhard. S. dessen Gedichte.

S. 174. „Der empfindsame Ehemann." Der Gedanke ist, noch weit schlechter, auch von Carl Reinhard benutzt. S. daselbst.

Berlin.

Dr. **Heinrich Pröhle.**

Studien über das englische Theater.

X.

Marlow und Middleton.

Die vorzüglichsten ihrer Werke sind uns schon durch die Hand gegangen; hier folgen die übrigen.

Marlow.

The works of Christopher Marlowe von Alexander Dyce. London 1850, drei Bände, wovon zwei Dramen enthalten, der dritte Uebersetzungen aus Ovid, Epigramme 2c.

Marlow ist geboren zu Canterbury im Februar 1564, zwei Monate vor Shakspeare; sein Vater John war Schuster; er studirte in Cambridge, wahrscheinlich Theologie; allein schon 1587 schrieb er seinen Tamburlaine und blieb von da an bei der Bühne, auch als Schauspieler. Collier glaubt, der Tamburlaine sei das erste blank-verse-Stück der Bühne gewesen. Es war lange ein Cassenstück, ist uns aber nicht in der ursprünglichen Gestalt erhalten; Alleyn oder Allen heißt der Hauptschauspieler darin. Der Faustus ist um 1589 geschrieben; zwei ungleich lautende Drucke von 1604 und 1616. Es ist schwer zu sagen, welcher Text reiner, da das Stück für die Bühne fortwährend verändert wurde. The jew of Malta um 1590; Alleyn spielte den Juden mit einer großen Nase. Edward II. scheint auch von 1590; The massacre at Paris von 1589; das Werk ist schwächer als die andern, der Text wahrscheinlich corrupt. 1593 wurde der Dichter ermordet. Das Stück Lust's dominion bei Dodsley (III. 2) ist also nicht von Marlow; nach Collier ist es unter dem Titel The spanish moor's tragedy von Decker, Haughton und Day geschrieben. Das Stück Dido soll von Marlow unvollendet hinterlassen und von Nash vollendet sein.

1) Tamburlaine the great, zwei Theile.

Für einen 23jährigen Dichter ist dies immer eine That, die doch nur bedeutend ist, sofern sie den blank verse auf der Bühne zur Geltung brachte, der im Ganzen tadellos durchgeführt ist. Sonst ist das Gedicht eine sehr mechanische Composition. Zehn Acte durch bleibt der Tyrann immer und überall derselbe, so daß das Ganze etwas Marionettenhaftes hat. Man sieht, wie das historische Schauspiel erst wirklich Leben annahm, seit es aus den Chroniken einheimische Sitten schilderte, in diesem orientalischen Costüm wird es eine leere Parade. Merkwürdig ist, daß ein so leidenschaftlicher Dichter wie Marlow nachher sich entwickelte, mit so etwas ganz Aeußerlichem anfangen konnte; man sollte vermuthen, es sei noch vor der Pubertät geschrieben.

2) Doctor Faustus.

Es sind beide Recensionen gedruckt, woraus hervorgeht, daß die bei Dodsley gedruckte und von Wilhelm Müller übersetzte die spätere ist. Die frühere ist viel kürzer, namentlich fehlen die Scenen vom Ketzer Bruno in Rom. Es ist aber zweifelhaft, ob alle Zusätze von Marlow oder von Andern herrühren. Merkwürdig ist der von drei Geistern verfolgte Ritter, welcher ebenso in Shakspeare's Tempest wieder vorkommt; der Druck ist aber erst von 1616.

3) The massacre at Paris.

Dies Stück scheint im Styl zwischen Tamburlaine und Edward II. in der Mitte und ist im frischen Eindrucke der Ereignisse, die bis 1589 reichen, geschrieben (die englische Bühne brachte damals wie eine Zeitung die neuesten Ereignisse aus Frankreich), natürlich im protestantischen Interesse aufgefaßt. Es ist eine lebendige Folge bewegter Scenen, aber ohne eine dramatische Verwickelung als die in der Geschichte selbst liegt. Wir sehen die Vorbereitungen zur Bluthochzeit, dann diese, dann ihre Folgen, dann die Katastrophe der Herzogin von Guise mit Saint-Megrin, dann die Ermordung des Guise und seines Bruders des Cardinals, dann die des Königs Heinrich III., der Heinrich IV. den Thron hinterläßt. So weit war die Geschichte zur Freude der Protestanten gediehen. Die Jamben sind untadelhaft, die Scene wechselt unglaublich, worüber gar nichts angedeutet ist.

4) The tragedy of Dido.

Von Marlow und Nash, gedruckt nach der Aufführung bei

Hof 1594. Das Interesse war bei Hof, Mythologie in Scene zu setzen, daher Götterscenen und Aeneas und Dido nach Virgil sich ablösen. Man kann nur sagen, daß die Scenerie und die Verse schön geordnet laufen, mit Ausnahme hie und da lateinischer Hexameter aus Virgil; sonst hat das Gedicht nichts Ausgezeichnetes.

Middleton.

The works of Thomas Middleton von Alexander Dyce, 5 Bände, London 1840.

Sein Vater William ein Gentleman, er selbst geboren vor 1570. The old law von ihm und Rowley wahrscheinlich von 1599, später von Massinger verändert; andere Stücke scheinen ungedruckt und verloren. The inner temple mask 1618, the world toss'd at tennis 1620, the triumphs of honour and industry 1617, a game at chess 1624, eine Satire auf den spanischen Hof und auf Requisition des Gesandten verboten. The triumph of health and prosperity 1626. Gestorben ist der Dichter im Juli 1627. In The witch will man die Macbeth-Hexen vorgebildet finden; es ist aber eher später. Die für uns neuen Stücke sind:

5) The old law von Middleton, Rowley, Massinger, gedruckt 1656, gespielt 1599. Der Titel ist eigentlich grammatisch falsch, denn er soll nicht das alte Gesetz, sondern das Gesetz die Alten betreffend ausdrücken.

In einem ganz fabulosen Epirus gibt der Fürst ein unsinniges Gesetz, alle Männer sollen mit 80 Jahren, die Weiber mit 60 umgebracht werden. Das junge Volk jubilirt: nur ein Sohn verbirgt mit seiner Frau den alten Vater. Es kommen die verrücktesten Erscheinungen zu Tage, bis am Ende sich Alles als ein Spaß des Fürsten ausweist; er hat die alten Herren bei sich tractirt und die jungen werden beschämt. Es ist eigentlich ein allegorischer Witz, der nicht undeutlich an die Manier erinnert, die in Aristophanes' Plutus durchgeführt ist. Allegorie hat aber immer einen Frost an sich, der der Lebenswahrheit Eintrag thut.

6) Blurt, master constable oder the Spaniard's night-walk. Gedruckt 1602. Blurt ist ein Hohnwort, aber hier Eigenname.

Eines der ordinairen Venediger Stücke, wo das Leben der dortigen Curtisanen mit grellen Farben geschildert wird, ohne daß irgend eine energische Action zum Vorschein käme; die klarsten Reminiscen-

zen aus Shakspeare fast auf jeder Seite; der komischen Spanier, der hier Lazarillo de Tormes heißt, ist dem Armado nachgemacht. Der Constabel, der im Stücke durchaus keine bedeutende Rolle hat, wurde wahrscheinlich durch einen Komiker mimisch gehoben, was den Titel abgab.

7) The phoenix. Gedruckt 1607 und 1630.

Am Hof von Ferrara; ein alter Fürst schickt den Sohn auf Reisen. Dieser wählt als einzigen Begleiter einen Freund; seine Abreise ist aber nur zum Schein gemacht, denn der Prinz bleibt im Land und treibt sich in allen Winkeln der Hauptstadt um, um die Laster zu beobachten, worüber er nachher an den König schreibt, auch die vor ihn citirten Verbrecher beschämt, worauf sie verbannt und entlassen werden. Die komische Hauptpartie ist ein in seinem Gewerbe verrückt gewordener Rabulist und Winkel-Advocat. Das Ganze etwas zersplittert.

8) Michaelmass term. Gedruckt 1607 und 1630.

Der Micheli-Tag, dem die andern Quartale folgen, spricht den Prolog, als Eröffnung der Wintersaison.

Dies Stück gehört zu denen, deren Hauptverdienst ist, daß sie uns einen recht anschaulichen Blick in die classische Periode thun lassen; die lebendigen Londoner Sitten; doch ist die Handlung auch lustig genug. Die ersten drei Acte geben ein crasses Beispiel, wie der englische Landadel durch die Londoner Kaufmannschaft ausgezogen und um seine Güter betrogen wird; nachher fingirt der diebische Kaufmann seinen Tod, wobei das Leichenbegängniß lebenswahr und äußerst humoristisch ausgeführt ist; sein eignes Weib verräth ihn wieder an den Junker, den sie heirathet; doch ist im Schluß nicht klar ausgedrückt, ob dies neue Verhältniß anerkannt wird. Die Nebenhandlung bildet die Verführung eines Landmädchens in der Hauptstadt.

9) The family of love. Gedruckt 1608. Der Titel bezieht sich auf die bekannten westphälischen Sectirer von Münster um 1540—55, die sich durch Holland auch nach England verbreiteten.

Eine Londoner Familiengeschichte von Doctor und Apotheker. Die Apothekerin ist eine Kokette, welche die geistlichen Zusammenkünfte zur Buhlerei benutzt; ihr eifersüchtiger Mann hetzt die beiden gallants, ihre Liebhaber, auf einander in Form einer Beschwörung,

daß sie sich auspeitschen. Die Nichte des Doctors hat ein Liebesverständniß mit einem dritten gallant, der anstatt abzureisen seinen Koffer in ihr Zimmer stellen läßt und dann selbst heraussteigt; während er so in Verkleidung da bleibt, wird das Mädchen schwanger, und indem er bei der Hausfrau den Oheim als Verführer angibt und sie dem aus Eifersucht zusetzt, findet der den wahren Liebhaber mit einer Mitgift ab, um nicht in üble Nachrede zu gerathen und dieser heirathet sie. Das Ganze ist nicht ohne lebendigen Dialog, aber ziemlich unzüchtig behandelt.

10) Your five gallants. Gespielt 1608.

Dies ist wieder ein Zeitbild, wo das Treiben der englischen Glücksjäger im Leihhaus, Bordell, Trinkstube, Spielhaus, bei Wegelagerungen und jeder Art von Betrug auf's Grellste nach dem Leben gezeichnet und hoffentlich greulich übertrieben wird. Die gestohlenen Güter gehen immer von Hand zu Hand. Nur ein ehrenhafter Freier ist unter ihnen, der am Ende alle um die Hand einer reichen Erbin durch eine oberflächliche Intrigue betrügt. Aber diese Handlung ist diesmal Nebensache.

11) The witch. Aufgeführt, aber ohne Datum. Die Geschichte soll aus Machiavelli's Florentiner Geschichte sein und Aehnlichkeit haben mit der Sage von der Gattin Rosamund des Königs Alboinus in der Lombardei, die er aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken zwang und hernach dafür erschlagen wurde.

Es kann darüber keine Frage sein, daß diese breitgetretenen Hexenscenen eine Paraphrase der Macbeth-Hexen sind, um so weniger, als im Stück, wo von dem nächtlichen Mord die Rede ist, noch andere und die entschiedensten Reminiscenzen jenes Stückes vorkommen. Die Fabel selbst aber ist ein so widerlicher Mischmasch von Unzucht, Gift und Mord, daß man eine geringe italienische Novelle zwischen dem Vorbild und dem Drama vermuthen darf. Das Stück ist durchaus keines energischen Effects fähig.

12) A fair quarrel. Von Middleton und Rowley. Gedruckt 1617 und 1622. Einige italienische Novellen sollen zu Grunde liegen.

Dies Stück ist fleißiger gearbeitet als viele; es scheint, daß diese Dichter besser arbeiteten, wenn sie sich in Compagnie verbanden; nur fehlt demselben aller Zusammenhalt. Die Hauptfabel, der Ehrenstreit der beiden Offiziere, ist zum Theil mit ergreifendem und wahrem

Pathos geschrieben und höchst merkwürdig in so früher Zeit, indem die militairischen Formen formeller heraustreten, als man es erwartet; es klingt uns dieses stricte Dienstverhältniß modern. Auch erinnert das Stück an Massinger's unnatural combat durch seinen Zweikampf. Die zweite Handlung der heimlichen Heirath ist nicht sonderlich ehrsam ausgeführt, und tritt gegen die Mitte ganz aus der Erinnerung. Die komische Person des cornischen Edelmanns und seines Dieners, welche in London den Rauferdialekt lernen, ist auch ohne Zusammenhang mit dem übrigen, führt aber doch zu einigen komischen Collisionen. Das Ganze pikant, aber nicht befriedigend.

13) A chaste maid in Cheap-side. Gedruckt 1630.

Dies Stück gibt wieder ein anschauliches Bild des Londoner Lebens; namentlich ist das Fraubasen-Gerede ausgezeichnet, aber der Inhalt ist in ethischer wie ästhetischer Hinsicht äußerst schlecht. In der ersten Hälfte spielt ein wallisischer Ritter die Hauptrolle, der des Bürgers ganze Familie verhält und dessen Frau und Kinder zu des Mannes Zufriedenheit völlig als die seinen betrachtet. In der zweiten Hälfte ist eine Liebes-Intrigue, die völlig wie eine Stadt-Anekdote aussieht, woher der wenig passende Titel des Stücks. Da die Bürgerstochter den Liebhaber, mit dem sie durchgeht, nicht bekommen soll, stellt sie sich sterbend und der Geliebte als im Duell fallend; beide werden beweint und zugleich begraben; aber beim Leichenbegängniß vor der Kirchenthür wachen sie beide im Sarg auf und werden sogleich copulirt. Das dritte komisch sein sollende Element ist ein Bruder des Mädchens, der mit seinem Hofmeister von der Universität kommt, Logik disputirt und mit ihm ganze Seiten lateinisch spricht. Dazu kommt noch eine Walliserin, die welsch spricht, Alles ohne inneren Zusammenhang rc.

14) A game at chess. Ein allegorisch-politisches Schauspiel, gespielt 1624, öfters gedruckt. Die schwarzen und weißen Figuren des Schachspiels bedeuten die katholischen und protestantischen Personen, die beiden Könige von Spanien und England; der schwarze Ritter ist Gondomar, spanischer Gesandter, der fette Bischof Antonio de Dominis, Erzbischof von Spalato, der 1616 nach England kam und 1622 nach Italien entfloh und bald darauf starb. Auf Requisition der spanischen Gesandtschaft wurde die Aufführung untersagt. Ein elender Zinnstich stellt die Schachgesellschaft dar.

Zuerst eine induction, Ignatius Loyola und the error; die Personen des Stücks treten im dumb show auf, als in beide Lager gespalten, von jeder Partei ein König, eine Königin, ein Ritter, ein Herzog (was der error etymologisch erklärt, indem duke fälschlich auch roc oder custode de la roche (Roche) ausgesprochen werde) dann ein Bischof und Bauern (pawns, das französische pion), unter diesen pawns sind aber auch einige weibliche als Dienerinnen der Königinnen, oder sie stellen die beiderseitigen Kirchen collectiv vor. Das Ganze ist Pamphlet, leere Schimpferei, keine Spur von Drama.

15) Any thing for a quiet life, comedy. Gedruckt 1622, größtentheils in Prosa, corrupter Text.

Wieder ein sogenanntes Lustspiel, das die socialen Verhältnisse Londons, den Landadel, den Rechtsgelehrten, den Handelsmann und Bürger in sehr zweideutigen Situationen schildert, die auf der Grenze der sittlichen Begriffe stehen. Der Barbier ist die komische Figur; einige Personen sprechen correctes Französisch. Das Ganze hat keine zusammenhaltende Einheit, nur plastische Wahrheit.

16) No wit (no help) like a woman's, comedy. Gedruckt 1657. Im Stück wird die Jahreszahl 1638 als laufende genannt.

Ein langes und wie es scheint mit Eifer ausgearbeitetes Lustspiel. Im Anfang, wo zwei Mädchen verwechselt werden, wird man an die feine Intrigue des plautinischen Epidicus erinnert, die der Dichter vielleicht hat nachahmen wollen. Dieses erweist sich aber weiterhin als die Nebenhandlung, als Haupthandlung ist eine reiche Wittwe aufgestellt, die von vier thörichten Freiern umworben ist, die zum Theil zu Carricaturen ausgearbeitet sind; dies Motiv ist sehr in die Breite gezogen; die Hauptintrigue bildet aber eine verarmte Dame, die sich bei der Wittwe verkleidet als fünfter Freier einschleicht und hinterher ihren von der Reise kommenden Bruder in der Brautnacht substituirt, was mit sinnlicher Leidenschaft und zum Theil unanständig ausgeführt ist, das bekannte Motiv, das in What you will fast nur angedeutet ist. Zum Schluß wird die Nebenhandlung übereilt abgeschlossen. Das Stück hat vielfachen Gehalt und leidet hauptsächlich nur an dem englischen Grundübel, Ueberladung an Handlung und Intrigue.

17) The inner-temple masque, eine Unterhaltung der Studenten vor Damen zur Neujahrsfeier. Gedruckt 1519.

Allegorische Figuren und Tänzer, der Dialog keineswegs anständig genug vor Damen. Zum Schluß Neujahrslied und Tanz mit den Damen.

18) The world toss'd ad tennis (Ballspiel), a masque. Von Middleton und Rowley, wahrscheinlich von 1620.

Eine gewöhnliche Moralität mit Allegorie; Jupiter überläßt den Erdball der Thätigkeit der einzelnen Stände: Seefahrer und Rechtsgelehrte werden besonders hervorgehoben, die Monarchie gepriesen. Schließlich zieht der Soldat in den dreißigjährigen Krieg für den Pfalzgrafen und der Gelehrte freut sich des Friedens in England.

XI.

Mittelenglisches Theater.

Die folgenden Stücke sind aus einzelnen Londoner Quart-Drucken gezogen, deren Druckjahr angegeben wird.

Dryden.

John Dryden lebte von 1631 bis 1701, als ein Vielschreiber der Restaurationsperiode; wir haben ihn schon als Vorläufer Otway's im gereimten Drama genannt, welches er eigentlich aufgebracht hat.

1) Aureng-Zebe, the great mogul, tragedy. Druck 1704. Der Schauplatz ist Agra im Gangesthal, die Handlung vom Jahre 1660, also ein Begebniß der neuesten Zeit aber aus dem fernen Osten.

Dryden's Theater ist im Ganzen eine Reminiscenz des französischen; Schauspielerinnen sind wesentliche Virtuosen. Sein Fünfjambus mit männlichen Reimpaaren soll den Alexandriner ersetzen, ist aber ein ganz Andres; dort eine beweglich spielende Form, hier eine straff energische, was der Accent bewirkt. Ebenso ist der Inhalt romanisch; sämmtliches Personal, alt und jung, ist verliebt und eifersüchtig, kreuzweise und incestuos; der alte Kaiser und die Kaiserin, beide Söhne und ihre Weiber; ein eigentlicher Charakter so wenig als bei Otway. Zwar liebt der Hauptheld Aureng Zeb nur seine Frau, ist aber eben so schwächlich in Eifersucht wie die Andern. Am Ende will noch die Frau des zweiten Sohnes ihrem Gemahl nach in's Feuer springen, um doch auch an altindische Sitte

zu erinnern, obgleich die Leute sonst als Muhamedaner geschildert sind. Das Ganze etwas marionettenhafte Jugendarbeit.

2) Truth found too late, a tragedy. Umarbeitung von Shakspeare's Troilus and Cressida. (Druckjahr fehlt mir.)

Dies Werk ist merkwürdig, weil es in diesem Mittelalter des englischen Theaters den Versuch macht, Shakspeare zu beleben und zwar nicht so verkehrt wie Otway's Marius und Sylla. Es scheint in ziemlicher Jugend gemacht, aber man sieht, daß Dryden ein strebender, vielseitig gebildeter Mann, selbst nicht ohne Gelehrsamkeit war. Zuerst kommt die Dedication an einen Großen, welche interessante theoretische Aeußerungen dieser Zeit über Grammatik enthält. Er beklagt, daß die englische Sprache noch nicht wie die italienische und darauf die französische in feste Regeln gebracht sei, daß es ihr an einer Grammatik, einer Akademie fehlte; ihre Wörter seien aus allen Sprachen zusammengerafft, leider bilde das dutch die Grundlage. Der Begriff der Wörter sei aber durchaus nicht fixirt. Das klingt komisch fünfzig Jahre nach Shakspeare, aber an Grammatik und Wörterbuch dachte dieser freilich nicht. Chaucer's Sprache werde nicht mehr verstanden, der doch ein Zeitgenosse Petrarch's und Boccacens; diese Bemerkung ist wahr, trifft aber nicht den Sprachcharakter und hat andre historische Gründe. Auf dieses folgt nun eine sehr lange Vorrede, wo der Dichter seine Aesthetik zum Besten gibt. Er hat offenbar die Alten selbst gelesen, fundirt seine Theorie auf Aristoteles, Horaz und Longinus; lateinische Verse werden in Masse citirt und zu Aristoteles Poetik wagt er sogar eine Emendation des Textes. Seine Bemerkungen über die drei griechischen Tragiker sind gar nicht ohne Sinn und ganz besonders ist seine Charakteristik des Aeschylus, den er ihrem Shakspeare parallelisirt, sogar treffend. Fletcher, bei dem er vielleicht an Sophokles gedacht hat, nennt er eine mehr weibliche Natur, was mir weniger einleuchtet. Ich denke, er selbst möchte den Euripides vorstellen. Nun wird über Ueberladung der englischen Stücke mit Intriguen geklagt, und diese Sünde dem Vorbild der Spanier aufgebürdet; Shakspeare's merry wives wird das einzige regelmäßige englische Stück genannt, auch Ben Jonson gepriesen, Massinger ganz vergessen. Shakspeare's Größe in Charakteristik wird namentlich an Kaliban demonstrirt, sein Pathos an Richard II. Es wird übrigens auch gesagt, der Schauspieler Betterton, den wir schon von Otway her kennen, habe den Verfasser veranlaßt, diese

Bearbeitung des Troilus zu machen und Betterton spricht auch den Prolog. Dryden's Gedanke ist, Shakspeare seinem feinern Zeitalter anzupassen, er hat die Handlung beibehalten, so wie den blank verse, aber Vieles ausgelassen, Andres anders motivirt, darum einzelne Scenen, auch den Charakter der Andromache beigefügt.

Ueber die Ausführung läßt sich nur so viel sagen: Keines der shakspearischen Schauspiele war wohl für ein solches Experiment weniger passend, denn Troilus ist das einzige, das ursprünglich gar nicht für die Bühne geschrieben zu sein scheint. Es sieht ganz aus wie eine Caprice, die der Dichter für sich und seine nächsten Freunde niedergesetzt hat und ist ein satirisches Gedicht. Ja ich halte es für eine directe Satire auf Ben Jonson und dessen Gesellschaft mit ihrer Vergötterung des classischen Alterthums. Nun kann man sich denken, wenn zwischen Scenen dieser Art pathetische Declamationen derselben Personen nebst einer Andromache eingeschoben werden, daß allerdings lächerliche Dissonanzen entstehen müssen, aber dennoch ist manche Scene nicht ohne Effect ausgeführt. So ist denn auch die Katastrophe seltsam in's Sentimentale verändert, Cressida bleibt treu, womit Shakspeare's Grundgedanke negirt ist; sie hat nur gegen Diomed gelogen; da sie aber Troilus falsch glaubt, ersticht sie sich selbst und der Liebhaber, in Verzweiflung, tödtet den Diomed und wird dann von Achill erschlagen. Daher der neue Titel.

3) Tyrannic love oder the royal martyr, tragedy. Druck 1702. In der Dedication nennt er es rein historisch; es spielt vor Aquilieja, in Kaiser Mariminus Lager. Reimvers.

Ein ganz monströses Werk. Die heilige Katharina, welche darin enthauptet wird, ist völlig wie in einer spanischen Wunderkomödie behandelt, welche wie zu vermuthen dem Dichter zum Vorbild gedient; dabei aber gehen die tollsten Liebeshändel mitten durch, die doch auch das spanische Intriguenstück überbieten. Vollends der blutdürstige Tyrann Marimin ist eine Figur wie aus der spanish tragedy oder Shakspeare's Andronicus; die Katastrophe ist ein wahres Phänomen von Blutbad und Scheußlichkeit; der Kaiser sitzt auf seinem Mörder und ersticht ihn fort und fort wie er schon todt ist. Das ist tragisches Marionettenspiel. Daß aber der Dichter wohl selbst keinen wirklichen tragischen Effect erwartet, weist sich am Schluß aus, denn die Königstochter Valeria, die sich ebenfalls gelegentlich

erstochen hat, springt, scheint es, durch eine beliebte junge Schauspielerin Mistriß Ellen Gwyn gespielt, wieder von den Todten auf mit den pathetischen Worten an den Träger der Bahre:

Was? Seid Ihr toll, verruchter Schergenhund?
Den Epilog zu sprechen hat mein Mund ꝛc.

4) The indian emperour oder the conquest of Mexico by the Spaniards als Fortsetzung von the indian queen. Reimvers. In der Dedication an eine Prinzessin von 1667 sagt er, es sei nicht streng historisch und nicht so regelmäßig wie Corneille's Stücke. Druck von 1703. Die Scene Mexiko mit den bekannten Personen Cortes, Pizarro, Kaiser Montezuma und seiner Tochter.

Eine ganze Literatur von Schauspielen, deren Quelle man etwa in Lope de Vega's Columbus ansetzen könnte, hat sich zuerst bei den Spaniern, dann auch bei andern Nationen entwickelt aus den Erzählungen und Fabeln über die neue Welt. Ueberall sind es nächst Columbus die Namen des tapfern Cortes und des grausamen Pizarro, welche die erste Rolle darin spielen. Diesen Stoff hat Dryden wahrscheinlich nach spanischen Vorbildern auf die englische Bühne gebracht. Die Naivität, welche Lope in seine Indianer legt, konnte er aber nicht ausbeuten; sein lyrischer Reimschwung erlaubt keine Realismen; die Indianer müssen in Phrasen reden wie andere Sterbliche und diesen indianischen Prinzen ist darum die ganze Rüstkammer von Phrasen über Patriotismus und Vaterlandsaufopferung verschwenderisch zur Verfügung gestellt. Bei den Prinzessinnen spielt der tapfere Cortez den irrenden Ritter; er liebt die eine zarte, die andre, die sich hinterher in seine Bravour verliebt, wird verschmäht und tritt nun hyperspanisch einige Acte durch immer mit dem Dolch in der Hand auf. Ueberhaupt wird in diesem Stück barbarisch gemordet; jene Liebhaberin sticht oder ersticht, mit und ohne Erfolg, den Liebhaber, die Rivalin und sich selbst, und am Ende, wo sie todt ist, bleibt der Zuschauer in einigem Zweifel, ob das restirende Liebespaar sich sofort wird vollends verbluten oder heirathen; da sie wenigstens zum Letztern disponirt sind, geht die Tragödie ziemlich wie ein Lustspiel aus. Der spanische Golddurst und die kirchliche Propaganda bilden Parerga im Stück.

5) The state of innocence and fall of man. An opera, written in heroic verse (Reimjamb). Gedruckt 1703. Eine lange

theoretische Einleitung über das heroische Uebernatürliche in der Poesie. Die opera wurde übrigens nie aufgeführt und wäre auch schwer aufzuführen; beim Aufzug des Vorhangs soll man das Chaos sehen; dann fallen die Engel vom Himmel und stürzen durch die Versenkung; dann verwandelt sich die Scene in die Hölle, wo Lucifer aus dem Schwefelpfuhl aufsteigt.

Es ist merkwürdig, daß die Engländer immer auf diesen Stoff zurückkommen; Milton hatte freilich Alles vorbereitet, und der Dramatiker, der ihn in Scene setzte, mußte unwillkürlich auf das alte mystery zurückkommen, wie es bis auf Byron nachwirkte. Das Stück aber eine Oper zu nennen, ist seltsam. Im ersten Act wird Lucifer mit seinem Heer aus dem Himmel gestoßen und conspirirt in der Hölle; er entschließt sich, das neugeschaffene Menschengeschlecht zu verführen; im zweiten wird Adam von Raphael auf der Erde eingeführt, dann erscheint Lucifer, die Erzengel verfolgen ihn, Adam tritt im Paradies auf und Eva erscheint. Im dritten verführt Lucifer Eva in Träumen; im vierten ißt sie vom Baume der Erkenntniß auf den Rath der Schlange; im fünften folgt ihr Adam und Raphael treibt sie aus dem Paradies. Es ist Alles kindlich und die Anticipation der Begriffe unglaublich naiv, wie sich denken läßt.

6) Amboyna, tragedy. In Prosa. Druck 1691. Der ganze Titel heißt eigentlich Amboyna, or the cruelty of the dutch to the english merchants. Aus Patriotismus in einem Monat geschrieben, wie er sagt. Die Meinung ist, die Engländer lassen sich von den Holländern unter dem Vorwand der protestantischen Glaubensgemeinschaft in ihren Handelsinteressen übervortheilen. Die Scene ist Amboina, eine der Molucken neben Celebes in Ostindien.

Anekdotenhaft daguerreotypirte Wirklichkeit; häßliche europäische Verwaltung in den tropischen Ländern. Daß die Holländer schlecht wegkommen, läßt sich denken. Des holländischen Gouverneur's Sohn ist in des englischen Capitän einheimische reiche Braut verliebt und am Hochzeittag mißbraucht er sie zur Nothzucht; der Engländer stößt ihn nieder; aber die wenigen Engländer, Kaufleute, Knaben und ein Weib werden eines erdichteten Complotts angeklagt und gefoltert, der Capitän hingerichtet. Von einer poetischen Idealität kann hier keine Rede sein; es ist ein Criminalactenstück und Declamation.

7) Oedipus, tragedy von Dryden und Lee; sechste Auflage von

1701. Eine mit allem gelehrten Bewußtsein gemachte Nachahmung der schönsten unter den griechischen Tragödien; in der Vorrede werden die Nachbildungen von Seneca und Corneille mit Gründen getadelt und im Prolog das classische Vorbild in Erinnerung gebracht. Betterton spielt wieder die Titelrolle, seine Frau, wie es scheint, Jocasta und die Frau Lee die Eurydice. Diesmal keine Reimjamben, sondern blank verse mit halben Versen gemischt.

Erster Act. Die Scene eröffnet sich wie bei Sophokles, nur grasser; man sieht die pestkranke Stadt, Todte liegen, Lebende fallen um; doch ist Oedipus im Felde abwesend und eine Tochter des Lajus, Eurydice, am Leben. Kreon bearbeitet die Bürger, er sollte König werden, nicht jener Fremdling, und Eurydice Königin. Diese aber ist in Adrast aus Argos verliebt. Sie sagt Kreon in's Gesicht, er sei häßlich und bucklich. Ganz wie Shakspeare seinen Richard beschreibt. Kreon wird vom Volke als König ausgerufen, er schmeichelt ihm ganz wie Richard. Das Volk spricht hier Prosa wie im Cäsar und Coriolan. Der blinde Tiresias wirft den Bürgern ihren Meineid an Oedipus vor, spricht dunkle Unglücksahnungen, da ertönen Trompeten, Oedipus kommt als Sieger, das Volk jubelt, er bringt Adrastus gefangen aus der Schlacht, Kreon preist ihn verstellterweise. Adrastus trauert über die kranke Stadt und der edle Oedipus läßt ihn frei und schickt ihn zu seiner Geliebten Eurydice. Nun bringt einer das Orakelwort von Delphi. Wenn Lajus Tod gerächt worden, dann soll die Pest enden. Oedipus spricht den Fluch über den Mörder und bietet Prämien auf die Entdeckung. Jocasta kommt während des Fluchs und spricht ominös, sein Gebet möge auf ihn zurückfallen. Ihre Liebe spricht sich in weitern Zweideutigkeiten aus; sie sagt sogar, sie liebe ihn wie die Mutter ihr Kind. Endlich verlangt sie Eurydice's Hand für ihren Bruder Kreon, was Oedipus verbietet, weil es Incest wäre.

Zweiter Act. In der Nacht sieht man als portentum Oedipus' und Jocasta's kolossale Figuren am Himmel abgebildet, in goldenen Buchstaben ihre Namen darüber. Tiresias wird wieder befragt und er läßt seine Tochter Manto zu Apollo singen. Nachdem er erklärt hat, Lajus' Mörder lebe und sei dem Oedipus nahe verwandt, spricht Kreon den Verdacht wider Eurydice aus. Adrast zieht und verwundet ihn. Nun zeiht er diesen des Mords an Lajus. Tiresias geht, um im Eumenidenhain aus Geistermund die Wahrheit zu

erforschen. Kreon faßt den Plan, Adrast im Tempel zu ermorden und Eurydice zu schänden. Nachher kommt Oedipus im Schlafgewand mit einem Dolch und Licht wie Lady Macbeth. Er hält einen wahnsinnig schlaftrunkenen Monolog, dann kommt auch Jocasta dazu; er erklärt ihr, wie er geträumt, er habe seinen Vater ermordet und sie sei seine Mutter. Da ruft ein Geist von außen beider Namen; Oedipus aber will verzweiflungsvoll sich an der Liebe zu seiner Gattin festklammern und geht sie umarmend ab unter Donnern.

Dritter Act. Dunkler Hain der Eumeniden. Kreon mit einem Vertrauten philosophirt über seine Mißgestalt und sein Mißgeschick; er schimpft sich mit Eurydice, dann mit Adrast herum, bis diesem die Geduld reißt und er zieht; Hämon trennt sie und führt Kreon ab. Tiresias kommt mit den Priestern; eine Beschwörungsscene; Lajus Geist erscheint auf seinem Wagen, hinter ihm die drei Knechte, die mit ihm erschlagen worden. Er erklärt Oedipus als seinen Mörder und verschwindet. Dieser kommt und will das Orakel wissen, Tiresias gesteht es endlich, Adrast und Eurydice bezeugen es, aber Kreon sagt, diese haben die Priester bestochen und Oedipus wüthet und läßt sie abführen. Dann erforscht er von Jocasta die nähern Umstände von Lajus' Tod und das Geheimniß enthüllt sich wie bei Sophokles; die einzige Hoffnung bleibt, daß der alte Hirte Phorbas, der damals entkommen, Oedipus nicht als den Mörder erkenne; er wird berufen.

Vierter Act. Kreon operirt wieder gegen das Königshaus, während er Oedipus belügt. Darauf Volksaufstand; Adrast, den seine Wächter verlassen, kommt freiwillig, den König zu vertheidigen, Kreon mit dem rebellischen Volk tritt auf, Oedipus imponirt als König, da kommt der Gesandte von Korinth und bringt die Nachricht vom Tode von des Oedipus vermeintlichem Vater Polybus. Dieser Bote gesteht, Oedipus sei nicht in Korinth heimisch gewesen, er selbst habe ihn als Kind dahin gebracht und von einem Hirten bekommen. Trotz allen Widerstrebens der Jocasta wird jetzt Phorbas herbeigebracht; er gesteht nach heftigem Bedrängen, daß er das Kind aus Lajus' Hause und von Jocasta bekommen; auch erkennt er Oedipus als den Mörder des Lajus, worauf dieser fluchend zu Boden stürzt, sich erstechen will und von Adrast gehindert wird, endlich aber sich und die Welt verflucht.

Fünfter Act. Kreon triumphirt als Alleinherr. Hämon erzählt, wie Oedipus sich mit den Händen beide Augen ausgerissen und sie mit Füßen getreten habe. Adrast und Eurydice kommen und schelten sich mit Kreon; Kreon's Partei wird von der Bühne gejagt. Der blinde Oedipus tritt auf, dann auch Jocasta. Während sie klagen, steigt Lajus' Geist herauf, der blinde Oedipus kann ihn nicht sehen und Jocasta spricht zu ihm wie Hamlet vor der Mutter zum Geist seines Vaters. Sie wird darüber wahnsinnig und geht ab. Er auch, wie er Kampf von außen hört. Kreon hat Eurydice gefangen und droht dem eindringenden Adrast sie zu erstechen, wenn er sich nicht unterwerfe; er schickt seine Leute fort und übergibt sein Schwert; wie aber Kreon ihn dann ermorden will, wirft sich Eurydice dazwischen; sie wird von Kreon, dieser von Adrast und dieser von den Soldaten niedergestochen. Dann kommt Hämon, ein Vorhang fällt und Jocasta zeigt sich, die ihre eigenen Kinder gemordet hat und darauf sich tödtet. Oedipus erscheint auf der obern Bühne, Jocasta redet ihn an als ob er auf einem Thurm stände, und stirbt. Unter einem Donner stürzt sich Oedipus von der Höhe herunter, d. h. man wird eine Puppe herabgeworfen haben. Tiresias spricht das Schlußwort.

Im Epilog verlangen beide Poeten den billigen Applaus im Namen des Sophokles; wenn ihnen der nicht gefalle, so müßte es die Verbrennung eines Papstes sein, womit auf die Zeitverhältnisse angespielt ist.

Dies Stück ist unter den Arbeiten Dryden's wohl eines der bedeutendsten, obwohl schwer zu sagen sein wird, wie viel daran seinem jüngern Genossen Lee angehört. Wenn man einmal griechisches und englisches Trauerspiel combiniren mußte, so ist die Aufgabe gelöst, aber sie ist eigentlich widersinnig. Die tragischen Motive der Griechen sind aus Sophokles beibehalten, das war aber hier noch nicht Stoff genug. Dazu kam nun, 1) statt der alten Chöre Priestergesänge für den Zweck der Geisterbeschwörung. 2) Ein Liebespaar, Adrastus und Eurydice, offenbar der französischen Manier, die antike Tragödie zu modernisiren, nachgebildet. 3) Da Kreon bei Sophokles das negative Element gegen den Helden darstellt, so muß er hier als der absolute und obligate Tyrann aufgeführt werden; während er dort einen abstracten Gedanken vertritt und kaum eine Individualität ist, ist ihm hier alle Bosheit eines Richard III.

untergeschoben und damit freilich ein Effect erreicht, der dem Publicum aber doch nur als ein Plagiat erscheinen konnte. Darum ist die captatio des Epilogs sicher nicht überflüssig gewesen. Das Ganze ist ein manierirtes und überladenes Werk.

Lee.

Nathanael Lee lebte von 1657 bis 1693, war Schauspieler, schrieb elf Tragödien; er wollte nach französischem System das Komische vom Tragischen ganz ausgeschieden wissen; sein Pathos ist überschwenglich und er wurde ihm zum Opfer, denn er wurde wahnsinnig und starb in seinem 34sten Jahre.

8) Sophonisba oder Hannibal's overthrow (Niederlage), tragedy. Druck 1704, fünfte Ausgabe. Reimjamben wie bei Dryden, doch zum Theil verschränkte. Dryden schrieb als Protector des Dichters einen Prolog für die Universität Oxford, der wieder gegen das Papstthum declamirt. Die Scene ist Zama in Afrika; die bekannte Geschichte Massinissa's mit Hannibal und Scipio.

Dieser verliebte Hannibal, dem eine junge Römerin Rosalinda aus Capua auf den Fersen nachläuft, am Ende für ihn stirbt und ihn verzweifelnd und mit Racheplänen zurückläßt; dann der verliebte Massinissa, der mit seiner dem Syphar abgejagten Geliebten Sophonisba den Giftbecher trinkt, um nicht von Scipio im Triumph aufgeführt zu werden, scheinen mir eine sehr jugendliche Arbeit, die sich aber auf dem Londoner Theater in Gunst erhalten zu haben scheint, da die fünfte Auflage elf Jahre nach des Dichters Tode gedruckt ist. Es muß damals an Tragikern Mangel gehabt haben.

9) Nero, tragedy. Gedruckt 1675.

Da Racine's Britannicus 1669 geschrieben ist, hat er vielleicht den Dichter auf den Stoff geführt, aber freilich nur dem Namen nach, denn dieser Nero ist (so weit der überaus mangelhafte Druck verständlich ist) ein wahrhaftes Ungeheuer. Zum Eingang wird Agrippina zum Tode verdammt, nachdem sie öffentlich ihren Sohn als Mutterschänder angeklagt; im ersten Zwischenact wird dann Seneca für seine Moral hingerichtet; im zweiten Act stößt Nero seine Gemahlin Octavia nieder; dann kommt der Kronprinz Britannicus, dem eine parthische Prinzessin aus Asien als Page nachgezogen, und die auch ermordet wird, worauf jener verrückt wird;

Nero verführt Otho's Frau Popäa; diese verliebt sich später in einen Mohren und wird erstochen; am Ende empören sich die Provinzen und das ganze Personal kommt um, Nero, wie es scheint, vom Blitz erschlagen. Man wundert sich nicht weiter, daß dieser Dichter in Bedlam geendet. Auch die Form ist wild; Reimjamben, blank verse, Prosa gehen bunt durcheinander.

Shadwell.

Thomas Shadwell ist nach Lessing um 1640 geboren und lebte bis 1692 in großer Feindschaft mit Dryden; er ist Komiker und soll Ben Jonson nachgeahmt haben, hat aber in diesem Stück die Shakspeare-Satire fortgesetzt.

10) The man-hater oder Timon of Athens, history im blank verse. Druck 1703. In der Dedication an den Herzog von Buckingham (Verfasser des Rehearsal) beruft er sich auf Shakspeare, aber er erst habe ein Schauspiel daraus gemacht.

Es ist also nicht eine Bearbeitung, sondern in der That ein neues Stück. Gleich von vorn herein zeigt sich der Kampf gegen Dryden, seinen heroic style, der mit dem Reimjamb zusammenhängt und seinen estilo culto oder Gongorismus. Dann folgt er so ziemlich dem Gang des Shakspeare-Stücks, stellenweise sogar mit dessen Worten; nur ist ein Liebesverhältniß des Timon hineingeschoben, durch das er von einer reichen Braut abtrünnig gemacht werden soll. Im zweiten Act ist wieder die Rolle des Philosophen Apemantus von Shakspeare abgeschrieben; beim Gastmahl verlangt Timon von den Rathsherrn die Rückberufung des Alcibiades; Shadwell ist offenbar ein Gelehrter. Aber schwächlich zeigt sich sein Timon, indem er weder von der alten Geliebten, noch von der neuen sich loszureißen vermag. Im dritten Act ist sein Vermögen erschöpft, die Freunde ziehen sich zurück, die neue Geliebte wirft sich schnurstracks dem zurückgekehrten Alcibiades in die Arme; die frühere verlassene Geliebte dagegen ist bereit, von dem ihr früher Geschenkten mit ihm zu leben; er lädt die Freunde noch einmal zu sich und beschimpft sie wie bei Shakspeare. Desgleichen der Fluch Timon's über Athen. Dann eine Scene des Alcibiades, der den athenischen Senat insultirt, mit historischer Gelehrsamkeit, dann Timon im Wald, Shakspeare ähnlich. Die treue Evandra kommt zu ihm, um auszuharren; dann Apemantus wie bei Shakspeare, aber hier sehr erweitert.

Dann kommen die Städter, weil er Gold gefunden hat; er jagt sie fort, worunter auch die untreue Melissa beschimpft wird. Nun wollen die Städter ihn berufen wider Alcibiades, aber er verachtet sie; jener kommt mit Kriegsmacht und zwei Huren, belagert die Stadt (der gelehrte Poet schreibt die Wörter πνύξ und πρυτάνεις mit griechischen Buchstaben). Timon stirbt und Evandra ersticht sich, Athen muß sich ergeben, Alcibiades verjagt die vierhundert Tyrannen und setzt die Demokratie wieder ein. Zum Schluß wird Timon's Grabschrift berichtet.

Dies Stück ist ein merkwürdiges Actenstück; Dryden und die Seinigen wollten eine französirende Bühne schaffen und Shakspeare in Vergessenheit lassen, daher ihre Reimverse; Einzelne kehren nun zum großen Classischen zurück, Otway in seinem Marius, hier Shadwell. Das Plagiat ist diesmal nicht so frech, aber dennoch schwer begreiflich; ein Dichter, der, obwohl nach Shakspeare's Plan, beinahe ein neues Stück schreibt, schiebt doch wieder ganze Seiten aus jenem ein. Warum? Weil man einmal den ganzen Shakspeare nicht glaubte ertragen zu können. So hat man aus dieser Zeit auch einen umgearbeiteten Heinrich IV. oder Falstaff von unbekanntem Bearbeiter. Der blank verse kämpfte immer gegen den Reimjambus und hielt die Restauration der classischen Kunst wenigstens in der Erinnerung und Möglichkeit der Zukunft lebendig.

Crown.

Nach Lessing ist John Crown geboren in Neuschottland in Nordamerika, wurde Hofdichter bei Karl II., schrieb siebzehn Stücke, besonders Komödien, lebte noch 1705 in hohem Alter.

11) Te destruction of Jerusalem by Titus Vespasian, zwei Theile, ganz im Drydenschen Reimjambus. Im Vorwort protestirt er gegen den Vorwurf, aus Racine's Bérénice entlehnt zu haben.

Racine's Stücke Bérénice und Athalie hatten ohne Zweifel den frömmelnden Geschmack damaliger Höfe auf die Grille geführt, orientalische und jüdische Stoffe zur Tragödie zu benutzen. Daß solche in ihrer Ungeschlachtheit, Orientalisches und Römisches verbindend, zu einer widrigen Breite, darum in Dylogieen sich ausdehnten, dafür haben wir auch bei Calderon einige Beispiele, aber einem

Nordamerikaner war es vorbehalten, diese langweilige Verkehrtheit auf die englische Bühne zu pflanzen, und in Jerusalem das ekelhafte Treiben von Priesterparteien mit abgeschmackten wilden und nichtssagenden Liebschaftspartieen, endlich gar den verliebten und entsagenden Titus auf die Bühne zu stellen. Ich will meine Leser damit verschonen, eine nähere Inhaltsangabe dieser kolossalen Ungereimtheit aufzustellen und sie nur für den Act hier registrirt haben.

Rowe.

Mit Nicolas Rowe beginnt Lessing das neuenglische Theater; er lebte von 1673 bis 1718, sei ein guter Tragiker und sein Tamerlan das berühmteste Stück. Er gehörte zu denen, die zum altenglischen Theater zurückstrebten, folglich gegen Dryden's Schule kämpften, er edirte den Shakspeare und schrieb eine noch sehr bekannte Biographie von ihm, übersetzte Lucan's Pharsalia &c.

12) The royal convert, tragedy. Druck 1708. Versteht sich blank verse.

Wenn man zur Fahne Shakspeares schwören will, so ist's mit dem blank verse allein nicht gethan, um so weniger, wenn man in allen pathetischen Schlüssen in den Drydenschen Reimvers zurückfällt. Sieht man aber dies Stück nur äußerlich an, wie es zwischen drei Prinzen und drei Prinzessinnen nebst zweien confidents abspielt, so wird man den gerechten Argwohn fassen, daß es sich um eine französische tragédie handelt, und es ist mir noch kein englisches Stück vorgekommen, das sich offner dieses Vorbild gesteckt hat. Der Inhalt sollte eigentlich eine Art feindlicher Brüder sein und diesen Stoff verlegt der Dichter in die brittische Urgeschichte. Die beiden Söhne des in England eingewanderten Hengist leben in Kent, der ältere als König. Beide sollen eine sächsische hochmüthige Fürstin lieben, wollen aber nicht, und beide sind in eine brittische Prinzessin verliebt, sollen es aber nicht sein, denn sie ist Christin und darum die natürliche Feindin der noch heidnischen Sachsen. Der jüngere Bruder hat aber die Dame heimlich geheirathet und sie ihm die christliche Ueberzeugung beigebracht (daher der Titel des Stücks). Die Situation ist nun die, daß die sächsische Dame den jüngern Prinzen und der König das brittische Fräulein beide ohne alle Erwiederung wahnsinnig lieben, bis zuletzt der König im Kampfe fluchend fällt und die Sächsin besiegt und fluchend verbannt wird, so daß das Liebes-

paar glücklich zusammen den Thron besteigt und die Geschichte einen reinen Komödienschluß gewinnt. Was daran tragisch sein soll, ist schwer zu sagen und doch ist es im höchsten Fall eine tragédie. Das Stück ist so abstract in der Leidenschaft und so costümlos vag in historischer Hinsicht, daß es uns an die Klopstockischen deutschen Recken erinnert. Dieser Dichter konnte fürwahr den Geschmack für Shakspeare nicht wieder erwecken, er repräsentirt vielmehr die niederste Stufe, auf die das mittlere englische Theater zu sinken vermochte.

Congreve.

The works of W. Congreve, 3 Bände Octav, London 1710.

William Congreve, geboren 1672, ist nach Lessing in Irland erzogen; 1693 erschien sein Old batchelor und machte Glück, weniger 1694 The double dealer; 1695 Love for love; 1697 sein Trauerspiel The mourning bride, das Lessing gering nennt, aber noch gespielt werden soll; das letzte Stück The way of the world gefiel nicht und er zog sich ganz von der Bühne zurück, lebte nachher als Whig der Politik und in Aemtern; Pope dedicirte ihm die Iliade; starb 1729. Wir haben jetzt das Prosa-Lustspiel in fünf Acten, das regulär in London spielt wie das französische in Paris. Die Scenerie wie bei Otway; es heißt oft: die Scene wird geöffnet, wo man dann in einen andern Raum, Zimmer 2c. hineinsieht. Schauspielerinnen sind wesentlich, Betterton der Hauptspieler. Dieser Dichter hat mit Otway die Sittenlosigkeit gemein, aber unleugbar ein größeres Talent für das Conversations-Lustspiel.

13) The old batchelor, comedy.

Die Gesellschaft ist schlecht wie bei Otway und von einer ethischen Grundlage der Charaktere ist noch weniger die Rede. Aber das macht die Sache besser; denn dieser junge Poet hat nicht die stagnirende ekle Reflexion Otway's, sondern sanguinische Beweglichkeit; es ist ihm bloß um Intrigue und Situation zu thun, die Leute sprechen so lakonisch wie möglich, das Ganze könnte nur lebendig auf der Bühne den rechten Eindruck machen; es ist specifisch englische Lebendigkeit, wenn auch ohne Charakter. Der des Alten, dem eine Hure angehängt wird, ist übrigens kaum hervorstechend genug, um die Titelrolle abzugeben; eher der miles gloriosus, der sehr plautinisch gehalten ist und ein Kammermädchen heirathen muß. Die

hervorstechendste und frechste Scene ist dagegen eine Ehebruchsscene der Kaufmannsfrau, die die Nebenhandlung bildet, mit einem als Puritaner verkleideten Cavalier; diese Scene ist mit classischer Frechheit gezeichnet, so daß man mit Abrechnung der Intrigue an Aristophanes denken könnte.

14) The double dealer (Intrigant, Betrüger), comedy.

Er sagt in der Dedication, er habe dieses regelmäßige Lustspiel selbst erfunden und zwar zuerst die Moral und dann die Fabel dazu (was bedenklich scheint), eine einfache Intrigue, nach den drei Einheiten. Dann entschuldigt er den Gebrauch des Monologs als dem confident vorzuziehen (was nicht unwahr). Merkwürdig ist auch die Epistel des alten Dryden über dies Werk, worin er dem Jüngling förmlich den Thron der komischen Poesie überträgt, und die der Dichter wahrscheinlich mit abdrucken ließ, weil sein Stück nicht gefallen hatte.

Solche Dichter haben einen unglaublich engen Gesichtskreis; wenn man ein Wort dafür will, kann man materiell sagen. Eine Erbschaft zu erschnappen oder abzuführen, ist etwa das Hauptmotiv; Weiber werden nur in die Handlung eingeführt, wo sie von Seiten der Sinnlichkeit zu fassen sind; Ehebruch ist die allgemein vorausgesetzte Schwachheit (nicht etwa Stärke einer Leidenschaft). Ehre, Ehe, Freundschaft, Gewissen, Tugend, Treue sind Worte wie Papiergeld, die Jeder dem Andern nach Umständen in die Hand gibt, obgleich man darüber einig ist, daß es in der That nur ein Wisch Papier ist. Dann kommt ein obligater Bösewicht, der alle Lügen so fein durchführt, daß sie am Ende an ihrer Plumpheit nothwendig zu Schanden werden. Und wenn dann ein ehrliches Liebespaar im Stücke vorkommen soll, so ist der Dichter in sichtbarer Verlegenheit, sie nur von der übrigen Gesellschaft abweichend zu coloriren. Mit alle dem, wenn man diesen engen Gesichtskreis des Dichters einmal als gegeben betrachtet, so ist er sinnreich in der Combination seiner Motive, wie uns ein Kartenspiel unterhalten kann, wo auch immer die langweiligen dieselbigen Karten herauskommen, aber die immer neue Combination uns beschäftigt.

15) Love for love, comedy.

Jetzt wird er zahmer und methodischer, er strebt, Charaktere zu schildern. Die Liederlichkeit ist freilich nicht überwunden, Ehebruch

kommt auch wieder und was schlimmer ist, Verführung der Unschuld. Aber dieses längste Stück wird dennoch sein bestes sein. Die Charaktere sind folgende: der eine alte Vater ist in seiner rauhen Außenseite gut durchgeführt; ebenso der zweite in seiner bornirten Astrologie; der leichtsinnige ältere Bruder bekehrt sich und spielt seine Rolle mit Energie; seine verstellte Wahnsinnsrolle ist humoristisch gut ausgeführt; der jüngere Sohn, Seemann, ist eine der anziehendsten Localfiguren für das englische Naturell. Die beiden andern jungen Herren sind die gemeine Welt des Dichters. Von den Weibern ist die Liebhaberin eigensinnig durchgeführt, aber ihre Standhaftigkeit bis zum Schluß nimmt für sie ein; die beiden Schwestern sind wieder des Dichters gemeine Waare; das unschuldige Landmädchen ist des Dichters unsittlichste Figur, er streift hier an das altfranzösische fabliau; keine andre Bühne würde so etwas ertragen und doch ist es nur eine schwache Episode des Stücks; es ist die Geschichte von Jean Paul's Rabette im Titan, aber im Roman geht das eher. Das Ganze gibt ein buntes, bewegtes Gemälde dieser Zeit.

16) The mourning bride, tragedy im blank verse.

Es scheint, daß der Dichter durch den tiefern Gehalt, den sein letztes Stück offenbarte, und vielleicht durch den gefundenen Beifall verführt wurde, jetzt zur Tragödie überzugehen. Eine Epistel zu den zwei folgenden Stücken von Richard Steele ist wieder eine reine Apotheose des Dichters, die er mit abdrucken läßt.

Es ist dies ein toller Sprung vom Conversationsstücke in die spanische Romanze und das maurische Granada. Zwar ob diese Leute Christen oder Mauren sind, wird aus dem Stück nicht klar und der Dichter wußte es wohl selbst nicht. So viel sieht man, daß man mit Charakteren, die einzig aus sinnlichen Triebfedern handeln, zwar ein Conversationsstück, aber keine Substanz zur Tragödie zu Tage schaffen kann. Die Handlung stellt sich auch nirgends plastisch in die Scene, obwohl die maurischen Localitäten mit allen Schauern von Gewölben, Gift und Dolch reichlich ausgebeutet sind; die Leute laufen einander immer aus dem Wege und da am Ende nur die Tyrannen und Spitzbuben des Stücks todt daliegen, die sogenannte Tugend aber siegt und eigentlich nachträglich Hochzeit macht, so sieht man nicht, warum das Stück nicht eine ganz lustige Komödie sein soll. Ueber das spanische Costüm ist der Poet so

unwissend, daß er zwei Personen seines Stücks Alphonso und Alonzo nennt, als wären es zwei verschiedene Namen. Wir wollen bei Lessing's Ausspruch stehen bleiben: Das einzige Trauerspiel, welches er geschrieben, zeigt, daß das Tragische seine Sache ganz und gar nicht gewesen.

17) The way of the world (der Weltlauf), comedy.

Er kehrt zu seiner Domaine zurück; in der Dedication sagt er, er strebe dem correcten Terenz nach, nicht dem populären Plautus, und im Prolog, das Stück habe ihm Mühe gemacht. Die Handlung soll in der Zeit der Darstellung vor sich gehen, echt französisch.

Die productive Kraft des Dichters ist bereits wieder erschöpft. Er daguerreotypirt wie zu Anfang, obgleich er in der Welt nur dasjenige sieht, was in seinem Innern lebendig ist. Wir haben wieder allerlei Ehebruch, der bei diesem Dichter förmlich zur Monomanie geworden ist. Kämen nicht einige grelle Carricaturen vor (eine alte Cokette, die säuft, und ein ungehobelter Landjunker), so wären keine Figuren im Stück, welchen man den Ehrentitel von Charakteren beilegen könnte.

Congreve hat noch zwei mythologische Stücke, eine Oper Semele in drei Acten und eine masque oder Scene The judgment of Paris im Reimvers geschrieben.

Addison.

Miscellaneous works of J. Addison. London 1777. 2 Bände. Joseph Addison lebte von 1672 bis 1719.

18) Cato, tragedy. Vom Jahre 1713. Sie wurde 35 Abende nach einander gespielt. Voltaire meint, es sei die erste tragédie raisonnable der englischen Literatur; Lessing hat sich sehr bestimmt gegen das Stück ausgesprochen und Schlegel die Nichtigkeit des Werks hinlänglich auseinander gesetzt. Was soll man auch über diese absolute Nullität weiter vorbringen? Ein Phänomen übrigens bleibt dieses Stück, weil es zeigt, wie eine Nation, ja ein halbes Jahrhundert sich über den Werth eines Kunstwerks so gänzlich verblenden kann, und weil es uns ungefähr die Periode feststellt, wo die englische Bühne in ihrer Abirrung von der Bahn Shakspeare's den niedersten Punkt erreicht hatte, der fast nothwendig zur Umkehr nöthigte.

19) The drummer oder The haunted house, comedy.

Der schlechteste englische Tragiker kann noch ein gutes Lustspiel schreiben. In Deutschland könnte man diesen Satz beinahe umkehren, und zwar zweimal. Ein todtgeglaubter Officier, der nach einem Jahr aus dem Feld zurückkommt und seine Frau wiedersieht, daraus hätte ein Deutscher ein thränenreiches Rührspiel gemacht und der Gehalt wäre in der Rührung erstickt worden. Daß es nur ein Lustspiel sein soll, macht die Sache gut. Steele sagt im Vorwort, das Studium Molière's habe unsern Dichter vor englischem unnatürlichem Witz bewahrt; wenigstens hat er ihm nichts geschadet.

20) Rosamond, opera.

Ein bekannter Stoff, die englische Version der Ignez de Castro; unser Theodor Körner hat ein Trauerspiel daraus gemacht. Wohlklingende Verse.

Ravenscroft.

Aus der gleich zu nennenden Collection of farces.

Edward Ravenscroft gehört nach Lessing noch ganz dem siebzehnten Jahrhundert an, also jedenfalls dem mittlern Theater. Er schrieb elf Dramen, fast alle nach dem Französischen, und lebte in großer Feindschaft mit Dryden.

21) The anatomist oder The sham doctor, Posse in 1 Act.

Man denkt bei dem französisch radbrechenden Doctor zuerst an Shakspeare's Doctor Caius und es kommen einige Reminiscenzen aus ihm vor, aber das Ganze ist viel lustiger und ganz romanischer Geist. Ein französisches Vorbild kenne ich aber nicht und der Charakter der Handlung erinnert weit mehr an's italienische komische Ballet. Der Hauptspaß ist, daß der Magd Liebhaber Crispin, um der Entdeckung zu entgehen, sich in des Doctors anatomischen Hörsaal als Cadaver hinlegt und dieser Anstalt macht ihn zu seciren. Der Spaß wird nachher mit dem alten Liebhaber repetirt, kann aber nicht wieder denselben Effect erreichen. Es scheint dies eine der ältesten englischen Farcen zu sein.

XII.

Neuenglisches Theater.

Die folgenden Stücke sind sämmtlich gezogen aus einer Collection of the most esteemed Farces and Entertainments performed on the british stage. Edinburgh 1792, 6 Bände. Die Stücke sind fast alle in London, theils in Drurylane, theils in Coventgarden, einige in Haymarket, und sodann in Edinburgh gespielt und die Namen der Schauspieler beigedruckt.

Garrick.

David Garrick lebte von 1715 bis 1779. Mit diesem Mann beginnen wir das neuenglische Theater, weil er als Schauspieler dahin wirkte, den Shakspeare auf der englischen Bühne wieder einheimisch zu machen, womit das gleichnißweise Mittelalter seiner Vergessenheit überwunden war. Man wagte aber doch noch nicht, die Shakspearestücke ganz unverstümmelt auf die Bühne zu bringen; von Garrick ist namentlich die Abänderung der tragischen Katastrophe im Romeo bekannt und in der vorliegenden Sammlung findet sich sein Petruchio and Catharina in drei kleine Acte contrahirt, wodurch die Hauptcharaktere zwar für sich zur Anschauung kommen, aber den lebensvollen Boden, auf dem sie bei Shakspeare stehen, zu ihrem Schaden einbüßen. Garrick war groß in shakspearischen tragischen Rollen, wurde aber noch für einen größern Komiker gehalten; er hat wahrscheinlich die Mimik auf eine höhere Stufe der Charakterstellung erhoben, als sie selbst in der classischen Zeit gehabt hatte, legte aber damit den Grund zum modernen Virtuosenthum dieser Kunst, worüber das Ensemble des Spiels einigen Schaden leidet; der Dichter wird stellenweise durch den Mimiker zugedeckt. Als Schriftsteller beschränkte sich Garrick bescheiden und klug auf die Farce, in welcher er meistens die Hauptrolle durch eine mimische Carricatur und Verkleidung für sich selbst anlegte. Diese kleinen, ein- und zweiactigen Stücke wurden als Nachspiele nach einem größern Stück aufgeführt, wie es noch heute auf der französischen Bühne üblich ist. (Und es ist merkwürdig, daß die Franzosen nur im Theater ein Sitzleder haben, das man einem deutschen Publicum nicht bieten dürfte.) Sie sind meist in Prosa, spielen fast alle in London und haben ihr nächstes Vorbild in den spanischen Entremeses; uns erinnern sie an's französische Vaudeville, und viele haben auch wie

dieses eingestreute Lieder nach allbekannten Melodien. Im Ganzen aber hat das englische Nachspiel doch eine festere ethische Grundlage als das leichtsinnige Vaudeville; sie sind häufig auf einen didaktischen Grundgedanken gebaut.

1) High life below stairs (das den Herrn betrügende Gesinde). 2 Acte.

Dies ist vielleicht das populärste und bekannteste Stück dieser Art. Ich zweifle nicht, Garrick hat die Rolle des Lovel für sich selbst geschrieben, da er im Stücke selbst sich wieder verkleidet, um von seinen Dienern nicht erkannt zu werden, worauf der Spaß beruht. Es hat eine derb ausgesprochene Moral.

2) The guardian (der Vormund). 2 Acte.

Die reiche junge Miß verschmäht den geckischen Liebhaber und verliebt sich in ihren Vormund, der „stark in den Vierzigen" ist, und den Garrick selbst spielte. Wir haben hier den wohlbekannten „Mann von fünfzig Jahren". Das Stückchen ist für die Bühne wirksam gedacht und erheitert durch den zweiten noch ältern Liebhaber, der komischer Weise dazwischen geschoben ist. Allein der Stoff bleibt in allen Zeitaltern widrig, weil er einerseits der Sinnlichkeit des Mannes schmeichelt, andrerseits auf eine Verirrung auf der Seite des Weibes deutet.

3) Lethe oder Aesop in the shades (bei den Schatten in der Unterwelt). 1 Act.

Ich denke, Garrick besuchte einen Curbrunnen, zu dem man über's Wasser steuert, so imaginirte er den Fährmann als Charon und einen bucklichen Brunnenmeister als Aesop, spielte selbst den ordinären Lord Chalstone und gibt dem Ganzen eine moralische Pointe, die Leute wollen am Brunnen ihre Leiden los werden, ohne ihre Laster abzulegen.

4) Miss in her teens (das Fräulein in ihren Zehnerjahren, d. h. zwischen 13 und 19) oder Medley of lovers (Liebhaberpack). 2 Acte.

Garrick spielte den Gecken Fribble; es ist ziemlich leicht; zwei schwächliche Liebhaber, ein Geck und ein Polterer, werden durch ihre Feigheit lächerlich gemacht und der junge Officier entdeckt im dritten alten Liebhaber seinen Vater, welcher natürlich nachgeben muß.

5) The lying varlet. 2 Acte.

Garrick die Hauptrolle. Dies Stückchen ist entschieden im Geschmack der spanischen pasos und entremeses, wo die tollsten Lügen des Bedienten durch günstige Combinationen und Nachhilfe des Zufalls eine Weile sich aufrecht halten lassen, bis die großmüthige Liebhaberin den Knoten zerhaut und dem Liebhaber vergibt.

6) Neck or nothing (falls ich den Titel richtig verstehe, heißt es: Durch muß es und sollte es den Hals kosten). 2 Acte.

Ein Diener hat den tollen Gedanken, seines Herrn Rivalen vorzustellen und die Mitgift der Braut wegzufischen mit Hilfe seines Consorten, des wahren Rivalen Diener. Es ist vortrefflich gedacht und im picaresken Styl auf's tollste und lustigste durchgeführt, kann aber natürlich nur mit der Deportation des Spitzbuben schließen.

7) Bon ton oder High life above stairs. 2 Acte.

Pendant zu Nr. 1. Solche zweite Theile kommen selten den ersten gleich, zumal ist das hier der Fall, wo die vornehme Familie den uns aus Otway und Congreve bekannten Gestalten auf's Haar ähnlich sieht; nur das Costüm ist moderner und in Sheridan's Weise; der einzige Unterschied ist, der ehrliche Onkel vom Land macht hier den derben Gegensatz, so daß die Beschämung des Lasters und der moralische Schluß als Hauptmotiv hervortreten.

8) The irish widow, 2 Acte.

Der alte Onkel schnappt dem Neffen die junge Wittwe Braut weg, in die er sich wegen ihres sanften Wesens verliebt hat. Die Dame hat aber das mimische Talent, eine böse Frau im irischen Jargon zu spielen und damit wird nun der Alte aus dem Feld geschlagen. Das Stück ist so mit dem ersten Act zu Ende, da aber die Virtuosität der Schauspielerin die Hauptsache ist, so tritt sie im zweiten noch einmal als ihr Bruder, Officier und Raufbold, auf, um den mimischen Spaß auf die Spitze zu stellen.

9) Lilliput. 1 Act.

Bekanntlich ist Swift der Erfinder des Lilliputer Zwergstaats; so etwas auf die Bühne zu stellen ist seltsam; das Stück scheint in Drurylane von Kindern aufgeführt und Gulliver wohl durch einen ungewöhnlich großen Schauspieler, womit aber die in der Fabel angedeuteten Dimensionen natürlich nicht erreicht werden. Die

Handlung ist ziemlich unbedeutend, eine Lady verliebt sich in das man-monster und der eifersüchtige Gemahl will sie strafen, da geht der Riese durch, die Frau gewinnt aber Erlaubniß, künftig ihren Phantasien ohne Argwohn des Manns nachzugehen. Der Reiz liegt wohl in den Kindern Schauspielern.

10) May-day oder The little gipsy. Musikalische Farce. 1 Act. —

Wieder ein Vater, der sich in die Braut des Sohnes verliebt, die kleine Zigeunerin scheint nur eine Mummerei, das Ganze ist als heiterer Pastoralscherz ausgeführt und zierlich genug.

Foote.

Samuel Foote lebte von 1717 oder 19 bis 1777, also ganz gleichzeitig mit Garrick, und war wie er komischer Schauspieler und Autor; er soll sich besonders durch Nachäffung von Persönlichkeiten Haß zugezogen haben als der englische Aristophanes.

11) Taste. 2 Acte.

Garrick dichtete und sprach einen Prolog dazu in der Maske eines Auctionärs, wo er dem Publicum die Liebhaberei für elende Anticaglien vorwirft, worüber es die lebendige Kunst des Theaters vergesse. Im ersten Act das Studium eines Malers, der eine häßliche alte Frau, durch einen Mann gespielt, malt, dann aber mit einem Helfershelfer abredet, in der Auction nachgemachte Kunstwerke und Alterthümer an den Mann zu bringen. Der zweite Act die Auction; der eine Schelm stellt einen Holländer, der andere einen Italiener vor und sie arbeiten sich für den Betrug in die Hände, aber ein Knabe erkennt den ersten als Maske, die Schelme gerathen in Streit und der Betrug ist am Tag. Ist sehr lebenswahr dargestellt.

12) The knights. 2 Acte.

Der Prolog von Foote selbst, der die Hauptrolle spielt. Es spielt in einer Landstadt und schildert den Landadel, ziemlich kleinstädtisch. Die Hauptcarricatur ist ein Ritter Neuigkeitsjäger, der von nichts als Zeitungen träumt und dem die tollsten politischen Enten angehängt werden. Der Hauptspaß ist, daß Foote drei verschiedene Rollen spielt, indem er zwei andere Charaktere nachäfft. Ein Impromptu, dem die Aufführung Leben geben muß.

13) The mayor of Garratt. 2 Acte.

Eine Bürgermeister- (mayor's) Wahl in einem Flecken bei London, ist als Bild nach dem Leben von Intresse. Foote spielte die Figur eines Majors der Bürgerwehr (militia) und verführt als halber Militär die Frau eines einfältigen Bürgers. Eine eigentliche Handlung kann man's kaum nennen.

14) The liar. 3 Acte. Lustspiel.

Dieser durch Corneille und Goldoni so bekannt gewordene Stoff ist bekanntlich ursprünglich spanisch, gehört aber nicht, wie hier der Prolog sagt, dem Lope de Vega, sondern dem Amerikaner Alarcon an. Foote spielt den Lügner.

Der Dichter folgt dem spanischen Stück fast Scene vor Scene, entkleidet es aber des poetischen Nimbus und gibt einen prosaischen Auszug; dabei wird die Fabel vollständig in englische Localität umgeschrieben. Es kommt dadurch einige Dissonanz heraus, aber das Fremdartige scheint das Publicum angezogen zu haben. Nur die Katastrophe hat der Engländer verändert; beim Spanier schließt das Stück zwar auch mit einer Dissonanz und moralischen Bestrafung des Lügners, diese wird aber hier noch geschärft durch die Gegenintrigue, welche die Liebhaberin dem Lügner in seiner Manier spielen läßt, wodurch ihre Schadenfreude zu derb ausfällt. Von der mildernden Entwickelung Corneille's hat dieser Dichter keine Notiz genommen, eben so wenig von Goldoni's prosaischer Popularisirung zur Farce.

15) The englishman at Paris. 2 Acte.

Eine Art Vaudeville, natürlich nicht zu Gunsten der Franzosen ausgeführt. In einem englischen Gasthaus zu Paris ziemlich zweideutige Gesellschaft; eine junge Engländerin wird einem leichtsinnigen Engländer gekuppelt; wie er sie heirathen will, kommt sein Papa, der Lord, und erkennt in dem Mädchen die Waise eines Freundes. Sie reisen nach England zurück.

16) The englishman return'd from Paris. 2 Acte.

Eine Art Fortsetzung, wiewohl der Zusammenhang nicht recht klar dargestellt ist. Der junge Lord spielt in England die abgeschmackteste Stutzerrolle, verachtet sein Vaterland, macht dem Mädchen den ehrlosen Vorschlag, lieber einen andern zu heirathen und seine Maitresse zu werden; er wird gänzlich beschämt und das Mädchen

heirathet den alten Lord. Die Tendenz ist zu deutlich, um komisch zu wirken.

17) The author. 2 Acte.

Foote spricht selbst im Prolog die Fabel vom Vater, Sohn und Esel, um zu zeigen, daß man nicht allen Rängen im Theater gerecht werden könne.

Zuerst wird das Leben eines Londoner Literaten geschildert, wie in Nr. 1 der Künstler, mit Lebenswahrheit. Dann kommt der obligate reiche Vater aus Indien zurück und stellt den Sohn auf die Probe des Charakters. Dann wird ein lächerlicher wälscher Junker (von Foote gespielt) hereingeschoben, und dessen dumme Frau hat mit dem Literaten eine häßliche unsittliche Scene, während er ihre Schwester freien sollte. Dessen ungeachtet wird diese Liebe zum Schluß belohnt. Hat keinen sittlichen Halt.

18) The commissary. 3 Acte.

Foote spielte die Hauptrolle in Haymarket. Im ersten Act der Charakter einer rührigen Londnerin, die in Schmuggelei, nebenher in Kuppelei arbeitet, lebendig genug. Der zweite Act ist eine ziemlich plumpe Nachahmung von Molière's bourgois gentilhomme, Foote spielte den in der Colonie reich gewordenen Bürgersmann. Der dritte Act gibt die komischen Consequenzen; die Kupplerin procurirt einer alten Dame einen jungen Mann, der sich als ihr Sohn ausweist und dem bourgeois wird eine liederliche Creatur des Hauses als schottische Gräfin aufgeschwatzt, das Geheimniß aber entdeckt und ihm bleibt bloß Schadensersatz für den unterschriebenen Contract zu zahlen.

19) The orators. Drei kleine Acte. Foote die Hauptrolle.

Eine sehr lustige Improvisation. Zuerst erscheinen Schauspieler in den Logen, einerseits Landleute, die für ihr Geld unterhalten sein wollen, dann ein Londoner Spießbürger, der gebildet werden will, der Lampenputzer verweist sie an den Director, Foote redet in eigner Person an's Publicum, es handle sich hier um eine Uebungsschule in der Kunst zu sprechen. Als Beispiel eines guten Fortschritts seiner Methode läßt er einen jungen Schotten auftreten, der in schottischem Dialekt perorirt. Im zweiten Act wird eine Gerichtssitzung vorgestellt als Beispiel des Gerichtsstyls und Jargons, in der Art wie noch heute in London die Assisen unter dem Namen

mock-jury parodirt werden. Foote tritt selbst in der Verhandlung eines Geisterprocesses in der Maske eines Irländers auf, dann reden auch Irländer in der Loge und Foote erscheint wieder als Director. Im dritten Act wird ein collegium politicum von Handwerker-Kannegießern vorgestellt in einem bekannten Wirthshaus, wo über Vertauschung des Porterbiers gegen Usquebah-Schnaps oder Rum in der Societät verhandelt wird und wo meines Erachtens die parlamentarische Beredtsamkeit auf's tollste persifflirt wird. Dies Stück erinnert an die Tieckischen Burlesken, ist aber viel treuer aus dem Volksleben genommen.

20) The patron. 3 Acte. Foote in 2 Rollen.

Die erste Hälfte hat wenig Zusammenhang; es ist ein Schubladenstück, worin die allgemeine Kunstkennerei gegeißelt wird; von der Mitte an gruppirt sich's um einen Hauptcharakter, den eiteln alten Schöngeist, der den Mäcen spielt und glaubt, den Engländern fehle es bloß am echten Drama, und sein Robinson Crusoe müsse Glück machen. Der Anbeter seiner Tochter läßt sich als Autor vorschieben und wie das Stück durchfällt, übernimmt er die Schmach gegen die Hand der Geliebten. Es ist gut gedacht und das ganze Stück sehr lebendig dialogisirt.

21) The minor. 3 Acte.

Eine theoretische Introduction, wo Foote wieder in Person als Director auftritt; vor einigen Freunden soll das Stück als Probe gespielt werden. Foote macht die richtige Bemerkung, mit irischem und schottischem Dialekt allein sei noch kein Charakter für die Bühne gewonnen; er habe jetzt ein neues Thema. Da eine Schauspielerin die Rolle der Kupplerin absagen läßt, erklärt er selbst dieselbe übernehmen zu wollen.

Das Stück selbst ist sinnreich angelegt und streift beinahe an tragische Kraft. Das gewöhnliche Motiv, ein liederlicher junger Herr verschwendet sein Vermögen; der Vater stellt ihn auf die Probe, indem er sich todt melden läßt und sich als deutscher Baron verkleidet, ihn zu beobachten; dazu einige andere Verkleidungen, die den Hauptreiz ausmachen. Eine Hauptfigur ist die alte Kupplerin, die unter der Maske der Pietistin ihr altes Gewerbe fortsetzt. Dazu kommt nun eine tragische Verwicklung. Des Alten Bruder hat eine Tochter, die zu einer Heirath ihr Jawort versagte und von ihm aus dem

Haus gestoßen worden. Die alte Kupplerin bringt unserm jungen Herrn das in's Elend gerathene Kind als frische Beute zu. Er kennt seine Cousine nicht und wird durch ihre Unschuld und die Erzählung ihres Schicksals gerührt, eine Partie, die an Shakspeare's Perikles erinnert, aber hier in lebenswahrem Costüm durchgeführt wird. Natürlich wird der junge Herr bekehrt und absolvirt und bekommt die Base zur Frau.

22) The lame lover. 3 Acte. Foote die Hauptrolle.

Ein leichtfertiges kleines Lustspiel, in dem es hauptsächlich auf die Lächerlichmachung des juristischen Jargons abgesehen ist und der thörichte Advocat von seiner Frau noch die lächerlichsten Hörner aufgesetzt bekommt. Erinnert an ein komisches Ballet. Der Liebhaber erscheint als Stelzfuß, daher der Titel.

Fielding.

Henry Fielding lebte von 1707—54, berühmt als Romandichter, schrieb auch komische Dramen, die aber nicht so bekannt geworden.

23) The mock doctor, oder: The dumb lady cur'd. 2 Acte.

Eine freie Uebersetzung von Molière's Médicin malgré lui mit eingestreuten Liedern als Vaudeville.

24) The virgin unmask'd. 1 Act.

Auch ein Vaudeville, vielleicht von seiner Erfindung, aber im Styl des italienischen Ballets. Die junge Liebhaberin ist vor lauter Naivität beinahe ein Gänschen geworden.

25) The lottery. 1 Act. Vaudeville. Ein Prolog von Cibber sucht die Farce zu definiren.

Ein Lotteriehaus wird vorgestellt; ein Landfräulein kommt mit ihrer Magd und erkundigt sich, wo 10,000 Pfund anzulegen seien; der Bruder des Collecteurs verkleidet sich als Lord und beschwatzt das Mädchen; sie lassen sich trauen; der nachgezogene Liebhaber vom Land wird schnöd abgewiesen; nun kommt die Lotterieziehung, und es zeigt sich, des Mädchens 10,000 Pfund waren nur die Einbildung ihres Gewinnstes; der treue Liebhaber kauft dem falschen Lord die Braut um 1000 Pfund ab. Toll genug.

26) The intriguing chambermaid. 2 Acte. Vaudeville.

Plautus' Mostellaria ziemlich wohl englisirt.

Smollet.

Tobias Smollet, der als Arzt und Romanschreiber bekannte Schotte, lebte von 1720—71. Er scheint nur dies eine dramatische Werk geschrieben zu haben, welches 1757 sich großen Beifall erwarb.

27) The reprisal (die Repressalie), oder: The tars (Theerjacken) of old England. 2 Acte. Ein reines Seestück, das an Bord eines französischen Schiffs an der Küste der Normandie spielt.

Man sieht, daß zu dieser Zeit die Bühne nicht so einträglich war wie der Roman, sonst hätte dieses bedeutende Talent sich auch auf diesem Feld einheimisch gemacht, und das müssen wir beklagen. Der Effect ist freilich realistisch, aber die Mittel vortrefflich benutzt. Einmal ist das Seewesen für den Engländer ein ganz nationales Element, wie es schon in Shakspeare's Tempest sich darstellt, der doch keine Erfahrungen aus diesem Gebiete hatte wie Smollet. Dann ist aber auch die politische Situation benutzt; denn mit Frankreich war im Augenblick Unfrieden und die Franzosen lächerlich machen hat die Engländer zu allen Zeiten amüsirt, zumal im Seewesen, wo sie ihre Ueberlegenheit fühlen. Ein eitler französischer Commandant hat, ohne daß Krieg erklärt ist, eine englische Lustjacht aufgebracht mit einem Engländer, der darauf seine Geliebte entführte; er hat sie geplündert und die als Gefangene erklärte Dame mit Liebesanträgen gequält; aber der Engländer findet Unterstützung bei den andern Schiffsofficieren, deren einer ein Ire, der andere ein schottischer Flüchtling aus den Bürgerkriegen ist. So entschlüpft der Engländer mit seiner Barke und ein englisches Kriegsschiff kommt zu Hilfe; man wechselt Schüsse, der Franzose muß nachgeben und die Dame ausliefern. Smollet's Stärke war die Seemannssprache der Matrosen, welche reichlich ausgebeutet, aber für uns schwer zu verstehen ist; den Schotten konnte er aus eignen Mitteln sowohl mit Dialekt als provinzieller Charakteristik versehen, und noch komischer ist der Ire, der keineswegs bloß durch den Dialekt individualisirt ist, denn all das bekannte Querköpfige, das der Nation nachgesagt wird, ist in dieser hochkomischen Figur reichlich ausgebeutet. Endlich sind die effectvollen Mittel der Scenerie, Trommel und Schießlärm, vortrefflich benutzt. Ueberflüssig könnte man nur die paar eingestreuten Vaudevilles-Lieder finden, die ein Opfer für den Zeitgeist sind.

Murphy.

Arthur Murphy lebte von 1727 bis 1805, ein Freund Johnson's, schrieb Trauerspiele, Lustspiele und Farcen.

28) The apprentice. 2 Acte. Ein Prolog von Garrick rühmt das Stück als nicht französisch, sondern echt englisch; es soll ein gemeines Londoner Liebhabertheater (spouting-club) verspotten, wo ehrliche Spießbürger sich abmühen, den Hamlet zu tragiren u. s. w. Das Datum 1775 kommt im Stück vor.

Ein Apothekerlehrling geht durch und spielt in Bristol den Romeo, kommt zurück, besucht den spouting-club, wo lauter tolle Gesellen Tragödie agiren, stiehlt dann à la Romeo seines Meisters Tochter mit einer Leiter, die Nachtwächter fassen sie ab, sie werden eingesperrt; die Alten befreien sie und geben sie zusammen. Das Stück ist fast durchaus aus Phrasen aus Shakspeare und andern Tragikern zusammengesetzt, was einen sehr komischen Effect macht, obwohl die Handlung etwas zu lax behandelt ist.

29) The upholsterer (Tapezier) oder What news? 2 Acte.

Die englische Version des politischen Kannegießers; der Tapezier richtet die englische Staatsschuld, die europäische Politik nebst den Colonien zurecht, während seine Haushaltung bankerott und er am Ende völlig verrückt wird. Die Tochter aber hat einen uneigennützigen Liebhaber und am Ende wird durch einen Zufall das Vermögen der Familie gerettet.

30) The old maid. 2 Acte.

Ein widerliches Mißverständniß; ein junger Herr verliebt sich in die Frau eines Mannes in Gesellschaft der Schwägerin, weil sie einen Namen führen und er Miss und Missis verwechselt; die alte Miß giebt einem alten Liebhaber, Officier, schnöden Abschied. Das Ganze ist mit Kunst, aber doch zu weit durchgeführt, denn da der Officier über die Maßen beleidigt worden, so bleibt die alte Jungfer zuletzt in Thränen zurück, und das ist eben doch nicht komisch.

31) The citizen. 2 Acte.

Im ersten Act stellt sich die etwas manierirt lustige Liebhaberin vor ihrem reichen Bräutigam als eine Gans und im zweiten jagt sie ihn vollends durch Keckheit in die Flucht, was mit gutem Humor

ausgeführt ist. Dagegen der Bräutigam und sein alter Vater, der Geizhals, sind zu grelle sittliche Carricaturen und die Scene, wo sich beide bei einer öffentlichen Dirne begegnen, zu grell englisch. Schlegel's Warnung, man soll einen Geizigen nicht zugleich verliebt darstellen, gehört hieher. Uebrigens kommen in diesem Stück zwei deutliche Reminiscenzen aus Molière und vielleicht eine unbewußte aus Plautus' Mercator vor.

32) Three weeks after marriage, oder What we must all come to. Sein berühmtestes. 2 Acte.

Dieses Bildchen aus der vornehmen Welt mag sehr nach dem Leben gezeichnet sein; aber die höhern Stände von dieser traurigsten Seite, in ihrer Vornirtheit und Nullität auffassen, das sieht beinahe einer politischen Satire ähnlich, welche sicherlich dieser Dichter nicht beabsichtigte. Daß ein junges Ehepaar sich entzweit, weil sie nicht einig werden, welche Karte in einem Whist raison gewesen, ist ein schauderhaft einfältiger Vorwurf und durchaus nicht komisch.

33) The desert island, dramatic poem. 3 Acte. Ein Prolog von Garrick, den er im Charakter eines betrunkenen Poeten sprach.

Unser Farcendichter versteigt sich in das romantisch-sentimentale Gebiet, wo er gänzlichen Schiffbruch leidet. So eine Robinsoniade ist nicht dramatisch zu machen; er bleibt nicht einmal in der psychologischen Wahrheit; Sylvia, die Copie von Shakspeare's Miranda, sieht ein Schiff landen und beschreibt es, wie ein Indianer, der nicht weiß, was es ist; sie mußte es von ihrer Mutter gut wissen; dann verliebt sie sich in den Fremden, aber ein Wort Miranda's drückt mehr aus als das Alles; das Ganze ist ein fades sentimentales Gewinsel.

Thomas Sheridan.

Der Vater des Richard, Schauspieler und Verfasser des orthoepischen Wörterbuchs.

34) Captain O'Blunder, oder The brave irishman. 1 Act.

Ein Stück aus dem Monsieur de Pourceaugnac, aber gut acclimatisirt, indem das irische Jargon nebst Querköpfigkeit breit ausgebeutet wird.

Für die folgenden Dichter sind mir keine biographischen Notizen zur Hand.

George Coleman.

35) The dence is in him. 2 Acte.

Im ersten Act kommt ein Officier von Havannah zurück und stellt sich vor der Geliebten, als hätte er ein Bein und ein Auge verloren; sie wird vor Alteration krank, erfährt sodann den Betrug und, um seine Eigenliebe zu strafen, macht sie ihn im zweiten Act auf ein als Officier verkleidetes Frauenzimmer eifersüchtig, worauf sie sich versöhnen. Der Scherz ist recht heiter behandelt.

36) The musical lady. 2 Acte. Prolog von Garrick.

Ein leichtsinniger Student, der in Schulden steckt, beschwatzt ein Fräulein, die in die italienische Musik vernarrt ist, daß sie ihn heirathet. Es ist lebenswahr ausgeführt, aber eine dramatische Verwicklung ist eigentlich nicht vorhanden.

37) Polly Honey-comb. 1 Act. Epilog von Garrick.

Gegenstück zum vorigen. Das Fräulein hat sich den Kopf verrückt durch Romanlesen, was diesmal gezüchtigt wird. Sie läßt sich durch den Neffen ihrer Amme, einen Schreiber, beschwatzen und geht mit ihm durch; sie werden aber zurückgebracht und es schließt ohne Schluß.

Robert Dodsley.

38) The toy-shop. 1 Act.

Ein seltsames Stückchen. In der Figur eines Galanteriekrämers, der die Menschen von seinem Laden aus beobachtet und seine Waaren mit erdichteten Qualitäten anzupreisen versteht, nimmt der Dichter den Anlauf, moralische Weltbetrachtung und Satire anzuknüpfen, was aber sonderbar ist, weil der Krämer von Anfang an sagt, es sei ihm bloß darum zu thun, die Käufer um ihr Geld zu betrügen. Es mag wohl die Satire auf einen schwatzhaften Kaufmann den Anlaß geboten haben; das Auffallendste bleibt hier nur immer, wie ein solcher predigtähnlicher Inhalt in England sich in eine Form verstecken darf, die dem leichtsinnigen französischen Vaudeville entspricht.

39) The king and the miller of Mansfield. 1 Act.

Spielt auf dem Lande. Diesmal ist die Moral besser angewendet worden. Er versteht es, sie in eine wirkliche dramatische

Fabel zu kleiden. Daß ein König sich im Wald verirrt und bei einem Müller unerkannt über Nacht bleibt, ist ein allerwärts vorkommender Sagenstoff und hier gut ausgeführt. Daß aber des Müllers Sohn durch einen aus des Königs Umgebung um seine Braut betrogen worden und dafür bestraft wird, ist hier der moralische Zweck, der ebenfalls gut in Scene gesetzt erscheint. Den Ritterschlag des alten Müllers kann man für Ueberfluß der Sage halten.

Joseph Reed.

40) The register-office. 2 Acte.

Die Scene ist diesmal nach Padua (?) verlegt, man weiß nicht warum, denn der Inhalt ist ganz specifisch englisch. Es ist ein sogenanntes Schubladenstück, wo das Motiv der neueingerichteten Commissionsbüreaux von London dazu benutzt wird, um eine Reihe pikanter Figuren in demselben Local auftreten zu lassen und nebenher die Gaunereien solcher Institute zu geißeln. Dieser Dichter scheint sich namentlich ernstlich auf Dialektsdifferenzen zu legen. Im ersten Act kommt ein französischer Tanzmeister oder Friseur in dem hergebrachten Franzosen-jargon, dann eine Bäurin aus Yorkshire mit einem krassen Bauerndialekt, sodann ein Schotte, dessen Dialekt mit besonderm Fleiß behandelt scheint; im zweiten Act ein Irländer mit den bekannten Dialekts- und logischen Extravaganzen. (Schade ist, daß die englische Orthographie es so schwer macht, Dialektstöne klar auf dem Papier zu fixiren.) Endlich kommt neben andern wenig decenten Figuren auch wieder eine Kupplerin, die in der Maske des Puritanismus auftritt, bei welcher aber der Druck die für England seltne Bemerkung bringt, die Aufführung dieses Charakters sei auf der Bühne nicht „erlaubt“ worden.

Isaac Bickerstaff.

41) The padlock (das Vorlegeschloß). 2 Acte.

Spielt zu Salamanca. Des Cervantes zeloso extremenno ziemlich gut in Scene gesetzt; wäre aber wohl noch besser, wenn man die wenigen Singstücke wegließe.

42) The absent man. 2 Acte.

Den Charakter des Zerstreuten hätten die Griechen wohl nicht auf die Bühne gebracht, denn ihr Leben war noch nicht in solche

Lappalien zersplittert wie das unsre und solche Erscheinungen nicht wohl möglich. Einen rein komischen Eindruck kann dieser Charakter aber kaum machen; denn wenn es einigermaßen auf die Spitze getrieben wird, was nahe liegt, so ist es eine Faselei, die an den Wahnsinn und darum an's Tragische streift.

Hugh Kelly.

43) The romance of an hour. 2 Acte.

Dies Stückchen zeichnet sich aus durch eine sehr virtuose Verwendung der englischen Seemannssprache, wenigstens so weit mir die Sache verständlich ist. Der Roman mit der kleinen Hinduin ist ein wenig zu sentimental angelegt, obgleich die Entwicklung auf eine sehr grob seemännische Weise bewerkstelligt wird.

Moriz Rapp.

Berichtigungen.

In meinem letzten Aufsatz über das englische Theater:

S. 384 Z. 3 v. u. lies: 1758.
— 385 — 20 streiche: und italienische.
— 411 — 17 lies aller für alter.

Zu Schiller's Gedichte „die Künstler“.

Das bezeichnete Gedicht, wohl die gehaltvollste aller culturhistorischen Dichtungen Schiller's, jedoch als poetische Sublimation eines massenhaften historisch-philosophischen Inhaltes der erforderlichen Leichtigkeit und Klarheit entbehrend, bedarf noch an mehr als einer Stelle einer genaueren Betrachtung, als die bisherigen Erklärer ihm zugewandt haben. Viehoff hat in der neuen Ausgabe seiner Erläuterungen, Bd. I, 370—442, manches Neue auch für dieses Gedicht gebracht; so besonders die hieher gehörigen Stellen aus Schiller's Briefwechsel mit Körner (bereits im Archiv V, p. 241 durch Hartel mitgetheilt), welche über die Entstehung, die überaus sorgfältige Feilung und Abrundung, sowie über den Grundgedanken und den Sinn undeutlicher Stellen manchen lehrreichen Aufschluß geben. Ferner sind die Beiträge von Winkelmann oft angezogen (Progr. d. Gymn. zu Salzwedel, 1843), die in der That das Verdienst haben, die schon in der ersten Ausgabe der Viehoff'schen Erläuterungen gegebene gediegene Erörterung durch manche einsichtsvolle Bemerkung ergänzt zu haben. Doch bietet eine aufmerksame Verfolgung des Grundgedankens durch den ganzen Verlauf der Dichtung, sowie eine scharfe Prüfung einzelner Schwierigkeiten, insbesondere wenn die vom Dichter selbst gegebenen Winke als Hebel gehörig gehandhabt werden, wohl noch manche werthvolle Ausbeute. Hier sei es genug, auf einzelne wenige Punkte hinzudeuten.

Nachdem V. 103—164 die ersten Entwicklungsstufen der Kunst — Unterscheidung zwischen Stoff und Gestalt, Nachbildung der letzteren, Abstraction der ästhetischen Grundprincipien, Idealisirung, Combination einzelner Motive zu dem Ganzen einer freien Kunstschöpfung — vorgeführt worden, weist der Dichter im zweiten Theile, V. 164—210, die veredelnde Einwirkung der Kunst auf die Mensch-

heit, und zwar wesentlich als eine moralische, nach, und gelangt zur Entfaltung des edleren Keimes der Geistesliebe aus dem bloß sinnlichen, der bis dahin die Menschheit wie das Thier beherrschte.

> Geadelt zur Gedankenwürde
> Floß die verschämtere Begierde
> Melodisch aus des Sängers Mund;
> Sanft glüh'ten die bethauten Wangen,
> Das überlebende Verlangen
> Verkündigte der Seelen Bund.

Der Begriff des Ueberlebens ist hier rücksichtlich seines Objects wohl zu erwägen. Viehoff erklärt: „Der niedre Sinnentrieb schweigt, sobald er befriedigt worden; wenn ihn aber noch ein Verlangen überlebt, so ist das ein Zeichen von einem Bunde der Herzen." — Diese Erklärung würde ausreichen, sofern nur eine Unterscheidung der menschlichen Liebe von dem Triebe des Thieres beabsichtigt wäre. Der Dichter will wohl eher den Adel der Empfindung darin erkennen, daß letztere sogar den Tod überdauert. Der — ursprünglich aus Orphischen Mysterien hervorgegangene — Mythus von Amor und Psyche hat, wie manche Kunstwerke erkennen lassen, den Sinn einer die Seele zu höherer Seligkeit emporziehenden, durch Leben und Tod geleitenden Liebe. S. Otfr. Müller's Handb. d. Archäol. d. Kunst p. 589, wo ein Vasenbild erwähnt wird, auf welchem Eros auf der Todtenurne als einem Segelschiffe nach Elysion hinüberfährt.

V. 210—253 läßt Schiller als eine geistige Schöpfung der Kunst jene Mächte entstehen, welche das Christenthum dem Gebiete der Offenbarung zuweist, Gottheit, Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele; dann aber, V. 254—265, geht er über auf die Entstehung von Götterbildern. Den Unterschied, welcher hier zwischen der geistigen, poetischen Schöpfung und der plastischen Ausführung liegt, übersieht offenbar Winckelmann, wenn er p. 23 sagt: „Wer mit der Geschichte der griechischen Kunst bekannt ist, wird nicht zugeben können, daß diese in der Darstellung des Göttlichen so angefangen habe. Die Vereinigung der hier angegebenen göttlichen Züge trat erst allmälig ein. Sonderbar ist, daß unser Dichter dies selbst V. 260 ff. ausspricht." Freilich heißt es V. 210 ff.

> Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
> Der Starken Kraft, der Edlen Grazie
> Vermähltet ihr in einem Bilde
> Und stelltet es in eine Glorie.

Hier aber ist es die mythenbildende Seite der Poesie, von der Schiller redet, und daß diese durch Verschmelzung oder Vermählung erhabener Ideen zu persönlichen Wesen Götter erschaffen hat, kann nicht bestritten werden; im Drama tritt die Idee der planvollen Weltregierung aus Mythus und Handlung hell hervor, es fügt sich aber schon in's älteste Epos diese und die Idee der Fortexistenz nach dem Tode als dynamische Seite der übrigens personificirten Geisteswelt ein. Was dagegen V. 254--265 ausgesprochen wird, stellt die Hervorbrngung idealer Götterstatuen als neue Entwicklungsstufe der Kunst, und hier natürlich der plastischen dar, welche auf dem Zusammenwirken mehrerer Künste beruhe.

Zu immer höhern Höhen
Schwang sich das schaffende Genie;
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen entstehen,
Aus Harmonieen Harmonie.

Erst muß der Mythologe den Gott gedichtet haben, da erst kann der plastische Künstler, der an Menschen, — Ringern, Nymphen — seine Studien gemacht hatte, die geistig, als Ideal bestehende Gottheit in körperliche Formen bringen, einen Apollo, eine Athene darstellen.

Wie tief Schiller jede Richtung der griechischen Kunst erfaßte, welche ihm doch wesentlich erst in der Zeit zugänglich wurde, wo unser Gedicht entstand, zeigt sich schon in überraschender Weise da, wo er die Ueberzeugung von einer allwaltenden Weltregierung aus den Eindrücken des Dramas hervorgehen läßt, V. 220—236; von ganz eigenthümlichem Interesse aber ist es, dies in der nächsten Strophe zu verfolgen, welche von der Unsterblichkeit handelt. Als dem Bedürfniß des Ebenmaßes durch die Erscheinungen der moralischen Welt kein Genüge geschieht, schaffen die Dichter „in kühner Eigenmacht" jenseit des Grabes ein zweites Leben, sie führen „den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht", bis er sich zum Kreise rundet.

Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Kastor angelehnt, ein blühend Polluxbild,
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Das letztere dieser Gleichnisse, dessen Schiller mit besonderer Vorliebe in seinem Briefe an Körner vom 30. Mai 1789 erwähnt, und zu dem er sich durch eine Stelle Ossian's angeregt bekennt, spricht in voller Deutlichkeit den Gedanken aus, daß nun neben der hellen, dem Blicke sich sichtbar darlegenden Hälfte des menschlichen Daseins

eine dunkle, nicht geschaute, erlebte, sondern nur geahnte jenseit des Grabes liege. „Ossian sagt nämlich von Einem, dem der Tod nahe war", heißt es in jenem Briefe, „der Tod stand hinter ihm, wie die schwarze Hälfte des Mondes hinter seinem silbernen Horne."

Wie Schlegel diese Deutung vergebens suchen konnte und geradezu auf eine richtige verzichtet, (VII, p. 19) dürfte uns bei der übrigens geistvollen Beleuchtung unsers Gedichtes befremden, müßten wir nicht annehmen, daß eine von Schiller selbst begangne Verwechslung in den ersten beiden Zeilen, nämlich der Pollux mit gesenkter Fackel, ihn irre gemacht habe. Auch hier gesteht Schlegel, um eine Deutung verlegen zu sein; wir lassen seine eignen Worte folgen: „Nur gegen die vier letzten Verse möchte ich Einwendungen machen. Ich begreife wohl, daß die Dioskuren als Sinnbild der Unsterblichkeit gebraucht werden können, wegen ihres abwechselnden Lebens im Olymp und in der Unterwelt. Allein was soll der Zusatz „mit umgestürztem Lichte"? Ich entsinne mich nicht, daß die Dioskuren mit diesem Attribut vorkämen. Soll es vielleicht auf die berühmte Gruppe von Statuen gehen, die Einige für Kastor und Pollux, Andere für ein paar Genien halten? Diese Beziehung wäre doch zu speciell. Die zwei letzten Zeilen scheinen als Apposition oder Erklärung zu den ersten hinzugefügt zu sein, und vielleicht darauf zu deuten, daß man sich nur ein dämmerndes Schattenleben nach dem Tode dachte. Allein in dieser Verbindung sind sie mir gleichfalls dunkel."

Und doch wird bei näherer Betrachtung die ganze Stelle vollkommen klar, und nur ein kleiner leicht verzeihlicher Irrthum bei Schiller braucht erkannt zu werden, um seinerseits als Band und als Schlüssel des Räthsels zu dienen. Wir haben dann zugleich eine interessante Gelegenheit, das poetische Weben im Dichter Faden für Faden zu verfolgen.

Ossian's Gleichniß stellt neben das Leben den wegraffenden Tod, die *Κήρ* der Alten (s. Lessing, wie die Alten den Tod gebildet, Bd. VIII, p. 247 ff.); Schiller aber will ja den Zustand nach dem Tode, ein zweites Leben, den *θάνατος* der Alten, mit dem Leben in Gegensatz setzen. Da schwebt ihm eine Gruppe vor, zwei Brüder, an einander gelehnt, deren einer eine gesenkte Fackel hält, gewöhnlich Kastor und Pollux genannt. Sehr erwünscht vereinigt sich hier die Unsterblichkeit der Dioskuren mit dem Attribute des Todes, der soeben vom Dichter ausgeführten Idee vollkommen entsprechend. So

wählt er denn aus dem Bereiche der plastischen Kunst einen Beleg, welcher zugleich zu richtiger Auffassung des nun folgenden Gleichnisses vom Monde vorbereitet.

Ohne Zweifel ist diese Gruppe dieselbe, auf welche auch Schlegel deutet, die sog. Gruppe von St. Ildefonso (s. Welcker, das akad. Kunstmuseum zu Bonn p. 15; Preller, griechische Mythologie p. 526), welche Lessing als der Villa Ludovisi zugehörig beschreibt (a. a. O. p. 235 ff.) und als Schlaf und Tod deutet. Hätte Schiller diese Deutung, welche Lessing nur vorschlägt, als sicher angenommen, so hätte er das Gleichniß eben so wenig gebrauchen können, als wenn er, wie man vor Lessing that, nur die Dioskuren oder ein paar Genien (Hesperus und Lucifer) darin gesehen hätte.

Seine eigenen Worte in dem Briefe an Körner sind folgende: „Ich stelle also zwei Jünglinge neben einander, davon der eine beleuchtet ist, der andre nicht (mit umgestürztem Lichte); jenen vergleiche ich mit der beleuchteten Mondeshälfte, diesen mit der schwarzen, oder was ebensoviel sagt: die Alten, die den Tod bildeten, stellten ihn vor als einen Jüngling, der eben so schön ist, als sein Bruder, das Leben, aber sie gaben ihm eine umgestürzte Fackel, um anzudeuten, daß man ihn nicht sehe ꝛc.“

Aber was führt ihn nur dazu, in derselben Gruppe einmal die Dioskuren, zugleich aber Leben und Tod zu erblicken? Die „Alten, die den Tod bildeten“, weisen uns auf die rechte Fährte. Lessing hat über jene Gruppe eine geistvolle Erörterung, die Schiller gelesen hat, und an die sich Schlegel seltsamer Weise gar nicht erinnert. In der Abhandlung, „wie die Alten den Tod gebildet“, heißt es (p. 235) folgendermaßen: „Dieses Gestus der auszuschleidernden Fackel, als Sinnbild des nahenden Todes, habe ich mich immer erinnert, so oft mir die sogenannten Brüder, Kastor und Pollux, in der Villa Ludovisi vor Augen gekommen. Daß es Kastor und Pollux nicht sind, hat schon vielen Gelehrten eingeleuchtet; aber ich zweifle, ob Del Torre und Maffei der Wahrheit darum näher gekommen. Es sind zwei unbekleidete, sehr ähnliche Genii, beide in einer sanften melancholischen Stellung; der eine schlägt seinen Arm um die Schultern des andern, und dieser hält in jeder Hand eine Fackel. Die in der Rechten, welche er seinem Gefährten genommen zu haben scheint, ist er bereit, auf einem zwischen ihnen inne stehenden Altare auszudrücken, indem er die andere, in der Linken, bis über die Schulter

zurückgeführt, um sie mit Gewalt auszuschlagen; hinter ihnen steht eine kleinere weibliche Figur, einer Isis nicht unähnlich.*) Del Torre sahe in diesen Figuren zwei Genii u. s. w." „Aber um so viel nöthiger dürfte es sein, auf eine neue Auslegung dieses trefflichen Kunstwerkes zu denken, und wenn ich den Schlaf und den Tod dazu vorschlage, so will ich doch nichts, als sie dazu vorschlagen." — Wie richtig diese letzte Vermuthung gewesen, hat sich seither zur Genüge erwiesen. Welcker a. a. O. p. 16 sagt: „An Lessing rühmt Raoul Rochette die in Betracht der Zeit und des Landes, wo er schrieb, wahrhaft wunderbare Sagacität, womit derselbe bloß vermittelst der Texte in das Verständniß der Monumente eindrang und so zu sagen den griechischen Genius unter römischen Reminiscenzen hervor in dem Grade errieth, um die Bedeutung dieser Gruppe zu treffen."

Rühmen wir mit ihm Lessing's Sagacität, so werden wir jetzt Gelegenheit haben, die Gewalt poetischer Combination bei Schiller anzustaunen, die sich auf dem granitnen Unterbau Lessingscher Forschung erhob. Bei Schlegel aber möchte man fast verwundert fragen, ob er, der Alterthumsforscher, als er die oben mitgetheilten Bedenken aussprach, die Lessingsche Abhandlung über den Tod der Alten und insbesondere die Deutung unsrer Gruppe noch nicht kannte, oder ob er so wenig tief in den Sinn derselben hineingeblickt hat, um Schiller's Gedankengang hier zu verfehlen! Lieber fast möchten wir Ersteres denken, als Letzteres.

Wie tiefe Wurzeln hatte, was Schlegel ganz übersah, bei Schiller geschlagen! Lessing schlägt vor, dem sog. Pollux lieber die Deutung des Todes zu geben; beide Brüder, Schlaf und Tod, fallen dann zusammen mit jenen beiden Genien, die wir kurz zuvor schon in derselben Lessingschen Abhandlung antreffen, wo von dem Relief auf dem Kasten des Cypselos geredet wird. (Pausanias' Eliaca cap. 18: *Πεποίηται δὲ γυνὴ παῖδα λευκὸν καθεύδοντα ἀνέχουσα τῇ δεξιᾷ χειρὶ, τῇ δὲ ἑτέρᾳ μέλανα ἔχει παῖδα καθεύδοντι ἐοικότα, ἀμφοτέρους διεστραμμένους τοὺς πόδας. δηλοῖ μὲν δὴ καὶ τὰ ἐπιγράμματα, συνεῖναι δὲ καὶ ἄνευ τῶν ἐπιγραμμάτων ἔστι, Θάνατόν τε σφᾶς εἶναι καὶ Ὕπνον, καὶ ἀμφοτέροις Νύκτα αὐτοῖς τροφόν.*) Es ist ein weißer Knabe, ein schwarzer, jener schlafend, dieser wie

*) Kora mit dem Granatapfel. S. Welcker a. a. O. p. 16.

schlafend, der Gegensatz von Leben und Tod durch die Farbe ausgesprochen! Nun weben sich die Bezeichnung Kastor und Pollux, die Bedeutung Schlaf und Tod, die Vorstellung des weißen und des schwarzen Jünglings zu einer einzigen poetischen Anschauung in einander, wo die schwarze Farbe, die todesdunkle Beschattung des letztern durch die umgestürzte Fackel in des nun unbeleuchteten Pollux Hand dargestellt wird. Welch' eine poetische Schöpferkraft, welch' eine Gewalt der Wirkung von Lessing zu Schiller! Gern vergessen wir hier den Zwang, welchen der Letztere dem Alterthum anthut durch die Vermischung der Deutungen, da doch die Dioskuren nie Fackeln tragen, durch die Verwechslung des Schlafes mit dem Leben im Gegensatz zum Tode, endlich durch die dem Sinne griechischer Plastik zuwiderlaufende Deutung der umgestürzten Fackel, die den Träger gleichsam dunkel erscheinen lasse, und bewundern dagegen den Reichthum der aus allen Quellen unserm Dichter zuströmenden Ideen und Bilder, die Leichtigkeit, Wärme und Tiefe, womit er sie ergreift, die Gewalt, womit er sie gestaltet und befruchtet.

Auch andere Stellen in Schiller's Dichtungen, so insbesondere Nr. 14 in den Göttern Griechenlands, weisen auf den tiefen Eindruck hin, den die Lectüre Lessing's auf Schiller gemacht hatte.

Nachdem nun der Dichter V. 266—287 ausgeführt, wie der Schöpfungskreis der Kunst sich durch Arbeit und Geisteskampf der Menschheit erweitert und der Geist den durch die Kunst aus der Natur entnommenen Maßstab der Symmetrie und Harmonie in das Weltgebäude übertragen habe, geht er V. 288—305 auf den verschönenden Einfluß über, welchen die Pflege der Kunst auf den Geist des Menschen selbst und auf seine gesammte Lebensauffassung gehabt habe. Freilich idealisirt er hier, aber in wunderbar schöner Weise; jede Regung des Gemüthes, jede Thätigkeit des Geistes, sagt er, ist von derselben Harmonie durchdrungen, welche der so veredelte Mensch im Weltenlaufe erkennt; wie er sie vorher auf die sinnliche und geistige Außenwelt übertrug, so bildet sich jetzt sein eigenes Empfinden harmonisch aus:

„Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
In weichem Umriß in einander schwinden,
Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.“

Hier ist der Ideengang schon so hoch genommen, daß wir unter den Erscheinungen nicht mehr, wie Viehoff will, die Werke der Kunst, Statuen, Gemälde, schöne Gebäude u. dgl. verstehen können; es sind die harmonischen Eindrücke der gesammten Außenwelt gemeint. welche das übereinstimmende Gepräge der Harmonie tragen, und unter denen sein Leben in gleich harmonischer Strömung verrinnt. Jeder nun folgende Satz faßt weiter ausführend den vorhergehenden Gedanken auf.

> Sein Geist zerrinnt im Harmonieenmeere,
> Das seine Sinne wollustreich umfließt,
> Und der hinschmelzende Gedanke schließt
> Sich still an die allgegenwärtige Cythere.

Sein Geist giebt sich dahin zu völliger Uebereinstimmung mit der Harmonie, von der er das Weltall durchdrungen sieht und deren er mit jeder Empfindung, mit jedem Fühlfaden seiner Seele, mit jedem Blicke seines Geistes tiefer inne wird — wie schwimmend in einem Meere, das wollustreich alle Sinne umfließt. Der „hinschmelzende Gedanke" aber, der sich still anschließt an die allgegenwärtige Cythere, ist hier sicherlich nicht, wie Viehoff erklärt, eine einzelne abstracte Idee, die sich in poetische Form kleide; entweder bezeichnet er die Art, zu denken, bei welcher nun, in dem so geläuterten Geiste, eine volle Hingabe, ein Dahinschmelzen in die große Harmonie des Welt- und Menschengeschickes erfolgt; oder noch besser den Geist selbst, das Denkmal im Menschen, den *νοῦς*, der jetzt, die Form seines irdischen Daseins verlassend, — wie ein schmelzendes Wachsbild — sich still, ergeben und vertrauensvoll jener Macht dahingibt, deren Huld und Schönheit bisher, himmlisch verklärt und verklärend, das All durchdringend, den strebenden Geist umfing. So aufgefaßt wird die Idee zu einem trefflichen Abschluß gebracht durch die nun folgenden Verse:

> Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
> Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
> Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
> Mit freundlich dargebot'nem Busen
> Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Die höchste moralische Freiheit, welche in der Lostrennung von allen selbstischen Regungen und einer bewußten Uebereinstimmung des persönlichen Geistes mit dem unendlichen Geiste besteht, läßt ihn wie ein selbstverordnetes Loos auch das letzte irdische Geschick, den Tod,

dahinnehmen; ohne Unmuth, ohne Verzagen, getragen von den Ideen des Schönen und Wahren, sieht er in dem drohenden Todesloose die Gabe einer die Menschen liebenden göttlichen Macht, deren Bestimmungen er sich freudig ergibt. — Wenn uns bei dieser durchaus ideal gehaltenen Schilderung der Tod des Sokrates vorschwebt, und wir die Wahrheit freilich zugeben müssen, daß auch bei minder verklärten Naturen das griechische Alterthum mehr Fassung im Tode erkennen läßt, als die neuere Zeit, so ist doch dieselbe Erscheinung zu allgemein bei Völkern jeder Zeit, die nicht durch überfeinerte Cultur eine gleichsam krankhafte Lebensliebe in sich nähren, als daß wir sie für ein specifisches Ergebniß der griechischen Schönheitsreligion zu halten hätten.

Nun folgt, um den Nachweis einer hohen Vollendung der Menschheit durch die Kunst mit einer Art von Rückblick zu schließen, ein anerkennender und dankender Zuruf an die Künstler, die vertrauten Lieblinge der sel'gen Harmonie, welche dem Menschen sittliche Freiheit geschenkt und sein dürftiges irdisches Dasein durch die Gebilde der Kunst verschönert haben. So kann sich nach einem kurzen Uebergange, V. 317—362, der zweite Hauptheil des Gedichtes anschließen, welchen Schiller, hauptsächlich durch Wieland angeregt, erst später zusetzte. Hier wird nämlich die zweite Blüthe der Kunst und Wissenschaft den Trägern der antiken Kunst als Verdienst beigemessen, und zwar insbesondere jenen Griechen, welche nach dem Fall von Constantinopel die Kenntniß griechischer Literatur und Kunst nach Oberitalien verpflanzten. Die wissenschaftlichen Bemühungen der letzten drei Jahrhunderte, so großartig in ihren Mitteln wie überraschend in ihren Erfolgen, führen nun den Dichter auf einen Gedanken, welcher in einem der oben erwähnten Briefe an Körner (9. Febr. 1789) bestimmt ausgesprochen wird: „Nachdem also der Gedanke philosophisch und historisch durchgeführt ist, daß die Kunst die sittliche und wissenschaftliche Cultur vorbereitet habe, so wird nun gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel selbst sei, sondern nur eine zweite Stufe zu demselben, obgleich der Forscher und Denker sich vorschnell schon in den Besitz der Krone gesetzt und dem Künstler den Platz unter sich angewiesen. Dann erst sei die Vollendung des Menschen da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Cultur wieder in der Schönheit auflösen.

Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freu'n,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein.

Diese Vorstellung führe ich nun auch wieder auf meine Allegorie zurück und lasse die Kunst an diesem Ziele sich dem Menschen in verklärter Gestalt zu erkennen geben."

Im weiteren Verlaufe der Dichtung ist also vom bloßen Denker und Forscher nicht mehr die Rede; er wird immer mehr selbst Künstler, denn was er früher als einzelnes Glied aus dem Weltenplan, aus der nur einseitig und verstümmelt aufgefaßten Schöpfung sah, vermag er jetzt in seinem Zusammenhange mit dem Ganzen zu fassen und darzustellen; der Künstler und Denker ist jetzt Eine Person, und ist der Führer des immer idealer durchgebildeten Menschen. Diesem Führer ruft der Dichter zu:

So führt ihn, in verborgnem Lauf,
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne,
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf.
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung, —
Und in der Wahrheit Arme wird er gleiten!

Halten wir also ja fest: Der Führer — Künstler und Denker in Eins — leitet i h n, — den Menschen! — der Dichtung Blumenleiter hinauf, zum Anschau'n „immer reinerer Formen, schönerer Schöne", bis er — der Mensch — endlich in die Arme der Wahrheit gleitet. Denn in dieser verklärten Gestalt gibt sich ihm die Kunst nun zu erkennen.

Nun die Allegorie der in Cypris Gestalt verhüllten Urania:

Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert, als Urania;
S o s c h n e l l e r n u r v o n i h m e r h a s c h e t,
J e s c h ö n e r e r **von** i h r g e f l o h' n.
So süß, so selig überraschet
Stand einst Ulyssens edler Sohn,
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
Zu Jovis Tochter sich verklärte.

Sonderbarer Weise haben alle früheren Ausleger unsers Gedichtes diese Stelle mißverstanden, und ihr eine Deutung gegeben, welche dem Grundgedanken der Dichtung, man darf getrost sagen, die Glieder verdreht. Welcher soll denn der Sinn der hier fortgeführten Allegorie sein?

1) Entweder so: Die Wahrheit, in die Hülle der Schönheit sich verbergend, reizt den Menschen, sich zu ihr emporzuringen — an des Führers Hand, auf der Blumenleiter der Dichtung —; stets höher steigend erblickt er sie in immer reinerer Form, schön'rer Schöne, endlich mündig geworden darf er sie erhaschen, ihr in's Antlitz schauen — es ist die Wahrheit selber.

2) Oder so: Er ist der Denker, der vor der Schönheit flieht, der schön vor der Schönheit flieht, vor der Cypria, und dadurch um so schneller die Cypria, jetzt zugleich Wahrheit oder Urania, erhascht, überrascht erkennend, daß sie, die er erhascht, dieselbe ist, von der er hinweg floh. Denn der Denker kann die Schönheit nicht lieben, und das ist das Schöne an ihm.

Letztere Erklärung ist die Götzinger's und Viehoff's; doch mögen Beide verzeihen, wenn dieselbe trotz der von ihnen citirten Stellen aus Schiller's Abhandlungen uns völlig verfehlt scheint. Er, der mündige Sohn, ist nicht der Denker, sondern der Mensch; aber auch, daß der Denker vor der Schönheit flöhe, ist nirgends gesagt, sondern vielmehr das Gegentheil an vielen Stellen; ferner, flöhe er wirklich vor der Schönheit, so wäre das doch gewiß nicht schön von ihm, es wäre Barbarei; und möchte er noch so schön fliehen, er würde sie nicht um so schneller, sondern nie erhaschen, ja er würde sich immer weiter von ihr entfernen — denn das Wesentliche unsrer Stelle ist ja, daß Cypria und Urania vollkommen als eine und dieselbe Person, nur mit verschiedenen Attributen, gedacht werden sollen! Wer also vor Cypria flieht, — ob sie ihn verfolgt, wird nicht gesagt — der kann sie nimmermehr als Urania erhaschen. — Und wie ist's mit Telemach? — War er vor dem vermeintlichen Mentor geflohen, führte ihn diese Flucht zu Pallas Athene, die mit jenem vermeintlichen Mentor identisch ist und jetzt die Hülle schwinden läßt? Unmöglich! Pallas hatte sich vor ihm versteckt, sich seinem Anblicke entzogen; Telemach reift zum verständigen Jünglinge, nun darf er die Göttin als Göttin schauen.

Ebensowenig ist der Denker oder wer sonst vor der Cypria geflohen; wäre das der Sinn unsrer Stelle, so wäre sie, was jetzt jeder Leser zugeben wird, nicht, wie Götzinger ausruft, eine „ewig schöne Stelle", sondern eher eine etwas confuse Stelle. Die schöne Flucht findet auch Winckelmann etwas räthselhaft, er zieht folgende Deutung vor (p. 26): „Je schöner er war, als er von ihr floh. Den Denker treibt ein Bedürfniß hin zur Kunst, und wenn er die Wirkungen der Kunst an sich erfahren hat, kehrt er, reich an ihren Gaben, also schöner, auf sein Gebiet zurück." Daß auch hiemit nicht viel gebessert ist, liegt auf der Hand; vom Denker ist aber nicht die Rede, noch weniger soll derselbe sich von der gefundenen Schönheit wieder abwenden und auf sein Gebiet zurückkehren, am allerwenigsten aber wird er dann die haschen, vor der er flieht.

Auch die Rückertsche Stelle (Ged. II, 389), welche Hölscher (Archiv XV, 3, 334) gleichsam bestätigend, zu Winckelmanns Erklärung hinzusetzt, macht letztere um nichts besser. Sie heißt so:

> Es ist die Wissenschaft der Tod der Poesie,
> Die selbst einst war die Lebensluft der Erden.
> Tod sucht ein höh'res Sein; so sucht Philosophie
> Zuletzt nur höh're Poesie zu werden.

Denn die erste Hälfte dieses Gedankens, die Wissenschaft tödte die Poesie, ist in ihrer Romantik der Ansicht Schiller's, die er oft und auch in unserm Gedichte ausspricht (V. 266—287), entschieden entgegengesetzt; nach Schiller nimmt, je höher und reicher das Wissen wird, auch die Kunst um so höheren Flug. Die zweite Hälfte aber, die Philosophie selber strebe danach, eine höhere Poesie zu werden, paßt nicht mehr hieher, wo sie nichts zu erläutern vermag, sondern zu V. 400—408. Die von Rückert ausgesprochene Antithese kann auch absolut nicht zur Beschönigung eines Widerspruchs mißbraucht werden.

Nun also, woher rühren jene sonderbaren Irrthümer? Offenbar von einer Ungenauigkeit des Ausdrucks im Gedichte selbst.

> So schneller nur von ihm erhaschet,
> Je schöner er v o n i h r g e f l o h n.

Aber seltsam; wird der letzte Vers ungrammatisch gedeutet, so wird der Sinn der eben beleuchteten verdreht; grammatisch richtig gefaßt, ist auch der Sinn recht. Man hätte sicher das Gegentheil zur Rechtfertigung jener Fehlgriffe erwarten sollen.

Fliehen von Jemandem ist ein falscher Ausdruck; war der mündige Sohn ein Flüchtling, so floh er nicht von, sondern vor ihr. So emendiren auch verschiedene Ausgaben und Gedichtsammlungen, und werfen den Leser damit recht dem Irrthum in die Arme. Auf jeden Fall hätte Schiller dann schon selbst das vor gewählt.

Aber — der Mensch flieht ja gar nicht! Der Künstler führt ihn die Blumenleiter der Dichtung hinan, um die immer schöner zurückweichende Cypria zu verfolgen. Sie flieht, er hascht; je schöner sie ihn flieht, je schneller hascht er sie. Er wird gefloh'n, sie wird erhascht — beide Participien haben passivischen Sinn. Anstatt zu sagen: „Die bisher als Cypria erscheinende Urania wird um so schneller von dem Menschen erhaschet, je schöner er von ihr geflohen worden war,“ sagt der Dichter mit verkürzten Sätzen:

So schneller nur u. s. w.

Es ist also nicht das gewöhnliche Hinwegwerfen des Hülfszeitworts, welches freilich im Passivum nicht gestattet ist, sondern eine Satzverkürzung, durch welche das auf „sie“ bezügliche Participium zu einer Art von Apposition wird; natürlich mußte da der zweite auf den Menschen bezügliche Proportionalnebensatz gleichfalls verkürzt werden, eine Freiheit, die der Dichter sich in Prosa allerdings nicht erlaubt haben würde.

Klar ist jetzt die Stelle, daran bleibt kein Zweifel. Oder sollte es zu viel gesagt sein, daß die Wahrheit, Urania, den Menschen geflohen habe? Sie will doch nicht eher von ihm erhascht werden, als bis er mündig geworden; ihr Anblick würde ihn verzehren (V. 57), und dem blöden Auge des noch rohen Menschen entflieht somit die schöne Seele der Natur (V. 114 u. 115); oder die nackte, ernste Wahrheit würde in dem unreifen Menschen den Haß gegen ihre Verkündigung erregen, wie denn auch V. 450—457 der Dichter sagt:

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Darum ist das Verbergen der Wahrheit in die Schönheit, in des Reizes Hülle eine Flucht, und zwar eine schöne Flucht, denn

durch sie erscheint die sich verhüllende Wahrheit als Cypria, den Beschauer einladend, sich ihr zu nahen. Wie dies Streben, das Kunstschöne zu fassen, den Menschen entwickelt, führt das Gedicht aus; wie das Schöne selbst in immer größerer Reinheit erscheint, sich immer weiter vom sinnlich Schönen zum geistig Schönen reinigt, wie also die Urania immer schöner vor dem Menschen flieht, sahen wir ebenfalls; endlich, bei dessen letztem glücklichen Dichterschwunge läßt sie den letzten Schleier fallen, und die Wandlung der Cypria in Urania, gleichzeitig aber des kindischen Menschen in den mündigen Sohn der Wahrheit ist vollbracht; er gleitet in die Arme der Wahrheit (V. 432), oder (V. 64—65):

> Was wir als Schönheit hier empfunden,
> Wird dort als Wahrheit uns entgegen gehn.

Düsseldorf.

Dr. **Schauenburg.**

Versification

des

fünften Acts des Goethe'schen Egmont. *)

Straße. Dämmerung. Clärchen. Brackenburg. Bürger.

Brackenburg.

Um Gottes willen, Liebchen, was beginnst Du?

Clärchen.

Komm mit mir, Brackenburg! Du mußt die Menschen
Nicht kennen; wir befreien ihn gewiß.
Denn was gleicht ihrer Liebe wohl zu ihm?
Ich schwör es, Jeder fühlt in seinem Herzen
Das brennende Verlangen ihn zu retten,
Die unaufhaltsam dringende Gefahr
Von einem theuren Leben abzuwenden,
Dem Freiesten die Freiheit zu erstatten.
Komm, Brackenburg! Es fehlt nur an der Stimme,
Die sie zusammenruft. In ihrer Seele
Lebt noch ganz frisch, was sie ihm schuldig sind!
Sie wissen, daß sein mächt'ger Arm allein
Sie vor dem drohenden Verderben schützt.
Um seinet- und um ihretwillen müssen
Sie Alles wagen. Und was wagen wir?
Zum höchsten unser Leben, das zu retten
Der Müh' nicht werth ist, wenn er sterben muß.

Brackenburg.

Unglückliche! Du siehst nicht die Gewalt,
Die uns gefesselt hält mit Eisenbanden.

*) Diese Studie sollte einestheils einen Beitrag zu einer Palaestra Musarum im deutschen Unterricht, anderntheils den praktischen Beweis liefern, wie leicht sich der in rhythmischer Prosa gehaltene fünfte Act des Goetheschen Dramas in fünffüßige Jamben umsetzen läßt.

Clärchen.

Nicht unbezwinglich scheint sie mir. Laß uns
Nicht lange noch vergeblich Worte wechseln.
Hier kommen von den alten, wackern Männern!
Hört, Freunde! Nachbarn! — Sagt, wie ist's mit Egmont?

Zimmermeister.

Was will das Kind? Ach laß sie schweigen, Freund!

Clärchen.

O tretet näher, daß wir sachte reden,
Bis wir vereint und stärker sind. Wir dürfen
Nicht einen Augenblick versäumen! Denn
Schon zuckt die freche Tyrannei, die ihr
Zu fesseln wagt, den mörderischen Dolch.
Mit jedem Schritt der Abenddämmerung,
O Freunde, werd' ich immer ängstlicher.
Ich fürchte diese Nacht. Wohlan denn! Kommt!
Wir wollen theilen uns; mit schnellem Lauf
Von einem Stadttheil zu dem andern rufen
Die Bürger wir heraus. Ein Jeder muß
Zu seinen alten rost'gen Waffen greifen.
Dann auf dem Markte treffen wir uns wieder
Und unser Strom reißt Alle mit sich fort.
Die bösen Feinde sehen sich umringt
Und überschwemmt, und sind erdrückt. Was kann
Uns eine Hand voll Knechte widerstehen?
Und Er in unsrer Mitte kehrt zurück,
Sieht sich befreit, und kann uns einmal danken,
Uns, die wir ihm so tief verschuldet worden.
Er sieht vielleicht — ach ganz gewiß, er sieht
Das Morgenroth am freien Himmel wieder.

Zimmermeister.

Wie ist Dir, Kind?

Clärchen.

Könnt Ihr mich mißverstehn?
Ich spreche von dem Grafen! Egmont mein' ich.

Jetter.

Nennt diesen Namen nicht! Denn er ist tödtlich.

Clärchen.

Den Namen nicht! Wie? Diesen Namen nicht?
Wer nennet ihn bei jedem Anlaß nicht?

Wo steht er unauslöschlich nicht geschrieben?
In diesen Sternen hab ich ihn so oft,
Mit allen seinen Lettern ihn gelesen.
Was soll das? Freunde! Gute, theure Nachbarn,
Ihr träumt; besinnt Euch. Seht mich nicht so starr
Und ängstlich an! Blickt schüchtern nicht bei Seite.
Ich ruf' Euch ja nur zu was Jeder wünscht,
Was Eures Herzens eigne Stimme ruft.
Wer würfe sich in dieser bangen Nacht,
Eh' er sein unruhvolles Bett besteigt,
Nicht auf die Kniee hin, ihn zu erringen
Mit ernstlichem Gebet vom Himmel? Fragt
Einander Euch! Es möge von Euch Jeder
Sich selber fragen! Wer spricht mir nicht nach:
„Egmont's Befreiung gilt es oder sterben!"

Jetter.

Bewahr' uns Gott! Da gibt's ein Unglück.

Clärchen.

Bleibt,
Und drückt Euch nicht vor seinem Namen weg,
Dem Ihr Euch sonst so froh entgegendrängtet! —
Wenn schon von Weitem ihn verkündigte
Die Jubelbotschaft „Egmont kommt von Gent!"
Da hielten die Bewohner in den Straßen,
Durch die er reiten mußte, sich beglückt.
Und wenn Ihr seine Pferde schallen hörtet,
Warf jeder seine Arbeit eilig hin,
Und über die bekümmerten Gesichter,
Die Ihr durch's enge Fenster stecktet, fuhr
Ein Blick der Hoffnung und entzückten Freude
Von seinem Antlitz wie ein Sonnenstrahl.
Da hobt Ihr auf der Thürschwell' Eure Kinder
Empor und sagtet mit dem Finger deutend:
„Sieh, das ist Egmont! Sieh, der Größte ist's!
Er ist's, von dem Ihr bess're Zeiten einst,
Als Eure Väter lebten, hoffen dürft."
Laßt Eure Kinder nicht dereinst Euch fragen:
„Wo ist er hin? Wo sind die Zeiten hin,
Die Ihr versprachtet?" So wechseln Worte wir,
Und jeder Augenblick, den müßig wir
Verschwenden, ist Verrath an seinem Leben.

Soest.

O schämt Euch, Brackenburg! Laßt sie doch nicht
Gewähren! Steuert Ihr dem Unheil nicht?

Brackenburg.

Komm, laß uns gehen, liebes Clärchen! Komm!
Was wird die Mutter sagen? Und vielleicht

Clärchen.

Meinst Du, ich sei ein Kind noch oder toll?
Was kann vielleicht? — Von dieser schrecklichen
Gewißheit kannst Du mich mit keiner Hoffnung
Befrei'n. — Ihr sollt mich hören, und Ihr werdet:
Ich seh's, Ihr seid zumal bestürzt und könnt Euch
In Eurem Busen selbst nicht wiederfinden.
Laßt durch die gegenwärtige Gefahr
Nur Einen Blick in das Vergangne dringen,
Das kurz Vergangne. Wendet Eure Sinne
Nach der zukünft'gen Zeit. Könnt Ihr denn leben,
Wenn er zu Grunde geht? Mit seinem Athem
Entflieht der letzte schwache Hauch der Freiheit.
Was war er Euch? Für wen hat er gestritten,
Der dringendsten Gefahr sich bloßgestellt?
Für Euch nur flossen, heilten seine Wunden.
Die große Seele, die Euch alle trug,
Beschränkt ein Kerker; tückischen Verraths
Und Mordes Schauer schweben um sie her.
Er denkt vielleicht an Euch, er hofft auf Euch,
Der nur zu geben, zu erfüllen pflegte.

Zimmermeister.

Gevatter, kommt.

Clärchen.

Ich habe weder Arme
Noch Mark wie Ihr; doch, was Euch allen fehlt,
Ich habe Muth, Verachtung der Gefahr.
Könnt' Euch mein Athem doch entzünden! Könnt' ich
An meinen Busen drückend Euch erwärmen!
Kommt! Kommt! In Eurer Mitte will ich gehn! —
O säumet nicht. Wie eine Fahne wehrlos
Ein edles Heer von Kriegern wehend anführt,
So soll mein Geist um Eure Häupter flammen,
Und Lieb' und Muth soll das zerstreute Volk
Zu einem fürchterlichen Heer vereinen.

Jetter.

Schaff' sie bei Seite, ach! sie dauert mich.

(Bürger ab.)

Brackenburg.

Siehst Du nicht, Clärchen, wo wir sind?

Clärchen.

Ich seh's:
Wir stehen unterm Himmel, der so oft
Sich schöner, herrlicher zu wölben schien,
Wenn unter seinem Blau der Edle herging.
Aus diesen Fenstern haben Kopf an Kopf
Sie einst herausgesehn; an diesen Thüren
Da haben sie gescharret und genickt,
Wenn auf die Memmen er heruntersah.
Ich hatte sie so lieb wie sie ihn ehrten!
Wär' er Tyrann gewesen, möchten sie
Vor seinem Falle immer seitwärts gehn.
Nun aber liebten sie ihn doch so warm! —
Ihr Hände, die Ihr an die Mützen griff't,
Zum Schwert könnt Ihr nicht greifen — Brackenburg,
Und wir? — Wir schelten sie? — Was thun für ihn,
Die ihn so oft festhielten, diese Arme? —
Doch List hat in der Welt so viel erreicht —
Du kennst die Wege, kennst das alte Schloß.
Nichts ist unmöglich, gib mir einen Anschlag.

Brackenburg.

Wenn wir nach Hause gingen, Clärchen!

Clärchen.

Gut.

Brackenburg.

Dort an der Ecke seh' ich Alba's Wache;
O laß Dir doch die Stimme der Vernunft
Zu Herzen dringen. Hältst Du mich für feig?
Glaubst Du nicht, daß ich für Dich sterben könnte?
Wenn wir hier bleiben, sind wir beide toll.
Siehst Du denn nicht das ganz Unmögliche?
Wenn Du Dich faßtest! Du bist außer Dir.

Clärchen.

Ich außer mir? Abscheulich! Ihr seid es.
Da Ihr den edlen Helden laut verehrtet,
Da Ihr ihn Freund und Schutz und Hoffnung nanntet,
Ihm Vivat riefet, wenn er kam; da stand ich
In meinem Winkel, schob das Fenster auf,
Verbarg mich stille lauschend, und das Herz
Schlug höher mir als Euch, den Jubelnden.
Jetzt schlägt's mir wieder höher als Euch allen!
Denn da es noth ist, jetzt verbergt Ihr Euch,

Verläugnet ihn, und fühlt nicht, daß Ihr selbst
Verderben werdet, wenn er untergeht.

Brackenburg.

Komm mit nach Hause, Liebchen. Komm!

Clärchen.

Nach Hause?

Brackenburg.

Besinne Dich und sieh! Dies sind die Straßen,
Die Du nur Sonntags zu betreten pflegtest,
Durch die Du sittsam nach der Kirche gingst,
Wo Du mit übertriebner Ehrbarkeit
Mir zürntest, wenn ich freundlich Dich begrüßte
Und als Begleiter mich zu Dir gesellte.
Du stehst und redest, handelst öffentlich;
Besinne Dich, Kind! Wozu hilft es uns?

Clärchen.

Nach Hause! Ja, Freund, ich besinne mich.
So komm denn mit mir, Brackenburg, nach Hause!
Weißt Du es denn, wo meine Heimath ist? (ab.)

(Gefängniß, durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.)

Egmont allein.

O alter Freund, Du stets getreuer Schlaf,
Verläßt auch Du mich wie die andern Freunde?
Wie willig senktest Du Dich auf mein Haupt
Herunter sonst und kühltest meine Schläfe
Gleichwie der Liebe schöner Myrthenkranz!
Leicht athmend ruht' ich mitten unter Waffen
Und auf des Lebens wildempörter Woge
In Deinen Armen, sorglos wie ein Kind.
Wenn Stürme auch durch Zweig' und Blätter sausten,
Wenn Ast und Wipfel knirrend sich bewegten,
Blieb doch der Kern des Herzens ungeregt.
Was schreckt Dich nun? Was läßt Dich jetzt erbeben,
Erschüttert Dir den festen treuen Sinn?
Ich fühl's: es ist der Mordaxt dumpfer Klang,
Die an der Wurzel meines Lebens nascht.
Noch steh' ich aufrecht, doch ein innrer Schauer
Durchfährt mein banges, ahnungsvolles Herz.
Ja, die verrätherische Macht, sie siegt;

Sie untergräbt den festen hohen Stamm,
Und ehe noch die morsche Rinde dorrt,
Stürzt krachend und zerschmetternd Deine Krone.

Warum denn jetzt, der Du so oft die Sorgen
Gleich Seifenblasen Dir vom Haupt gewiesen,
Vermagst Du nicht die Ahnung zu verscheuchen,
Die tausendfach Dein Innerstes durchzieht?
Seit wann begegnet Dir der Tod so schrecklich,
Mit dessen wechselnden Gestalten Du
Wie mit gewohnten Bildern ruhig lebtest? —
Auch ist Er's nicht, dem die gesunde Brust
Wetteifernd sich im Kampf entgegensehnt;
Der Kerker ist's, des Grabes düstres Vorbild,
Dem Helden wie dem Feigen widerlich.
Unleidlich ward mir's schon auf weichem Polster,
Wenn Fürsten sonst in stattlicher Versammlung,
Was leicht und schleunig zu entscheiden war,
Mit wiederkehrendem Gespräch erwogen,
Und zwischen düstern Wänden eines Saals
Die Balken seiner Decke mich erdrückten.
Da eilt' ich fort, sobald es möglich war,
Und rasch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge.
Und frisch hinaus, da wo wir hingehören!
In's Feld, in's Feld, wo aus der Erde dampfend
Uns jede nächste Wohlthat der Natur
Und durch die Himmel wehend alle Segen
Der Weltgestirne kräftig uns umwittern;
Wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich,
Von der Berührung unsrer holden Mutter
Mit neuer Kraft uns in die Höhe reißen;
Wo wir die Menschheit ganz, und menschliche
Begier in allen unsern Adern fühlen;
Wo das Verlangen vorzudringen, zu
Besiegen, zu erhaschen, seine Faust
Zu brauchen, zu besitzen, zu erobern,
Die Brust des Jägers wonnevoll durchglüht;
Wo der Soldat sein angebornes Recht
Auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt,
In fürchterlicher Freiheit losgebunden
Und unaufhaltsam wie ein Hagelwetter
Durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht
Und keine Grenze kennt von Menschenhand.

Du bist nur Bild, Erinn'rungstraum des Glücks,
Das ich so lang besessen; wo hat Dich

Verrätherisch das Schicksal hingeführt?
Versagt es Dir, den nie gescheuten Tod
Im Angesicht der Sonne rasch zu gönnen,
Um mir des düstern Grabes Vorgeschmack
Im ekeln Moder langsam zu bereiten?
Wie haucht er mich aus diesen Steinen an!
Schon starrt das Leben, vor dem Ruhebette
Wie vor dem Grabe scheut der Fuß zurück.

O Sorge! Sorge! die Du vor der Zeit
Den Mord beginnst, laß ab von Deiner Beute! —
Seit wann ist Egmont denn so ganz allein,
So ganz allein in dieser schönen Welt?
Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück.
Ist die Gerechtigkeit des gnäd'gen Königs,
Der Du Dein ganzes Leben lang vertrautest;
Ist der Regentin Freundschaft, die fast Liebe,
Du darfst es Dir gestehn, fast Liebe war,
Sind sie auf einmal wie ein Meteor,
Ein glänzend Feuerbild der Nacht verschwunden,
Und lassen Dich allein auf dunkelm Pfad?
Wird an der Spitze Deiner Freunde nicht
Oranien auf Deine Rettung sinnen?
Wird nicht mit wildanschwellender Gewalt
Ein Volk sich sammeln und den alten Freund
Aus seines Kerkers Finsterniß befrei'n?

O haltet, Mauern, die ihr mich umschließet,
So vieler Geister wohlgemeintes Drängen
Nicht hart und unbarmherzig von mir ab!
Und welcher Muth aus meinen Augen sonst
Sich über sie ergoß, der kehre nun
Aus ihren Herzen in das meine wieder.
O ja, sie rühren sich zu Tausenden!
Sie kommen! stehen rettend mir zur Seite!
Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel
Und fleht ihn brünstig um ein Wunder an.
Und steigt zur Rettung nicht ein Engel nieder,
So seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen.
Die Thore spalten sich, die Gitter springen,
Die Mauer stürzt vor ihren Händen ein,
Und fröhlich steigt der neuerrungnen Freiheit
Des angebrochnen Tags Egmont entgegen.
Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend!
Ach Clärchen, wärst Du Mann, so säh' ich Dich

Gewiß auch hier zuerst und dankte Dir,
Was einem König hart zu danken ist,
Das höchste Gut der Menschenwelt, die Freiheit.

(Clärchens Haus. Clärchen kommt mit einer Lampe und einem Glas Wasser aus der Kammer, sie setzt das Glas auf den Tisch und tritt an's Fenster.)

Clärchen.

Seid Ihr es? Brackenburg? Was hört' ich denn?
Noch Niemand? Es war Niemand. Ich will doch
Die Lamp' in's Fenster setzen, daß er sieht
Ich wache noch, ich warte noch auf ihn.
Er wollte mir ja Nachricht bringen. Nachricht?
Entsetzliche Gewißheit! — Egmont ist
Verurtheilt! — Welch Gericht darf fordern ihn?
Und sie verdammen ihn! Verdammet ihn
Der König oder thut's der Herzog Alba?
Und es entziehet die Regentin sich!
Oranien säumt, und alle seine Freunde! — —
Ist dies die Welt, von deren Wankelmuth,
Unzuverlässigkeit ich viel gehört
Und nichts empfunden hab'? Ist dies die Welt? —
Wer wäre bös genug, ihn anzufeinden?
Und hatte Bosheit Macht, den allgemein
Erkannten schnell zu stürzen? Doch so ist's —
Es ist — O Egmont, sicher hielt ich Dich
Vor Gott und Menschen, wie in meinen Armen!
Was war ich Dir? Du hast mich Dein genannt,
Mein ganzes Leben weiht' ich Deinem Leben. —
Was bin ich nun? Ich strecke nach der Schlinge,
Die Dich umfaßt, die Hand vergebens aus.
Du hülflos und ich frei! — Hier ist der Schlüssel
Zu meiner Thür. An meiner Willkür hängt
Mein Gehn und Kommen, doch was hilft es Dir? — —
O bindet mich, damit ich nicht verzweifle,
Und werft mich in den tiefsten Kerker hin,
Daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage,
Nach Freiheit winsle, träume, wie ich ihm,
Wenn Fesseln mich nicht lähmten, helfen wollte,
Ihm Rettung brächte. — Doch nun bin ich frei,
Und in der Freiheit liegt die Angst der Ohnmacht. —
Ich bin mir selbst bewußt und doch nicht fähig
Nach seiner Hülfe nur ein Glied zu rühren.
Ach! auch der kleine Theil von Deinem Wesen,
Dein Clärchen leider ist wie Du gefangen,

Und regt getrennt im grausen Todeskampfe
Verzweifelnd nur die letzten Kräfte noch. —
Ich höre schleichen, husten — Brackenburg —
Er ist's — Dein Schicksal bleibt sich immer gleich,
Elender guter Mann; Dein Liebchen öffnet
Dir Nachts zum ersten Mal die Thür, und ach
Zu welch unseliger Zusammenkunft!

(Brackenburg tritt auf.)

Clärchen.

Was ist geschehn? Du kommst so bleich und schüchtern!

Brackenburg.

Durch Umweg und Gefahr such' ich Dich auf.
Die großen Straßen sind besetzt, und nur
Durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich
Zu Dir gestohlen.

Clärchen.

Sage, wie es ist?

Brackenburg (indem er sich setzt).

Ich liebt' ihn nicht. Ach Clara, laß mich weinen.
Er war der reiche Mann und lockte doch
Des Armen einz'ges Schaf zur bessern Weide.
Ich habe niemals ihn verflucht, denn Gott,
Er hat mich treu, er hat mich weich geschaffen.
In Schmerzen floß mein Leben vor mir nieder,
Und zu verschmachten hofft' ich jeden Tag.

Clärchen.

Vergiß das, Brackenburg! Vergiß Dich selbst.
Sprich mir von ihm! Ist's wahr? Ist er verurtheilt?

Brackenburg.

Er ist's! Ich weiß es ganz genau.

Clärchen.

Und lebt noch?

Brackenburg.

Er lebt noch, ja.

Clärchen.

Wie willst Du das versichern? —
Die Tyrannei ermordet ihn zur Nacht!
Verborgen jedem Auge fließt sein Blut.

Im Schlafe bang liegt das betäubte Volk,
Und träumt von Rettung, träumt Erfüllung ihres
Ohnmächt'gen Wunsches, da indeß sein Geist
Unwillig über uns die Welt verläßt.
Er ist dahin! — Mich sollst Du, Dich nicht täuschen!

Brackenburg.

Gewiß, er lebt! — Und leider es bereitet
Dem Volke, welches er zertreten will,
Der Spanier ein fürchterliches Schauspiel,
Gewaltsam jedes edle Herz, das sich
Nach Freiheit sehnt, auf ewig zu zerknirschen.

Clärchen.

Fahr immer fort und sprich gelassen auch
Mein Todesurtheil aus! Ich wandle näher
Und näher schon den seligen Gefilden,
Mir weht der Trost aus jenen Gegenden
Des Friedens schon herüber. Sage an.

Brackenburg.

Ich konnt' es an den Wachen, konnt' aus Reden
Es merken hier und dort, daß auf dem Markte
Geheimnißvoll ein Schreckniß man bereite.
Auf Seitenwegen, durch bekannte Gänge
Schlich ich nach meines Vetters Hause, sah
Aus einem Hinterfenster nach dem Markte. —
In einem weiten Kreise spanischer
Soldaten wehten Fackeln hin und wieder.
Und als mein ungewohntes Aug' ich schärfte,
Stieg mir aus Nacht ein schwarz Gerüst entgegen,
Geräumig, hoch; mir grauste vor dem Anblick.
Geschäftig waren Viele rings bemüht,
Was noch von Holzwerk weiß und sichtbar war,
Mit schwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden.
Auch deckten sie zuletzt die Treppen schwarz,
Ich sah es wohl. Sie schienen vorbereitend
Ein gräßlich Weiheopfer zu begehn.
Ein weißes Crucifix, das durch die Nacht
Wie Silber blinkte, ward an einer Seite
Hoch aufgesteckt. Ich blickte scharf und sah
Die schreckliche Gewißheit stets gewisser.
Noch wankten Fackeln hie und da herum;
Allmählich wichen und erloschen sie.
Auf einmal war die grause Nachtgeburt
In ihrer Mutter Schooß zurückgekehrt.

Clärchen.

Still, Brackenburg! Nun still! Laß diese Hülle
Auf meiner Seele ruhen. Die Gespenster,
Sie sind verschwunden, und Du, holde Nacht,
Leih' Deinen Mantel der empörten Erde;
Nicht länger trägt sie die verruchte Last,
Reißt ihre tiefen Spalten grinsend auf
Und knirscht das finstre Mordgerüst hinunter.
Und irgend einen Engel schickt der Gott,
Den sie zum Zeugen ihrer Wuth geschändet;
Es lösen sich die Riegel und die Bande
Vor dieses Boten heiliger Berührung
Und er umgießt den Freund mit mildem Schimmer;
Er führt ihn durch die Finsterniß zur Freiheit
Gelassen, still. Und auch mein Weg geht heimlich
In dieser Dunkelheit, ihm zu begegnen.

Brackenburg (sie aufhaltend).

Mein Kind, wohin? Was wagst Du?

Clärchen.

Leise, Lieber,
Daß Niemand wir, daß wir uns selbst nicht wecken.
Erkennst Du dieses Fläschchen, Brackenburg?
Ich nahm Dir's scherzend, als Du ungeduldig
Mir oft mit übereiltem Tode drohtest. —
Und nun, mein Freund —

Brackenburg.

In aller Heil'gen Namen! —

Clärchen.

Du hinderst nichts. Nur Tod ist jetzt mein Theil!
Und gönne mir den sanften schnellen Tod,
Den Du Dir selber oft bereitetest.
Gib Deine Hand mir! — In dem Augenblicke,
Da ich die dunkle Pforte mir eröffne,
Aus der kein Rückweg ist, könnt' ich Dir sagen
Mit diesem letzten warmen Händedruck,
Wie sehr ich Dich geliebt, wie sehr bejammert.
Mein Bruder starb mir jung; Dich wählt' ich aus,
Des Frühverlornen Stelle zu ersetzen.
Es widersprach Dein Herz und quälte sich
Und mich, verlangte heiß und immer heißer,
Was Dir nun einmal nicht beschieden war.
Vergib mir, Brackenburg, und lebe wohl!

Laß mich Dich Bruder nennen! 'S ist ein Name,
Der viele Namen in sich faßt. Nimm Du
Der Scheidenden die letzte schöne Blume
Mit treuem Herzen ab — nimm diesen Kuß —
Der Tod vereinigt Alles, uns denn auch.

Brackenburg.

So laß mich mit Dir sterben! Theile! Theile!
Es ist genug, zwei Leben auszulöschen.

Clärchen.

Bleib'! Du sollst leben, Du kannst leben. Bleibe! —
Steh' meiner Mutter bei, die ohne Dich
In Armuth sich verzehren würde. Sei ihr,
Was ich ihr nicht mehr sein kann; lebt zusammen,
Beweinet mich. Beweint das Vaterland
Und den, der es allein erhalten konnte.
Das heutige Geschlecht wird diesen Jammer
Nicht los; die Wuth der Rache selbst vermag
Ihn nicht zu tilgen. Lebt, ihr Armen, denn
Die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr ist.
Heut steht die Welt mit einem Male still;
Es stockt ihr Kreislauf, und kaum schlägt mein Puls
Noch wenige Minuten! Lebe wohl!

Brackenburg.

O lebe Du mit uns, wie wir für Dich!
Du tödtest uns in Dir, o leb' und leide.
Wir wollen unzertrennlich bei Dir sein,
Stets achtsam soll in ihren Lebensarmen
Den schönsten Trost die Liebe Dir bereiten.
Sei unser, ach ich darf nicht sagen, mein.

Clärchen.

Sprich leise! O Du fühlst nicht, was Du rührst.
Wo Hoffnung Dir erscheint, ist mir Verzweiflung.

Brackenburg.

Ach theile mit den Lebenden die Hoffnung!
Verweil' am Rand des Abgrunds, schau' hinab
Und sieh auf uns zurück.

Clärchen.

Nicht wiederum
Ruf' mich zum Streite: ich hab' überwunden.

Brackenburg.

Du bist betäubt; gehüllt in Nacht suchst Du
Die Tiefe; doch noch mancher Tag erscheint,
Noch ist nicht jedes Licht erloschen! —

Clärchen.

Weh!
Weh über Dich! Grausam zerreißest Du
Vor meinem Blick den Vorhang. Ja der Tag
Wird grauen, wird vergebens alle Uebel
Um sich herumziehn, wider Willen grauen!
Furchtsam aus seinem Fenster schaut der Bürger,
Die Nacht läßt einen schwarzen Fleck zurück;
Er schaut, und fürchterlich im Lichte wächst
Das Mordgerüst. — Sein flehend Auge wendet
Neu leidend das entweihte Gottesbild
Zum Vater auf. Die Sonne wagt sich nicht
Hervor; sie will die Stunde nicht bezeichnen,
In der er sterben soll den Henkertod.
Nur träge gehn die Zeiger ihren Weg,
Und eine Stunde nach der andern schlägt.
Halt! Halt! Nun ist es Zeit! Des Morgens Ahnung
Scheucht mich in's Grab.

(Sie tritt an's Fenster, als sähe sie sich um, und trinkt heimlich.)

Brackenburg.

Was thust Du! Cläre! Cläre!

Clärchen (geht nach dem Tisch und trinkt das Wasser).

Hier ist der Rest! Ich locke Dich nicht nach.
Thu' was Du darfst. Leb wohl, mein Bruder! Lösche
Die Lampe still und ohne Zaudern aus.
Ich geh' zur Ruhe. Schleiche sacht Dich weg
Und zieh die Thüre nach Dir zu. Sei still!
Weck meine Mutter nicht! Geh, rette Dich,
Wenn Du mein Mörder nicht erscheinen willst. (ab.)

Brackenburg.

Sie läßt zum letzten Male mich wie immer.
O könnte eine Menschenseele fühlen,
Wie sie ein liebend Herz zerreißen kann.
Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen;
Und Tod und Leben ist mir gleich verhaßt. —
Allein zu sterben! Weint ihr Liebenden!
Kein härter Schicksal ist als meins. Sie theilt
Mit mir den Todestropfen, schickt mich weg!

Von ihrer Seite weg! Sie zieht mich nach
Und stößt in's Leben mich zurück. O Egmont,
Welch würdig Loos fällt Dir! Sie geht voran;
Der Kranz des Siegs aus ihrer Hand ist Dein,
Sie bringt den ganzen Himmel Dir entgegen! —
Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn?
Soll ich den Neid, den unauslöschlichen,
In jene Wohnungen hinübertragen? —
Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich,
Und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual.
Wie wäre der Vernichtung Schreckenshand
Willkommen mir, dem Unglückseligen! —

Brackenburg geht ab; das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Musik, Clärchens Tod bezeichnend, beginnt; die Lampe, welche Brackenburg auszulöschen vergessen, flammt noch einige Mal auf, dann erlischt sie. Bald verwandelt sich der Schauplatz in das

Gefängniß.

Egmont liegt schlafend auf dem Ruhebette. Es entsteht ein Gerassel mit Schlüsseln und die Thür thut sich auf. Diener mit Fackeln treten herein; ihnen folgt Ferdinand, Alba's Sohn, und Silva, begleitet von Gewaffneten. Egmont fährt aus dem Schlaf auf.

Egmont.

Wer seid ihr? die ihr mir den süßen Schlaf
So rauh unfreundlich von den Augen schüttelt?
Was künden mir die unstät finstern Blicke?
Und was bedeutet dieser wilde Aufzug?
Sprecht, welchen Schreckenstraum seid ihr gekommen
Der halberwachten Seele vorzulügen?

Silva.

Der Herzog Alba sendet uns hierher,
Um Dir Dein Urtheil anzukündigen.

Egmont.

Bringst Du den Henker auch, es zu vollziehn?

Silva.

Vernimm's, so wirst Du wissen Dein Geschick.

Egmont.

So ziemt es Eurem schändlichen Beginnen!
In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt.
So mag sich diese ungerechte That
Verbergen! — Tritt nur kühn hervor, der Du
Das Schwert verhüllet unterm Mantel trägst;
Hier ist mein Haupt, fürwahr das freieste,
Das je die Tyrannei vom Rumpf gerissen.

Silva.

Du irrst, denn der Beschluß gerechter Richter
Verbirgt sich vor dem Tagesantlitz nicht.

Egmont.

So übersteigt die Frechheit alle Schranken.

Silva (nimmt einem Dabeistehenden das Urtheil ab, entfaltet's und lies't).

„Im Namen des Königs, und Kraft besonderer von Seiner Majestät uns übertragenen Gewalt, alle seine Unterthanen, weß Standes sie seien, zugleich die Ritter des goldnen Vließes, zu richten, erkennen wir —"

Egmont.

Kann Dir der König übertragen? Wie?

Silva.

„Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, gesetzlicher Untersuchung, Dich Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverraths schuldig, und sprechen das Urtheil: daß Du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt, und dort vor'm Angesicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden sollest. Gegeben Brüssel am — (Datum und Jahrzahl werden undeutlich gelesen, so, daß sie der Zuhörer nicht versteht.)

Ferdinand,
Herzog von Alba, Vorsitzer des Gerichts der Zwölfe."

Du kennest nun Dein Schicksal; wenig Zeit
Bleibt Dir noch übrig, Dich darein zu fügen,
Dein Haus nach Willen zu bestellen und
Abschied zu nehmen von den Deinigen.

(Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwei Fackeln; das Theater ist mäßig erleuchtet.)

Egmont

(hat eine Weile in sich versenkt stille gestanden, und Silva, ohne sich umzusehen, abgehn lassen. Er glaubt sich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn).

Du stehst und bleibest? Willst Du mein Erstaunen
Und mein Entsetzen über die Gewaltthat
Durch Deine Gegenwart vermehren noch?
Willst Du noch etwa die willkommne Botschaft,
Daß ich verzweifle, Deinem Vater bringen?
Geh! Sag ihm, daß er weder mich
Noch auch die Welt belügen kann. Denn Ihm
Wird man's erst hinterm Rücken leise lispeln,
Dann wird man's laut und immer lauter sagen,
Und wenn er einst herab vom Gipfel steigt,
Dann werden's Tausend' ihm entgegenrufen:

Nicht ist's das Wohl des Staats, des Königs Würde,
Des Landes Ruhe, die ihn hergebracht.
Um seinetwillen rieth er diesen Krieg,
Damit der Krieger in dem Kriege gelte.
Er hat die schreckliche Verwirrung nur
Erregt, damit man seiner Hand bedürfe.
Ich aber falle seines niedern Hasses
Und kleinen Neides ein willkommnes Opfer.
Ich weiß es sicher und ich darf es sagen,
Der Sterbende, zum Tod Verwundete:
Mich hat der Eingebildete beneidet,
Mich wegzutilgen hat er längst gesonnen.

Schon damals, als wir noch in jüngern Jahren
Mit Würfeln spielten, und die Haufen Goldes
Von seiner Seite mir herübereilten;
Da stand er grimmig, log Gelassenheit,
Und innerlich verzehrte ihn die Wuth,
Mehr durch mein Glück als durch Verlust erregt.
Noch kann ich mich des wilden Blicks entsinnen,
Noch der verrätherischen Todtenblässe,
Als wir an einem öffentlichen Feste
Vor vielen Tausend um die Wette schossen.
Er forderte mich auf, und beide Völker,
Die Spanier und Niederländer, standen,
Begierig um des Kampfes Ausgang wettend.
Ich überwand ihn; seine Kugel irrte,
Die meine traf; ein lauter Freudenschrei
Der Meinigen erschallte durch die Lüfte.
Nun trifft mich sein Geschoß. O sag' es ihm,
Daß ich es weiß, daß ich ihn kenne, daß
Die Welt verachtet jene Siegeszeichen,
Die sich ein kleiner Geist erschleichend setzt.
Und Du! wenn einem Sohne möglich ist
Zu weichen von der Sitte seines Vaters,
Dann übe, rath' ich Dir, die Scham bei Zeiten,
Indem Du Dich für Den im Innern schämst,
Den Du von Herzen gern verehren möchtest.

Ferdinand.

Ich hör' Dich ohne Unterbrechung an.
Wie auf den Helm geführte Keulenschläge,
So lasten Deine vorwurfsvollen Worte;
Ich fühle die Erschütt'rung, doch ich bin
Bewaffnet und geschützt. Du kannst mich nicht
Verwunden; fühlbar ist mir nur der Schmerz,

Der mir den Busen fürchterlich zerreißt.
O weh mir, daß zu einem solchen Schauspiel
Ich aufgewachsen, ich gesendet bin!

Egmont.

Du brichst in Klagen aus? Woher der Schmerz?
Ist's späte Reue, daß Du Deinen Dienst
Der schändlichen Verschwörung hast geliehen?
Du bist so jung und hast ein glücklich Ansehn.
Zutraulich warst Du, freundlich gegen mich.
So lang ich Dich sah', konnt' ich Deinem Vater
Nicht grollen. Dennoch ebenso verstellt,
Verstellter noch hast Du mich in das Netz
Gelocket. Du bist der Abscheuliche!
Wer Ihm traut, thu's auf eigene Gefahr;
Wer fürchtete Gefahr, Dir zu vertrauen?
Geh! Raube mir nicht die paar Augenblicke!
Verlaß mich, daß ich mich noch vorbereiten,
Die Welt und Dich zuerst vergessen kann! —

Ferdinand.

O was soll ich Dir sagen? Ach ich stehe
Und seh' Dich an und seh' Dich dennoch nicht
Und fühle mich nicht. Soll ich mich entschuld'gen?
Soll ich versichern Dir, daß ich erst spät,
Erst ganz zuletzt des Vaters Absicht hörte,
Daß als ein todtes Werkzeug seines Willens
Ich handelte? Was fruchtet's, welche Meinung
Du von mir haben magst? Du bist verloren;
Und ich, ein Unglücksel'ger, stehe nur,
Dies zu versichern und Dich zu bejammern.

Egmont.

Welch sonderbare Stimme, welch ein Trost
Begegnet auf dem Wege mir zum Grabe
So unerwartet? Wie? Du, meines ersten,
Fast einz'gen Feindes Sohn, bedauerst mich,
Du bist nicht unter meinen Mördern? Sprich,
Für wen soll ich Dich halten?

Ferdinand.

Harter Vater!
Ja, ich erkenne Dich in dem Befehle!
Wohl kanntest Du mein Herz, das Du so oft
Als Erbtheil einer sanften Mutter schaltest.
Um mich Dir gleich zu bilden, sandtest Du

Mich her. Du zwingst mich, diesen Mann zu sehn
Am Rand des Grabes, in des Todes Macht,
Daß ich den tiefsten Schmerz empfinde, daß ich
Taub gegen alles Schicksal, unempfindlich
Das Ungeheuerste ertragen lerne.

Egmont.

Was hör' ich? Ich erstaune. Fasse Dich!
Beherrsche Deinen Schmerz, sprich wie ein Mann.

Ferdinand.

O daß ein Weib ich wäre, daß man mir
Zurufen könnte: Was bekümmert Dich?
Ein schrecklicheres Uebel nenne mir,
Mach mich zum Zeugen einer schlimmern That;
Ich will Dir danken, sagen: Es war nichts.

Egmont.

Komm zu Dir selbst. Wo bist Du? Du verlierst Dich.

Ferdinand.

O laß sie rasen, diese Leidenschaft,
Laß mich entfesselt klagen! Ich will nicht
Fest scheinen, wenn in sich mein ganzes Wesen
Zusammenbricht. Hier soll ich Dich erblicken? —
Es ist entsetzlich. Du verstehst mich nicht!
Und sollst Du mich verstehen? Egmont! Egmont!
(Ihm um den Hals fallend.)

Egmont.

Sprich offen, löse das Geheimniß mir.

Ferdinand.

Ach kein Geheimniß ist's.

Egmont.

Wie kann so tief
Das Schicksal eines Fremden Dich bewegen?

Ferdinand.

Nicht fremd! Kein Fremder, Egmont, bist Du mir.
Dein Name war's, der mir in meiner Jugend
Gleich einem Stern des Himmels leuchtete.
Wie oft hab' ich nach Dir gehorcht, gefragt!
Des Kindes frohe Hoffnung ist der Jüngling,
Des Jünglings ernstes Vorbild ist der Mann.

So bist Du immer vor mir hergeschritten,
Und ohne Neid sah ich Dich vorwärts gehn
Und fort und fort schritt ich Dir kühnlich nach.
Nun konnt' ich endlich hoffen, Dich zu sehn,
Ich sah Dich und mein Herz flog Dir entgegen.
Dich hatt' ich mir bestimmt und wählte Dich
Auf's neue, da ich Dich zuerst erblickte.
Nun hofft' ich erst mit Dir vereint zu leben,
Zu fassen Dich — ach das ist nun vorbei,
Das ist nun Alles weggeschnitten und
Ich muß Dich hier in Kerkerbanden sehn!

Egmont.

Mein Freund, wenn es Dein Herz erfreuen kann,
Nimm die Versich'rung, daß Dir mein Gemüth
Im ersten Augenblick entgegenkam.
Und höre mich. Laß uns ein ruhig Wort
Jetzt mit einander wechseln. Sage mir:
Ist es der strenge Vorsatz Deines Vaters,
Sein unbeugsamer Wille, mich zu tödten?

Ferdinand.

Er ist's.

Egmont.

So wäre dieses Urtheil nicht
Ein leeres Schreckbild mich zu ängstigen,
Durch Furcht und Drohung nur mich zu bestrafen,
Mich tief zu beugen, um mich wieder dann
Mit königlicher Gnade zu erheben?

Ferdinand.

Ach leider nein! Ich schmeichelte mir selbst
Im Anfang noch mit diesem Hoffnungstrost;
Und da schon fühlt' ich angstbeklommen Schmerz,
Dich hier in diesem Zustand zu erblicken.
Nun ist es wirklich, ist es ganz gewiß.
Nein, ich vermag mich nicht mehr zu regieren.
Wer gibt mir eine Hülfe, einen Rath,
Dem Unveränderlichen zu entgehn?

Egmont.

So höre mich. Wenn Deine edle Seele
Dich so gewaltsam dränget, mich zu retten,
Wenn Du die schnöde Uebermacht verabscheust,
Die mich gefesselt hält, so rette mich!

Es drängt die kurze Frist. Du bist der Sohn
Des Allgewaltigen und selbst gewaltig. —
Laß uns entfliehn. Ich kenne wohl die Wege,
Und Dir sind nicht die Mittel unbekannt.
Nur diese Mauern, wen'ge Meilen nur
Entfernen, trennen mich von meinen Freunden.
O löse diese Bande, bringe mich
Zu ihnen und sei unser dann. Gewiß,
Der König dankt Dir einst für meine Rettung.
Jetzt ist er überrascht, vielleicht ist ihm
Dies Alles unbekannt. Dein Vater wagt;
Die Majestät muß dann den Frevel loben,
Wie sehr sie sich darob entsetzt. Du denkst?
O denke mir den Weg der Freiheit aus!
Die Hoffnung nähre der lebend'gen Seele.

Ferdinand.

O schweige, schweig'! Mit jedem Hoffnungswort
Vermehrst Du die Verzweiflung meines Herzens.
Hier ist kein Ausweg, keine Flucht, kein Rath. —
Das quält mich, das ergreifet und zerreißt
Mir wie mit Klauen die beklommne Brust.
Zusammen hab' ich selbst das Netz gezogen;
Ich kenne seine strengen, festen Knoten;
Ich weiß, wie jeder Kühnheit, jeder List
Die Wege sind verrannt; ich fühle mich
Mit Dir und allen Andern festgebunden.
Hätt' ich nicht jeden Rettungsweg versucht,
So würd' ich jetzt nicht vor Dir stehn und klagen.
Zu seinen Füßen habe ich gelegen,
Geredet und gebetet. Ach umsonst!
Er schickte mich hierher, um Alles, was
Von Lebenslust und Freude mit mir lebt,
In diesem Augenblicke zu zerstören.

Egmont.

Und keine Rettung?

Ferdinand.

Keine.

Egmont (mit dem Fuße stampfend).

Keine Rettung! — —
O süßes Leben, freundliche Gewohnheit
Des Daseins und des Wirkens, ach von Dir
Soll ich jetzt scheiden! So gelassen scheiden!

Nicht im Tumult der Schlacht, beim Lärm der Waffen,
In der Zerstreuung des Getümmels gibst
Du mir ein flüchtig eilend Lebewohl;
Nicht raschen Abschied willst Du von mir nehmen,
Verkürzest nicht den Augenblick der Trennung.
Noch einmal soll ich fassen Deine Hand,
Noch einmal Dir in Deine Augen sehn,
Recht lebhaft fühlen Deinen schönen Reiz,
Dann aber mich entschlossen von Dir reißen
Und festen Muthes sagen: Fahre hin!

Ferdinand.

Und ich, ich soll daneben stehen, zusehn,
Unfähig, Dich zu halten, Dich zu hindern!
O welche Stimme reichte zu der Klage?
Und welches Herze würde nicht zerspringend
Aus seinen Banden vor dem Jammer fließen?

Egmont.

Besiege Deinen Schmerz und fasse Dich!

Ferdinand.

Du kannst Dich männlich fassen, kannst entsagen,
Kannst gehen wie ein Held den schweren Schritt.
Was kann ich Armer thun? Was soll ich machen?
Dich selber überwindest Du und uns;
Du überstehst; ich überleb' uns Beide.
Beim fröhlichen Gelag hab' ich mein Licht,
Im Schlachtenlärm verloren meine Fahne.
Verworren scheint und trübe mir die Zukunft.

Egmont.

Mein junger Freund, den ich durch des Geschicks
Seltsames Spiel gewinne und verliere,
Der für mich fühlt des Todes bittre Schmerzen,
Sieh mich in diesen Augenblicken an;
Ich sterbe, doch Du wirst mich nicht verlieren.
War Dir mein Leben einem Spiegel gleich,
In welchem Du Dich gern betrachtetest;
So mag Dir auch mein Tod ein Spiegel sein.
Die Menschen sind ja nicht allein zusammen,
Wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte,
Der Abgeschiedne lebet uns. Ich lebe
Dir noch, und habe mir genug gelebt.
Ich habe jedes Tages mich gefreut,

Mit rascher Wirkung täglich meine Pflicht
Gethan, wie mein Gewissen sie mir zeigte.
Nun endigt sich das Leben, wie es früher
Auf Grevelingens Sande enden konnte.
Ich lebe nicht mehr, doch ich hab' gelebt.
So leb' auch Du, mein Freund, mit Lust und gern
Und bebe vor dem Tode nicht zurück.

Ferdinand.

Du hättest Dich für uns erhalten sollen.
Du hast Dich selbst getödtet. Oefters hört' ich,
Wenn kluge Männer sprachen über Dich,
Sie stritten lange über Deinen Werth;
Doch endlich kamen Alle überein,
Es wagte Keiner, es zu leugnen: Ja,
Gefährlich ist die Straße, die er wandelt.
Wie oft hab' ich den heißen Wunsch gehegt,
Daß ich Dich warnen könnte! Hattest Du
Denn keine Freunde? Sprich!

Egmont.

Ich war gewarnt.

Ferdinand.

Und wie ich alle die Beschuldigungen
Punktweise wieder in der Klage fand,
Und Deine Antwort, freilich gut genug
Dich zu entschuldigen, doch triftig nicht
Genug Dich zu befreien von der Schuld —

Egmont.

Bei Seite leg' ich dies. Es glaubt der Mensch,
Sein Leben selbst zu leiten, sich zu führen,
Doch unaufhaltsam wird sein Innerstes
Nach seinem Schicksal ewig hingezogen.
Laß uns darüber nicht noch lange sinnen;
Leicht mach' ich mich von solchen Grillen los, —
Viel schwerer von der Sorge für das Land!
Doch auch für dieses, hoff' ich, ist gesorgt.
Mein Blut fließt willig, wenn's für Viele fließen
Und meinem Volke Frieden bringen kann.
Ach leider, fürcht' ich, wird es nicht geschehn.
Doch es geziemt dem Menschen nicht, noch lange
Zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll.

Kannst Du des Vaters schreckliche Gewalt
Aufhalten, lenken, thu's. Wer wird das können? —
Freund, lebe wohl!

Ferdinand.

Ich kann nicht von Dir gehn.

Egmont.

Laß meine Leute Dir empfohlen sein!
Ich habe gute Diener; daß sie nicht
Zerstreuet werden, nicht in Unglück kommen!
Wie steht es nun um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand.

Vorangegangen ist er Dir. Er ist
Als Mitbeschuldigter des Hochverraths
Enthauptet.

Egmont.

Arme Seele! Er ist todt! —
Noch Eins, dann lebe wohl, ich kann nicht mehr.
Was auch den Geist gewaltsam mag beschäft'gen,
Es fordert dennoch die Natur zuletzt
Unwiderstehlich ihre ew'gen Rechte;
Und wie ein Kind, umwunden von der Schlange,
Des Schlafs genießet, des erquickenden,
So leget auch der Müde sich noch einmal
Ausruhend nieder vor des Todes Pforte,
Als ob ein weiter Weg zu wandern wär'. —
Noch Eins. — Ich kenn' in dieser Stadt ein Mädchen;
Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war.
Nun ich sie Dir empfehle, sterb' ich ruhig.
Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den
Gefunden, ist geborgen. Lebt mein Adolph?
Ist er noch frei?

Ferdinand.

Der munt're Greis, der Euch
Zu Pferde stets begleitete?

Egmont.

Derselbe.

Ferdinand.

Er lebt, ist frei.

Egmont.

Er kennet ihre Wohnung;
Laß Dich nun von ihm führen und dann lohne
Ihm bis an's Lebensende, daß er Dir
Zu diesem Kleinod hat den Weg gezeigt. —
Nun lebe wohl!

Ferdinand.

Ich gehe nicht.

Egmont (ihn nach der Thür drängend).

Leb' wohl!

Ferdinand.

O laß mich doch noch!

Egmont.

Keinen Abschied, Freund.

(Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand, betäubt, entfernt sich eilend.)

Egmont (allein).

Feindsel'ger Mann! Du glaubtest sicher nicht,
Durch Deinen Sohn mir Wohlthat zu erzeigen.
Durch ihn bin ich der Sorgen los, der Schmerzen,
Der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls.
Es fordert sanft und dringend die Natur
Den letzten Zoll. Es ist vorbei, beschlossen!
Und was die letzte Nacht mich ungewiß
Auf meinem Ruhebette wachend hielt,
Das schläfert jetzt mir die betäubten Sinne
Mit unbezwinglicher Gewißheit ein.

(Er setzt sich auf's Ruhebett. Musik.)

O süßer Schlummer! Wie ein reines Glück
Kommst Du, ganz unerfleht, am willigsten.
Du lösest sanft die Knoten der Gedanken,
Der strengen; Du vermischest alle Bilder
Der Freude wie des Schmerzes; ungehindert
Fließt inn'rer Harmonien Kreis dahin,
Und in gefäll'gem Wahnsinn eingehüllt,
Versinken wir und hören auf zu sein.

(Er entschläft; die Musik begleitet seinen Schlummer. Hinter seinem Lager scheint sich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erscheinung zeigt sich. Die Freiheit in himmlischem Gewande, von einer Klarheit umflossen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Clärchen und neigt sich gegen den schlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, sie scheint ihn

zu beklagen. Bald faßt sie sich, und mit aufmunternder Geberde zeigt sie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn froh sein, und indem sie ihm andeutet, daß sein Tod den Provinzen die Freiheit verschaffen werde, erkennt sie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie sie sich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie einer, der sich im Schlafe regt, dergestalt, daß er mit dem Gesicht aufwärts gegen sie liegt. Sie hält den Kranz über seinem Haupte schwebend; man hört ganz von Weitem eine kriegerische Musik von Trommeln und Pfeifen: bei dem leisesten Laut derselben verschwindet die Erscheinung. Der Schall wird stärker, Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erste Bewegung ist, nach dem Haupte zu greifen; er steht auf und sieht sich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.)

Verschwunden ist der Kranz! Du schönes Bild,
Das Licht des Tages hat Dich weggescheucht!
Sie waren es, vereinigt waren sie,
Die beiden schönsten Freuden meines Herzens.
Die Freiheitsgöttin borgte die Gestalt
Von der Geliebten, und es kleidete
In's himmlische Gewand der Freundin sich
Das holde Mädchen. Sie erscheinen mir
Im ernsten Augenblick, mehr ernst als lieblich.
Sie trat vor mir mit blutbefleckten Sohlen,
Mit Blut befleckt des Saumes Falten, auf.
Es war mein Blut und vieler Edeln Blut.
Nein, es ist nicht umsonst vergossen worden.
O schreite durch, Du braves, edles Volk!
Die Siegesgöttin führt Dich selber an.
Und wie das Meer durch eure Dämme bricht,
So reißt den Wall der Tyrannei zusammen
Und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde,
Den sie sich frevelnd angemaßt, hinweg!

(Trommeln näher.)

Horch! Horch! Wie oft rief dieser freud'ge Schall
Zum Felde mich des Streites und des Sieges!
Wie munter traten vor mir die Gefährten
Wohl auf der Bahn des Siegs und der Gefahr!
Auch ich schreit' einem ehrenvollen Tod
Aus diesen Kerkermauern froh entgegen;
Ich sterbe für die Freiheit, der ich lebte,
Für die ich focht und mich jetzt leidend opf're.

(Der Hintergrund wird mit einer Reihe spanischer Soldaten besetzt, welche Hellebarden tragen.)

Ja, führt sie immer drohender zusammen!
Schließt Eure Reihen, Ihr erschreckt mich nicht.
Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere
Zu stehn und, rings umgeben von dem Tod',
Das muth'ge Leben doppelt rasch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein!
Es blinken Schwerter; Freunde, höhern Muth!
Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!

(Auf die Wache zeigend.)

Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers,
Nicht ihr Gemüth. Beschützet eure Güter!
Und euer Liebstes zu erretten, fallt
Mit Freuden, wie ich euch ein Beispiel gebe.

(Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang; die Musik fällt ein und schließt mit einer Siegessymphonie das Stück.)

Crefeld. **Eduard Niemeyer.**

Mittheilungen aus Handschriften.

Daß die von mir in meinem Programme 1854 pag. 11 Note 39 in Bezug auf Barbezieux' Lied Atresi com l'orifans ausgesprochene Vermuthung richtig war, zeigt der von Prof. Guessard in Bern verglichene sehr gut geschriebene Codex an der bei Wackernagel 112 citirten Stelle. [XIII. saec. fast ohne Abbreviaturen; nach Sinner's Katalog III. 365 hat er 276 Blätter, er ist aber unvollständig und hat nur 255. Die 519 in alphabetischer Folge im Manuscript geordneten Lieder und Lais ließ Ste. Palaye in Paris durch Mouchet copiren, und diese Abschrift ist in der Bibl. Imp. zu Paris.] Das interessante Lied, dessen Entstehung in Nr. 64 der Cento novelle antiche erzählt ist, befindet sich rein provenzalisch (1) in dem schönen Manuscript Bibl. Imperiale 7226; schon bedeutend mit Französisch gemischt in dem wichtigen Manuscript St. Germain 1989. 8⁰ parch. XIV. saec. Anciennes chansons mit Musiknoten, pag. LXXX verso (2). Der Text des Berner Manuscripts (3) hat viel vom burgundischen Dialekt, zeigt aber, daß der Copist gar nicht verstand, was er seinem Codex einverleibte, und ist nur durch die Beifügung des freilich auch nicht ganz klaren Originals einigermaßen verständlich.

1.	2.	3.
Atressi com l'orifans	Ausiment con l'olifant	Tout ausi com li olifans
que quan chai no s pot levar	car con chiet non pot levar	car com chiet ne puet levair,
tro l'autre ab lor cridar	e li altre ob le cridar	se li autre o lor cridair
de lor votz lo levon sus,	de lor vois lessordent sus,	de lor voix nel xourdent sus,
et ieu segrai aquel us,	et eu vol suigre tal us	et eu vol songre kal us
quar mos forfagz es trop greus e pezans,	que mos mesfaiz est tant gries e pesanz,	ke mon meffait est tant grief et pesans,
que si la cortz del puey e'l ric bobans	que se la cors del pui e li bobanz	ke se la cor del pui et li bobans

e'l adreg pretz dels verays amadors	e li gais prez des leials amadors	et li grans pris des loiaulz amandors
nom relevon, jamais no serai sors	non relevent, jamais non serai sus	non relieve jamais non sera sus
que denhesso per me clamar merce	qui dengnassent per mei clamar merces	k'il dignaissent por me clamair merse
lai on jutjars ni razos pro no m e.	la on jujars ni razon ni valt ren.	lams on ni gars ne raixons ne valt riens (sic).
E s'ieu per los fis amans	Et se ieu per les fins amanz	Et se per les fins amans
no puesc mon joy recobrar,	non poc ... (NB. der Rest ist gleich.)	non pou mon joi recobrais
per tos temps lays mon chantar	a tot tens las lo ...	a tou tens le remanbrai
que de mi no y a ren plus	ke de mei non ert ...	ke per moi non iert rians
ans vivrai cum lo resclus	ainc vivrai come renclus	plus en vivrai comme rendus
sols ses solatz qu'aitals es mos talans,	sous senz .. car	soul sens solais ke tals iert mes talens
quar ma vida m'es enuegz et afans	e ma vide m'iert enuis .. alfans	et ma vide iert tornairde a anfant
e joys m'es dols, e plazers m'ēs dolors	.. m'ert doux	et jors m'iert duels et plaixirs m'iert dolors,
qu'ieu no suy ges de la maneira d'ors	car ieu non sui de la nature à l'ors	car en mon ceu ai la nature aillors
que qu'il bat fort nil te nil ses merce	cau plus lo bat e ten ... sens mercen	quant plux le bat et tient vi sens mercez
l'adoncs engrayssa e meluyra e reve.	e mais engraisse e meillors en deven.	et plus l'engrez et millor lai sovant.
Be sai merces es tan grans	Ben sai qu'amors ...	Bien sai c'amors est tant grans
que leu me pot perdonar	.. ben mi ...	ke bien me puet perdonair
s'ieu falhi per sobramar	s'ainc .... soubre ...	sens faillir per sobre amair
ni renhey cum Dedalus	eu regnai con ...	en ramai com Dedalus
que dis qu'elh era Jhezus	.... ere ..	ki dist k'il iert Jhesus
e volc volar al cel outracujans	.. puiar .. ciel oltrecudan	ki volt volair ou ciel outrecuidant
e Dieus baisset l'orguel e lo bobans;	.. bassa l'orgoil .. boban	et Deus baissait l'orguel et le bobant;
mas mos orguelhs non es res mas amors	mais .. orguoiz ... mas ab amors	maix mes orguels non est fors que d'amors
perque merces mi deu faire socors	per sa raison mi pot ...	per sa raixon me pou faire secors

que luecx hi a on razos vens merce	.. maint leu son on raison veint mercen	ke maint leu sont ou raixon vient mercez
e luecs on dregz ni razos no val re.	e leu on dreich ni raison non saben.	et lai ou drois ne raixon non sorben.
A tot lo mons suy clamans	... mont	A tout le mont seux clamans
de mi e de trop parlar	.. mei ... sorparlar	de mei e de trop pairlair,
s'ieu pogues contrafar	.. pogie contrefar	maix se poeue contrefair
Fenix que non es mas us	.. dont il n'est que uns	Fenix dont il n'est ke uns
que s'art e pueys resort sus	... puis resor ..	ki s'airt e ki resort sus
ieu m'arsera quar suy tan malanans	eu m'ardrie que trop sui malignanz	et mardre ke trop seux malignans
e mos fals digz messongiers e truans	.. diz mencongers e truianz	et mes fauz dis mensongiers et truans
resorziran ab sospirs et ab plors	puis sorcirai a larmes et a ..	pues sorciai a sospirs et a plors
lai on covens e beutatz e valors	lai on bialtaz e jovanz ..	lai on baras et vient et valors
es que no y falh mas un pauc de merce	.. ni faut qu'un petit ... mercen	e que ni faut c'un petit de mercez
que no y sion assemblat tug li be.	.. ni sient ajosta tuit ben.	ke ni sient asembleit tuit li bien.
Ma chanso m'er drogomans	.. chancon m'er druguemanz	(Der Schluß fehlt.
lai on ieu non aus amar	la .... os annar	
ni ab dregz huelhs esguardar	.. a droiz euz regardar	
tan suy forfagz e conclus	.. forfaiz e encus	
e ja hom no m'en escus	ne ja nus ne	
mielhs de dona que fugit ai dos ans	mais avinant que sie en bel jovant	
er torn a vos doloiros e plorans.	or tor ...	
aissi quo l sers que quant a fag son cors	se con li cers car ... fait ..	
torna murir al crit dels cassadors,	porvent morir au cri des chacadors	
aissi torn ieu en la vostra merce	aussi tor ... a .. vostre mercen	
e vos non cal si d'amor no us sove.	mais non vos ten se ... non saben.	

Belh Bericle joy e pretz
vos mante
tot quan vuelh ai quan
de vos me sove.

(Fehlt.)

MS. Douce 137. 4° petit. Glanville. Laws of William the Conqueror etc. velin XIII. saec. enthält das folgende, die Liebe zu Gott in vierzeiligen gleichreimenden Strophen mit Binnenreimen feiernde anonyme Lied auf pag. 111.

Cuard est ke amer n'ose. vilens est ke ne vuet amer,
sans amur ne se repose le quer de hume ne le penser,
mes folie est de amer chose ke ne puet durée auer
ens de chief a chief depose pus ni ad ke solascer.

Charnel amur est folie, ke vuet amer sagement,
eschue kar brieue vie ne let durer lungement.
ja tant la char n'ert florie ke a purire ne descent,
e bref delit est lecherie, mes sans fin dure le torment.

Ki veot amur sans pesance, un amy luy sai mustrer,
ki est de si grant pussanse ke a lui ne puet riens arester:
reys est e gentil de neyssance, en beauté n'ad point de per
ne en saver sans dutansce suef est e tres duz de quer.

Ceo est Jhu le deboneire ne pas petith amerus
ke de la main al malcire nus liverat de sun sanc precius,
ke puet aviser son viere ke tant est beaus e delitus.
le mund ne preisast une peire, de lui sereit cuvetus.

Sire Jhu le merciable espirez mei de vostre amur,
dunez mey le quer estable de vus servir nuich e jur,
le mund guerpir ke tuch est fable e quanke promet de ducur,
sa beauté ne est pas estable, ens flestrist cum fet la flur.

Jhu nostre redemptiun, nostre amur, nostre desir,
tele conversaciun me dunez dekes al murir,
ke ma alme ne ert perdiciun, mes a vus pusse uenir
u n'i a si joie nun e qanke quer vient a pleisir. Amen.

Dasselbe Manuscript enthält auf der Rückseite 111 eine halb französisch, halb lateinisch gedichtete Pastorelle, die ganz im Stil

dieser Art Gedichte verfaßt, aber durch das mehr für geistliche Lieder angewandte vierzeilige Metrum auf einen Mönch als Autor schließen läßt.

En may quant vit e foil e fruit parens natura parere
e cist oysaus s'aforcent tus cantus amenos promere,
une pucele sans conduit in cultu latens paupere. *)
par un matin vet en deduit iam lucis orto videre.

5 Grant peyne mist en luy former solers nature studium, **)
en sa beauté uoil recouerir rerum solamen turpium,
l'en ne porrat sa per trouer in numero mortalium: ***)
sa pussance uoit esprouer dominus creator omnium.

Cler ot le uis e cors gent nature moderamine,
10 Neirs le surcils, les oyz riant plenos amoris flumine,
plus de cristal sont blancs le dens. iusto locantur ordine,
si n'a plus bele geire en occident a solis ortus cardine. †)

Quant io la ui si sule aler summo mane diluculo,
io regarday sun duz vis cler cordis et carnis oculo ††)
15 turnay vers lui mun dreit chemin vinctus amoris vinculo
si la comensay enresuner ex more docti mistico.

Dis a la bele: itel Seignor qui est redemptor omnium
vus sauue e gard e doint honur supra coronas uirginum,
vostre humme suy sans nul retorn e meum est consilium: †††)
20 ke nus fascum le iu de amur, ecce tempus ydoneum. ††††)

---

*) cf. Moniot v. 39.

**) cf. nature l'avoit portrete Meon IV. 187 und nature mist sa cure en former tel enfant (Michel Theatre fr. 44) und Charles d'Orleans bei Augier 2. 188.

***) So singt Brulez 7222, 36 dame de toutes la non per. — Dieu d'amour 32 ed. Jubinal: ne te prendrai à meillier ne à per, so Gower Conf. 60: in al the towne was none his pyer; sonst li per (Ger. Viane 1339), peri in Spagna, Doziper und pere bei Chaucer 10990 von Carls Pairs.

†) cf. G. d'Orange 3. 530, il n'a plus bele tresqu'as nues d'amont.

††) cf. vos remirer des iex don cuer (Thibaut XVIII), les oes de la pensée Job 450 und del cuer, wie auch li oreilhe del cuer Job 477; Petrarca epist. III. 11: habent et suos oculos animi, quibus sese mutuos superatis corporeis velaminibus intuentur.

†††) So oft si ere jou en vo baillie (Romvart 285. 303: Tristan 11769 die vogetîn; und noch mehr ein Lehnsverhältniß dargestellt in: je vos port feaulté (Thibaut 31); sonst ist der Geliebte Sclave.

††††) So MS. 7222.² fol. 168: je li fis le geu d'amor — sonst ju francois

Ele respunt: ne me gabez tuis blandis sermonibus,
mes vostre dreit chemin tenez comune stratus ductibus.
autre respuns de me ne auerez ni sim oppressa uiribus.
mun pucelage me gardez, veni creator spiritus.

25 Tute ma uie sans lecherie vixi puella tenera.
Saynt Marie ke ne sey hunie me puram pura tollera.
si cest ribaud par mal me asaut mallem videre funera.
kar byen say ke dunc aueray eterna Christi munera.

Zum Vergleiche diene aus MS. Paris Bibl. 7222.[2] petit fol. velin XIII. eine Pastorele von Moniot de Paris (Fol. 182), einem besonders in heiteren Liedern dieser Art ausgezeichneten Trouvere:

1 A une ajornée
chevauchai l'autrier
en une valée
delez mon sentier.
5 pastore ai trouvée
qui fet à proisier.
matin s'ert levée
por esbanoier.
bele ert e senée.
10 je l'ai saluée.
plus ert colorée
que flor de rosier.

Toute desfublée
s'assist sur l'erbier,
15 crine avoit dorée,
cors por enbracier,
bien estoit moulée
ni out qu'enseingnier.
sus l'erbe en la prée
20 lessai mon destrier.
bele ert etc. etc.

25 Quant la pastorele
me vit la venant,
Robinet apele:
amis vien avant.
Je li dis: suer bele
30 tesiez vos atant,
m'amor damoisele
vos doing maintenant.
bele ot la maisele,
la color nouvele.
35 je li dis: dancele,
m'amor vos present.

---

bei Michel theatre fr. pastor. 21. Douce 308. 203 vers. 1: sor l'erbette qui point e qui verdoie lai la couchai, puez si lai confessei. lou jeu d'amours li fix tout à son greit. puis dist à moi: Sire, malaide estoie, mais vos m'avez par vos jeu repasseit. Wie weit übrigens der Cynismus in dieser Lyrik ging, zeigt eine Terzine zwischen einem anonymen Sänger und einer Dame, welche im MS. Douce 308 der Bodlejana fol. 190 vers. 2 also beginnt: Amins ki est li muez vaillans ou cil qui git tote la nut auoc sa mie a grant desdut et san faire tout son talant, ou cil ki tost vient et tot prant e cant il ait fait, ci s'anfut et n'aime pas au remenant, ains keut la foille et lait lou frut; wozu Thibaut 68. 69, Viniers bei Mätzner 44. und ein ähnliches Lied bei Sinner Catalog. zu vergleichen sind.

Robin qui frestele
est poure d'argent,
poure est vos cotele
40 e vo garnement.
cheval ai e sele
tout à vo commant.
se vos damoise(le)
fetes mon talent.

La pastore ert sage.
50 si me respondi:
Sire en mon aage
tel folor n'oi.
ce seroit damage
se perdois ensi
55 le mien pucelage
por autrui ami.
par cest mien visage
ce seroit mon damage
qu'à bon mariage
60 auroie failli.

Ein andres aus Französisch und Lateinisch gemischtes Lied enthält das MS. Harlej. 2253 petit fol. Miscellanea poetica XIV. Fol. 76 unter der Einleitung:

Ferroy chaunsoun que bien deit estre oye.
de ma amie chaunterai ge, m'ad deguerpie.
Cum ludis floribus velud lacinia
le Dieu d'amour moi tient en tiel angustia.
merour (sic statt mourir) me tient de duel e de miseria,
si je ne la ay, quam amo super omnia.
Ei amor com me facit fervere
qe je ne soi quid possum inde facere.
por ly couent hoc seclum relinquere,
si je ne pus l'amour de li perquirere.
Ele est si bele e gente dame egregia,
cum ele fust imperatoris filia,
de beal semblant e pulcra continencia,
ele est la flur in omnis regis curia.

Quant je la vey je fu in tali gloria
come est la lune celi inter sidera,
Dieu la moi doint sua misericordia
beyser e fere que secuntur alia.
Scripsit hec carmina in tablis mon ostel
est en mi la vile de Paris
may y sugge n'amoye se wel me is,
thet hi deye for loue of hire, duel hit ys.

Eine derartige Spielerei war im Mittelalter ganz gewöhnlich, wir finden sie auch in dem zwar erst im XVI. saec. copirten MS.

Bibl. Imper. 7699. 4°. pap., dessen catalanische Gedichte durch das lateinische Privilegium des Königs Ferdinand von Aragonien, Barchinone 7. die Martii anno natiuitate domini millesimo quadringentesimo tertiodecimo eingeleitet sind, welches rectoribus defensoribus et manutentoribus amene seu gaye scientie 40 florenos auri de Aragonia annuals sub condicione inferius posita ut ex ipsis jocalia infrascripta emantur . . . bewilligte. Hier steht Fol. 236 ein Gedicht des Simon:

Omne rarum preciosum,
bien lo sabes tu senyora
al que mas en ti adora
magis est deliciosum,
suave non onerosum,
linda senyora plaziente
tu eres a toda giente
ut exemplar uirtuosum.

Tu sola domina mea
otra non amo nin quero,
so siempre tu presonero
velut Jesonis Medea,
pulcra es ut Idomea
e por mi tanto querida,
quanto mas quizon su vida
Ector em Pantasilea. etc.

Ein englisches mit Latein gemischtes Gedicht gegen die Mönche siehe bei Wright Reliquiae II. 247 aus MS. Trinity College Cambridge O. 2. 40; ferner unter Lydgate's Gedichten einige im MS. Harlejan. 2251. 4°.

C. Sachs.

(Schluß folgt.)

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Dr. Johann Kelle, Otfrids von Weißenburg Evangelienbuch, Text, Einleitung, Grammatik, Metrik und Glossar. Band I. Regensburg 1856.

Jede bedeutende geistige Leistung hat einen Anspruch auf Verbreitung in größeren Kreisen des Volkes; insbesondere gilt dies auf dem Gebiete des deutschen Sprachstudiums, das in seiner jetzigen Ausbildung täglich mehr mit unserm Leben zusammenwächst und anfängt, jedem sorgfältig Gebildeten unentbehrlich zu werden. Daß nun die vorliegende Ausgabe des Otfrid'schen Evangelienbuches, dieses überaus wichtigen althochdeutschen Sprachdenkmales, sich als eine hervorragende Arbeit darstellt, würde sich schon durch die vollständige und sorgfältige Benutzung des sehr versprengten Quellenmaterials rechtfertigen; aber das Werk bietet auch noch Gesichtspunkte, die dasselbe jedem Anderen, als dem bloßen Sprachgelehrten, werthvoll machen.

Otfried war ein Mönch, der in dem Kloster Fulda gebildet, um die Mitte des neunten Jahrhunderts im Kloster Weißenburg lebte. Bei dem Kampfe, welchen in jener Zeit die christliche Kirche mit den vielfachen heidnischen Sitten des deutschen Volkes im Interesse der Glaubensverbreitung einzugehen hatte, war es wünschenswerth, die Lehre des Christenthums ihres specifisch orientalischen Wesens zu entkleiden und sie in deutscher Sprache und Anschauungsweise darzustellen. In diesem Streben hat Otfried, veranlaßt durch einige hochstehende Personen, den Inhalt der vier Evangelien bearbeitet und zwar so, daß er nach freier Auswahl und unter Benutzung der Erklärungen der Kirchenväter, besonders des Alcuin und des Rhabanus Maurus, die Hauptthatsachen der heiligen Geschichte wiederzugeben suchte. Er hat sich dieser Aufgabe mit Geschick, selbst mit dichterischem Tacte entledigt; er weiß mit rührender Einfalt die moralische Nutzanwendung an den einzelnen Vorgang anzuknüpfen und nirgends empfindet man bei seiner durchgehenden Naivität einen störenden Bruch mit der einfachen Wahrheit der biblischen Lehre.

Daß nun bei dieser freien Stellung Otfrid's seiner Aufgabe gegenüber der Theologe ein hohes Interesse an dem Werke Otfrid's zu nehmen hat, leuchtet ein; denn es ist nicht bloß ein sclavisches Referat, sondern eine freie, mit eigenen und den Auffassungen der Kirche durchzogene Darstellung der christlichen Glaubenslehre, welche ihm im Gewande populärer Dichtung entgegentritt.

Aber auch dem deutschen Rechtshistoriker muß der herausgegebene Text von großem Werthe sein, weil er darin eigenthümlich deutsche Anschauungen über sonst dunkle Institute abgespiegelt findet. Es kann ihm z. B. nicht gleichgültig sein, daß Otfrid das Verhältniß Christi zu seinen Aposteln nicht anders dem deutschen Bewußtsein nahe zu bringen weiß, als indem er jenen als den Gefolgsherrn, und zwar einen edelgeborenen, diese als die Gefolgschaft (comitatus) darstellt. Ohne hier bestimmte Behauptungen aufstellen zu wollen, dürfte die gegenwärtig noch streitige Frage, ob nur Adelige, oder ob auch gemeinfreie zur Stellung eines Gefolgsherren gelangen konnten, ein wesentlich neues Licht erhalten. Denn daß jene Stellung Christi bei Otfrid auf keinem bewußtlos gebrauchten Bilde, sondern auf einer durchgeführten

Auffassung beruhet, gebet, wie Dr. Kelle s. 78. der Einleitung treffend bemerkt, z. B. daraus hervor, daß die Stelle, wo Christus am Oelberge seiner menschlichen Schwäche und Seelenangst zu erliegen droht, gänzlich weggelassen wird. Dem kampfsmuthigen Deutschen mußte diese Stimmung Christi lediglich als Schwäche erscheinen, und somit der gläubigen Hingebung des Volkes an das Dogma hinderlich werden. Aehnliche Beweise von Otfrid's germanisirendem Streben legt Dr. Kelle auf S. 77 ff. dar.

Die wichtigste und vor allen am meisten in die Augen springende Seite der Ausgabe ist nun die sprachliche. Hier hat der Herausgeber Alles gethan, was man mit einer reichen Gelehrsamkeit, einem durchdringenden Verstande und einem eisernen Fleiße nur thun kann. Um sich von den unsäglichen Mühwaltungen desselben bei Zusammenbringung des Materials und von der Unzuverlässigkeit der ihm zu Gebote stehenden Vorarbeiten zu überzeugen, verweise ich auf Abschnitt VII und VIII der Einleitung, wo von den Ausgaben und Handschriften gehandelt wird. Weniger scheinbar, aber desto anerkennenswerther ist der Fleiß, mit dem im Abschnitt I. der Einleitung die wenigen data von Otfrid's Leben sicher gestellt sind, eine Arbeit, bei der, wie jeder Kenner wissen wird, der Boden fast unter den Füßen schwankt und deren Resultat vorwiegend negativ darin bestehet, sicher zu wissen, daß nicht mehr als das Angegebene zu ermitteln ist.

Der Text selbst ist in möglichst getreuer Reproduction der Handschriften (mit Bevorzugung des Wiener Codex) abgedruckt. Mit Recht hat der Herausgeber die Unterschiede der Schreibung, welche die neuere Schule z. B. zwischen dem umgelauteten und dem gebrochenen e, zwischen dem scharfen und dem weichen z u. a. gemacht hat, weggelassen; sie würden bei den oft noch schwankenden Bestimmungen der heutigen Lautlehre der freien Forschung nur vorgreifen. Aus gleichem Grunde ist die Unterlassung der Längenbezeichnung nur zu billigen, denn wenn z. B. in der dritten starken männlichen Declination das i des nom. und acc. pluralis lang bezeichnet wäre, so würde dies allen denen, die Jacob Grimm in dieser Ansicht nicht beistimmten, entgegen sein.

Schließlich sei noch des reinen wissenschaftlichen Geistes Erwähnung gethan, der das Werk in wolthuender Weise durchwebt. Trotz der oft glänzenden Widerlegung selbst berühmter Persönlichkeiten wie Gervinus, Wackernagel (ich verweise namentlich auf S. 78, S. 18, S. 91 f.) hält sich der Herausgeber immer an die Sache und läßt sich nie zu Maßlosigkeiten fortreißen.

Möge das Werk einen so guten Fortgang haben, als das Streben, woraus es hervorgegangen, und sein eigener Werth verdienen! Wir werden nächstens ausführlich auf das Werk und auf die Fragen, welche sich sachlich und sprachlich an das Werk knüpfen, zurückkommen.

Hg.

Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Von Julian Schmidt. Dritte wesentlich verbesserte Auflage. 3 Bände. Leipzig 1856.

Der durch seine langjährige journalistische Thätigkeit rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesem ziemlich umfangreichen Werke versucht, die Gesammtliteratur der Deutschen vom Schlusse des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart zur Darstellung zu bringen. Das Buch hat, wie man aus der fast beispiellos raschen Aufeinanderfolge von Auflagen abzunehmen berechtigt sein dürfte, eine größere Anerkennung bei der Nation gefunden, als irgend ein anderes Werk der Art: eine Erscheinung, die dem Buche, ganz abgesehen von dem wirklichen Gehalt und Werth desselben, von vorn herein wenigstens eine größere Theilnahme zuwenden muß.

Diejenigen, die dem Verfasser in seiner längern literarisch-kritischen Thätigkeit eine Zeit lang aufmerksam gefolgt sind, werden es begreiflich, ja in gewissem Sinne

nothwendig gefunden haben, daß derselbe sich leicht entschließen konnte, das seit Jahren gesammelte Material zu einem größeren Ganzen zu verarbeiten.

Mit dieser Entstehung des Werks, die dem aufmerksamen Leser zu erkennen nicht schwer wird, hängt auf's Wesentlichste der ganze Charakter desselben zusammen, sein Umfang, die Ausdehnung über das ganze Feld der Literatur, seine gründlichere Ausführung einzelner Theile, seine streng kritische Haltung, ja sogar nach ihren Vorzügen oder Mängeln die ganze Darstellungsweise, der Stil des Buches.

Sehen wir nun zuerst, was der Verfasser in den drei Bänden, deren jeder nach Widmung, Vorrede und Specialtitel gewissermaßen als ein besonderes Ganzes zu betrachten ist, gegeben hat.

Der erste Band trägt auf seinem Titelblatte noch die Worte Weimar und Jena 1794—1806 und behandelt in sieben Capiteln: die Wiederaufnahme des griechischen Kunststils; das deutsche Theater bis auf Schiller's Tod; den Roman und das Bürgerthum; die Philosophie in Jena; Wiederaufnahme der romanischen Literatur; poetische Versuche der neuen Schule; das Christenthum und die Romantik.

In ähnliche größere Abschnitte zerfallen die beiden folgenden Bände; der zweite umfaßt das Zeitalter der Restaurationsperiode, der dritte ist ausschließlich der nächsten Gegenwart gewidmet.

Man sieht, diese Abschnitte bilden keine streng gegliederten, systematisch nothwendigen Rubriken, sondern sind aufgegriffen aus den sich am meisten vordrängenden, das geistige Leben des Volks vorzugsweise ergreifenden und bewegenden Momenten und deren Einflüssen und Beziehungen zur Literatur.

In dem Vorwort zum ersten Bande, der Moriz Haupt in Berlin gewidmet ist, spricht sich der Verfasser über seinen Standpunkt dahin aus, daß ein literarhistorisches Werk, das für unsre Zeit Nutzen stiften wolle, eine unerbittliche Kritik ausüben müsse. Die Vertretung seiner kritischen Grundsätze ist sein Hauptzweck; es kommt ihm weniger darauf an, ein historisches Gemälde zu entwerfen, als gegen die schädliche Wirkung der modernen Schöngeistigkeit auf unser Leben zu protestiren, den Grund dieser Verirrung nachzuweisen und auf den richtigen Weg hinzudeuten.

Dem Festhalten dieses Standpunkts schreibt der Verfasser den großen Beifall zu, den das Werk sogleich in der ersten Auflage fand. Und ich glaube, er hat Recht. Für die „Wissenden" unbedingt; aber auch die „Nichtwissenden", die große Masse der oberflächlich Gebildeten oder auch Verbildeten, die meistens nur auf die Productionen der Gegenwart angewiesen ist, dürfte endlich für die Einsicht empfänglich werden, daß unsre Zeit in der sogenannten schönen Literatur durchaus den Charakter des Krankhaften, Schwächlichen, Verkommenen trägt. Dieser freie, kräftige Standpunkt der Kritik findet bei allen Gebildeten im Volke gewiß die nachhaltigste und sicherste Stütze in der Erklärung des Verfassers über den Begriff des Classischen in der deutschen Literatur. Nach ihm ist nämlich die Classische Literaturperiode der Neuzeit nur die herrliche Zeit des Zusammenlebens Schiller's und Goethe's vom Jahre 1794 bis 1805. „In der That", so lauten seine eigenen Worte 1. Bd. S. 1., „erfreute sich unser classisches Zeitalter nur einer kurzen Dauer. Folge und Zusammenhang tritt in die schöne Literatur erst ein, als Goethe und Schiller 1794 ihren Bund abschließen; sie hört auf mit Schiller's Tod, und dieser kurze Zeitraum umfaßt unsre classische Literatur, d. h. diejenige Periode, in welcher die hervorragenden Geister der Nation in einer innern nothwendigen Beziehung zu einander standen und in ihren Schriften den höchsten Ausdruck der deutschen Bildung, die reinste Vollendung der Form erreichten."

Das also ist nach meinem Dafürhalten das Hauptverdienst des Werks: ein gesundes ästhetisches Princip und eine gründlich scharfe Kritik. Diese freilich gewinnt oft eine Härte und Schroffheit des Urtheils, die nach des Verfassers eigener Ansicht (1. Bd. S. 220) von dem Idealismus unzertrennlich zu sein scheint. Ein zweites Moment, welches das Buch wenigstens einem großen Theile des Publicums werth machen muß, ist, daß es die gesammte deutsche

Literatur nach allen ihren Richtungen und Verzweigungen zu umfassen versucht hat. An die Gelehrten der einzelnen Fächer hat der Verfasser dabei nicht gedacht. Mag es daher sein, daß solche Partieen überall kürzer, fragmentarisch und den Fachgelehrten selbst ganz unzureichend erscheinen sollten, so ist doch erstaunlich Vielen damit ein wesentlicher Dienst geleistet. Er selbst hat damit noch einen anderen, höheren Zweck verbunden. Er betrachtet diesen Theil des Buchs gewissermaßen als einen Act der Pietät gegen den Genius der deutschen Nation. Er spricht sich darüber in der Vorrede S. VIII so aus: „Wenn wir gegen unsre Nationalliteratur gerecht sein wollen, so dürfen wir sie nicht auf die Poesie beschränken. Dieselbe Naturkraft des Volks, die zu Goethe's und Schiller's Zeit in der Poesie so herrliche Blüthen trieb, hat sich später anderer Richtungen des Geistes bemächtigt; in diesen müssen wir sie aufsuchen, um zu zeigen, daß sie keineswegs erloschen, nicht einmal im Abnehmen ist. Aber nicht das stille Fortleben und Schaffen der Wissenschaft liegt in unsrer Aufgabe, sondern nur die frei schaffende Genialität, oder was dasselbe sagen will, der Instinct für's Wesentliche, der neue Bahnen bricht. Auch durch die bescheidene Skizze, die wir hier nur geben können, hoffen wir jenes Gefühl der Freude und Verehrung wenigstens anzudeuten, das uns die deutsche Wissenschaft einflößt, das der Nation wieder zu Gute kommen muß, das uns zeigt, wir sind noch nicht jenes Volk zerfahrener, blasirter Schöngeister, zu dem unsre unreifen Poeten uns machen möchten."

Ein dritter Punkt, welcher der Verbreitung unter der größeren Masse, besonders der weniger gründlich Gebildeten, wesentlich Vorschub leistet, ist die Bestimmtheit des Urtheils, die Kürze und dabei das Pikante der Darstellung, der rasche Wechsel, das Herbeiziehen gelegentlicher Bemerkungen; kurz das Verlockende und Anziehende, was für Viele eine bunte, schillernde, geblümte und doch zugleich eine scharfe, derb treffende, einschneidende und hart aburtheilende Sprache hat. Daß dabei doch Manches mitunterläuft, was nicht stichhaltig ist, kümmert die Menge wenig; daß Vieles gar nicht oder so gut wie gar nicht berührt ist, noch weniger; und was gerade für die Kritik von größter Wichtigkeit ist, die Composition des Ganzen, das kümmert sie am Allerwenigsten.

Wir haben hiemit die Grenze überschritten, die aus der Region des Lobes in die des Tadels hinüberführt. Der Verfasser hat es selbst sehr wohl eingesehen, daß hier in der Composition und in der Darstellung des Werks nicht Alles in Ordnung ist. Er sagt deshalb entschuldigend in der Vorrede, daß es ihm weniger darauf ankomme, ein historisches Gemälde zu entwerfen. Und doch nennt er das Buch eine Geschichte! Ferner hat er an vielen Stellen durch Nachbessern wesentlichen Mängeln abzuhelfen gesucht. Er hat manche bloß pikant eingestreute, sonst überflüssige Bemerkungen in der dritten Auflage weggelassen. Man darf erwarten, daß er in der nächsten Auflage dem Ideale der Geschichtsschreibung noch mehr Rechnung tragen wird. Denn dies grade, um es sogleich mit bestimmten Worten zu sagen, dies Ungeordnete in der Darstellung, das Unvermittelte, Lückenhafte, Springende, das Herbeiziehen und Hinweisen auf fremdartige, den meisten Lesern vielleicht unbekannte und unverständliche Dinge, die oft zu üppig rhetorische, durch pikante Schlagwörter, oft durch überflüssig angebrachte Fremdwörter nicht bloß technischer Art entstellte Sprache, — das Alles sind wesentlichere Mängel, als es im ersten Augenblick erscheint; Mängel, die einen momentanen Genuß zulassen, ja Manchem vielleicht gewähren, aber das wirklich Gute und Vortreffliche, was das Buch bietet, bald überwuchern und vergessen lassen werden. Der Verfasser hat durch Abänderung und Weglassung in der dritten Auflage Manches gebessert, Manches aus inzwischen erschienenen neueren Werken ergänzt und berichtigt, wie er selbst 3. Band S. XII angibt, und er wird dies auch in den folgenden Auflagen, die das Buch ohne Zweifel erleben wird, zu thun bemüht sein. Ob das Buch dadurch die Vollendung von Seiten der Composition gewinnen wird, die wir wenigstens an einigen Werken verwandten Inhalts anerkennen müssen, steht dahin. Schon die genauere Vergleichung der zweiten und dritten Auflage und der Abänderungen, die der Verfasser vorzunehmen für gut erachtet hat, würden hinlänglich sein, die gemachten Ausstellungen wenigstens für die ersten Auflagen als begründet erscheinen zu lassen.

Da eine solche Zusammenstellung indeß mehr interessant als wichtig ist, darf ich dieselbe um so eher übergehen, als die neueste Auflage noch Stoff genug bietet, das ausgesprochene Urtheil factisch zu begründen.

Gleich auf der ersten Seite des ersten Bandes, der die Worte „Weimar und Jena" auf dem Titel nur für die mit Recht führt, die schon anderswoher von der bedeutungsvollen Wahrheit derselben belehrt sind, finden sich manche unerwiesene, ja unerweisbare Behauptungen. Die Sätze: „Deutschland erhielt ein classisches Zeitalter der Literatur, bevor es noch ein eigenes nationales Leben gehabt"; „unsre Classiker dichteten mit Bewußtsein in einer Weise, die dem bisherigen Leben des Volks entgegengesetzt war"; „ihre Kunst war ausschließlich auf das Studium der Antike begründet"; „in der Zeit der Noth trennte sich die Kunst vom Volk und seiner Geschichte und strebte fremden Idealen zu" — sind eben sowohl wahr als nicht wahr, sind in ihrer Unbestimmtheit wohl geeignet, für positive, inhaltschwere Wahrheiten zu gelten, dürften aber bei näherer Prüfung eben sowohl ganz oder theilweise unhaltbar erfunden werden. Nachdem nun der Verfasser die beiden Dichter Schiller und Goethe auf die Spitzen des Parnassus gestellt, hätte man eine liebevoll eingehende oder doch ruhig gründliche Schilderung dieser Dichter erwarten sollen. Aber weder über ihr Leben noch über ihre Werke — und beides bedingt sich doch gegenseitig so wesentlich — wird auch nur im Entferntesten eine gerechter Erwartung entsprechende Auskunft gegeben. — Während der Verfasser die Dichter im Ganzen und Großen erhebt, läßt er im Einzelnen oft nur wenig Gutes übrig. — Er nennt an einer Stelle (S. 67) die Gedichte Schiller's und Goethe's wundervoll, an einer anderen (S. 51) sagt er: „Schiller's Jugendgedichte sind fast ohne Unterschied roh und unmusikalisch und auch seinen reifsten Werken fehlt das Siegel der letzten Vollendung." Er überspringt nicht nur ganze Lebensabschnitte und Entwickelungsstufen des Dichters mit Bewußtsein (vgl. S. 52) — man begreift gar nicht warum? — sondern, was ein viel wesentlicherer Mangel erscheint, mit der größten Willkür ganze Gedichte.

Wenn der Verfasser z. B. dem Wallenstein, der Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Messina eine mehr oder weniger eingehende Besprechung widmet, warum werden die dramatischen Gedichte der ersten Periode, warum Don Carlos u. A. entweder mit Stillschweigen übergangen oder nur wie gelegentlich erwähnt? Da über Schiller's Jugendbildung und geistige Entwickelung Nichts gesagt ist, muß es um so mehr befremden, wenn wir S. 38 von Schiller's „durchaus sporadischer und dilettantischer Bildung" lesen, wenn es S. 40 heißt: „Die idealistische Entwickelung Schiller's beginnt mit der Recension über Bürger."

Selbst die Balladen, die wohl am meisten schlagend beweisen, daß des Verfassers Worte S. 52 „In Schillers Gedichten wird der höchst bedeutende, aus der Tiefe des Gedankens geschöpfte Gehalt durch eine einseitige Färbung gestört. Wenn sie daher nicht mehr im Volke fortleben, so ist das in der Ordnung. Im Grunde waren sie auch nie in das Volk eingedrungen, sie waren nur für die feinste Bildung (?) berechnet (?)" nicht buchstäblich, ja zum Theil gar nicht zu verstehen sind, finden manchen harten Tadel, den sie nicht verdienen. Während das Gedicht die Kraniche des Ibykus nach Schmidt die erste Stelle einnehmen dürfte, „weil es geistvoll den fremdartigen Stoff dem allgemein menschlichen Gefühl vergegenwärtigt", wird im Ringe des Polykrates uns die fremdartige Idee vom Neide der Götter gewissermaßen aufgedrungen." Daß diese Idee uns gar nicht so specifisch fremdartig oder bloß von Schiller dem Alterthum entlehnt ist, möge außer dem volksthümlichen „Unberufen!" und den schon anderswo, etwa von Hoffmeister, Götzinger, Lehrs u. A., angeführten Citaten zuerst eine ältere Stelle aus Herman von Fritslar in Pfeiffer's Deutschen Mystikern I, 115 beweisen, wo erzählt wird, wie der heilige Ambrosius sich rasch von einem reichen Manne, dem es nie übel in dieser Welt erging, sondern Alles nach Wunsch und Willen, abwendet und seinen Knechten befiehlt: balde satelt uns di pfert und lazet uns riten henwec, daz wir mit disem sundigen menschen icht vorterben, wan got der ist hie nicht. Noch bestimmter sagt Freytag in: Soll und Haben I, 32: „Berufe es nicht!" bat die Baronin. „Mir ist manchmal, als könnte so viel Sonnenschein

nicht ewig währen; ich möchte demüthig entbehren und fasten, um den Neid des Schicksals zu versöhnen.“ Und ebdſ. II, 264: „Es ist eine traurige Erfahrung, daß die überirdischen Gewalten dem Menschenkind das Glück einer hochgespannten Empfindung nicht lange unverkümmert lassen. Sie haben die Sache so schlau eingerichtet, daß sich fast immer eine Saite unsers Innern abspannt, so oft sie den Wirbel einer anderen zur Höhe herumdrehen. Natürlich entsteht daraus ein Mißklang.“

Daß ferner die sittliche Anschauung in dem Ring des Polykrates ebenso wohl wie im Gang nach dem Eisenhammer absurd sei, ist nicht recht einleuchtend; ebenso wenig, daß der Dichter in der letzteren Ballade und in Maria Stuart katholische Neigung verrathe oder daß bei der Darstellung des katholischen Rituals ein ironischer Zug des Dichters sich erkennen lasse. Den Taucher hat der Verfasser nur wie beiläufig genannt, als Meisterwerk der beschreibenden Poesie und zugleich mit dem Kampf mit dem Drachen und dem Handschuh (!). Der Ritter Toggenburg wird zwar S. 69 eine Romanze im reinsten Stil genannt und doch verdient sie nach dem Verfasser keine höhere Anerkennung, als die einer geschickten poetischen Stilübung. Ueberhaupt ist diese ganze Stelle in ihrer Zerrissenheit und Unordnung, in dem raschen Ueberspringen von Einem zum Anderen, in kecken, unerwiesenen Behauptung u. dgl. m. für die Methode und Darstellungsweise des Verfassers sehr bezeichnend. Weniger unangenehm tritt dies entgegen, wenn man einzelne größere Abschnitte durchliest, z. B. den über Tieck, der ohne Zweifel dem Besten beizuzählen ist, was überhaupt über den Dichter geschrieben. Solche einzelne größere oder kleinere Monographien sind vortrefflich und geben dem Buche einen dauernden Werth. Daß wieder andere Theile lückenhaft und zu wenig ausgeführt sind oder nur Namen bieten, wo man wenigstens in einigen charakteristischen Zügen eine nähere Entwickelung wünschte, können die Leser, die eine bestimmte Fachgelehrsamkeit besitzen, am leichtesten verschmerzen; die anderen vermissen dergleichen kaum. Manches Andere, z. B. daß der epischen Poesie als solcher gar nicht gedacht wird, wie denn Luise von Voß und Hermann und Dorothea von Goethe dem Roman eingereiht sind, — ist entweder bestimmter Ansicht oder Absicht des Verfassers beizumessen, oder es wird später eine Abänderung erfahren, wie er denn ja in der Vorrede zum 3. Bande S. XIII offen genug über Aenderung und Verbesserung seines Buches im Einzelnen wie im Ganzen sich ausläßt.

Mit freudiger Theilnahme muß man Manches, was er dort in Bezug auf die Läuterung und Besserung der Kritik und des Geschmacks sagt, unterschreiben. Ob er sich aber nicht dennoch täuscht, wenn er siegesfroh über den Erfolg und die sichtliche Wirkung seines Werks vorherzusehen glaubt, daß die schlechte Zeit unsrer Literatur (d. h. der sogenannten schönen Literatur, denn der gelehrten gedenkt er überall mit ehrender Anerkennung) ihr baldiges Ende finden werde, wer kann es wissen?

Daß das Buch auf gutem Papier gut gedruckt und möglichst correct sei, bedarf kaum der Bemerkung. Ein vollständiges Register würde den Werth desselben wesentlich erhöhen, ja ein solches scheint mir nach der ganzen Anlage und Abfassung des Werks unentbehrlich.

Berlin. **Dr. Sachse.**

Goethe's Faust. Briefwechsel mit einer Dame, herausgegeben von Albert Grün. Gotha, H. Scheube. 1856.

Die Untersuchungen über den Goethe'schen Faust sind, nachdem sie eine Weile geruht hatten, in neuester Zeit mit erhöhtem Eifer wieder aufgenommen worden. Fünf oder sechs Erklärungen im Laufe eines einzigen Jahres geben in der That ein unzweideutiges Zeugniß von der lebendigen Theilnahme, welche die unsterbliche Dichtung sich fort und fort bewahrt, wie von dem rastlosen Streben, mit dem man ihren eigensten Sinn und Gehalt zu erforschen bestrebt ist. Wohl können

wir wünschen, daß es endlich gelingen möchte, die Räthsel vollständig zu lösen, die der Dichter in diesem reinsten Spiegelbilde seiner großen lyrischen Natur niedergelegt hat. Doch von diesem Ziele sind wir, scheint es, noch weit entfernt, und vielleicht ist es unmöglich, dasselbe jemals zu erreichen.

Jedenfalls ist es ein Irrthum, zu glauben, daß die bedeutungsvollen Fragen, welche Goethe in seinem Faust behandelt, durch ihn eine genügende Beantwortung erfahren haben. Ist doch das dort aufgestellte Problem im Wesentlichen ein und dasselbe mit der uralten Frage nach dem Grunde und der Bedeutung des innern Zwiespalts, an dem der Mensch von Anbeginn krankte, und nach der Möglichkeit, wie derselbe ausgeglichen, dem getheilten Bewußtsein die Einheit, dem ruhelosen Herzen der Friede wiedergegeben werden könne. Dem Dichter eigen ist, abgesehen von dem lebendigen Ausdrucke, den er ihm vermöge seiner poetischen Schöpferkraft gegeben hat, die besondere concrete Fassung, in der er es, in Uebereinstimmung mit dem Charakter seines Volks und dem Bildungsstandpunkte seiner Zeit, vorlegt.

Die Versöhnung des Geistes mit der Natur, die lebendige Durchdringung des idealen und realen Moments zunächst in und für den individuellen Menschen — das ist im Allgemeinen die Aufgabe, die sich Goethe gestellt, oder, um es richtiger zu sagen, die ihn der eigene Lebens- und Entwickelungsdrang aufzunehmen, die eingeborne Genialität künstlerisch zu gestalten angetrieben hat. Daß er sie befriedigend gelöst habe, glaubte er selbst wohl am wenigsten, wenn er sich auch bei dem vorläufigen Abschlusse, den seine persönliche Entwickelung fand und zu welchem er die seines poetischen Doppelgängers fortführte, beruhigt haben mag. Wir unsrerseits können weder in dem späteren Leben des Dichters noch in dem zweiten Theile des Faust die wahrhafte Versöhnung des Gegensatzes erblicken, der hier in Frage steht. Es ist nur ein Scheinfriede, den die kämpfenden Mächte in Folge ihrer Erschöpfung abschließen, und weil man sich dessen bei näherer Betrachtung bald bewußt wird, haftet das Interesse auch nicht an ihm, sondern an dem vorausgegangenen Kampfe, den der Dichter in so ergreifender Weise geschildert hat. Darin aber besteht das unsterbliche Verdienst seiner genialen Schöpfung, daß sie die Lebensfrage der Menschheit in der Fassung, in welcher unser Volk und unsre Zeit sie wohl noch geraume Zeit zu bearbeiten, oder, wenn man lieber will, in Sinn und That ihrer Lösung näher zu führen hat, nicht, wie das die gleichzeitigen Philosophen gethan, in der Form des allgemeinen Gedankens, sondern auf der Basis des unmittelbaren Lebens in Gestalten von Fleisch und Bein der Mit- und Nachwelt vorführt. Die Geschichte ihres Helden ist die eines Jeden, der die Substanz der heutigen Bildung in sich aufgenommen hat; sein Denken und Empfinden, sein Streben und Leiden ist auch das unsrige; was er ist und will, das sind und wollen wir selber.

Aber nicht Jedem steht der durchdringende Blick zu Gebote, dessen es bedarf, um hinter dem poetischen Schein die Wahrheit des Lebens zu entdecken. Mancher empfindet wohl die innere Verwandtschaft, die zwischen ihm und den idealen Gestalten der Dichtung besteht. Doch ist es den Meisten unmöglich, über diese unmittelbare Einheit sich klar zu werden, vom Grunde und Fortgange des dargestellten Lebensprocesses und seinen Beziehungen zur eigenen Entwickelung ein deutliches Bewußtsein zu gewinnen. Es bleibt bei dem allgemeinen, leicht verwischten Eindrucke, tritt nicht Jemand hinzu, der ihn mit kundiger Hand zu analysiren und auf bestimmte Motive zurückzuführen versteht. Auch der Goethe'sche Faust ist bis auf den heutigen Tag für den größten Theil des gebildeten Publicums ein Buch mit sieben Siegeln, das man anstaunt, ohne es zu verstehen, von dem man sich mächtig angezogen fühlt, ohne doch recht eigentlich mit ihm vertraut zu werden. Es fehlt allerdings nicht an Schriften, die sich mit der Erklärung dieser Dichtung im Ganzen oder in einzelnen ihrer Theile beschäftigen. Vielmehr ist deren Zahl so groß, daß sie gesammelt eine nicht unbedeutende Bibliothek bilden würden. Auch läßt sich nicht verkennen, daß ein großes Maß von Geist, Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu diesen Arbeiten verwandt worden ist. Gibt es doch kaum irgend eine literarische Größe, die sich nicht wenigstens gelegentlich veranlaßt gesehen hätte, ihr Scherflein zum besseren Verständniß des Faust beizutragen. Indeß wie werthvoll

auch der Inhalt mancher hierhin gehörigen Arbeiten sein mag, ihre Form läßt viel zu wünschen übrig. Sie ist in der Regel für den größeren Theil des Publicums ungenießbar, weil sie entweder die der philosophischen Analyse oder des gelehrten Commentars ist. Wir wissen zwar, daß es von diesen Regeln einige Ausnahmen gibt. Doch dürften auch sie nicht geeignet sein, die Behauptung zu entkräften, daß eine Erklärung des Faust, die den wesentlichen Inhalt desselben in würdiger und zugleich das allgemeine Interesse fesselnder Form reproducirt, noch nicht vorliegt.

Wir sind nicht der Meinung, daß die Eingangs genannte Schrift den soeben aufgestellten Anforderungen vollständig und in jeder Beziehung genüge. Wohl aber glauben wir, daß sie ihnen in einem weit höheren Grade entspricht wie irgend eins der uns bekannten mehr oder minder umfangreichen Werke, die denselben Gegenstand behandeln. Der Verf. ist, scheint uns, im Besitze der Eigenschaften, die zur Interpretation eines Dichtwerkes vorzugsweise erfordert werden. Er hat jene geistige Kraft und Tiefe, die befähigt, den der Dichtung zu Grunde liegenden Gedanken zu ergreifen und in seiner Entwickelung zu verfolgen. Er hat aber andererseits einen zu empfänglichen Sinn für den lebendigen dichterischen Ausdruck, als daß er ihn dem geistigen Inhalte aufopfern, das farbenreiche poetische Gemälde auf ein leb- und reizloses Gedankenschema reduciren sollte. Seele und Leib der Dichtung kommen bei ihm gleichmäßig zu ihrem Rechte; die Entwickelung der Idee hält mit der Darstellung ihrer realen Erscheinung gleichen Schritt. Das ist wenigstens der allgemeine Charakter des Werkes, womit natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß hier oder da das eine Moment auf Kosten des andern zu stark betont wird. Man hat wohl, und nicht mit Unrecht gesagt, daß nur der Dichter den Dichter zu erklären vermöge. Jedenfalls ist gewiß, daß nur ein lebendiger poetischer Sinn im Stande ist, den Werth und Gehalt einer Dichtung in das rechte Licht zu stellen. Allein aber reicht er dazu doch nicht aus; die unmittelbare Empfindung des poetischen Inhalts, die er gewährt, ist noch nicht die vermittelte Erkenntniß desselben. Diese gibt nur der gebildete, der seiner selbst und des in der Empfindung gegebenen Stoffes bewußte Geist. Der Erklärer eines Dichterwerkes muß in demselben stehen, damit dessen lebendige Kraft ihn durchdringe; er muß aber auch zugleich seine Stellung über ihm nehmen, damit er seine Einheit und organische Gliederung durchschaue. Daß der Verf. diesen doppelten Standpunkt genommen und im Ganzen auch behauptet hat, das begründet vorzugsweise den Werth seiner Arbeit.

Noch möchten wir, bevor wir auf das Detail unsrer Schrift näher eingehen, einen Punkt hervorheben, den die Kritik nur selten zur Sprache zu bringen pflegt. Man hat sich, scheint uns, zu sehr daran gewöhnt, den Werth eines Buches lediglich nach seiner wissenschaftlichen Bedeutung, nach dem Maße von neuen oder richtigeren Kenntnissen, die es vermittelt, zu bestimmen. Es ist dies eine Folge des allgemeinherrschenden Vorurtheils, daß die Bildung des Geistes wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise über die Bedeutung eines Menschen entscheide. Dieser Aberglaube, der stets weiter um sich greift und bereits anfängt, sich in den niederen Volksclassen zu verbreiten, ist eine sehr bedenkliche Erscheinung, die ernste Gefahren in ihrem Gefolge haben wird. Die übertriebene Werthschätzung des Wissens zerstört die Wärme der Empfindung und die Energie des Willens; sie saugt allmälig dem Herzen das Blut und den Knochen das Mark aus; sie führt am Ende dahin, daß man nur gescheidt zu sein braucht, um ungestraft herzlos und schlecht sein zu können. Noch, das wissen wir wohl, sind wir nicht so weit, noch ist das unmittelbare Gefühl, das natürliche Gewissen in einem großen Theile des Volkes zu lebendig. Aber wer unbefangen zusieht, kann nicht leugnen, daß das eine wie das andere nur noch schüchtern, gleich als zweifle es an seiner eigenen Berechtigung, sich zu äußern wagt. Der Dämon des Wissens herrscht auch da, wo man ihn noch nicht offen anbetet; die Intelligenz ist neben dem Gelde und vielleicht mehr noch als dieses das goldne Kalb, vor dem sich die Menge in den Staub wirft. Man wolle uns nicht mißverstehen: wir sind keine Gegner der geistigen Bildung, sondern nur der maßlosen, einseitigen Geltung, die sie gegenwärtig in der öffentlichen Meinung hat. Auch wir wünschen die stetige Entwickelung des Geistes, aber mehr noch die des wahren, ganzen Menschen, die unmöglich ist, so

lange die eine Seite seines Wesens als die einzige oder doch als die wichtigste, eigentlich charakteristische angesehen wird. Man sollte diesem Wahne, wo immer sich eine Gelegenheit darbietet, entgegentreten; auch die literarische Kritik könnte zur Ausrottung desselben wesentlich beitragen. Was bedingt denn am Ende den wahren Werth eines Buches? Offenbar der Einfluß, den es auf die Vervollkommnung des Lesers, auf die Veredlung seines Herzens, die Kräftigung seines sittlichen Sinnes, auf die Hebung und Läuterung des inneren Menschen ausübt. Darnach aber wird bei Besprechung neu erschienener Schriften selten oder nie gefragt; es ist immer nur von neuen Gedanken, geistvollen Ideen, pikanten Reflexionen, überraschenden Aperçus u. dgl. die Rede. Höchstens wird beiläufig, halb verschämt und als sei das eine gleichgültige Nebensache, von der Nahrung gesprochen, die Herz und Gemüth, Gesinnung und Charakter aus dem neuen Schriftwerke ziehen könne. Und wie die Kritik, so auch die Schriftsteller und nicht minder die Masse der Leser, die zum größten Theil nur dabei gewinnen würden, wenn sie den täglich wachsenden Wust literarischer Novitäten unberührt in den Papierkorb wandern ließen. Das Amt des Schriftstellers ist ein heiliges Amt, und die es verwalten, sind die geweihten Priester der Menschheit, die vor Allem reinen Herzens sein und das Siegel der menschlichen Würde an der Stirn tragen sollten. Die Kritik aber, wenn sie ihrer Aufgabe sich bewußt wäre, hätte den immer dichter werdenden Schwarm zudringlicher Scribenten, die sich zu Lehrern der Menschheit berufen glauben, weil sie eine gewisse Denk- und Schreibfertigkeit besitzen und ein beliebiges Quantum von Wissenschaft angesammelt haben, zurück oder doch an die untergeordnete Stelle zu verweisen, wohin er gehört.

Es stände mit vielen von Geist und Gelehrsamkeit strotzenden Werken schon übel, wenn man den ethischen Maßstab an sie anlegen wollte. Die vorliegende Schrift braucht ihn unsers Erachtens nicht zurückzuweisen; sie hat auch bei Anwendung dieses Gewichtes nicht zu befürchten, daß sie zu leicht befunden werde. Wer noch unbefangen und rein genug ist, um erhebende und läuternde Eindrücke in ihrer vollen Kraft auf sich wirken zu lassen, wird sie nicht ohne eine tiefe und freudige Empfindung der menschlichen Hoheit und Würde aus der Hand legen. Ein kräftiger, seiner sittlichen Freiheit sich bewußter und wahrhaft humaner Geist lebt in diesem Buche. Man wird selten eine solche Selbständigkeit des Urtheils, eine solche Entschiedenheit der eigenen Ueberzeugung mit einer so liebevollen Theilnahme an Anderem und Fremdem vereint finden. Diese Freiheit des Geistes und Wärme des Herzens haben auch abgesehen von dem Gegenstande, in und an welchem sie sich bethätigen, ihren selbständigen Werth. Sie wirken auch dann noch wohlthuend auf den Leser, wenn er in seinen Ansichten abweicht und die Resultate der Untersuchung nicht anerkennen kann. Es liegt eine große belebende Kraft in der sittlichen Idealität, die uns das am meisten charakteristische Moment in der Anschauungsweise des Verfassers zu sein scheint. Mag sein, daß sie leicht dazu verführt, die Wirklichkeit nicht zu ihrem vollen Rechte kommen zu lassen. Wer den Blick auf das gerichtet hat, was *sein soll*, wird dem, was *ist*, nur in zweiter Linie seine Aufmerksamkeit zuwenden können. Es fehlt ihm der rechte und volle Sinn für die realen Erscheinungen, daher es denn nicht eben auffallend ist, wenn auch der Verf. die gegebenen Organismen im staatlichen und kirchlichen Leben etwas einseitig beurtheilt. Offenbar hat er keine Sympathie für sie, aber noch weit ferner liegt ihm jener bornirte Haß, mit welchem der Fanatismus der abstracten Freiheit, was er nicht versteht, zu verfolgen pflegt. Der gebildete, humane Geist verleugnet sich auch hier nicht; was er subjectiv nicht zu billigen vermag, sucht er objectiv in und aus der Geschichte zu rechtfertigen. Man ärgert sich also nicht, wenn man auch hin und wieder Anstoß nimmt.

Indem wir uns nun zum Inhalt unsrer Schrift wenden, wollen wir eine Bemerkung vorausschicken, die mit dem eben erwähnten Idealismus in einem gewissen Zusammenhang steht. Der Sinn für das Ideale verträgt sich nicht wohl mit der Anerkennung des Bösen und schließt ein nachhaltigeres Interesse an demselben aus. Ihm, glauben wir, ist es zuzuschreiben, daß der Verf. den Mephisto und was sonst in der Goethe'schen Dichtung des Teufels ist, nicht mit derselben Sorgfalt und

Liebe behandelt, wie die, wenn auch irrenden Vertreter des guten Princips. Freilich auch Goethe war Idealist, und sein Mephisto ist darum keineswegs ein „rechter" Teufel. Doch aber scheint er dem Verf. ein noch zu negatives Wesen zu sein, als daß er sich in seiner Gesellschaft wohl befinden könnte. Uebrigens glaube man darum nicht, daß er ihn vernachlässigt habe; vielmehr hebt er eine Seite seines Wesens hervor, auf welche, soviel wir wissen, anderswo noch nicht aufmerksam gemacht wurde. Hören wir ihn selbst: „Im Wesentlichen verkörperte Mephistopheles die auf den edleren Theil Fausts einstürmende Versuchung. Diese aber ist doppelter Art, geht zum Theil aus der Umgebung, der Außenwelt, die ja jedem Menschen zusetzt, zum Theil aus dem Geiste des Widerspruchs gegen den ursprünglichen Trieb zum Höheren in Faust hervor, und beide Momente fließen daher in unserm Flüchtling der Hölle zusammen. In ersterer Beziehung ist er der Inbegriff alles Dessen, was uns der Sünde zuführt, vertritt also auch die gesellschaftlichen Vorzüge, die sogenannten glücklichen Verhältnisse, die, wie Goethe besonders in Weimar erfuhr, die gefährlichsten Gelegenheitsmacher zu sein pflegen. In letzterer Hinsicht stellt er die egoistische, berechnend verständige Seite, die sich in diesem wie in jedem Menschen findet, als selbständig außer ihm dar und läßt sie gegen die sittliche Weltordnung agiren, wobei sie sich aus keinem andern Grunde so mächtig erweist, als weil der kalte Verstand, selbst gefühllos, die Gefühle Anderer trefflich zu beobachten, vorauszubestimmen und zu benutzen weiß." (S. 95 f.)

Wir lassen eine längere Stelle folgen, welche die lebendige, ausdrucksvolle Darstellungsweise des Verf. in's Licht stellen mag. Es ist die erklärende Schilderung des Mordes, den Gretchen an ihrem Kinde verübte. „Mit Zittern und Zagen sehe ich das arme Weib, wie es, dem gespenstisch öden Elternhause, wo jeder Winkel Rache schrie, der drohenden Anklage auf Muttermord, dem Spotte der Jungen, der Verachtung der Alten entflohen, in der Weite umherschweift, hungernd, bettelnd, von den Thüren gestoßen. So harrte sie dem peinlichen Tage entgegen, wo das vaterlose Kind der ausgetriebenen Mörderin unsäglichem Leid, schwerlastender Schmach preisgegeben werden soll. Er kommt, der Tag: sie hat geboren. Immer mit seinem und ihrem Elend beschäftigt, küßt und drückt sie das Kind, richtet herzzerreißende Monologe an den Liebling der Seele, und bittere, heiße Thränen rinnen auf sein Köpfchen. Es schlägt die Augen auf, klar und engelrein; kann sie hineinsehn? Entsetzlich! Fester reißt sie's an sich: Barmherziger Himmel, keine Rettung? Keine! — Aber, und ihr Antlitz nimmt eine verdächtige Ruhe, der Blick eine stechende Bestimmtheit an, aber Gretchen — bist du denn nicht . . . . eine . . . . Mörderin? Hast du denn nicht Mutter und Bruder, alle die schuldlosen Deinen umgebracht? Und das Kleine, ist's nicht auch dein, nicht ebenso unschuldig? — Ach Gretchen, du hast deine Arbeit nur halb gethan! Du kannst's ja retten, — auf, rette es! Dann, ja dann ist dein Werk vollendet. Hörst du, wie's singt:

„Da drunten auf den Wiesen ꝛc."

Ja, ja . . . .

„Die Mutter muß gar sein allein,
Doch will sie Gott behüten."

Auf Gretchen! Fort, geschwind, ehe sie dir's nehmen! —

Sie fährt empor, erschrickt vor dem eigenen Geräusche: Horch, da kommen sie schon — nein, nein, ihr bekommt es nicht! „Da drunten auf den Wiesen" . . . . komm her, mein Engel, komm! Die Mutter rettet dich! — Und wie im Siegesgefühle schaut sie auf den Liebling, im Drücken und Herzen steigert sich das Lächeln der Befriedigung um den Mund zu wahnwitziger Freude; noch steht sie gebannt, da rauscht's im Laube: sie kommen! Vorwärts stürzte sie, das scheue Auge links und rechts zurückwerfend, vorwärts in die einsame Wildniß hinein. Da kommt der Steg, der Teich im tiefen Forste; sieh da, den schickte der Himmel, da drunten ist Ruh! Glückselig hüpft sie empor — schon steht sie am schilf'gen Uferrande. Sie keucht auf, sie zaudert, da knackt ein Zweig: Jetzt sind sie da! In wilder Hast rafft sie sich zusammen, des Wahnsinns Muskelkraft fährt in die schwachen Arme — ein dumpfer Fall weithin im Teiche — ein heiseres Gekicher — und in die immer

größeren, immer matteren Wasserkreise starrt regungslos mit gläsernem Blick das ärmste Weib des Erdballs!" (S. 211—12.)

Höchst ergreifend ist auch die Schilderung von Gretchen's Tode, die freilich zu lang ist, um hier eine Stelle finden zu können. Daß der Verf. auch die Gabe besitzt, Bilder von heiterem Charakter zu zeichnen, das beweisen u. A. die humoristischen Porträts der vier Studenten in Auerbach's Keller (S. 119 f.) H. Gr. bemerkt mit Recht, daß jeder „dieser Edeln" ein bestimmtes Stadium des in ihnen verkörperten Lebens darstellt. „Frosch ist der Stern im Aufgang, Brander steht im Zenith, Siebel senkt sich bereits und Altmeyer will eben untergehen." Das Weitere mag man im Buche selbst nachlesen; wir wollen hier zum Schlusse noch auf den einen oder andern Punkt hinweisen, dessen Erörterung uns das tiefere oder richtigere Verständniß der Dichtung wesentlich gefördert zu haben scheint. Dahin gehört ganz besonders, was über die Stellung gesagt wird, welche die anscheinend ganz willkürlichen Episoden der Hexenküche und der Walpurgisnacht als nothwendige Bestandtheile des Dichtwerks einnehmen. Auch wird der Charakter des Valentin wie die Rolle, die er spielt, vortrefflich entwickelt. Was Faust selbst angeht, so ist der Verf. mit nicht geringem Erfolge bemüht gewesen, einerseits eine feste historische Basis für diesen gewaltigen Typus der Neuzeit zu gewinnen, andererseits die innere Entwickelung desselben in ihren verschiedenen Stadien Schritt für Schritt so zu verfolgen, daß sie uns wie an sich selbst, so auch in ihrem nothwendigen Zusammenhange klar und bestimmt vor die Seele treten.

Rheydt. **F. Brockerhoff.**

Ueber deutsche Rechtschreibung vom wissenschaftlich praktischen Standpunkte, eine Einigung zwischen den Lehrern der städtischen Realschule, Bürgerschule I und II in Leipzig. Auf Veranlassung — bearbeitet von Dr. K. Klaunig. Leipzig 1857. IV. u. 146 S.

Wieder eine neue schrift über deutsche rechtschreibung, in ähnlicher weise und zu ähnlichem zwecke entstanden wie die regeln und das wörterverzeichnis in Hannover. Herr Dr. Klaunig gehört einer kommission Leipziger lehrer an, welche seit jahren auf regelung der deutschen orthographie bedacht gewesen ist; ihm war die ausarbeitung der vorlagen übertragen worden, und diese hat mit einigen ausnahmen, deren s. 16 erwähnung geschieht, die zustimmung der einzelnen mitglieder erhalten.

Der herr verf. ist der historischen richtung geneigt; die ergebnisse derselben treten jedoch, weil er überall praktische bedürfnisse verfolgt, vor dem gebrauche und der gewohnheit häufig ganz zurück. Aber in einem sehr wesentlichen punkte läßt er das gewicht der historischen grammatik den ausschlag geben, nemlich in betreff der zur zeit wirklich schwankenden wörter.

Die schrift zerfällt in mehrere abteilungen. Nachdem zuerst von den gebrechen der deutschen orthographie, darauf von ihrer verbeßerung und von den bedürfnissen der schule gehandelt worden ist; folgen regeln, denen im allgemeinen die hannov. mitteilungen, hinsichtlich der fremdwörter meine vorschläge zu grunde gelegt sind. Die zweite größere hälfte des ganzen nimmt ein wörterverzeichnis ein.

Man muß herrn K. das ehrenvolle zeugnis geben, daß er seiner aufgabe sehr viel fleiß gewidmet und von allen seiten her das nötige und wißenswerte material gesammelt hat. Sein buch bietet demnach eine schätzbare zusammenstellung und auseinandersetzung der manigfaltigen ergebnisse insbesondere auf dem neueren gebiete der deutschen orthographie; es wird

namentlich allen denjenigen, welche den gegenwärtigen ſtand dieſer wißenſchaft möglichſt genau überblicken wollen, durchaus willkommen ſein. Mit großer beſcheidenheit ſtellt der herr verf. die urteile und anſichten ſeiner vorgänger in den vordergrund und hebt aus denſelben dasjenige hervor, was ihm für ſeine praktiſchen zwecke das paſſendſte zu ſein ſcheint; während das wörterverzeichnis eine nicht geringe gelehrſamkeit und vertrautheit mit der etymologie verkündet.

Bei der wißenſchaftlichen richtung, welche in der ſchrift überall entgegentritt, wird es nicht unangemeßen ſein, wenn wir in den folgenden bemerkungen vorzugsweiſe auf verhältniſſe rückſicht nehmen, welche mehr die geſchichte und die regeln der ſprache als die bedürfniſſe der praxis berühren. Ueberwiegend feſt und unwandelbar ſteht die wißenſchaft, der praxis iſt noch großer ſpielraum gelaßen; es iſt daher der weg von jener zu dieſer der einzig richtige und kaum begreiflich der umgekehrte, den andere einſchlagen. Bloß praktiſchen zwecken nachhangen iſt in der ſprache bisweilen notwendig, öfter läſtig und langweilig; gründliche erſchöpfung gewährt jederzeit freude.

In den voraufgehenden erörterungen wird ſ. 7, wo von verdoppelung der konſonanten die rede iſt, gelehrt, daß ſich *ſch* meiſt aus mhd. *ſ* entwickelt habe. Dieſe behauptung verwundert, weil im gegenteile jener übergang nur ſehr ſparſam ſtattfindet im vergleiche mit der zahlloſen menge von wörtern, in denen nhd. und mhd. *ſch* übereinſtimmen. — Der umlaut des mhd. *uo* iſt nicht *üo*, wie ſ. 13 geſchrieben ſteht, ſondern *üe*. — Wenn herr K. ſ. 32 mitteilt, daß Weinhold deswegen *geſcheid* ſchreibe, weil er das mhd. geſetz, daß im auslaute nur die tenuis ſtehn könne, fortſetze (vergl. wörterverz. ſ. 92); ſo befindet er ſich ohne zweifel in dem gröſten irrtume. Denn erſtens beobachtet W. jene theorie im allgemeinen nicht, zweitens aber würde er ſie doch ſchwerlich auch auf wörter ausdehnen, in denen im mhd. keine tenuis ſtand, ſondern in ſolchem falle vielmehr auf andere art ſich dem mhd. lautſtande zu nähern ſuchen. Wer *geſcheit* (mhd. geſchîde) ſchreibt, folgt am bequemſten der ausſprache, welche namentlich in den flexionsformen nicht die media ſondern die tenuis hören läßt; dazu iſt *geſcheit* dem gebrauche bekannter als *geſcheid*, das überdieß, weil am ſchluße *e* fehlt, der mhd. form nicht vollſtändig entſpricht. Wenn ich nichtsdeſtoweniger ſelbſt dem *d* gegen *t* das wort geredet habe, ſo iſt das geſchehen, weil ich den abfall des *e* für nicht entſcheidend genug anſehe (vgl. mhd. bereite, gemeine; nhd. bereit, gemein). Was der herr verf. an dieſer ſtelle hinzufügt, daß ich dem gebrauche eine größere berechtigung beimeße als W., iſt im ganzen genommen richtig, aber gerade falſch angewendet auf das in rede ſtehende wort. Hier tauſchen wir einmal, da die form mit *t* die üblichere iſt. — Herr K. ſtellt (ſ. 38), wie vor ihm Becker, Götzinger u. a., *heirat* mit *heimat* zuſammen, ohne doch gleich ihnen den urſprung des wortes zu verkennen. Iſt aber *heirat* mit *rat* zuſammengeſetzt, wie reimt ſich jene verbindung und wie die weglaßung des *h*, ſolange *rath* ſelbſt, *hausrath* u. d. gl. geſchrieben wird? Es wird dadurch vielmehr der falſchen anſicht raum gegeben, daß in dem worte keine zuſammenſetzung ſondern wie in *heimat* ableitendes — *at* ſtecke. — Mit *bär* (ſ. 53) hat zwar *Bernburg*, aber gewis nicht *Berlin* zu ſchaffen; dieſer name gehört dem ſlaviſchen an. *) — Gegen die formen *reiſt*, *preiſt*, *vergißt* f. *reiſeſt*, *preiſeſt*, *vergißeſt* (ſ. 57), insbeſondere aber die herleitung von *weißt*, *größter* (hiſtor. *weiſt*, *gröſter*) und *beſter* aus *weißſt*, *größſter* **), *beßſter* habe ich ſchon

*) vgl. archiv IV, 2, 428. Jettmar progr. Potsd. 1846 ſ. 24. Jüngſt die volksthüml. benennungen im königr. Preußen ſ. 52.

**) Im wörterverzeichnis findet ſich zwar die richtige angabe des vorganges; doch hätte er nicht zugleich dem nhd. ſondern lediglich dem mhd. überwieſen ſein ſollen, wie bei *beſter* geſchehen iſt.

früher einigemal veranlaßung gehabt mich auszufprechen. Es ift fchwer begreiflich, wie bei genauer verfolgung des gefchichtlichen weges noch heute wiederholt werden mag: „ftatt *beßfter* fchreibt man *befter*“, da jene form niemals, diefe vom mhd. her jederzeit geherfcht hat. Kaum anders wäre, wenn es hieße: ftatt *allfo, heerberge, mann, mogte, mondtag* fchreibt man *alfo, herberge, man, mochte, montag.* — Nicht ganz paffend erfcheint f. 58 den fubft. auf *—ig* der bloße name *Ludwig* hinzugefügt, welcher mit *wîc* (kampf) zufammengefetzt ift, während in jenen *—ec, —ic* fteckt. Jedenfalls durfte der verfchiedene bildungsvorgang nicht unberührt bleiben, und weshalb find *Hartwig, Hedwig* übergangen? —

Ein wörterverzeichnis f. deutfche rechtfchreibung wird, auch abgefehen von der richtung, durch welche es fich leiten läßt, nur mit der allergröften mühe der gefahr entgehn von der einen feite mehr von der andern weniger, als fich mit dem zunächft beabfichtigten zwecke verträgt, zu bieten. Insbefondere für den hiftoriker werden die grenzen um fo fchwerer zu ziehen fein, je mehr dabei zugleich etymologifchen rückfichten gehuldigt wird. Der herr verf. hat, was jedenfalls das beßere ift, im ganzen eher zu viel als zu wenig aufgenommen; aber der etymologie ift er bisweilen übertrieben nachgegangen. In dem grade, wie es gefchehen ift, war es wol kaum notwendig den formen des nächften urfprunges auch entfernter liegende, welche nur allgemeine fprachverwandtfchaft aufweifen, oder bloß verglichenen zumal fremden ftämmen erklärungen von form und begriff beizufchreiben. Bei *axt* z. b. genügte es nach darlegung der älteren deutfchen formen lat. afcia zu vergleichen; was weiter folgt: „gr. ἀξίνη aus der wurzel ak in lat. acies, gr. ἀκή d. h. fchärfe“, ift überflüßig. Mehr beifpiele diefer art bieten: *bähen* (focus, backen, φώγειν), *bleuen* (blau, φλάειν, flavus), *Brite, Däne, fließen, franfe, gähnen* u. andere. Gegen folche doch unftreitig auf ein höheres verftändnis berechnete reichhaltigkeit etymologifcher behandlung, zu der auch orientalifche fprachen einen nicht geringen beitrag liefern, ftechen nachweifungen wie „advocatus v. advocare, auctio gen. auctionis, doctor d. h. lehrer v. docere“, deren fich jeder lefer überhoben fühlt, nicht wenig ab.

Die gewöhnliche herleitung von *ablugfen* aus *lugen* erfcheint minder annehmlich als Schmellers beziehung auf *luchs*; darnach wäre *abluchfen* zu fchreiben. — Verwandtfchaft zwifchen mhd. *fpanen* u. *fpannen* darf wol nicht geleugnet werden; beiden fteht gr. σπάω zur feite. — *Accord* follte mit *cor* zufammenhangen? wer fich der mufikalifchen accorde erinnert, wird dadurch auf *chorda* geleitet. — Wenn *arzt* aus archiater ftammt, fo kann *arzenei* (mhd. arzenîe, neben erzetîe) unmöglich auf einen eigennamen Ἀρχιγένης zurückgeführt werden. — In *befehlen* fcheint trotz der mhd. form bevëlhen nicht verfetztes fondern, wie jetzt auch Ruprecht annimmt, dehnendes *h* zu ftecken. — Daß *blöken* zu *blähen* gehöre, leuchtet ohne weiteres nicht ein. — Herr K., welcher ausdrücklich lehrt: „für das lat. u. roman. c (gr. κ) ift in allen*) eingebürgerten fremdwörtern *k* und *z* zu gebrauchen“, hätte nicht *candidat, carcer, concert* fchreiben fondern die in der regel empfohlenen deutfchen buchftaben anwenden follen. Oder welchen vorzug haben wörter wie *kapital, kardinal, kompas, kultur*, die unter *k* verzeichnet ftehn? — Auf die bedenkliche mitteilung: „*coks* od. *coaks*, jenes nach engl. *coke*, diefes nach franz. *coak*“ erwidern wir nur, daß, wer einen folchen unferer fprache widerftrebenden namen deutfcher rechtfchreibung unterziehen will, fich auch mit *detail, roaftbeef, teint* u. d. gl. zu befaßen haben, ja vielleicht vorherfchend in fremdwörtern wird bewegen müßen. — Wie mochte die misgeftalte form *däuchten* eigens aufgeführt werden? was dabei abgehandelt ift, würde unter *dünken*, das jetzt fehlt, großenteils

*) vollftändig und felbft unvollftändig.

zweckmäßig gewesen sein. — Zu *ermel* befremdet die anmerkung, daß *ärmel* zwar historisch geduldet, doch weniger üblich und nicht der aussprache gemäß sei. Wir meinen, daß gerade *ermel* (so mhd.) die eigentlich historische form, *ärmel* zwar daneben ebenfalls sehr üblich und auch der aussprache völlig gerecht ist. — Bei *flagge* wird man an verwandtschaft mit *flach* u. πλάξ nicht leicht denken, wogegen *flackern* dem laute und dem begriffe nach am allernächsten liegt. — *Flaum* stammt nicht aus franz. *plume* sondern aus mhd. *pflûme* (pluma); richtiger hieß es noch im vorigen jahrh. *pflaum*. — *Frieden, funken* st. *friede, funke* halten wir für verwerfliche formen; noch andere derselben art finden sich im wörterverz. — Durfte gerechterweise bei *geben* auf gr. *χέειν* aufmerksam gemacht werden? — Die zu *haken* beigeschriebenen formen mhd. hâke, hâken ahd. hako, hago vermögen zumal in ihrer vereinigung keinen anspruch auf giltigkeit zu erheben. Graff bietet hakko, haccho, d. i. mhd. hacke, wie noch im 15. jahrh. gesagt wurde. — In der verbindung „freund hein“ sollte *hein* aus hagen stammen und dorn bedeuten können mit bezug auf 1. Korinth. 15, 55? dem wird niemand beipflichten. — Das bei *juwelier* verglichene franz. *joyau* wird nicht von joie (gaudium) sondern aus mittellat. jocale abzuleiten sein. — Es erschien herrn K. bemerkenswert, daß *kammer* hinsichtlich des gedoppelten *m* nicht schwanke. Weshalb? vermutlich weil lat. *camera* einfachen kons. trägt. Allein jene doppelung birgt grade eine weitgreifende regel der entwickelung für eine reihe gleichgearteter wörter aus dem lat.; vgl. fackel, koppel, letter, nummer, pappel, semmel, söller mit den dreisilbigen lat. formen. — Nicht *malen* sondern *maln* lautete das mhd. starke verb, war daher von mâlen (pingere) doppelt unterschieden. Die bemerkung, von *mal* sei *maler, malerei, gemälde* abzuleiten, erregt an sich verwunderung; gleichwol hat dem herrn verf. gewis richtiges im sinne gelegen, das aber jetzt den meisten verborgen bleibt. — *Mandel* (als maß) hat mit „mantel“ gar nichts zu schaffen sondern bedeutet männchen (wegen der ähnlichkeit aufrechtstehender getreidegarben mit mannesgestalt); vgl. männchen (bair. mannel, mandl) machen. — Was unter *nösel* mitgeteilt steht, ist wenig verständlich. Wie kann niederd. *benöselt* (betrunken) an ahd. mhd. *nôȥ* herangezogen werden? — Die entwickelung der nhd. form *obst* aus mhd. *obeȥ* ist nach unserer ansicht eine andere als herr K. darlegt (*t* an *ß* gelehnt, *ßt* in *st* übergegangen). Wie krebs aus krebeȥ genau so geht *obs* (lutherische form, z. b. Offenb. Joh. 18, 14) aus *obeȥ* hervor, an *s* aber fügt sich *t* wie in manchen andern wörtern. — Für *park* wird verwandtschaft mit „bergen, barre u. pferch“ auf einmal in anspruch genommen; wir vermögen nicht zu folgen. — Bei *plakat* mlat. placatum sieht sich der herr verf. ohne not nach mehreren wörtern und nach andern quellen um, als das allernächste latein, dessen er nicht einmal erwähnt, an die hand gibt. — Der mitgeteilte zusammenhang von mhd. *râm* (ansatz, ruß, milchrahm) und *rûm* (raum) ist abzuweisen. — Bei *raffe* ahd. reiza (?) vergleichen hilft wenig; franz. raçe stammt eher aus lat. radix. — Das mhd. *rieme* in der bedeut. lederstreifen, riem ist schwerlich eins mit demjenigen worte, welches aus lat. remus hervorgeht und noch im niederd. (rêm, ruderstange) gebraucht wird. — Derselbe fehler, der sich in der hannov. schrift findet, steht auch bei herrn K., unter *sahlweide* ahd. *sahala* st. *salaha*.

Die umsicht, mit welcher die sogenannt schwankenden formen behandelt worden sind, verdient ein besonderes lob; und es macht freude wahrzunehmen, wie viele wörter eben in derjenigen richtigen oder entschieden beßeren gestalt, die man seither zumeist aus gewohnheitsliebe oder gleichgiltigkeit so häufig vernachläßigt hat, der praxis überwiesen werden, z. b. *adelich, allmählich, bettuch, branntwein, dasselbe* (nicht ſſ), *dienstag* u. *donnerstag* (nicht ſt), *elefant, sittich, geisel* in beiden bedeutungen, *gleisen, kompas, mesner, reisich* u. *rettich, sämtlich, unterdes, walfisch, wams, weshalb, witwe.* Daß auch *selbständig*, nicht *selbstständig* verlangt wird, liegt in der

ordnung. Der hauptgrund, welcher für einfaches *ſt* ſpricht, iſt ein in der ſprache von alters her tief begründeter euphoniſcher; und woher weiß man übrigens ſo beſtimmt, daß das wort mit *ſelbſt*, nicht mit *ſelb* (vgl. ſelbander) zuſammengeſetzt iſt? Ferner aber läßt die ausſprache jene doppelung gar nicht hören; verſucht ſie es, ſo wird man ſie gezwungen nennen*). Mit einiger kühnheit hat herr K. die form *fußtapfe* hingeſtellt, ſo ſehr ſich dieſelbe aus dem ebengenannten grunde gegen *fußſtapfe* empfehlen mag; denn eine eigentliche den übrigen vergleichbare ſchwankung wird er nicht leicht beweiſen können. Leider fehlen in dem verzeichnis und ſind auch ſonſt nicht berührt worden die formen *ſechzehn* u. *ſechzig*, welche durch geſchichte und ausſprache geboten, ſogar vom gebrauche nicht unbegünſtigt ſind. Unbedenklich habe ich an dieſe auch *achzehn* u. *achzig* (mhd. ahzëhen, ahzic) geſchloßen, denen zur zeit freilich noch nicht die gehörige verbreitung widerfahren iſt. Daß der herr verf. *ſchokolade* ſchreibt, darf ihm nicht verdacht werden; das wort erfüllt wirklich die bedingungen der einbürgerung.

Schon oben muſten wir in rückſicht auf *k* und *c* in fremdwörtern auf inkonſequenz aufmerkſam machen, eine größere offenbart ſich in den ſchreibungen *kompas* und *paß*.

So reichhaltig das verzeichnis iſt, laßen ſich doch manche wörter namhaft machen, denen eben nach den vorherſchenden grundſätzen gleichfalls eine ſtelle hätte eingeräumt ſein mögen, z. b. bloß unter *a* außer den genannten *achzehn* und *achzig* noch: *abeſchern, ab-* und *ausgemergelt*, *abſtreifen*, *abt*, *ähnlich*, *alſanzerei*, *almanach*, *almoſen*, *alp*, *alraun*, *alſo*, *ammann*, *amt*, *anderthalb*, *anheiſchig*, *april*, *armbruſt*, *arſenal*, *aſſel*, *äther*, *attich*, *ausmerzen*. Mindeſtens bietet, worauf es hier eben ankommt, jede dieſer formen denjenigen anknüpfungspunkt, welcher für einen großen teil anderer, deren aufnahme nicht zurückgehalten iſt, allein maßgebend geweſen iſt. Dagegen finden ſich auch wörter verzeichnet, nach denen kaum jemand zu ſuchen berechtigt ſein dürfte, wie *inſelt*, *kaſiller*, *rigolen*, *ſkat*. Solche mögen in einem anderen, nur nicht in einem regiſter für deutſche rechtſchreibung am platze ſein. Auch wäre mancher raum geſpart worden, wenn nicht allaugenblicklich der entſtehung einer form aus dem ſing. oder plur. des imperf. ohne ausreichenden grund gedacht wäre, z. b. bei *fluß*, *gemäß*, *genoß*, *gewand*, *herzog*, *imbiß*, *leugnen*, *lügen*.

S. 12, wo von der lautverſchiebung gehandelt wird, ſtünden engl. *eat* u. *hate* richtiger bei goth. *itan*, *hatis* als bei *eßen*, *haß*.

Herr K. ſchreibt in einem guten und gefälligen ſtil; ſelten zeigt der ausdruck mängel wie ſ. 3, wo es heißt: „durch einſchiebung eines *h* entweder nach dem vokal oder nach dem vorhergehenden oder nachfolgenden konſonanten“. Der vorhergehende konſ. befremdet; gemeint iſt natürlich das bloße *t*, was ganz anders darzuſtellen war. Aber auch der nachfolgende konſ. bleibt ja faſt ausſchließlich auf die liquiden beſchränkt.

Berlin. **K. G. Andreſen.**

---

1. Actenſtücke zur Geſchichte des Hochdeutſchen im Herzogthum Schleswig. Kopenhagen 1856.
2. Gegenſätze und Kämpfe der deutſchen und der däniſchen Sprache im Herzogthum Schleswig. Hiſtoriſch dargeſtellt von einem Nordſchleswiger. Leipzig 1857.

Daß troß des Aufhörens offener politiſcher Fehde zwiſchen Dänen und Deutſchen factiſch ein Kampf zwiſchen den beiden ſo nah verwandten aber je zuweilen

*) nicht „correct“, wie Sachſe meint (archiv xx ſ. 439), vermutlich in derſelben weiſe „correct“, die man auch bei „rohheit, achttel, betttuch, ſchifffahrt, ſechszig“ u. d. gl. zu befolgen ſich anſtrengen möchte.

gründlich verfeindeten Nationen besteht, wissen wir aus den unerquicklichen Verhandlungen der dänischen Landtagsabgeordneten und erfahren es zu großem Bedauern aus mancherlei officiellen Maßregeln zur Unterdrückung des deutschen Sprachelements im Herzogthum Schleswig. Dieser Sprachkampf ist nicht neu und ist bekanntlich überall, wo zwei verschiedene Sprachgebiete aneinander grenzen, oder ein Volk fremde Elemente mehr oder weniger massenhaft in sich aufnimmt, unvermeidlich, wenn er auch oft in der allerfriedlichsten Weise durchgekämpft wird.

Ungeachtet der nahen Verwandtschaft zwischen Dänen und Deutschen und der großen Vortheile, die die dänische Cultur und besonders die Literatur immerwährend aus Deutschland gezogen haben, haben sich jene nur vorübergehend den Deutschen freundlich-geneigt und dankbar gezeigt. Natürlich haben die Deutschen sich nicht selten gerächt, und zwar weniger durch eine äußerliche gemeine Rache, als durch die höhere, edlere der Poesie. Es geht durch mehrere Jahrhunderte ältester und neuester Zeit ein Zug tiefster Abneigung und gründlicher Verachtung gegen die Dänen. Und doch haben wir nicht selten, worauf vor Kurzem Prutz in Nr. 50 des Deutschen Museums nachdrücklich hingewiesen hat, von dorther gewisse Anregungen und Einwirkungen erfahren, die für die Gesammtheit unsrer geistigen und namentlich unsrer künstlerischen Entwickelung von großer Bedeutung geworden sind.

Bei dieser Lage der Dinge, da den Gebildeten unter den Dänen dies Verhältniß gegenseitiger Ergänzung und Entlehnung unmöglich unbekannt sein kann, hätte man erwarten sollen, daß den Nationen in dem Gebrauch ihrer Sprache freier Spielraum gelassen würde, und weder die Dänen gezwungen würden, sich der deutschen Sprache zu bedienen, noch aber viel weniger umgekehrt. Die erste der anzuzeigenden Broschüren, die in Kopenhagen, aber wohlgemerkt, deutsch geschrieben ist, sucht nun zu beweisen, wie seit der Mitte bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Mittel-Schleswig die deutsche Sprache künstlich und gewaltsam eingeführt sei, und gibt darüber durch Königliche Erlasse die unverwerflichsten, sichersten Aufschlüsse. Die Tendenz dieser Schrift geht dahin, die Begriffe, die Manche sich von Ausdehnung und Gebrauch der deutschen Sprache in Schleswig gemacht haben, zu corrigiren und gewissermaßen zu beweisen, wie gerecht es sei, bei der Bevölkerung von Mittel-Schleswig, der man im vorigen Jahrhundert die deutsche Schulsprache aufgedrungen hat, die Landessprache bei allen öffentlichen Angelegenheiten wieder einzuführen.

Das rechte Licht erhält diese Broschüre erst durch die zweite, um das Dreifache stärkere Schrift. Der Verfasser geht mit warmem Herzen, — wer wollte ihm das verargen, da er selbst dem bedrängten Lande angehört? — aber großer Mäßigung und Ruhe daran, die ganze Sprachangelegenheit von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu beleuchten. Er behandelt in acht Capiteln die vorhistorischen Zustände; die Zeit der dänischen Herrschaft; das Vordringen des Deutschen in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters; die Reformation; die deutsche Bildung in den letzten Jahrhunderten; die Bestrebungen zur Hebung und Wiederbelebung der dänischen Sprache; die Zustände vor den letzten Veränderungen; die Danisirung seit 1850.

Wie belehrend für jeden Unbefangenen diese aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangene und durch gründliche Studien gestützte Untersuchung sei, bedarf keines näheren Beweises. Das Schlußcapitel, Resultate überschrieben, ergeht sich in Betrachtungen über den factischen Erfolg der Danisirung.

„Betrachtet man", sagt er S. 84, „die Sache von einem national-dänischen Standpunkte, so wird man daran nichts Auffallendes finden. Die dänische Sprache war lange im eigenen Lande mißachtet gewesen, die dänische Literatur, einzelne Zweige ausgenommen, stets von fremden, besonders deutschen Einflüssen abhängig. Der von höchstens 1½ Millionen Menschen gesprochenen Sprache wurde von einigen Seiten baldiger Untergang verkündigt. Bei so bedrückter und bedrohter Existenz trat hier dieselbe Erscheinung ein, wie bei den flämischen und einigen slavischen Völkerstämmen; mit Begeisterung erhoben sich die jüngeren Kräfte zur Wahrung und Belebung von Nationalität und Sprache; der Patriotismus steigerte sich durch

beständige Mahnungen an eine große und glorwürdige Vergangenheit in dem kleinen Volke zu einer krankhaften Ueberspannung des Nationalgefühls. Sprache und Nationalgefühl wurden zu einem Ideal, deren Herrschaft sich auch die Widerstrebenden fügen sollten. So bildete sich die seltsame Betrachtungsweise, die auch in dieser Darstellung öfters vorgekommen ist, von einem Rechte der dänischen Sprache zu sprechen; Sprache ist nicht mehr die Form oder das Kleid, in welche der Einzelne nach Willkür, die freilich für ihn als Theil einer Gesammtheit wieder Nothwendigkeit ist, seine Gedanken einkleidet. Die Sprache wird eine moralische Person mit Rechten und Besitzthum." Aber: (S. 91) „Sprachen sind keine Individuen, die vor dem Gesetze gleich sind. Die Macht und die Wichtigkeit der Sprache ist zugleich ihr Recht. Diejenige Sprache, die den Einzelnen mit einer größeren Gesammtheit verbindet, die ihm eine größere Masse von Intelligenz vermittelt, ist im Recht gegen die weniger umfassende Sprache, und bleiben die Verhältnisse ihrem natürlichen Gange überlassen, so bringt es die historische Entwickelung mit sich, daß die stärkere die schwächere verdrängt, oder, wenn es eine verwandte ist, in sich aufnimmt. — Die Einwohner der danisirten Gegenden sind jetzt erst zum Bewußtsein gekommen, welche Bedeutung und welchen Werth die deutsche Sprache für sie hat und halten sie um desto fester; sie erkennen, daß sie durch dieselbe mit einer großen Gemeinschaft verbunden sind und an der Cultur derselben Theil nehmen, und daß sie, um mich eines oft gebrauchten Ausdrucks zu bedienen, mit derselben durch die ganze Welt kommen können. Daraus erklärt sich dann die heftige Opposition, welche die Einführung der dänischen Kirchen- und Schulsprache selbst in den Gegenden gefunden hat, wo die Volkssprache durchgehends dänisch ist. — Die deutsche Sprache ist die conditio sine qua non, und selbst in den am meisten dänisch gesinnten Familien ist der Unterricht der Kinder im Deutschen die erste Stufe der Bildung. Kleine lichte Punkte deutscher Bildung und Sprache entstehen so bis an die nördliche Grenze, werden immer häufiger und größer und breiten so ein Netz über Schleswig aus, welches weder Waffengewalt noch Verrath zerstören kann; das ist die große „Verschwörung", die hier immerfort „agitirt" und stets an neue Eroberungen denkt.

Die Schrift ist somit vollkommen geeignet, hüben und drüben Allen, die sich wollen belehren lassen, vollständig Auskunft zu geben über die sprachliche Bedrängniß eines Theils der deutschen Bevölkerung in Dänemark und den muthmaßlichen Erfolg dieser Verkümmerung freien Gebrauchs der Sprache. Vielleicht trägt die Schrift dazu bei, daß jene Sprachbeschränkung aufhört und daß auch die Deutschen im Lande der Dänen wenigstens reden dürfen, wie sie wollen.

Berlin. Dr. **Sachse.**

Aus unsrer Zeit in meinem Leben von K. C. von Leonhardt. Erster Band und zweiten Bandes erstes Heft. Stuttgart 1854—1856.

Der in der wissenschaftlichen Welt als Verfasser mehrerer Werke über mineralogische und geognostische Materien rühmlichst bekannte Geheimerath und Ritter von Leonhardt, Professor zu Heidelberg, hat auch in diesen seinen Lebensbildern gezeigt, daß er die Kunst versteht, seine Leser auf anmuthige und geistreiche Weise zu fesseln. Er läßt uns in den Zauberspiegel einer thatenreichen Vergangenheit blicken, und wir sehen den Teppich einer Zeit entrollt, die wir zum Theil selbst mit durchlebt haben. Seine Mutter, eine geborene Godefroy aus Hamburg, gab ihm schon frühe Unterricht in der französischen Sprache, einem Idiom, dessen Kenntniß in jenen bewegten Tagen von großem Nutzen war. Je fertiger er es sprach und schrieb, um desto mehr fand er Gelegenheit zu Hanau, wohin er nach vollendeten Universitätsjahren zog, sich durch Uebernahme von wichtigen Aemtern seinen Mitbürgern nützlich zu erweisen. Während der Schlacht von Hanau gelang es ihm

mit eigener Gefahr, den schwer verwundeten Prinzen von Waldeck vor Verfolgung des Feindes zu schützen, eine That, welche dessen Oheim, der König Maximilian Joseph von Baiern, ihm, nach errungenem Siege über das Heer Napoleon's, durch persönlichen Besuch und Verleihung eines hohen Ordens fürstlich lohnte.

Obwohl ununterbrochen den Studien der Naturwissenschaften obliegend, fand seine Muse doch noch Raum genug, sich mit Poesie und Kunst zu befreunden. In Hanau ward durch ihn ein Liebhabertheater gestiftet, und er hatte die Freude, zu sehen, daß selbst Iffland es nicht verschmähte, auf den beschränkten Brettern einige Gastspiele zu geben, ja späterhin Goethe, mit welchem er schon seit 1807 einen wissenschaftlichen Briefwechsel angeknüpft, einem dramatischen Abende der kleinen Gesellschaft persönlich beiwohnte. Im Jahre 1815 übersiedelte der thatkräftige Mann von Hanau nach München, wohin ihn S. M. der König von Baiern, unter Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, berufen hatte. Dort scheint aber weder das frostige Klima noch der minder gesellige Ton Münchens seinem Genius zugesagt zu haben. Und so nahm er schon 1818 seine Entlassung aus dem bairischen Staatsdienst und zog als Professor der Mineralogie und Geognosie nach dem freundlichen Heidelberg, wo er noch heute als beliebter Lehrer seines Fachs und in Gemeinschaft mit Herrn Prof. Bronn als Herausgeber der Jahrbücher für Mineralogie thätig für die Wissenschaft wirkt. Der Streit der Neptunisten und Vulcanisten schien damals zu Gunsten der Letztern schon ausgefochten. Leopold von Buch kam aus der Auvergne zurück. Seine Beobachtungen über den eruptiven Charakter der Basalte, Trachyte, Granite und anderer pyrogenen Felsarten hatten jeden Zweifel an der neuen Lehre beseitigt. A. v. Humboldt, v. Buch's Mitschüler an der Freiberger Akademie, und mit ihm fast alle Geologen gestanden, hier reiche die neptunische Lehre des sonst wackern Werner nicht aus. Leonhard und Buch schlossen ein inniges Freundschaftsbündniß, und die wichtigsten auf Reisen gemachten geologischen Beobachtungen legte Buch in Leonhard's Jahrbüchern nieder. Er selbst aber fühlte sich angeregt, jedes Jahr eine wissenschaftliche Reise zu machen, und so sehen wir ihn im Sommer des Jahres 1820 zu Stuttgart, im Chamounithal, 1821 zu Dresden, Berlin, Halle, Weimar, 1822 zu Paris, wo er zuerst die persönliche Bekanntschaft von Alex. v. Humboldt macht und durch diesen bei Cuvier, Brogniart, Cordier, Monteiro u. a. berühmten Männern eingeführt, eben soviel Interesse an der vorweltlichen Fauna des Pariser Beckens als am Leben und Treiben der ewig bewegten Weltstadt zu nehmen Gelegenheit findet. Kleinere Ausflüge an den Oberrhein, in das Rhöngebirge und den Westerwald, mit Nöggerath in die Eifel und das Siebengebirge fallen in die Jahre 1823—1827; in die Auvergne 1828; auf die Schwäbische Alp 1829. Bei Gelegenheit der in diesem Jahre zu Heidelberg gehaltenen Naturforscherversammlung erfreute er sich des persönlichen Zusammentreffens mit Kaspar v. Sternberg, Oken, Berzelius, Sedgwick, Murchison und anderen Koryphäen der Wissenschaft, und weitere Jahre wurden ihm erfreulich durch kleine Excursionen nach den hessischen Bergen, dem Kaiserstuhl im Breisgau, Bayreuth, der fränkischen Schweiz, Karlsbad, Teplitz und der böhmisch-sächsischen Schweiz.

Alles dies weiß uns der berühmte Memoirenschreiber durch eingestreute Anekdoten und geistreiche Sittenschilderungen so interessant zu machen, daß wir das Buch nicht aus der Hand legen, ohne uns auf dessen baldige Fortsetzung zu freuen.

Ein Beurtheiler des Werks spricht sich irgendwo tadelnd darüber aus, daß der Verfasser hier und da Dinge erzähle, die keinen unmittelbaren Bezug auf seine eigenen Erlebnisse gehabt, und will, er möchte sich mehr an Geologisches gehalten haben. Wir sind dieser Meinung nicht. Wer Geologie haben will, der lese seine andern Schriften. Hier galt es auch Laien der Geologie zu befriedigen, und die Zeitperiode, in welcher der Verfasser gelebt, ist so reich, daß auch der kleinste Pinselstrich an dem großen welthistorischen Bilde nicht verschmäht werden darf, wenn ihn eine geschickte Hand führt.

Von vielen hochgestellten und berühmten Personen, Gelehrten, Dichtern, Künstlern rc., welche der Herr Verfasser im Laufe der Jahre persönlich kennen lernte (davon nennen wir außer den schon Genannten: Kaiser Alexander, Kaiser Franz, Fürst Primas Karl v. Dalberg, Minister Albini, Minister v. Beust, Minister v. Reizenstein, Minister Stein, v. Benzel-Sternau, Maréchal Augerau, Caulaincourt, v. Wrede, Czernitscheff, Kurfürst von Hessen, Görres, Holbein, Breislack, Brocchi, Seebeck, Schelling, Schlichtegroll, Thiersch, Sömmering, Westenrieder, Kleinschrod, Baron v. Gyllenskiöld, Prinz Christian von Dänemark, Prinz Maximilian von Neuwied, v. Babo, Jean Paul, Hebel, Thibaut, Creuzer, Böttiger, Hirt, Wolf, Ritter, L. Devrient, Graf v. Brühl, Lichtenstein, Germar, Keferstein, Bischoff, v. Münter, Breithaupt, Schweigger, Lafontaine, v. Knebel, Gmelin rc.) gibt er uns kleine Charakterskizzen, und schon darum hat das Werk historischen Werth. Unentbehrlich aber ist es den Verehrern unsers großen Dichterfürsten Goethe, von dessen wissenschaftlichen Bestrebungen eine große Anzahl, vom Jahre 1807 an bis zu seinem am 22. März 1832 erfolgten Tode an den Verfasser gerichteter, noch nirgends abgedruckter Briefe lebendiges Zeugniß gibt.

Alt-englische und schottische Dichtungen der Percy'schen Sammlung, übersetzt von Adolph v. Marées. Berlin. Reimer. 1857.

Der Verfasser, geboren in Dessau und seit mehreren Jahren Kammerpräsident beim Landgerichte zu Coblenz, ist ebenso bekannt durch seine Gedichte wie durch eine meisterhafte Uebersetzung des Don Juan von Byron. Was ihn, den Dichter der Askanier und anderer vaterländischer Stoffe, veranlaßt oder vielmehr angetrieben hat, aus der Percy'schen Sammlung Balladen, balladenartige Lieder, Romanzen (Bänkelgesänge), Liebesgedichte, reflectirende und Spott- und Spaßgedichte zu übertragen, erfahren wir aus der Vorrede, die einen schätzbaren Beitrag zur Aesthetik und Literaturgeschichte liefert und in origineller Zusammenfassung und scharfsinniger Sonderung mit feinem Urtheil und geistreicher Darstellung Fragen aufwirft und löst, die für die episch-lyrische Poesie von Interesse sind. Wenn auch die meisten der übertragenen Gedichte in älterer oder neuerer Zeit schon Uebersetzer gefunden haben, mit solcher Treue in Versmaß und Versklang, mit solcher glücklichen Nachahmung des aus Shakspeare bekannten wortspielartigen Witzes und mit solcher Hingabe an die Seelenstimmung der alten Dichtungen hat noch kein deutscher Sänger uns die Weisen wiedergegeben, die Bürger nachdichtete, Herder übertrug, und die Wieland, Voß und Claudius zu manchen ihrer Persönlichkeit zusagenden Liedern befruchteten, deren Einwirkung selbst Goethe sich nicht entzog, und aus denen die neueren Balladendichter, Wieland an der Spitze, wenn auch nicht vorzugsweise und direct, doch mit Erfolg und Bewußtsein geschöpft haben. Wenn die Sprache in der Maréesschen Bearbeitung in vielen Versen rauh, selbst hart und holprig erscheint, so war dies nicht zu vermeiden, wenn der naturgetreue Ein- und Ausdruck des Originals bleiben sollte, der Dichter hat es nicht unternommen, die rauhe Form der alten Gedichte zu glätten, sondern in den Spott- und Spaßgedichten nur manchen Ausdruck gemildert, den die jetzige Zeit als schmutzig verwirft; dagegen ist es ihm in seinem bewußten Streben nach dem volksthümlichen poetischen Ausdruck gelungen, ein treues Bild der Percy'schen Gedichte dem zu geben, der sie nicht im Original kennt, und einen befriedigenden Kunstgenuß dem zu bereiten, der das Englische dem Deutschen entgegenhalten kann.

An der Spitze der Sammlung stehen vier Bürger'sche Vorbilder: der graue Bruder, aus dem Bürger seinen Bruder Graurock und die Pilgerin gemacht hat; König Johann und der Abt von Canterbury — Bürgers Abt von St. Gallen; der Junker von Elle; die Entführung; und des lieben Wilhelm's Geist, ohne

welchen wir uns schwerlich eines der schönsten und berühmtesten Gedichte, der „Leonore" zu rühmen hätten. Wie die gelungenen Uebersetzungen sich neben den nicht mehr englischen, sondern vollständig deutschen Nachdichtungen verhalten, so verhält sich die Wirkung der „alten Lieder", von denen Shakspeare so viele anführt, zu den neueren Romandichtern, besonders dem geschichts- und volkskundigen Walter Scott und zu den zahlreichen Umdichtungen, die sich im Englischen vorfinden und die schon Percy lobt. Wie meisterhaft von Marées Ton und Haltung neben deutscher Fügung wiedergibt, geht aus einer Vergleichung des „Take thy old cloak about thee" mit: Der Flausrock von J. H. Voß und noch mehr des „My mind to me a kingdom is" mit dem danach gedichteten bekannten Lied von Claudius „Ich bin vergnügt, im Siegeston" ꝛc. hervor. Ad. von Marées übersetzt ganz wortgetreu:

Mein Herz gilt mir ein Königreich!
Den Freuden, die darin ich habe,
Kommt alles Erdenglück nicht gleich u. s. w.

Besonders ansprechend ist die zweite Strophe:

Zufriedenheit, das ist mein Stand!
Ich suche nur, was hinreicht, eben;
Mir ist ein hoher Rang ein Tand,
Ersatz wird stets mein Herz mir geben.
Froh wie ein Fürst auf Siegeszügen
Laß' ich mir, was mein Herz gibt, gnügen.

Das von Bürger in eine Frau Schnips verwandelte lockere Weib zu Bath ist in der vorliegenden Uebersetzung wirksamer und gefälliger, und die von Shakspeare unter andern in den „lustigen Weibern von Windsor", in „Maß für Maß" und „Was ihr wollt" benutzten Liebeslieder haben die natürliche Frische und den poetischen Zauber, der diese Strophen in's Herz trägt. Wir begegnen unter den Liebesgedichten ganz neuen Schätzen aus dem vielbefahrenen Stollen der Percy'schen Sammlung und theilen eins mit.

Ihr kleinen Schönheiten.

Percy II, pag. 319.

Ihr kleinen Schönheiten der Nacht,
Die kaum dem Aug' erscheinen schön,
Und mehr durch Meng' als Strahlenpracht,
Gemeines Volk der Himmelshöh'n:
Was seid ihr, wird die Sonn' aufgeh'n?

Ihr Erstlingsveilchen, kommt ihr gleich
In Purpurmäntel eingehüllt,
Als wär' der Lenz allein für euch,
Des Jahrs Jungfräulein, stolzerfüllt:
Was seid ihr, wenn die Ros' erschwillt?

Ihr Waldessänger, pfeift ihr noch,
Was Frau Natur gesetzt, als ob
Empfindungsausdruck sei so schwach
Wie euer Ton: wo blieb eu'r Lob,
Wenn Nachtigall die Stimm' erhob?

Wenn meine Herrin so, ein Strahl
Aus Aug' und Seele, dar sich stellt,
Sie, Königin durch Werth und Wahl,
Sind dann nicht alle Frau'n der Welt
Von ihr verdunkelt und erhellt?

Der Verfasser, Sir Henry Wolton, Gesandter in Deutschland, dichtete nach der Erklärung des Uebersetzers dies Lied auf die schöne und unglückliche Elisabeth, Tochter Jakob's I. und Gemahlin des Winterkönigs.

Der Anhang enthält Uebertragungen englischer Gedichte von Friederike von Marées, der Gattin des Dichters; einzelne auch aus älterer Zeit, andere von Ben Jonson und Byron mit einer Zueignung „an meinen ältesten Sohn". Mit besonderer Wärme und Innigkeit sprechen die Lieder zum Herzen, die, wie „Ben Cable", „Ade, mein Heimathland, ade", das Seeleben berühren, dem die Dichterin durch ihren zweiten Sohn nahe getreten ist. Wir wählen als Probe:

Der kühne Matrose.

Trotz bietet der kühne Matrose dem Meere,
Ihn schreckt nicht der Wogen Gebrause;
Doch tiefe Wehmuth ergreift ihn, denkt er
An seine Geliebte zu Hause.

Ein Fremder, die fremden Feind' er verhöhnt,
Weit weg zieht der furchtlose Wand'rer;
Doch plötzlich erfaßt ihn Furcht, wenn er wähnt:
Mein Liebchen umbuhlt jetzt ein And'rer.

Elberfeld.

Dr. C. A. W. Kruse.

Gedichte von H. W. Longfellow. Deutsch von Alexander Neidhard. Darmstadt 1856.

Die Uebersetzung als solche verdient alles Lob. Uebrigens ist an dem Ruhme Longfellow's bei uns neuerdings von verschiedenen Seiten, selbst von Ferdinand Freiligrath, gearbeitet worden. Wer weiß nicht vom Sang von Hiawatha? Unter seinen hier gebotenen kleineren Gedichten hält Ref. jedoch die reinlyrischen, nicht die erzählenden für die besten. Sie zeigen eine seltne Innigkeit der Empfindung, und haben sich doch auch die Kenntniß einer großartigen Natur und den Ueberblick über einen nicht geringen Theil der Erde, welche dem Dichter eigen sind, sehr wohl zu Nutzen gemacht. Seine hohe Bildung überhaupt ist sehr erquicklich, wenn man ihm auch die griechischen Anführungen und ähnliche Ausflüsse der Gelehrsamkeit gern erließe.

Das vorliegende Buch wird eröffnet durch „Stimmen der Nacht", S. 3—26. Ein schönes Gedicht ist hier „der Schnitter und die Blume", welches an unser katholisches Kirchenlied „Es ist ein Schnitter der heißt Tod" (bekannt auch aus „des Knaben Wunderhorn") anzuknüpfen scheint. S. 29—44 lesen wir „Frühere Gedichte". Alle wurden vor dem 19. Jahre des Dichters geschrieben. Der Entschuldigung des Dichters, als sie gesammelt wurden, hätte es gleichwohl nach ihrem Werthe nicht bedurft. S. 47—58 folgen „Balladen und andere Gedichte". S. 61—80 finden wir zuerst die Abtheilung „Vermischtes". Hier ist „Endymion", den, beiläufig bemerkt, der österreichische Dichter Hilscher sehr schön besang, ein ansprechendes Gedicht, noch ansprechender „Es ist nicht immer Mai" und ganz besonders das erzählende „Excelsior". S. 85—101 lesen wir Gedichte mit der Ueberschrift „Selowerki". S. 105—111 „Der Kirchthurm von Bruges und andere Gedichte". Aus dem Beisatze „1846", so wie aus dem Umstande, daß hierauf S. 115—150 die Rubrik „Vermischtes" noch einmal wiederkehrt schließen wir, daß die Gedichte wohl im Allgemeinen nach der Zeit ihres Entstehens geordnet sind. Das wäre löblich und der einzelnen Abschnitte hätte es gar nicht bedurft. S. 153—174 lesen wir „Lieder". Die Ueberschrift ist willkürlich; es findet sich ein großes Gedicht auf Walter von der Vogelweide darunter, das Niemand componiren wird und das der Feier von Hans Sachs in dem Gedichte „Nürnberg" (S. 121—125) nach-

steht. S. 177—181 folgen „Sonnette“. S. 185—251 „Am Meeresstrande und am Kamin.“ Ref. hat übrigens die trefflichen Bearbeitungen mit dem größten Interesse gelesen und empfiehlt im Allgemeinen die Sammlung als ganz vorzüglich.

H. P.

Shakspeare's Julius Caesar, mit sprach- und sachanmerkungen begleitet von E. Meyer. Hamburg. Nolte & Koehler 1857.

Das vorliegende Buch ist ein opus posthumum des 1856 gestorbenen russischen Collegienraths Meyer, eines nach Esthland verschlagenen und dort als Gymnasiallehrer in Reval thätig gewesenen geborenen Hamburgers.

Aus allen Anmerkungen geht zur Genüge hervor, daß wir es mit einem ungewöhnlich feinen und geistreichen Mann zu thun haben, dessen Lieblingsbeschäftigung nicht irgend eine Sprache, sondern die Sprache und ihr Verhältniß zum Gedanken war. Es wird hieraus fast schon klar, daß seine Leistungen auf dem Gebiete einer speciellen Sprache in ein gewisses Mißverhältniß zu seinen gediegenen und tiefen Kenntnissen treten mußten. Er hat das vorliegende Stück benutzt, seiner Neigung den Zügel schießen zu lassen, und so drängen sich in seinen Noten ästhetische, polemische, etymologische Discurse bunt und frisch durcheinander, die alle geistvoll, oft bis zur Spitzfindigkeit, sind, ohne daß für den Julius Cäsar speciell etwas Neues beigebracht worden ist. Es fehlt selbst nicht an Irrthümern, da wo der Verfasser offenbar den Wald vor Bäumen nicht sah. So wird Seite 2 get you home ohne Weiteres für elliptisch mit Hülfe eines ausgelassenen gone erklärt. Liegt es nicht ungleich näher, entweder get you für ein dichterisches get yourselves zu halten oder you für den dem Imperativ nachgesetzten Nominativ zu halten? — da man ja doch an get home ebenso wenig Anstoß nehmen kann, als an get away, get down ꝛc. V. 129 darf it is very much lamented, es wird sehr beklagt, nicht so ohne Weiteres durch lamentable glossirt werden; thus much, V. 249 wird für archaistisch geklärt, während es noch heut ganz gebräuchlich ist; V. 453 ist, ohne ein Wort der Vertheidigung also interpunktirt: why old men, fools, and children calculate, während dem old men das Subject children und dem Prädicat fools (are foolish) das Prädicat calculate so leicht und ungezwungen gegenüber treten, daß es auch gar nicht nöthig, calculate hier, wie der Verfasser will, durch prophecy zu erklären. Der Gegensatz: old men calculate and children are fools macht die Stelle deutlich. II, 76 heißt favour gewiß nicht Gunst, sondern, wie häufig in Shakspeares Zeit, Gesicht. Auch Schlegel mit seinem „An irgend einem Zuge“ (Gesichtszuge) scheint die Stelle, wie der Rec., verstanden zu haben. Die Verschworenen haben sich nämlich die Hüte über die Ohren gezogen, so daß es dem Lucius unmöglich wird, sie zu erkennen. Ein Abzeichen hätte auch außen am Mantel befindlich sein können. V. 88 ist dem Verfasser I have been up this hour so auffallend, daß er es durch ein zu ergänzendes to erklären zu müssen glaubt. Es bedarf wohl nur der Erinnerung an einen ganz alltäglichen Gebrauch des Demonstrativs in Zeitbestimmungen, um: ich bin nun schon eine Stunde auf zu übersetzen. V. 119 macht der Verf. die Anmerkung: Wir erwarteten you. Jedoch geht these gar nicht auf Personen, sondern auf die im Vers 115 vorangehenden Substantive: The sufferance of our souls, the time's abuse. So auch Schlegel. Auch ist V. 416 that für so that viel weniger einfach, als es unmittelbar von begged abhängig zu machen.

Recht empfehlenswerth ist eine zu V. 10 u. 114 des ersten Acts gefügte Sammlung euphuistischer Ausdrücke, eine sich V. 41 anschließende Sammlung im Englischen enthaltener Germanismen und der sich „Zur Begründung der Redefiguren auf die Syntax“ betitelnde Anhang.

Dr. **Büchmann.**

British Modern Theatre. With a German Translation opposite the original text, and explanatory notes by Henry Herrmann. Volume I. Bubbles of the day, a comedy in five acts by Douglas Jarold. (Authorized edition). Erfurt 1856. Ch. Villaret.

Das neuere englische Drama ist im Allgemeinen unter uns wenig bekannt. Während in Paris kaum irgend eine unbedeutende Komödie veröffentlicht wird, die in Deutschland nicht alsbald mehrfach nachgedruckt würde, erfährt man von den Novitäten der Londoner Bühnen wenig oder nichts. Wenn auch das eine oder andere Drama hier und da gelesen wird, so hält es doch Niemand für der Mühe werth, sich darüber öffentlich auszusprechen. Hat Alex. Dumas oder einer seiner Collegen die Pariser Bühne mit einem neuen Machwerke beglückt, so gerathen alle kritischen Köpfe und Federn in schleunige Bewegung. Die Aesthetiker aller Farben nehmen das Secirmesser zur Hand, um das Kunstwerk zu analysiren, und die Journale beeifern sich um die Wette, ihren Lesern die Quintessenz desselben sammt einem mehr oder minder motivirten Urtheile vorzulegen. Die englischen Dramatiker mögen dichten und schreiben, soviel sie wollen; Niemand nimmt Notiz davon. Ob das nun an ihnen und ihren Werken liegt, wagen wir nicht zu entscheiden; wir kennen dazu die einen wie die andern zu wenig. Immer aber, sollten wir denken, bildet es eine bedenkliche Lücke in unsrer Kenntniß der engl. Literatur, wenn wir die Leistungen auf dem Gebiete des Dramas außer Acht lassen. Wieviel oder wie wenig sie auch bedeuten mögen, sie bedürfen einer sorgfältigeren Beachtung, wie ihnen bisher geschenkt worden ist. Diese wird sich aber um so eher erwarten lassen, je öfter und schneller die betreffenden Werke in Deutschland zum Abdruck gelangen. Die Originalausgaben sind uns nun einmal aus bekannten Gründen kaum zugänglich.

Schon aus dem eben hervorgehobenen Gesichtspunkte erscheint uns die Sammlung, deren ersten Theil wir hier anzeigen wollen, ganz zeitgemäß. Freilich beabsichtigt ihr Herausgeber nicht bloß eine Reproduction der englischen Texte. Er will durch sein Unternehmen zugleich ein Hülfsmittel darbieten, dessen man sich seiner Meinung nach beim Unterricht in der englischen Sprache mit Vortheil bedienen könne. Er glaubt, daß das Drama und insbesondere das Lustspiel in hohem Grade geeignet sei, dem Lernenden einen reichen, aus dem unmittelbaren Leben geschöpften Sprachstoff an die Hand zu geben. Damit aber die Lectüre nicht zu große Schwierigkeiten darbiete, hat er dem Texte eine möglichst wortgetreue Uebersetzung zur Seite gestellt und eine Reihe von Anmerkungen beigefügt, welche die nöthigen sachlichen Erklärungen enthalten. Die grammatische und Wortinterpretation konnte dagegen keine Stelle finden, weil Leser vorausgesetzt werden, welche mit der Sprache bereits in einem gewissen Grade vertraut sind. Wer solche Vorkenntnisse mitbringt, für den wird das Buch nicht nur eine interessante Lectüre abgeben; es wird ihm zugleich in der vorhin bezeichneten Rücksicht von wesentlichem Nutzen sein können. Das mitgetheilte Stück enthält in der That „eine große Menge interessanten Sprachstoffs“. Die Uebersetzung könnte zwar etwas fließender sein, gibt aber in der Regel den Sinn des Originals treu wieder und liest sich im Ganzen recht gut. Auch die Anmerkungen leisten, was sie leisten sollen; der Zahl nach möglichst beschränkt, erklären sie so ziemlich alle wichtigeren Punkte, die einer Erklärung bedürfen.

Verfasser des vorliegenden Werkes ist Douglas Jarold, der bekannte Hauptredacteur des Punch. Es läßt sich erwarten, daß der heitere Humor und der sprudelnde Witz des geistreichen Journalisten sich auch in diesem Werke wiederfinden werden. In der That ist dasselbe reich an interessanten Einzelheiten, in einem Maße, daß man darüber die mangelhafte Composition des Ganzen recht wohl übersehen kann. Aus dem Gesichtspunkte der Kunst betrachtet hat dieses Lustspiel keinen sonderlichen Werth. Die Handlung basirt auf ziemlich verbrauchten Motiven, und von einer spannenden Intrigue, wie man sie in französischen Arbeiten dieser Art

antrifft, ist hier nicht die Rede. Ebensowenig kann die Charakteristik gerühmt werden; es fehlt ihr die nöthige Tiefe und Consequenz. Dagegen gewähren die vorgeführten Charaktere, sofern man in ihnen keine künstlerischen Typen sucht, sondern sie lediglich als Figuren aus dem wirklichen Leben gelten läßt, ein mannigfaches und nicht geringes Interesse. Es sind zum Theil köstliche Persönlichkeiten, mit denen uns der Dichter bekannt macht, freilich zeichnet er sie nur in Umrissen, diese aber sind in der Regel recht scharf, und die einzelnen Züge, in welchen sich ihr Wesen offenbart, nicht selten drastisch und piquant, sodaß man hin und wieder an die Carricaturen des Punch erinnert wird. Uebrigens sind sie verschiedenen Volkskreisen entnommen, so jedoch, daß die am meisten hervortretenden Personen den höheren Schichten der Gesellschaft angehören. Lords und Parlamentsmitglieder, Advocaten, Rathsherrn und reich gewordene Wucherer, Schriftstellerinnen und ehemalige Offiziere, Bediente und Kammerjungfern ziehen mannigfach gruppirt und in mehr oder minder losem Zusammenhange an unserm Blicke vorüber. Eine bunte und, fügen wir hinzu, saubere Gesellschaft! Es versteht sich von selbst, daß das sociale Leben in England und die, welche Theil an ihm haben, nicht so verdorben und grundschlecht sind, wie es nach den Schilderungen von Thackeray und Genossen scheinen könnte. Auch ist es natürlich, daß ein Mann, der tagtäglich die Geißel der Satyre schwingt, sich vorzugsweise die Schwäche und Gemeinheit zum Vorwurfe nimmt und bei ihrer Ausmalung die Farbe nicht schont. Doch wie einseitig und übertrieben solche Darstellungen auch sein mögen, ihre Möglichkeit bleibt immer ein schlimmes Zeichen für den sittlichen oder moralischen Charakter des englischen Lebens. Vielleicht sind auch Menschen, wie sie in unserm Stücke auftreten, nicht einmal so gar selten. Die maßlose Sucht „Geld zu machen", welcher sie fast alle mit Leib und Seele fröhnen, ist ohne Zweifel in England mehr verbreitet, wie anderswo, und muß auf die Dauer den Geist und Charakter des Volks von Grund aus verderben. Es ist ein ordinäres, ja gemeines Treiben, in das uns der Dichter einen Blick werfen läßt. Aber man betrachtet es einen Augenblick gerne, weil zunächst natürlich nur die komische Seite in's Auge fällt. Und wenn auch das Gemeine am Ende zu allen Zeiten wesentlich dasselbe ist, so erscheint doch die Maske, hinter welcher es sich zu verstecken liebt, stets verändert, und ist es von einem immer neuen Interesse, diese ihre wechselnde Form genauer anzusehen. In unsern Tagen, wo man das sociale Leben zu humanisiren bestrebt ist, hat sich auch der Egoismus aus menschenfreundlichen Floskeln ein eigenthümliches Jargon zurechtgemacht. Herr Douglas versäumt nicht, uns mit ihm in der Fassung, welche er auf englischem Boden nimmt, näher bekannt zu machen. Gelegentlich bringt er dann auch eine Menge von speciellen Verhältnissen und Bestrebungen zur Sprache, die zum Theil vortrefflich persifflirt werden. Auf Einzelnes können und wollen wir hier nicht eingehen; es mag die Versicherung genügen, daß das Stück eine durchweg interessante Lectüre darbietet, wenn es auch auf den Namen eines Kunstwerkes keinen Anspruch hat.

Ueber den Werth der Uebersetzung haben wir schon oben ein allgemeines Urtheil abgegeben. Eine Arbeit dieser Art ist nicht leicht, zumal wenn ein möglichst enger Anschluß an das Original gefordert wird. Es ist dann kaum zu vermeiden, daß der Ausdruck an manchen Stellen hart oder schwerfällig wird. Dazu kommt, daß in einem Lustspiele, wie das vorliegende ist, die feinen und witzigen Bemerkungen, die launigen Einfälle, überraschende Wendungen, Wortspiele u. dgl. einen wesentlichen Bestandtheil bilden. Jedermann weiß aber, wie schwierig es ist, solche Stellen so wiederzugeben, daß die Wirkung nicht verloren geht oder abgeschwächt wird. Herr Herrmann hat seine Aufgabe im Ganzen recht befriedigend gelöst, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß er es hier und da auch besser hätte machen können. Wir wollen zum Schlusse einige Stellen herausgreifen, an welchen uns der Ausdruck oder der Sinn verfehlt zu sein scheint. S. 50: and one blanket. H. Herrmann übersetzt: „und eine wollene Decke". Aber „eine" mußte betont werden, denn auf one liegt der Nachdruck: die geizige Ehehälfte wird nur Eine Decke bewilligen. — Ebendas. and so study out the time: „um die Zeiten gehörig auszustudiren". Der Plural „die Zeiten" verwischt den beabsichtigten Doppelsinn. Missin räth seinem Herrn zunächst, die Zeit mit Studiren hinzubringen; zugleich spricht er dann

die in der Uebersetzung hervortretende Aufforderung aus. — S. 54: I'm glad he 's safe to ... „es freut mich, daß er sicher ist ..." Besser wäre: daß er die Gewißheit hat ... — S. 58: I'll find a housekeeper, „daß ich eine Wirthschafterin suche", ist ohne Zweifel unrichtig; für die „Wirthschafterin" ist hier keine Stelle. Wir gestehen, daß uns die Pointe nicht ganz klar ist; vielleicht sagt Smeker: „daß ich schon einen Hausvater finden werde", d. h. Jemanden, der sich als den Inhaber der Wohnung gerirt, und dadurch beweist, daß Wilon in der That nicht in der Stadt ist. Er erbietet sich also, in anderer Wendung nochmals zu demselben Dienste, den er schon vorher hat leisten wollen (In brief, Sir etc.). — S. 60: with many tender ties upon you, „die Ihnen mit so manchen zarten Banden verpflichtet sind". Warum nicht „verbunden" oder „an Sie gefesselt sind"? — S. 62: „Ja, er weiß es und ..." muß heißen: „er kennt sie und ..." — S. 70: Sherk's tight just now, „Sh. sitzt jetzt drin fest", besser wäre: „steckt eben jetzt in der Klemme". — S. 39: maids of all-work, „Hausmädchen"; der Zusatz „für Alles" durfte nicht fehlen. — S. 38: she'd write 'em into top-boots, „wird sie dieselben zu Stulpenstiefeln zuschreiben". Was soll man sich dabei denken? Der Sinn ist: „wird sie dies. in St. hineinschreiben", d. h. durch ihre Schriften bewirken, daß sie solche tragen. — S. 31: your vocation, „Ihre Berufung", richtiger „Ihr Beruf." — S. 25: makes orient, „bestrahlen" genügt nicht, weil der Gegensatz zu setting sun nicht hervortritt; besser also „im Morgenlichte erglänzen läßt." — S. 19: when your friends get in, „wenn seine Freunde hineinkommen". Ist unverständlich, denn das deutsche „hereinkommen" hat nicht die specielle Bedeutung des englischen to get in, welches bekanntlich nicht selten und auch an der vorliegenden Stelle soviel ist, wie to get into office. Wollte der Verf. den Ausdruck nicht ändern, so mußte in einer Anm. auf die Differenz hingewiesen werden. — S. 91: chip, „gereizt werden". Nicht gut; „geritzt werden" würde den Gegensatz zu break deutlicher hervortreten lassen. — S. 98: „der in der That auch ..." sehr hart für: „auch ist er der ..." — S. 94: „einige Jahre" statt „manche J." — S. 96: there heißt hier nicht „dort" sondern „da". — S. 112: „eine größere Seltenheit" Warum nicht „seltener"? — Ebendas.: I find, „soviel ich weiß". — Paßt nicht; der Sinn ist „ich erinnere mich". — S. 117: upon my vulgar friend, „an einen ordinären Freund". Ist wohl ein Druckfehler. Uebrigens ist hier vulgar „gemein" von der Gesinnung und vom Stande zu verstehen. — S. 122: waked, „wach waren". Muß heißen: „wach wurden, aufwachten."

Rheydt. **F. Brockerhoff.**

Dr. Oliver's Maid. A Story in four Chapters by Eliza Meteyard (Silverpen), Berlin, Enslin. London, Arthur Hall Virtue & Co.

Unter diesem Titel, auffälligerweise ohne Jahreszahl, ist neuerdings eine Erzählung erschienen, welche in ihrer Anspruchslosigkeit die ganze Tiefe und Innigkeit des englischen Charakters beurkundet und entschieden verdient, weitere Verbreitung zu finden. Die einfache Erzählung trägt ein solches Gepräge von Wahrheit, daß hier offenbar selbst Erlebtes zum Grunde liegen muß. Die Verfasserin scheint keineswegs eine durchgebildete Schriftstellerin zu sein, sonst würde sie wohl Manches in ihrer Erzählung, und namentlich den Schluß, anders gewendet haben; auch erinnern wir uns nicht, diesen Autornamen jemals gelesen zu haben. Aber wenn auch die Schwächen des weiblichen Charakters sich in der minutiösen Ausmalung geringfügiger Umstände, besonders der auf Kleidung und Hauswesen bezüglichen, verrathen, so treten dafür auch alle hohen und edlen Eigenschaften desselben, — seine Aufopferungsfähigkeit, Hingabe, Selbstentsagung, Treue, sein Zartgefühl und sicherer Tact sehr anschaulich und mit den lebhaftesten Farben geschildert, hervor.

Dabei sind Sprache und Ton der Erzählung so einfach gehalten, daß die kleine Schrift sich sehr wohl zur Privatlectüre für Solche, die die ersten Schwierigkeiten der englischen Sprache überwunden haben, eignet, besondes für Damen. Zu einer Lectüre in Schulen möchte sich allerdings der Inhalt insofern weniger eignen, als wenn auch mit äußerster Züchtigkeit und Decenz, gar manche Verhältnisse berührt, werden, von denen die Jugend noch keine Kenntniß haben darf. Eine Empfehlung der Schrift für deutsche Leser, die das Englische studiren wollen, ist wohl auch die Berührung vieler Vorkommnisse und Verhältnisse aus dem gewöhnlichen Leben mit den entsprechenden Phrasen der Conversation, sowie manche Schilderungen aus dem Londoner Leben. Freilich kommen dann auch einige Phrasen aus dem City-cant vor, die sich die deutschen Leser grade nicht zum Muster nehmen müßten.

Man wird hier keine ausführliche Erzählung des Inhaltes erwarten, es genüge daher zu bemerken, daß diese Dienstmagd des Dr. Oliver ein junges Landmädchen aus Warwickshire ist, Tochter eines dortigen respectablen Pächters, der durch die schlechte Aufführung eines seiner Söhne in Schulden gerathen und deshalb für seine übrigen Kinder Nichts mehr thun kann. Die Tochter hat in London Dienste genommen, und Anfangs eine sehr rohe und hartherzige Herrschaft in der City gehabt, bis sie dann zu dem Dr. Oliver, einem ältlichen Gelehrten, der als Wittwer in Chelsea lebt, gekommen. Sie findet ein gänzlich vernachlässigtes und verwahrlostes Hauswesen vor, bringt aber durch Fleiß und Beharrlichkeit Alles bald in Ordnung, gewinnt durch ihr bescheidenes Wesen und ihre Aufmerksamkeit auf seinen Comfort die Achtung und wohlwollende Zuneigung des Hausherrn, und ist um so mehr betrübt über den schweren Kummer, der denselben augenscheinlich drückt. Sie erfährt endlich halb zufällig die Ursache desselben. Dr. Oliver, ein Mann von den strengsten sittlichen Grundsätzen und selbst moralischer Schriftsteller, hat das Unglück erlebt, daß seine einzige, zärtlich geliebte Tochter ihren Ehemann leichtsinniger Weise verlassen hat und mit einem Garde-Officiere davongegangen ist. Von ihm selbst hört sie Nichts darüber, denn nie kommt der Name der Unglücklichen über seine Lippen. Durch eine Verwickelung von Umständen trifft sie aber zufällig einmal mit der unglücklichen Frau auf einem Eisenbahnwagen zusammen, ohne sie jedoch zu kennen, später ist sie bei dem Todtenbette derselben gegenwärtig und verspricht der Sterbenden, für ihr kleines Kind aus jener zweiten, unheilvollen Verbindung Sorge zu tragen. Sie gibt dasselbe auf das Land zu ihren Eltern und trägt ruhig die Verläumdungen, mit denen ihr Charakter in Folge dessen nicht verschont wird, und die ihr besonders empfindlich werden, da sie hauptsächlich von einem jungen Manne ausgehen, der ihr einst nahe gestanden, und mit dem sie früher schon auf dem Punkte gewesen, sich zu verheirathen, der aber, als jene Verschuldung des väterlichen Besitzthums bekannt geworden, die Verbindung aufgehoben hatte. Selbst ihr gütiger Herr, der zufällig einen Brief in die Hände bekommt, in dem von dem jungen Kinde die Rede, schöpft Verdacht gegen ihre Sittlichkeit und wird kalt und verschlossen gegen sie. Sie leidet unaussprechlich, während sich zu gleicher Zeit die Symptome einer schleichenden Schwindsucht immer deutlicher bei ihr manifestiren. Halb durch Zufall erfährt endlich ihr Herr den wahren Sachverhalt, daß es die kleine Tochter seines unglücklichen Kindes von jenem Manne, mit dem sie davongegangen, ist, welche sein hochherziges Dienstmädchen auf ihre Kosten und mit Gefahr ihres Rufes in ihrem elterlichen Hause auferziehen läßt. Jetzt soll Alles geschehen, dem jungen Mädchen für seine Aufopferung zu vergelten, auch ihr ehemaliger Bräutigam, Benj. Southam, will jetzt wieder gut machen. Allein es ist zu spät; an jenem Abende, als sie, im Begriffe an ihrem Hochzeitsgewande die letzten Stiche zu thun, die Nachricht von dem Zurücktritte Southam's erhalten hatte, war ihr ein Blutgefäß gesprungen, und sie hat seitdem ihre Gesundheit nie wieder erlangt. Sie lebt noch so lange, um zu sehen, wie die kleine Dora eine zweite zärtliche Mutter findet und stirbt endlich in Dr. Oliver's Hause, tief betrauert von ihm und Allen, die sie kannten.

Wir halten es nicht für nöthig, kleine Mängel, die der Styl hie und da darbietet, besonders hervorzuheben. Wir bemerken nur: das gar zu stereotype her honoured master, wenn von Dr. Oliver die Rede ist, his honoured servant,

wenn von ihr gesprochen wird; ja diese an das Epos erinnernden Epitheta werden sogar nicht gespart, wenn von Personen die Rede ist, die mit Dr. Oliver in irgend einer Beziehung stehen, so wird der Arzt, Dr. Hastings, von ihr „master's noble physician" genannt 2c. — Ebenso kleinlich ist es, wenn, sobald sie von einem Spaziergange zurückkehrt, nie zu erwähnen vergessen wird, daß sie Hut und Mantel abnahm, ehe sie zu ihrem Herrn hinaufging und Aehnliches, — doch kommt das Alles neben den vielen Vorzügen, wodurch die Erzählung glänzt, nicht sonderlich in Betracht. Druck und Papier sind gut, obgleich ersterer, wenigstens in der uns vorliegenden zu Berlin erschienenen Ausgabe, nicht ganz correct; der Preis 15 Sgr. ist außerordentlich billig.

Neubrandenburg. M. M.

Lehrbuch der englischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Herausgegeben von O. Hombert. Erster Cursus. Berlin, Reimer 1857.

Es spricht sehr zum Lobe deutscher Schulmänner, wenn man erwägt, wie sie es sich angelegen sein lassen, alle Wege zu versuchen, auf welchen am leichtesten und zweckmäßigsten der Jugend das nothwendige Wissen zugeführt werde. Unter den Lehrgegenständen, welche jetzt vorzüglich behandelt werden, gehört namentlich die englische Sprache. Man weiß zwar recht gut, daß bei dem Streben, die englische Sprache sich zu eigen zu machen, nicht immer die Absicht zu Grunde liegt, den Geist der Literatur des Inselvolkes aufzunehmen, sondern daß eine Erleichterung im Verkehr, d. h. eine Erleichterung oder Beförderung in Bezug auf sehr materielle Wünsche die Haupt-Triebfeder ausmacht — einerlei! die Kenntniß dieser Sprache ist ein unabweisbares Bedürfniß geworden und alle Versuche und Bestrebungen, diese der Jugend auferlegte Nothwendigkeit zu erleichtern, sind löblich und dankenswerth. Zu diesen neuen Versuchen gehört auch das „Lehrbuch der englischen Sprache von O. Gombert." Der Herr Verfasser selbst hegt die Hoffnung, daß sein Buch wesentlich zur Erleichterung des Studiums der englischen Sprache beitragen werde. Seine neue Erfindung ist die, daß er den in deutscher Sprache aufgestellten Regeln der fremden Sprache die englische Uebersetzung beifügt. Herr G. hat die Ansicht, daß, wenn der Knabe oder Jüngling die Regel verstanden habe, er auch gern sie in der fremden Sprache lesen werde. Die Ansicht hat gewiß etwas für sich. Der Sinn der Regel ist dem Schüler bekannt, er braucht sich nicht anzustrengen, wenn er den dasselbe sagenden englischen Satz liest. Der Schüler behält Vocabeln, Wendungen 2c.

Dies waren wohl die Ansichten, welche den Herrn Verfasser leiteten. Es fragt sich aber, ob die Ansichten, welche für den ersten Augenblick sehr einnehmen, auch wirklich praktisch sind. Der Unterricht der englischen Sprache wird jetzt gewöhnlich mit dem Knaben, nicht mit dem Jünglinge angefangen. Wird der Knabe aber sich sehr gefesselt fühlen, wenn, nachdem er die Regel begriffen und gelernt und sein Wissen durch Uebersetzen beurkundet hat, wird er sich gefesselt fühlen, wenn er in dem scheinbar neuen Satze, der englischen Uebersetzung des Gelernten, nur Wiederholung, nur ein Einerlei findet? Anstatt gespannter Aufmerksamkeit wird der Lehrer vielleicht öfter gleichgültiges Gähnen zu beobachten Gelegenheit haben. Man soll den Knabenjahren nicht auftischen, wonach sie noch keinen Appetit haben. Der Knabe wird von dem (richtigen) Gefühle geleitet, daß in der fremden Sprache, deren Erlernung ihm Mühe macht, ein Inhalt sein müsse, der seinem Standpunkte, seiner Phantasie, seinem Gedankenkreise entspricht; mag dies nun in Mährchen, Reisebeschreibungen, historischen Schilderungen 2c. enthalten sein. Warum soll aber ein gesunder, lebhafter Knabe die Wörter, die Wendungen der fremden Sprache nicht aus Erzählungen, aus Darstellungen, die mit seinem physischen Leben zusammenhängen, lernen? Die Erzählungen aus seinem Kreise werden die Lernlust des

Knaben erhöhen. Der Verfasser hat hierbei, scheint mir, sich nicht als guten Psychologen gezeigt. Aber auch als systematisch sein wollender Grammatiker widerspricht er sich.

Ein Beispiel zum Uebersetzen für die Anfänger ist S. 24. Little Clara is a good child: welches verstanden wird, wenn der Schüler das Präsens von to be gelernt hat. Auf derselben Seite steht folgende Regel: The article is used before proper nouns, a) if several persons have the same name, b) if a noun proper is conferred comparatively to another person ꝛc. Hält denn der Herr Verf. es für möglich, daß ein Schüler, dem es hinreichende Beschäftigung gewährt, zu übersetzen: „Clärchen ist ein gutes Kind“, daß derselbe Schüler die englische Uebersetzung der Regel verstehe: „der Artikel wird vor Eigennamen gebraucht, a) wenn verschiedene Personen denselben Namen haben ꝛc.? — Der Herr Verf. wird sagen, das Deutsche steht ja daneben. Gut! Der Schüler liest das Englische und glaubt, es ist dasselbe, was er im Deutschen gehabt hat; aber er versteht den Bau des Satzes nicht, für seine anderen Uebungssätze war die Kenntniß der Declination und des Hülfszeitwortes hinreichend, hier wird vollständige Kenntniß der Conjugation, der Conjunctionen, Adverbien ꝛc. vorausgesetzt. Wie reimt sich das zusammen?

Ein anderer Grund unsrer Vermuthung, daß diese Anordnung oder dieser Plan den gehofften Erfolg nicht herbeiführen wird, das Studium der Sprache zu erleichtern, liegt darin, daß die grammatische Sprache an und für sich etwas Abstractes hat und zweitens, daß der Umfang der Ausdrücke ein sehr beschränkter ist. Einem lebensfrischen Knaben werden diese Begriffe, wenn sie in einer fremden Sprache aufgefaßt werden sollen, sicher zuwider und es kann leicht der Widerwille gegen die leblosen Ausdrücke ihm die ganze Sprache verhaßt machen. Und wenn wirklich der Schüler gezwungen worden wäre, diese Anstrengung durchzumachen, welcher Gewinn lohnt dann? Die grammatische Sprache ist im Vergleich mit der Sprache des Lebens wie gesagt sehr arm. Der Schüler wird nicht viel Wörter gelernt haben.

Zu einer andern Absicht kann aber diese Einrichtung der Grammatik, wie mir scheint, dienlich sein. Wenn nämlich der Schüler die wichtigsten Gesetze der Sprache sich zu eigen gemacht und angefangen hat, über mehrere Gegenstände sich englisch auszudrücken, ist es auch zweckentsprechend, daß er beim Erklären eines Schriftstellers die üblichen Ausdrücke der englischen Grammatik anwende. Für diesen Zweck wird das Repetiren der Regeln, mit zugleich vorzunehmendem Lesen der englischen Uebersetzung von Nutzen sein, nur für den Anfänger taugt dieser Plan nicht.

In dem Buche ist uns noch eine Kleinigkeit aufgefallen. Der Verf. nimmt unter die Zahl der auswendig zu lernenden Wörter Ausdrücke auf, die dem Schüler, wie ich glaube, unnütz sind, z. B. adze (Hohleisen), turnscrew (Schraubenzieher) ꝛc. Ich bin überzeugt, daß viele Schüler diese Dinge dem Begriffe nach gar nicht kennen, was nützt nun ein Wort dafür? Warum nicht andere Wörter wählen? Es giebt eine Menge Begriffe, die dem Knaben bekannt sind, warum nicht die Bezeichnungen für dieselben in der fremden Sprache seinem Gedächtniß übergeben? Diese zu speciellen Ausdrücke werden, wenn das Bedürfniß da ist, wohl später noch zu lernen sein. Das Einreihen so specieller Ausdrücke erinnert an den Ausspruch eines bedeutenden Philologen: „Wollt ihr nicht auch Thierarzneikunde auf Gymnasien einführen?“ Ich meine, die einem gewissen Handwerke zugehörenden Ausdrücke passen nicht in eine Grammatik, die für Schüler der verschiedensten Richtungen bestimmt ist.

Eine andere Kleinigkeit bezieht sich auf die Zusammenstellung der unregelmäßigen Pluralformen. Der Herr Verf. zählt unter den unregelmäßig geformten Pluralformen z. B. cherubim, seraphim, errata auf. Hat denn aber auf die Bildung dieser Formen der englische Formationsgeist im Mindesten Einfluß gehabt? Es sind Pluralformen, die in ihrem Vaterlande ganz regelmäßig gebildet waren, sowohl in Judäa, als in Latium; sie sind ohne neue Formen erhalten zu haben, herübergenommen worden.

Man könnte einwenden, es sind doch wenigstens scheinbar unregelmäßige Pluralformen und als solche können sie wohl zu den bekannten dieser Gattung gestellt

werden. Ich antworte darauf: Wenn auch Plurale wirklich unregelmäßig, d. h. abweichend von der gewöhnlichen Formation in einer Sprache vorkommen, so ist doch im Allgemeinen wieder eine gewisse Norm, eine Analogie beobachtet, z. B. children, brethern. Auch dem Schüler wird das klar oder es kann ihm klar gemacht werden. Was soll man aber dem Schüler bei der Pluralformation seraphim, errata sagen? Eigentlich nichts, als merkt es! Dadurch gewöhnt man aber die Schüler zu gedankenlosem Nachbeten, was jeder zweckmäßige Unterricht vermeidet und vermeiden muß. Weit besser machen es andere Grammatiker, welche z. B. cherub, cherubim als fremde Erzeugnisse hinstellen und sie von allem organischen Leben der englischen Sprache ausschließen.

Meiningen. Dr. **Oswald.**

Sammlung französischer Aufgaben und Extemporalien von R. Gillhausen, Oberlehrer an der höhern Bürgerschule zu Aachen. Aachen, Benrath und Vogelsang.

Der Herausgeber dieser Sammlung spricht sich in dem Vorworte in sehr bescheidener Weise über den Zweck derselben aus. Er sagt, daß ihr alleiniges Verdienst wohl in der gewissenhaften Auswahl bestehe und daß dieselbe zunächst den Zweck habe, für die obern Classen höherer Lehranstalten, Tertia eingeschlossen, auf einige Jahre den Stoff zu schriftlichen Arbeiten darzubieten. Auch möchte das Büchelchen, meint er, bei Memorir- und Dictir-Uebungen, so auch als Lesebuch für die mittlern Classen, ferner bei Aufsuchung von Thematen für freie Aufsätze und Sprechübungen, gute Dienste leisten. — Die beigegebene Table des Matières weist Fragmente und Stücke aus folgenden Schriftstellern und Werken auf: Aimé-Martin (1), J. J. Ampère (1), Boileau (1), La Bruyère (18), Chateaubriand (1), Desprez (1), A. F. Didot (1), Fénelon (2), Guizot (9), De Maistre (1), X. Marmier (1), Morale en Action (11), Bernardin de St. Pierre (10), Racine (5), La Rochefoucauld (2), Ségur (7), Mme. de Sévigné (8), Tissot (1), Villemain (4), Voltaire (2), und endlich aus einem jüngsthin erschienenen Buche Etude de l'Homme par N. V. de Laténa, Paris 1854, eine größere Anzahl von Stellen; — im Ganzen 182 Lesestücke in zwei Abtheilungen, deren erste meist kurze, den französischen Moralisten entlehnte Sätze enthält, während die zweite, wie schon aus dem Verzeichniß der Schriftsteller hervorgeht, abwechselnd Erzählungen, Anekdoten, Briefe, Charakterzüge, Sentenzen und Schilderungen gibt, — durchweg in recht angemessener Auswahl. — Wir glauben die kleine Sammlurg daher zu den obengenannten Zwecken empfehlen zu können. Druck und Papier sind recht gut.

Neubrandenburg. **M. M.**

Gramnaire-Conversation de la Langue anglaise d'après la méthode Gaspey par Ab. Mauron. Brockhaus. Leipzig.

Obiges Werk, weit entfernt, eine bloße Uebersetzung der Gaspey'schen Grammatik zu sein, besitzt alle ihre Vorzüge, und läßt uns zahlreiche Verbesserungen jener Methode erkennen. Beide Theile der Grammatik, der etymologische, wie der syntaktische, gliedern sich in eine Anzahl Lectionen; in jeder derselben werden die Regeln vorausgeschickt, ihnen folgen Wörter zum Auswendiglernen vom praktischen Gesichtspunkte aus gewählt, darauf eine englische Leseübung mit mannigfacher Anwendung derselben, alsdann eine französische Uebung zum Uebersetzen in's Englische, endlich die Conversation in englischer Sprache, die sich immer auf das Gebiet des Vorhergegangenen beschränkt und die gelernten Wörter in passende Fragen und Antworten kleidet. In dem etymologischen Theile der Grammatik werden den englischen und

französischen Wörtern die entsprechenden ähnlichen Formen im Deutschen und Italienischen, Lateinischen und Griechischen gegenüber gehalten. Einigemal zwar scheint uns der Verfasser in den Vergleichungen zu weit gegangen zu sein, indem er Wörter aus andern Sprachen gegenüber stellte, deren Uebergang schwer oder gar nicht zu erklären ist. Wir erinnern hier an p. 129, wo engl. choose mit lat. quarere auftritt, und an p. 73, wo der Verfasser wohl gethan haben würde, wenn er den Genitiv von εἷς, also ἑνός benutzt hätte, um lat. unus, ital. uno, franz. un und engl. one in der Bildung zu verfolgen.

Nichtsdestoweniger wird das Werk der Sprachvergleichung wegen insbesondere empfehlenswerth sein für Gymnasien. Das dem ersten Theile der Grammatik beigefügte Tableau Synoptique der englischen Sprache erleichtert die Uebersicht über das ganze Sprachgebäude und läßt gleichsam mit einem Blicke alles Gelernte überschauen. In dem syntaktischen Theile der Grammatik treten statt jener einfachen Leseübungen des ersten Theiles zusammenhängende Stücke auf, die aber zum Glücke nicht selbst verfaßt und wie bei Gaspey den vorausgegangenen Regeln angezwängt sind, sondern schicklich ausgewählte Sachen aus der englischen Literatur umfassen, die dem Schüler Interesse abgewinnen müssen. Mit Recht auch hat der Verfasser von Gaspey abweichend gegen Ende des zweiten Theiles über die Lesestücke nur Fragen angegeben, die Bildung der Antworten aber dem nun schon geübteren Schüler überlassen. Das Einzige, was sich dem Gebrauche dieser Grammatik für Deutschland entgegenzustellen scheint, ist die Aussprache der englischen Wörter, welche mit französischen Buchstaben erklärt ist und daher den im Französischen nicht sehr vorgerückten Schülern nicht leicht deutlich wird; wir sind indessen der Ansicht, daß dem Schüler beinahe keine Regeln über die engl. Aussprache mitzutheilen sind und derselbe lediglich auf sein Ohr und des Lehrers Mund zu verweisen ist.

Druckfehler und Versehen sind uns bei der Durchsicht nur wenige begegnet; mehrmals finden wir die Fragezeichen vergessen; außerdem auf p. 4 neben engl. war franz. guesse statt guerre, ferner auf p. 22 unten franz. café wiederholt, während es oben in der Lection neben dem engl. coffee bereits angegeben war. In der sechzehnten Lection des ersten Theils hätte die Regel Platz finden dürfen, daß der Engländer die Adverbien der unbestimmten Zeit wie sometimes, seldom, soon etc. dem Begriffsverb vorausgehen läßt, weshalb es auch in der entsprechenden Leseübung nicht heißen sollte: I write seldom, sondern: I seldom write.

München. Dr. **W. Zollmann.**

Englisches Lesebuch von Prof. Dr. Hermann Behn-Eschenburg. Erster Cursus. Zürich, Schultheß. 1857.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, möglichst neuen Stoff zu liefern. Er hat, um dies ausführen zu können, selbst eine Reise nach England unternommen. Und, in der That, er hat vieles Interessante mitgebracht. Mit besonderer Vorliebe erzählt er oder wiederholt er Erzählungen aus den amerikanischen Wäldern. Der Verfasser geht dabei offenbar von dem Grundsatze aus, durch Erzählungen, welche an und für sich schon interessiren, das Leben und die Einrichtungen der neuen Welt zugleich anschaulich zu machen. Gut gewählt sind auch die Stücke aus der älteren englischen Geschichte, so wie einzelne Gedichte.

Wenn aber die Absicht des Verf. war, diese reichhaltige Sammlung von Darstellungen aus dem englischen und amerikanischen Leben Schülern von etwa zehn Jahren in die Hände zu geben, wie man aus der Haltung einiger Aufsätze schließen muß, so möchten wir behaupten, er habe zweierlei zu wenig berücksichtigt. Das Erste bezieht sich auf die Moralität, die in den Erzählungen sich ausdrückt, und das Zweite auf den Mangel an Uebereinstimmung in Bezug auf die Forderungen an die Reife der Schüler. Wir sind nicht der Meinung, daß die zur Erlernung einer fremden Sprache gegebenen Lesestücke gleichsam auf Kathedern stehende

Moral-Prediger sein sollen, aber wir sind auch der Meinung, daß dergleichen Stücke, welche für zehn oder zwölfjährige Knaben berechnet sind, nichts dem moralischen Gefühle Widerstrebendes enthalten dürfen. Unpassend scheint uns daher die Erzählung von Robin Hood, namentlich folgender Zug. Der im Walde sich frei und wohl fühlende Räuber hört von einem betrübten Jünglinge, dem er auf einsamem Wege begegnet, daß durch einen reichen Alten ihm seine Braut genommen werde; daß sie gezwungen würde, den Alten zu heirathen, und zwar durch den Bruder des Beneidenswerthen, einen Bischof. Räuber Hood läßt sich die Stunde angeben, wo die Trauung vorgenommen werden soll und verspricht dem betrübten Jünglinge zu helfen. Er verkleidet sich als Harfner und begibt sich in die Kirche, nachdem er zwanzig seiner Leute in die Nähe derselben beordert hat. Bald erscheint der alte Bräutigam mit der jungen sehr schönen Braut. Der Räuber verbietet die Trauung, nachdem er seinen Leuten mit seinem Horne ein Zeichen gegeben. Der Räuberbande gegenüber wagt der Bischof nichts zu thun. Er sagt aber, als auf des Räubers Frage an die Braut, welchen Mann sie sich freiwillig wählen würde, die Antwort gegeben worden war, daß sie den Jüngling wählen würde, der ihr schon sieben Jahre gehuldigt, daß die Trauung nicht zwischen dem Jünglinge und dem Mädchen vorgenommen werden könne, wenn die zu Verbindenden nicht dreimal in der Kirche gefragt worden wären. „Wenn es weiter nichts ist", entgegnet der Räuber Hood, „so wird sich die Sache schnell machen lassen." Er reißt dem Bischofe das Gewand ab und hängt es seinem verschmitztesten Gesellen um. Diesem befiehlt er ferner, als schnell gemachtem Priester, das Brautpaar nicht blos dreimal, wie es üblich sei, zu fragen um beiderseitige Einwilligung, sondern siebenmal, falls etwa dreimal nicht wirksam genug sei. Die Versammlung konnte natürlich über diese Fülle des Fragens und über die ganze Procedur das Lachen nicht zurückhalten.

Diese Erzählung halten wir hier für ganz unpassend. Daß Priestermacht oft schwer auf Einzelnen, wie auch Gesellschaften gelastet und noch lastet, ist leider nur zu wahr; daß ein großes Unrecht gegen die Natur und das Recht geübt wurde, da zwei für einander geschaffene Seelen getrennt werden sollten, ist unbestritten, auch hat die That des Räubers etwas Großmüthiges, wie sie kühn ist. Lesen Knaben diese Erzählung unter sich, so möchte nichts zu erinnern sein, aber anders ist es, wenn solche Vorgänge und Ansichten von dem Lehrer in der Schulstube sollen erklärt werden. Soll nun der Lehrer den Stand der Geistlichen selbst mit lächerlich machen dadurch, daß er einen lächerlichen Fall mit den Schülern bespricht? Pädagogisch genommen ist die Einreihung dieser Erzählung in das Buch ein Fehler. Sollte es denn dem Verfasser unbekannt sein, daß solche Urtheile, wie die des Räubers, wenn sie in Schulen dargestellt und wie in dieser Erzählung geschieht, gelobt werden, Knaben von 10—12 Jahren als ein Gesetz-Codex gelten?

Als später der Räuber trotz der Begnadigung durch König Richard doch wieder das wilde Leben im Walde wählt und er durch königliche Soldaten besiegt und verwundet in ein Kloster gebracht wird, pflegt die Priorin des Klosters, das oft beraubt sein mochte, den Verwundeten nicht und läßt ihn nicht verbinden. „Die (treacherous) verrätherische, bübische Priorin"! Die Priorin hätte allerdings anders handeln können, aber auffallend ist es nicht, daß sie gegen den gefährlichen Räuber so handelte. Durch diesen Ausdruck „verrätherisch" wird der Räuber als etwas Verehrungswürdiges, die Feinde desselben als bübisch hingestellt.

Es ist richtig, wir haben sehr schöne Räubergeschichten, aber in denselben spielt der Kampf gegen die gefährlichen Räuber die Hauptrolle, die Räuber selbst werden nicht besungen und erhoben. Herkules gilt doch wohl mehr, als die, welche er erlegt hat?

Inconsequent finden wir Folgendes, d. h. das Material ist einmal für kindliche Schüler gewählt und gleich darauf für Jünglinge, in welchen schon andere Gefühle erwacht sind. Das Lied Little bird, little bird, come to me paßt nicht für Solche, für welche ein anderes bald darauf folgendes Lied geeignet und verständlich ist:

And the lips of the boy in a love-kiss unite
With the lips of the maid whom his bosom holds dear.

Der Verfasser hat die Aufgabe sich gestellt, wo möglich Neues zu liefern, „ein neues Buch müsse auch Neues enthalten." Wenn ein solches Buch zur Unterhaltung geschrieben wäre und zwar für Solche, die schon über ältere und neuere Dinge sich hinlänglich unterhalten haben, so wäre die Ansicht und der Plan gewiß zu billigen, daß nur „Allerneuestes" aufgetischt würde. Bei Schülern ist das anders, für diese sind die meisten Sachen noch neu. Neu ist ein Schulbuch aber, wenn es einen neuen, besseren, oder leichteren Weg zeigt, wie junge Leute zu dem Besitz von Kenntnissen oder richtiger zur Entwickelung aller geistigen Kräfte geführt werden können. Diese Absicht hat den Verfasser veranlaßt, manche neue lebensvolle und interessante Schilderung in sein Buch aufzunehmen, aber manchmal hat er, wie schon erwähnt, nicht glücklich gewählt. Dies gilt z. B. von einigen Anekdoten. Die erste erzählt von einem Kentukier, welcher einen Kaufmann in Neu-York besucht, aber etwas urwäldliche Sitten zeigt. Der Besuchende spuckt auf den Teppich. Der Kaufmann läßt ein Spucknapf bringen. Der Gast stößt ihn mit dem Fuße zurück. Der Spucknapf wird auf einen Wink des Kaufmanns noch einmal näher gebracht. Es ergeht demselben wieder so. Endlich sagt der Kaufmann zu seinem Diener: „Du bist sehr lästig gewesen mit diesem Dinge da, wenn du es noch einmal herstellst, so spucke ich, hol mich der Teufel, hinein.

Anekdoten sollen und müssen einen schlagenden Witz enthalten, die erwähnte enthält dergleichen nicht. Zweitens ist diese Anekdote nicht unter die geschmackvollsten zu zählen. So wie aber für Zöglinge es unpassend und zweckwidrig ist, Erzählungen zu lesen und oft zu lesen, durch welche die Gesinnung, der Charakter eine falsche Richtung bekommen könnte, so ist es ebenso unzweckmäßig, denselben Anekdoten zu geben, welche durch ihren Inhalt das ästhetische Gefühl verletzen, zum allerwenigsten es nicht entwickeln.

Der Verfasser hat durch seine gesammelten Aufsätze, wie erwähnt, auch Kenntniß des amerikanischen Lebens verbreiten wollen. Das ist gewiß zu loben, aber ich halte es nicht für gut, daß Knaben, bei denen noch der ganze gesunde Mensch zu entwickeln ist, mit Erzählungen gespeist werden, in denen die amerikanische Selbstsucht, Geldverehrung und Gefühllosigkeit hervorschaut, z. B. in der Dampfschiff-Anekdote, in welcher der Mensch nur dann für werth bezeichnet wird, bei einer Gefahr berücksichtigt zu werden, wenn er noch sein Ueberfahrtsgeld zu bezahlen hat. Der Verfasser kann kein guter Psycholog sein, sonst müßte er wissen, daß wohl raffinirte ausgelernte Egoisten oder Solche, die schon lange angefangen haben, das Leben und die Menschen vielfach zu verachten, solche Erzählungen interessant finden, nicht aber junge Gemüther, welche davon wie von einem Winde aus einer Eisspalte berührt werden. Der Pariser Maler, welcher das treffende Bild von der Gottesverehrung unsrer Zeit — die Sonne stellt ein 20-Frankenstück vor — geschaffen hat, würde sicher nicht zugeben, daß sein Werk in einer Schule aufgestellt würde. Ebenso sollten auch Darstellungen aus der materialistischen Richtung der neuen Welt möglichst aus den Schulen verbannt werden.

Meiningen. Dr. **Oswald.**

Französische und englische Schulbücher.

Es liegen vor uns mehrere Bücher für den ersten Unterricht in der französischen Sprache, welche bei Berger-Levrault in Paris und Straßburg erschienen, wenigstens Zeugniß ablegen von dem Eifer, mit dem man das französische Idiom im Elsaß mehr und mehr zu befestigen sucht. Der Autor oder vielmehr der Uebersetzer der „Excercices élémentaires de langue française à l'usage des écoles primaires de l'Alsace, d'après la méthode de Seidenstücker, Mr. Leser, sagt sogar vor der 31. édition dieses aus Seidenstücker übertragenen Büchleins von 104 Seiten 16⁰ im Avant-propos „malheureusement l'allemand est jusqu'aujourdhui la langue exclusive du plus grand nombre (dans les salles d'asile de l'Alsace): sein Buch soll beitragen de donner le plus

grand développement possible à l'enseignement de la langue nationale, de cette langue si belle et si claire, que l'on enseigne même dans tous les établissements publics des autres États de l'Europe. Auffallend ist in dem Buche besonders die Umständlichkeit, mit der apostrophirte Artikel in Vocabeln stets die ganz ausgeschriebenen Worte hinter sich haben, z. B. l'instituteur (le instituteur), statt wenigstens später dies mit f. und m. abzumachen. Seidenstücker ist ganz bis zum Ende der 4. Conj. durchgeführt. Der anonyme Erste Unterricht in der französischen Sprache, zum Gebrauch der Primärschüler des Elsasses. 38ste Auflage. 8°. nimmt in 15 Capiteln (156 §) kurz die Hauptregeln der Elementar-Grammatik durch, das Participe gilt als einer der 10 Redetheile; von S. 84—92 folgen einige Vocabeln, 93—132 Aufgaben zur Uebung. Die Regeln stehn zum Theil sehr niedrig und an manchen Stellen zeigt der Autor nicht genügende Kenntniß der deutschen Schriftsprache. Aehnlichen Zweck verfolgen die ganz französisch geschriebenen: Petit Cours de Grammaire française par Th. Hatt. 2e éd. 8°., dessen einzige Absicht es war de simplifier la grammaire, de la mettre à la portée des enfants ... il faut enseigner la langue d'abord et la grammaire ensuite, 212 Seiten in sehr vertraulichem dialogischem Tone, um aus dem schon franz. verstehenden Kinde nach und nach die Regeln zu entwickeln; und die kürzere Petite grammaire pratique de la langue française. 8e éd. 8°. 90 Seiten. Zu empfehlen ist hier die Art, wie auch die Paradigmen zur Bildung von Sätzen benutzt werden, z. B. j'aime l'étude, j'aimais l'eau etc.

Nur wenig von dem ersten besprochenen Buche verschieden sind: Exercices pratiques de traduction d'après la méthode de Seidenstücker. 132 Seiten 8°.; ein praktisches Buch: Exercices pratiques sur les parties du discours variable, en français et en allemand par Ch. Boesé. 5e éd. 8°. 98 Seiten Vocabeln und Aufgaben zu mannigfacher Uebung des gegebenen Stoffes.

Ein ziemlich übersichtlicher, die ganze Conjugation auf einer großen Seite zusammenfassender und auch die Hauptregeln einschließender Versuch ist Tableau de Conjugaison de tous les verbes français par Hachar. Breme; nur könnten die Striche, welche andeuten, was von der Präsensform in der Conjugation des Verbs stehn bleibt, den Schüler leicht zu Verwirrung in Bezug auf den Stamm bringen.

Ein eigenthümliches Buch ist die Französische Sprachlehre von J. P. Heyl, deren erster Cursus Coblenz 1851. 8°. für die untere Classe einer Realschule, der zweite für die mittleren bestimmt ist (Coblenz 1852, 8°.). 1 beginnt mit 15 Lectionen mit Interlinearübersetzung wunderlicher Art: le petit George n'avait pas encore la moindre idée d'un echo. Der kleine Georg n hatte icht noch die geringste Idee von ein Echo. In diesem Style geht es weiter, doch ist wenigstens bei den Paradigmen 12—18 das Verb nicht in so lächerlicher Weise verdeutscht, während freilich auch selbständige Regeln ohne jeglichen Grund undeutsche Stellung haben (pag. 19). Der grammatische Theil geht in 26 Lectionen bis zur Lehre vom Pronomen, stets Fragen und Antworten; dann folgen pag. 36—64 franz. und deutsche Uebungen (69), die letzten wieder nach franz. Wortstellung; 65—75 geben die dazu nöthigen Vocabeln. Etwas besser ist der Verba, Pronomina, Genus und Numerusregeln, Adjectiva, Artikel und Zahlwörter in 16 Lectionen mit Fragen und Antworten bis 82 behandelnde 2. Theil; in den theils französischen theils deutschen 87 dazu gehörigen Uebungen ist meist die Stellung gut deutsch, doch haben sich noch oft Proben der oben gerügten Art hierunter verlaufen. Daß noch vor der letzten Uebung Participia und andere Verbalformen statt des Infinitivs stehn, während der Schüler doch in der Grammatik jetzt so weit sein sollte, diese selbst zu bilden, ist eine natürliche Folge des Systems, das so weit geht, selbst 162: schöpfen respirer, prendre zu dulden, weil man prendre haleine denn doch mit Athem schöpfen gibt; aber Fehler wie 109 après-midi m. erreur m. pouce f. étoile m. cygne f. équipage f. oder poël 148, édréron 150, Australasie 157, subite 164, die bei nur oberflächlicher Ansicht sich zeigen (155 bemächtigen s'emparer, hinschlängeln serpenter) sollten in einer Grammatik nicht vorkommen.

Auch des Verfassers: Avoir und Etre, nebst einem Anhang von Erzählungen und Gedichten zum Declamiren für Kinder von 6—9 Jahren. Coblenz 1855, gibt eine ähnliche Eselsbrücke in 49 Exercices; warum ist J. Heyl aber nicht consequent und übersetzt auch statt: Werde ich nicht sein worden gut empfangen ... werde ich nicht haben ...? 51—54 folgen die Zahlen, das Einmaleins und die Addition, 54—84 ganz leidlich ausgewählte franz. Lesestücke, die 85—118 wieder in der bekannten Weise wörtlich übersetzt sind; den Schluß bilden 17 leichte Dialoge.

Das Rastenberger Programm vom Sept. 1856 bringt Beiträge zur französischen Schulgrammatik, welche die gebräuchlichen Regeln über Genus, Participe und Gérondif vereinfachen und auf bessere zurückführen sollen, 23 Seiten von Fr. Richter. Ob das Beabsichtigte geleistet, scheint sehr fraglich, auch zeigt der Verfasser sich vielfach unsicher in seinen Urtheilen (s. z. B. 11). Einige unrichtige Etymologien, Citationen des Italienischen, wo das Provençalische, wenn citirt werden mußte, näher lag, finden sich im ersten Theile; der 2te versucht in 6 Hauptregeln, Participe und Gérondif zusammenfassend, aber ohne rechten Abschluß, die zahlreichen Regeln über die Veränderung des schwierigen Modes überflüssig zu machen.

Ein sich an Becker und Wurst anschließendes, mit ziemlicher Anzahl Beispiele versehenes Hülfsbuch ist die auf 132 Seiten in 18 Kapiteln zusammengestellte kurze Grammatik: Elements de la grammaire allemande par Sonntag, professeur de langue allemande au Lycée de Strassbourg, 4e éd. bei Veuve Berger Levrault 1856; einige syntaktische und orthographische Bemerkungen schließen das Ganze.

A practical German Grammar with exercises under each rule by W. Jeep. first part, Leipsic 1856, ist ein ziemlich praktisches Buch des Verfassers, über dessen englische Grammatik schon im Archiv XVI. 339 gesprochen ist. Es ist Ahn's Methode mit einigen Regelzusätzen: Have you ever seen a man making wickerwork? — I have adopted this man's method in writing this book... sagt er in der Vorrede, auf welche nach Regeln für Schrift und Aussprache 90 Uebungen folgen; nach den noch ein Mal alphabetisch geordneten irregular (assonant) Verbs sind 6 Fabeln, 6 Briefe, ein kleines Drama Alfred von Dr. Aikin und 2 Gedichte zu Leseübungen angefügt, englisch und deutsch in guten Uebersetzungen, welche beide Sprachen dem denkenden Schüler in richtigen Formen darstellen. Das ganze 118 Seiten enthaltende Buch zeigt durch seine äußere Ausstattung, daß es für Engländer berechnet ist, die oft über unsre deutschen Schulbücher und ihren Druck rc. klagen.

Die Englische Literaturgeschichte in Musterstücken aus den besten Schriftstellern von Shakespeare bis auf unsre Zeit, Lehr- und Lesebuch für höhere Classen von C. Albrecht, Leipzig 1857, ist eine allzu dürftige Anthologie, die bei ihrem Bestreben, möglichst viele Autoren aufzunehmen, von keinem nur ein leidlich genügendes Stück gibt (so von Burns bloß My heart's in the highlands, von Scott gar nur Erlking rc.), 150 Seiten, denen auf 17 Seiten sehr magere Grundzüge für den Unterricht in der englischen Literaturgeschichte vorangehen. Diese, in einem für obere Classen bestimmten Buche deutsch geschrieben, sind voller Fehler, selbst in stylistischer Beziehung, z. B. 10 unverhehlt, 9 von armen Herkommen, 8 seine besten Werke sind die Nigth Thoughts, als ob das mehrere Werke wären, 7 seine beste Dichtung war sein Robinson, 3 Faery queen, 11 Julia the Roubigné, 13 Heats statt Keats. Die Zahlen sind sehr oft falsch, so Spenser 1598, Marlowe 1593, Beaumont 1615, Moore 1852. In der Aufzählung der Werke ist große Confusion: so werden die jetzt vergessenen Lustspiele Dryden's besprochen, während andre viel bedeutendere Erscheinungen gar nicht erwähnt sind, die ästhetischen Urtheile aber sind im Ganzen überaus schwach und nichtssagend.

Sachs.

1. Wörterbuch zur deutschen Rechtschreibung. Von Dr. G. Michaelis. Berlin 1856.

2. Die deutsche Rechtschreibung vom Standpunkte der historischen Grammatik beleuchtet von L. Ruprecht. Zweite Aufl. Göttingen 1857.

Wenn ich der aufforderung folge leiste zwei neuere schriften über einen gegenstand, bei dem ich mich selbst auch öffentlich nicht unbeteiligt gelaßen habe, in dieser zeitschrift mit einigen worten zu besprechen; so geschieht dieß in der hoffnung, wenigstens mit dem aufrichtigen wunsche, daß trotz der verschiedenen, ja großenteils widersprechenden grundsätze dennoch durch den geist der mäßigung und besonnenheit, dem man sich in neuerer zeit zum glücke immer mehr zu überlaßen befließen zeigt, das ziel der allerseits als notwendig erkannten einigkeit erreicht werden könne. Diese einigkeit würde nicht bloß zunächst sondern auch fortdauernd, weil sich manche theoretische verhältnisse nur sehr schwer und vielleicht niemals völlig werden ausgleichen laßen, wesentlich in einer objektiven einheit bestehn. Der gemeinen praxis gilt es in der regel gleich, was dahinten in der theorie verborgen liegt; es muß ihr aber verdrießlich sein, daß auf den kampf, welcher zwar gröstenteils zu ihren gunsten, jedoch nicht ganz mit ihrem willen sich erhoben hat, noch immer kein friede geschlossen worden ist, der für sie von nachhaltigem nutzen sein kann.

In meiner schrift über deutsche orthographie durfte ich ungeachtet des historischen grundes, dem ich anhange, mich der überzeugung hingeben mit der aussprache nicht in schroffen widerspruch getreten zu sein; seitdem habe ich in einer besprechung der beiden ersten lehrreichen abhandlungen Rudolfs von Raumer veranlaßung genommen an einigen beispielen zu zeigen, wie die historische und die phonetische richtung, welche bereits in manchen sehr erheblichen allgemeineren punkten einander begegnen, unbeschadet ihrer theorie noch in vielen einzelheiten, bei denen jetzt zwiespalt herscht, ein übereinstimmendes resultat gewinnen können*). Zu weit würde es führen, wenn ich, was dort gelegentlich von mir bemerkt worden ist, hier umständlicher auseinandersetzen und in deutlicheren umrißen vorführen wollte; ich behalte mir aber vor diese für die praxis so überaus wichtige frage, in welcher weise das phonetische und das historische prinzip zur einheit gelangen können, an einem andern orte einer gesonderten behandlung zu unterziehen. Es versteht sich leicht, daß dabei auch dem gesetze des gebrauchs und der gewohnheit hinreichendes recht zufallen würde.

Für die berechtigung des phonetischen prinzips in deutscher orthographie ist, seitdem Raumer als vorfechter desselben aufgetreten ist, an verschiedenen orten und von verschiedenen seiten, wiederholt aber insonderheit von ihm selbst gestritten worden; nicht in demselben maße dagegen sind die historiker, deren zahl, nach den über deutsche rechtschreibung veröffentlichten schriften zu urteilen, gleichwol zu überwiegen scheint, irrtümer zu bekämpfen und vorteile zu gewinnen, überhaupt aber ihre rechte nachdrücklich wahrzunehmen beflißen gewesen. Dieses misverhältnis mag der phonetischen richtung in den augen der großen masse aller parteilosen einen vorsprung verschafft haben; andererseits dürften einzelne versuche jenes prinzip noch nach anderen bisher nur oberflächlich berührten seiten hin auszubeuten, wenn nicht alles teuscht, die besonnene mehrzahl der schreibenden dem ganzen zuzuwenden nur wenig geeignet sein. Alle hochachtung jederzeit vor den schätzenswerten und belehrenden erörterungen, welche zum nutzen deutscher wortschreibung Raumers einsicht und gründlichkeit

*) zeitschr. f. d. österr. gymn. 1856, 2, 145.

dem leser darbietet; wer aber wird sich mit grundsätzen, die uns kürzlich ebenfalls von achtbarer seite mitgeteilt worden sind, nach welchen z. b. zwar allmacht aber almächtig geschrieben werden müste, so leicht im ernste befreunden mögen? —

Von den beiden schriften, welche uns vorliegen, vertritt die erste überwiegend das phonetische prinzip. Aus vielen gründen soll dasselbe hier so gut wie unangefochten bleiben; wir werden unsere bemerkungen an andere punkte, die allgemeinerer art und von mehr absoluter bedeutung sind, anknüpfen. So löblich der fleiß ist, welchen herr M. auf die ausarbeitung seines wörterbuchs verwendet hat, und so viele dankenswerte nachweisungen und etymologien in demselben sich finden; wir fürchten doch, daß der zweck, den der herr verf. sich vorgesetzt zu haben scheint, nicht vollständig erreicht werde. Dazu nemlich fehlt es dem buche vor allen dingen an jener ordnung und übersichtlichkeit, welche als das erste äußere erfordernis eines wörterbuches betrachtet werden muß; ja die unbequemlichkeit desselben ist einem ganz individuellen linguistischen prinzip zu gefallen auf die höchste spitze getrieben worden. Auf die vokale folgt zuerst das h, dann die liquiden laute, ferner die lippenbuchstaben, alsdann in auffallender ordnung ſ, ß, sch, d, t, z; den schluß bilden j, ch, g, k (q), x*). Welche bedeutung die durchstehende überschrift aller konsonanten (h — x) mit bestimmter ausnahme der vokale auf jeder der 116 seiten des buches haben soll, bekennen wir nicht erraten zu können; der nachteil, welcher sich jedem beobachter sogleich ergibt, bedarf des beweises nicht. Erhöht aber wird die unbequemlichkeit der anordnung noch besonders dadurch, daß jenes linguistische prinzip sogar auf den inlaut der wörter angewendet worden ist. Nicht genug z. b. daß h nach u und vor r seine stelle hat; es muß auch halunke unmittelbar zwischen harke und hallen, hügel zwischen hütte und hucke gesucht werden. Wer mag sich einer so unerquicklichen mühe mit gleichmut unterziehn?

Die verwerfung des e in der verbalendung —ieren (s. VI) widerspricht dem vorher (s. III) ausgesprochenen grundsatze. Oder ist dort ie nicht ebenso diphthongisch, nicht ebenso durch die abstammung gerechtfertigt wie hier, und verhält es sich in der aussprache nicht ganz gleich? Wer turnir, turniren schreiben mag, dem kann auch, zumal von phonetischem standpunkte, „gißen, schif“ statt „gießen, schief“ nicht ungerecht sein. Unzulänglich ist überdieß die zurückführung dieser verbalendung auf die inf. der 4 lat. konjugationen; der schon im mhd. herschende vorgang hat seine bestimmte quelle im altfranz., obwol später allerdings auch ohne rücksicht auf das franz. dergleichen wörter unmittelbar aus lateinischen hervorgegangen sind und noch heutzutage gebildet werden.

Wenn gleich ein wörterbuch zur deutschen rechtschreibung auch namen und formen begreifen kann, deren eigentlich orthographische berechtigung zunächst für praktische bedürfnisse zweifelhaft erscheint; so soll doch zugegeben werden, daß, wofern bei denselben der etymologie treffende rücksicht widerfährt oder auch bloß historische nachweisungen älterer formen entgegentreten, manchem leser belehrungen zu teil werden können, die er gern in den kauf nimmt. Und so finden sich auch in diesem buche viele solcher wörter verzeichnet, deren schreibung zwar keinem wechsel und zweifel unterworfen ist und daher in der regel ganz unbesprochen bleibt, die jedoch mit rücksicht auf ihren ursprung oder älteren lautstand teilnahme zu erwecken geeignet sind. Freilich ist dabei sowie überhaupt von der einen seite des guten zu viel, von der andern zu wenig geschehn. Der herr

---

*) Wie sonderbar mit rücksicht auf den anlaut, der doch hier allein in betracht kommen soll, daß q eingeklammert, x hingegen frei steht! Natürlich finden sich im buche von q eine ziemliche menge wörter, von x keins.

verf. hat nemlich ältere formen befonders aus dem alt- und mittelhochd. allzu reichlich verzeichnet; man vgl. die wörter meßer, nennen, falten, füllen, futter, freuen, bald, bin, blühen, ftimme, fcherge, fchnur. Gegen diefen überfluß gehalten befindet fich die behandlung der etymologie in auffallender dürftigkeit. Dieß trifft insbefondere die zahl der fremdwörter, welche ohne erfichtlichen grund der unterfcheidung bald aufgedeckt worden, bald verhüllt geblieben find. Wo almofen, erker, engel, orden, nummer, nudel, fenfter, fieber, vogt, flaum, brille, pilger, pinfel, pult, preffen, pfarre, pfalz, pfoften und viele andere auf ihre quelle zurückgeführt ftehn, da verlangen diefelbe berückfichtigung auch arzt, eßich, impfen, rettich, meier, marter, münfter, münze, mufchel, weiher, weiler, fackel, feier, bims, pein, pfanne, pfaffe, pfau, pfeffer, pfeiler, pfund, pfütze, pfründe, pflaume, föller, fpende, fpeicher, fpiegel, fchemel, fchüßel, fchrein, tünche, zins, greif, kammer, kanzel, käfe, kerker, kelch, kirfche, kürbiß, kümmel, klaufe. Welche bedeutung für die fchreibung vermögen wörter wie anker, butter, marter, mufchel, fpenden, käfe, korb in anfpruch zu nehmen, wenn nicht zugleich ihr fremder urfprung angezogen wird? durch vergleichung mit diefem allein können fie lehrreich werden.

Aber auch manchen echtdeutfchen wörtern hätte herr M., anftatt fich um beibringung der verfchiedenen älteren haupt- und nebenformen ängftlich zu bemühen, vielmehr ihren urfprung beifchreiben mögen. Lernbegierige lefer werden den eigentlichen verhalt z. b. des adj. albern gewis lieber aufgedeckt fehn als erfahren, daß im ahd. alawâri, im mhd. alewaere u. alwaere gefagt worden ift. Denn daß dem ahd. worte die überfetzung „gütig“ hinzugefügt fteht, reicht lange nicht aus, ja hätte lieber wegbleiben mögen. — Weshalb ift bei Adolf nicht der grund des f durch einfache verweifung auf die abftammung aus wolf (—olf) genannt worden? — Sieben alte formen find dem fubft. meßer beigefchrieben, aber eine deutung des zufammengefetzten mezzifahs ift nicht vorhanden.

In einem buche, welches, alles zufammengenommen, kaum fo viele der nhd. fprache angehörige als außerhalb ihres nächften bereichs liegende wörter vorführt, alfo auch dadurch fich auf eine tiefere belehrung berechnet zeigt, nimmt fich die bemerkung, daß bei am, um, bin der doppelkonfonant zu fprechen fei, doch fonderbar aus. Wer weiß das nicht von felbft? Wenn er noch, wohin die phonetifche richtung nicht unfchwer gelangen könnte, gefchrieben werden follte.

Bedenklich erfcheinen die als mhd. bezeichneten formen âniz (anis), fliuze (fchleufe), trüzze (trofs); krîzen und krîften dürfen neben einander geftellt, aber nicht vermengt werden. Unter —ich waren zwillich und drillich nicht zu begreifen, weil hier zufammenfetzung mit —lich vorliegt. Bei Walther fteht neben her unrichtig auch hêrre; bei knoblauch mufte ftatt des bereits entftellten knobelouch vielmehr klobelouch (klieben, fpalten) angezogen werden. Die bemerkung f. 91, das mhd. teidingen fei „an tag angelehnt“, wäre, auch wenn fie wahrheit enthielte, ungehörig, weil es fich hier vielmehr um die form betätigen handelte. Flaum ftammt mit nichten aus franz. plume (wie wäre das möglich?) fondern aus mhd. pflûme und hieß früher richtiger pflaum*). Was konnte gerechterweife zu der mitteilung veranlaßen, daß für ftehn im oberd. ftengen gefagt werde? Das adj. fcheußlich (f. 75) kann durchaus nicht von fcheufal geleitet werden; es fteht für fcheuzlich**).

*) vgl. finne ft. pfinne, lat. pinna.

**) vom fubft. fchiuze (abfcheu), nicht fchiuze, wie herr M. fchreibt. Bei H. Sachs begegnet fcheutzen = fcheuen.

Gurke hat den lauten nach mit cucumis ſicherlich nichts zu ſchaffen; im niederd. wird augurke, im dän. agurke geſagt. Kieren ſt. kieſen iſt eine unleidliche form, ſelbſt küren aus dem mhd. kaum zu rechtfertigen. — Nur wenigen mag deutlich ſein, was ſ. 32 bei muff, muffe ahd. muffula geſchrieben ſteht: „n. e. zgz. aus mund-fell". Und doch erklärt der herr verf. im vorworte abkürzungen, welche ziemlich allgemein bekannt ſind. — Darf odem ſ. atem oberd. genannt werden? Müllenhoff im gloſſ. z. Groths Quickb. behauptet gerade umgekehrt niederd. urſprung. — Wie kann bei meiler auf ein niederd. „miler" hingewieſen werden, da ſchon aus dem mhd. meiler, meyler angeführt wird? — Anſtatt der im niederd. nur vereinzelt ſtehenden form wraſen hätte mit dem hochd. raſen vielmehr das oberd. waſen verglichen ſein ſollen. Denn ahd. waſo ſcheint aus wraſo hervorgegangen und dieſem beide wörter, waſen und raſen (vgl. wocken und rocken), entnommen zu ſein; ſ. Grimm geſch. d. d. ſpr. 1, 314. — Ausdrücklich muſten als niederdeutſchem bereiche angehörige formen bezeichnet werden: laken, lem (lehm), gracht, ſchrapen, ſchlucht; von dieſen hätten wir zwar gracht u. ſchrapen lieber ganz außenvor gelaßen, ſowie ohne bedenken rep (ſeil), abmarachen, pott, ſüll, welche nur in niederd. gegenden bekannt ſind. Sollen unſerer ſchriftſprache auch dergleichen wörter alle angehören, wo iſt dann die grenze zu finden? — Ganz überflüßig erſcheint bei merrettich der zuſatz: „engl. horseradish"*); wenn noch „mährrettich" behauptet würde, wäre die verweiſung natürlicher. — Für unangemeßen halten wir die prät. hal (von helen) u. wielt (v. walten), ſowie das part. gedackt (ſ. 86) als nebenform von gedeckt; für falſch trotz des gebrauches auch beßerer ſchriftſteller den nom. felſen, und insbeſondere die ſ. 92. eingeklammerte form tuen**).

An wenig paſſender ſtelle ſcheinen zu ſtehn und werden, ſelbſt die oben beſprochene allgemeine anordnung vorausgeſetzt, nicht leicht dort geſucht werden gelübde und verluſt (ſ. 25), genoße u. genuß (ſ. 33), gewogen (ſ. 40), gebirge (ſ. 51).

Der aufnahme in das wörterbuch muſten, wie uns dünkt, entzogen werden die ins mhd. gehörigen aber der jetzigen ſprache gröſtenteils ganz verklungenen wörter: mage u. magen, gemeit, michel, nut (nuot), walm, walgen, wäge (adj.), wer (=mann), wibeln, wide, worfen, blahe, pfragner, ſpring, ſchliff (ſubſt.), ſchlich (= ſchlamm), ſchlier, tempern, zabel, zingel, ger.

Auch auf phonetiſchem grunde würden wir die ſchreibungen hohheit, rauhheit u. rohheit, mamma, finngrün, gramm (adj.) nimmermehr zulaßen; neben wacholder iſt maßholder mindeſtens unfolgerichtig, und für flügge wird auch Raumer flücke billigen***).

Es nimmt wunder, daß herr M. eine große menge wörter, die obendrein an und für ſich nur zum geringeren teile ein orthographiſches intereſſe zu gewähren vermögen, bloß hingeſtellt hat, ohne auch nur mit einem einzigen worte der etymologie oder älteren formbildung zu erwähnen. Was kann daraus gelernt werden? Wir haben uns der mühe unterzogen folgende aufzuzeichnen, die ſich in der erſten hälfte des buches finden, ſtehn aber für ungefähr ebenſo viele in der zweiten ein: hätſcheln, huſch, raſſeln, räuſpern, röcheln, rülpſen, runkel u. runkelrübe, rutſchen, lallen, latſchen, lümmel, lump u. lumpen, manſchen, meckern, murren u. mürriſch, munkeln, mütze, wimmern, foppen, fuſel, frack, flauſe, böſchen u. böſchung, brodeln, brüllen, blinzeln, panſchen, papa, peitſche, poltern, pumpe,

---

*) oder eigentlich „horseradisch", wie ſich gedruckt findet.

**) mhd. tuon iſt ſo einſilbig wie guot (gut), ſchuoch (ſchuh) u. a. m.

***) vgl. zeitſchr. f. d. öſterr. gymnaſ. 1856, 3 u. 4, ſ. 243.

prall, prägen, preißelbere, prunken, planſchen, plätſchern, platzen, pfuſchen. War es ſo ſchwer der älteren formen und der etymologie habhaft zu werden? Man darf dieß im allgemeinen wol annehmen, weil doch ſonſt auf ſolche erläuterungen rückſicht genommen worden iſt.

Bisweilen hat der herr verf. an ein wort ein anderes angeſchloßen, das nur lautliche nähe aufweiſt, im grunde entweder mit demſelben nichts zu tun hat oder ſehr zweifelhafter beſchaffenheit iſt. Dergleichen unſtatthafte anſchlüße ſind: hämiſch an hamen, hame; behelligen an einhellig u. mishellig; hoffart an hof, lägel an lage u. lager, ablugſen*) an lugen; ausmerzen an märz; wallfiſch, wallroſs, wallrat an wall; popanz u. popel an pöbel.

Zum ſchluße mag die bemerkung, zu welcher der erſte blick in das buch drängt, nicht zurückgehalten werden, daß nemlich gegen die miſchung, bei der neben der minuſkel für den anlaut der ſubſt. zugleich ſogenannt deutſche ſchrift beobachtet wird, ſich jedwede richtung in deutſcher orthographie mit grund erklären werde. Keine minuſkel ohne lateiniſche ſchrift! —

Wir wenden uns zu herrn Ruprecht. Seine bemühungen um deutſche orthographie haben bereits die zweite auflage erlebt. Auch hieraus darf man ſich zu dem ſchluße berechtigt glauben, daß in der tat der orthographiſchen frage überhaupt eine wünſchenswerte allgemeinere berückſichtigung widerfährt. Es iſt dem herrn verf., was unſtreitig alle billigung verdient, in ganz beſonderem grade um feſtigkeit und einheit in der ſchreibung zu tun; zu dieſem zwecke geht er von dem beſtehenden gebrauche aus, läßt denſelben in den meiſten fällen unangefochten, zeigt ſich jedoch in manchen einzelheiten einer rückſichtsvollen verbeßerung auf hiſtoriſchem grunde geneigt. Im ganzen darf die richtung des herrn R. als diejenige bezeichnet werden, welche in den erſten mitteilungen der hannov. konferenz, an der er ſelbſt ſich beteiligt hat, vorliegt.

Nach überaus dankenswerten und lehrreichen vorbemerkungen, welche ſich namentlich mit dem gange der deutſchen wortſchreibung und den mancherlei bemühungen um dieſelbe beſchäftigen, erfolgt erſt von ſ. 31 an eine durchnahme und beurteilung der wirklichen und vermeintlichen fehler unſerer orthographie. Im anhange (ſ. 103 — 113) werden noch eigennamen, fremdwörter, große buchſtaben, deutſche ſchrift und die redezeichen beſprochen: den ſchluß bildet ein bequemes wortregiſter.

Wir wollen es dem herrn verf. nicht vorwerfen, daß er nach unſerer anſicht dem herkommen ein allzugroßes gewicht beigelegt, im ganzen mithin nur in geringem maße ſich zu eigentlichen verbeßerungen herbeigelaßen hat; es betrifft dieß eben ſeinen umſtändlich und deutlich genug ausgeſprochenen hauptgrundſatz. Dagegen wird es angemeßen ſein an die hiſtoriſchen tatſachen und fragen, welche von herrn R. vermöge ſeiner hinneigung zu einer wißenſchaftlichen betrachtung der ſprache und ihrer erſcheinungen eine zum teil eingehende berückſichtigung erfahren haben, nach der ordnung des buches ſelbſt anzuknüpfen.

Mit ton — thon, war — wahr, ſein — ſeyn werden wieder — wider zuſammengeſtellt (ſ. 21). Dieſe vereinigung wird unkundigen zum misverſtande dienen können, kundigen einigermaßen das hiſtoriſche bewuſtſein verletzen. Kam es bloß auf urſprüngliche einheit der form und jetzige verſchiedenheit der bedeutung an, ſo waren mit wieder — wider ohne mühe treffendere beiſpiele zu vergleichen: wol — wohl, daß — das, bett — beet. Größerem widerſpruche iſt die behauptung ausgeſetzt, daß ton u. thon ihrer abſtammung nach übereins geſchrieben werden müſten. Wie wäre das möglich, da ton von tonus entlehnt, thon aber aus tâhe

*) Hier galt es der richtigen etymologie. Schmeller macht die herkunft von luchs glaublich; daraus folgt die ſchreibung abluchſen.

(wie mohn aus mâhe) hervorgegangen ist? — Die bemerkung (s. 25), daß manche freunde der etymologischen schreibweise statt nicht vielmehr niecht schreiben möchten, wie im mhd. noch meistens geschehen sei, muß eben diesen freunden sehr auffallen. Wo wäre denn je „niecht“ im ernste empfohlen? selbst Möller läßt es bei „nicht“. Hauptsache ist hier aber, daß im mhd. keinesweges ie sondern grade i überwog. — Unter den einsilbigen partikeln, in welchen die vokalkürzung unbezeichnet ist, z. b. man, mit, um (s. 34) befindet sich auch gen. Dieß wort hat jedoch erst spät misbräuchlich den kurzen vokal in der aussprache erhalten, und zwar nicht einmal allgemein (vgl. Schmeller II, 51): mhd. gên (gein) ist aus gegen zusammengezogen. — Daß reep (s. 38) als niederdeutsches dem hochd. reif entsprechendes wort nicht verdiene unserer schriftsprache anzugehören, ist schon früher von uns bemerkt worden; lee verträgt sich eher, weil die hochd. form nicht zu gebote steht. — Zwischen den jedermann geläufigen allee und armee fällt althee, nach dessen bedeutung vielleicht die mehrzahl fragen muß, nicht wenig auf. Die schreibungen kameel, kaneel u. d. gl., welche dem ursprunge der wörter widersprechen, misbilligen wir aus demselben grunde, dessen beobachtung in entgegengesetzter weise bei kamerad, kapitel allgemein gefordert wird. Schmer steht auf gleicher linie mit sper u. ther, muß also entweder wie sie die doppelung bekommen oder lieber als genauestes vorbild der vereinfachung ihnen entgegengehalten werden; mit der verschiedenheit rücksichtlich des gebrauches hats nicht viel auf sich. — Wie sollte in biene (s. 40) der diphthong organisch genannt werden dürfen? die mhd. formen lauten bin, bine (neben bîe). — Zwiebel (s. 42) war in betreff des ie nicht mit brief, fieber zusammenzustellen: in der alten sprache liegt i vor, so daß man sich sogar der neuerdings geforderten schreibung „zwibel“, welche zu bibel und fibel stimmt, mit einigem rechte geneigt erklären kann. In der üblichen form zwiebel verhält sich ie wie in siegel, stiefel, tiegel. — Jubilieren (s. 43) kann doch nicht deutschen stammes genannt werden, wenn es gleich schon im mhd. begegnet: nicht einmal mittelbar durch das subst. jubel (woher jubeln) sondern unmittelbar ist auf den lat. ursprung (jubilare) zurückzugehn. — In pfriemen (s. 45) ist nach Grimm gr. I³, 186 der diphthong schon mhd. — Enthält der satz „î wird durch e gedehnt“, welcher als ein durchgeführtes sprachgesetz bezeichnet wird, keinen druckfehler, so hat man von allen seiten dagegen einspruch zu erheben. Bekanntlich ist es ja das kurze i, welches im verlaufe der zeit durch e gedehnt worden ist, nicht das lange, dem im nhd. ei entspricht. Allein es scheint hier eben ein ganz falsch gewählter, durchaus misverständlicher ausdruck vorzuliegen; die dehnung ie nemlich hat allerdings gewißermaßen den wert des langen i, weshalb in grammatischen schriften dafür bisweilen auch î geschrieben wird. — Die schon von Adelung berührte herleitung von prahlen aus prahan (glänzen), nach welcher s. 48 gefragt wird, ist schwerlich irgendwie annehmlich. Einstweilen mag man geneigt sein niederd. oder niederl. ursprung zu behaupten, daher auch die schreibung pralen empfehlung verdient. — Wie können bei anführung der organischen h auch die anlautenden in zusammensetzungen mit — her, — hin, — helm, — heit, welche niemand verkennt, in anspruch genommen werden? — Wenn s. 50 richtig bemerkt wird, daß unserm zweisilbigen gehen das einsilbige mhd. gên gegenübersteht: so ist es doch statt alles andern am natürlichsten anzunehmen, daß zuerst mit dem gewöhnlichen dehnzeichen gehn, alsdann nach analogie fast aller übrigen verben gehen entstanden sei. Gerade so verhalten sich ebenfalls stên, stehn, stehen. — Weil in draht, naht das h lediglich durch die rücksicht auf die gegenwärtige form des infinitivstammes entschuldigung erwarten kann; so dürfen sie nicht unter die wörter gerechnet werden, „in welchen ursprünglich ein w oder j stand“. Der historischen orthographie kann nur drat, nat (wie im mhd.) gerecht sein. — Gegen die auch von

der hannov. konferenz behauptete annahme eines ſilbentrennenden h in ehe, eher, gehen, ſtehen (ſ. 51) haben wir uns ſchon früher einmal in dieſer zeitſchrift ausgeſprochen; in dem einzigen bejahen mag vermeidung des hiatus die urſache der einfügung ſein. Wie kann aber ferner in lohe, gerberlohe, wenn mhd. lô zu grunde liegt, das h zwei ſilben trennen ſollen? der bereits angedeutete vorgang iſt: lô, loh, lohe, genau wie ê, eh, ehe. — Kören, körung (ſ. 53) ſind gewis unberechtigte formen, von küren iſt oben die rede geweſen; es werde nur das richtige kieſen nicht unverdient vernachläßigt, ſo wird man nach den andern gebilden nicht weiter greifen. — Höchſt auffallend heißt ſ. 55 athem ein wort „mit ſogenannt umgeſtelltem h" (wegen ahd. ahatum!); der herr verf. gibt ſelbſt an, daß ſchon im mhd. âtem geherſcht habe, aber bereits im ahd. gelten als gewöhnlich âdum, âtum. — Daß armut vor falſcher ableitung von muth dadurch ſicher zu ſtellen ſei, daß beide ungleich geſchrieben werden (ſ. 56), leuchtet denjenigen nicht ein, welche anlehnung nicht bloß behaupten ſondern auch mit ziemlicher ſicherheit nachzuweiſen vermögen. — „Dolmetſch aus talmudiſta" (ſ. 68) wird eine neue etymologie ſein; ſeitdem die lächerliche beziehung auf deutſche beſtandteile abgetan iſt, begegnet man allgemein der ſehr befriedigenden herleitung aus dem ſlav. (Grimm geſch. d. d. ſpr. 325). — Kiſſen (ſt. küſſen) ſtammt nicht von (franz.) coussin, wie ſ. 70 behauptet wird*), ſondern iſt ein deutſches wort, ſchon ahd. chuſſin, mhd. küſſen. Die bemerkung (ſ. 72), daß die rechtmäßige form küſſen noch gar nicht im gebrauche ſei, beruht unzweifelhaft auf irrtum. — Döſchen (dreſchen) iſt eine reinniederd. bildung, die nicht neben dröſchen mit dörren, ergötzen u. a. zuſammengeſtellt werden durfte. — Für geberde und das adj. gebe (ſ. 74) ſpricht „ein höheres alter" gewis nicht, da im mhd. gebaerde weit überwiegt, gaebe aber allein richtig iſt. — In ſchmählen (ſ. 76) kann ä doch nicht leicht einem älteren ë entſprechen; die mhd. form des wortes iſt wol kaum nachzuweiſen. Aber ſchämen (ſ. Grimm gr. I³, 220) hätte hier noch platz finden können. — Dem ai redet herr R. im gegenſatze zu faſt allen übrigen hiſtorikern das wort (ſ. 79). Daher ſchreibt er auch haide, getraide, waidmann, waizen, wörter in denen wir, offen geſtanden, das urſprüngliche ei ſchon faſt durchgedrungen gewähnt hatten. Sogar ſaiger wird geboten und waide (paſtus) als eigentlich beßer bezeichnet. — Was der herr verf. ſ. 81 fg. von der verwandlung des ȝ in s lehrt, ſtimmt im weſentlichen mit der geſchichte nicht überein. Von einer doppelten anſicht kann hier aber ſtreng genommen nicht wol die rede ſein, da das allein richtige verhältnis hinreichend begründet daſteht. Weiſt und wiſſa ſind mit nichten aus weiȝiſt und wiȝȝita zuſammengezogen ſondern folgen den goth. formen váiſt und viſſa, welche ihrerſeits allerdings ſich auf aſſimilation des t-lautes gründen. Daß gegen den wahren urſprung der form beſte (ſynk. aus beȝiſte) noch immer geſtritten wird, iſt ſchwer begreiflich. Hier mag es genügen zu fragen, wie denn der ſuperl. boeſte, welcher im mhd. neben boeſeſte begegnet, zu erklären ſei; da war doch kein ȝ, das ſich in s hätte verwandeln können. — In dem worte groſchen iſt ſch nicht, wie ſ. 87 vorgetragen wird, aus einem früheren ȝ (grôȝ?) hervorgegangen, ſondern groſchen ſtammt aus dem mittellat. groſſus. Von raſcheln ſteht eine mhd. form mit ȝ wol keinem zu gebote; die nhd. ſchreibung raßeln ſtützt ſich auf niederd., niederl. und engl. formen mit t. Möglich bleibt aber, daß raſſeln richtiger iſt; bequemer würde dazu gerade raſcheln, ferner ruſſeln und ruſcheln ſich ſchicken. — Bedenken erregen ſ. 89 fg. mehrere wörter mit ß. Da boßel (kegelkugel) im niederd. heimiſch iſt, ſo kann es znm alten boßen, dem im niederd. boten entſpräche, zunächſt

*) Oder ſoll in „coussin" ein druckfehler (ſt. chussin) angenommen werden?

nicht gehören. Es scheint assimilation aus botsen, das im holl. begegnet, anzunehmen; darnach könnte ß nur als bequemstes mittel der aussprache genüge zu leisten behalten werden*). — Daß ungeachtet mehrfacher erinnerungen noch wieder praßen und praßeln vorgeführt werden, stand nicht zu erwarten. Assimilation von ss aus st (brasten, brasteln) ist eine sehr gewöhnliche. — Die getrennte ableitung der wörter eßig und goth. akeit aus acidum und acetum wird man sich nicht aneignen mögen. Aus akeit (acetum) ist durch versetzung der gutturale und dentale im ahd. ezih hervorgegangen, woraus sich nhd. eßich ergibt, acidum bleibt ganz außenvor. — In spaß wird allerdings, in profoß schwerlich überwiegend ein langer vokal vor dem schlußkons. in der aussprache vernommen; die schreibung folgt bei beiden lediglich dem gebrauche, nicht der etymologie. — Daß aas mit eßen verwandt sei (s. 91), ist schon oft mit recht bezweifelt worden; vgl. Grimm wörterb. I sp. 6 und 1046. — Wenn herr R. zwar Meissen aber nicht gleissen sondern gleisen schreibt, so liegt die frage nahe, ob es richtig sei bei gleicher entwickelung eine so ungleiche schreibung walten zu laßen. Man wage es nur nach dem beispiele von W. Grimm Meisen hinzustellen, zumal nicht eben Meissen sondern Meißen im gebrauche vorzuherschen scheint. — Dasselbe und diesseits, welche s. 92 zugleich mit dasselbe und diesseits aufgeführt stehn, sind nach unserem urteil ganz unerträgliche schreibungen; welcher verständige erlaubt sich grassame, reissuppe für grassame, reissuppe zu setzen? Aus demselben grunde vermögen wir auch nicht die form weissagen, welche der herr verf. s. 88 empfiehlt, zu billigen, sondern je nach dem gesichtspunkte entweder weißagen oder weissagen. — Auf die behauptung (s. 95), daß in eßig, käsig, reisig die ursprüngliche endung -ich in der aussprache als verdrängt anzusehen sei, ist wenig zu halten. Das gewicht phonetischer gründe hier zugestanden, können in der gewöhnlichen rede eßig und eßich wirklich hinreichend unterschieden werden? — Daß sich von dem sing. schmidt (den wir nicht leiden mögen) sogar die pluralform schmidte „in schrift und sprache häufig neben schmiede findet“ (s. 99) wird man ohne weiteres nicht leicht glauben; doch gesetzt den fall, so muß ja verworfen werden was verwerflich ist. — Bei der rücksichtsvollen behandlung des stehenden gebrauchs, welche sich herr R. zur pflicht gemacht hat, fällt es auf, daß s. 101 gelehrt wird, gäten für jeten sei falsch. Der beigefügte grund, daß nur in der präsensform g gewaltet habe, mag zwar fürs mhd. richtig sein; doch im ahd. schon begegnet neben jëtan auch gëtan. Zwischen g und j gilt ein wechsel allgemeinerer art; vgl. gäh u. jäh, Gülich und Jülich.

Der herr verf. ist kein gegner des gebrauches der fremdwörter. Gern pflichten wir bei, wollen aber einen unterschied beachtet wißen. Wörter wie formulieren, imponierend, isoliert, absurd scheinen in einem buche, welches von der deutschen rechtschreibung handelt, unter allen umständen entbehrlich, selbst competenz, reconstruction nicht unvermeidlich zu sein. — Gegen die mehrmals wiederkehrende form dienstag für dienstag (wie donnerstag) wird man sich um so dringender veranlaßt fühlen einspruch zu erheben, je häufiger dieselbe auch bei andern schriftstellern angetroffen wird. Anstatt „zweier weicher konsonanten“ (s. 96) muß es „zw. weichen kons.“ heißen.

*) Das brem. nieders. wörterb., Richey, Dähnert schreiben übereinstimmend „boossel“.

Berlin. **K. G. Andresen.**

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Von Karl Gödeke. Hannover, Verlag von L. Ehlermann. 1857. Erste Hälfte.

Seit einer Reihe von Jahren veröffentlichte Karl Gödeke eine Anzahl der werthvollsten Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte. In Folge umfassender Studien, z. B. in Folge einer planmäßigen Ausbeutung von seltenen Drucken und Handschriften auf der Wolfenbüttler Bibliothek, scheint ihm ein gewaltiges Material vorzuliegen, das er theils in Monographien für einen kleineren Kreis von Gelehrten, theils in Handbüchern der verschiedensten Art bearbeitete. Die Gödeke'schen Handbücher aber haben wiederum das Eigenthümliche, daß sie, auf der genauesten Detailforschung beruhend, nur als eine Sammlung von Monographien erscheinen, die als Ganzes betrachtet, dem ferner Stehenden eine willkommene Uebersicht gewährt, von den Eingeweihten aber gern zu weiteren Forschungen benutzt wird. Dies gilt z. B. von Gödeke's „elf Büchern deutscher Dichtung," einem Buche, das hiermit einen Rang behauptet, welchen andere Anthologien, wie löblich sie auch zum Theil sind, gar nicht einmal beanspruchen.

Gödeke's Grundriß der Geschichte deutscher Dichtung sucht gleichfalls wieder das ganze Gebiet der deutschen Dichtung durch sorgfältiges Eingehen in das Detail zu bewältigen. Der Verf., ein Feind der Wiederholungen, auf wie mannigfache Weise er auch das Gesammtgebiet der Literaturgeschichte zu bewältigen sucht, will auch diesmal nicht seine Studien mit einer eigentlichen Literaturgeschichte abschließen, sondern das unter einfache Gesichtspunkte geordnete Material darbieten, auf dem eine geschichtliche Darstellung fußen kann. Vom allgemeinen Charakter ausgehend, will er die allgemeinen Entwicklungsmomente vor Augen stellen, darin die verschiedenen Richtungen unterscheiden, die Dichtungen und Dichter, und Hülfsmittel nachweisen, aus denen genauere Kenntniß zu schöpfen ist. Vollständigkeit liegt nur in soweit im Plane, wie sie erforderlich ist, um die Richtungen der einzelnen Entwicklungsmomente des Gesammtcharakters kennen zu lehren. Bisher ungebührlich vernachlässigte Abschnitte werden klarer vorgeführt. Gödeke stellte sich die Aufgabe, durchgängig aus den Quellen zu schöpfen, oder doch aus Forschungen, welche diese vertreten.

In dieser Art umfaßt die erste Hälfte des Grundrisses die deutsche Literatur von Ulfilas bis auf die „kirchliche Volksdichtung" des Reformationszeitalters, über welche letztere der Verf. mit einer bewundernswerthen bibliographischen Ausführlichkeit zu berichten weiß. Weitere Mittheilungen über seine Schrift versparen wir bis nach dem Erscheinen der zweiten Hälfte, welche auch Titel, Vorwort und Register liefern wird.

Dr. **Heinrich Pröhle.**

Dr. J. Fölsing, Lehrbuch für den wissenschaftlichen Unterricht in der Englischen Sprache, mit vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische. Achte Auflage, durchgesehen von Dr. E. van Dalen. Berlin, Enslin. 1857.

Daß das vorliegende Buch die auf dem Titel gebrauchte Bezeichnung als wissenschaftliches Lehrbuch vollkommen rechtfertigt, ist längst anerkannt. Nach dem Tode des Verfassers sind die folgenden Auflagen von verschiedenen Händen besorgt worden, die, bei allen dankenswerthen Verbesserungen, nicht immer beachtet haben, ob das von ihnen Zugesetzte in logischen Zusammenhang mit dem stehengebliebenen Texte trat. Auch hatte sich die Zahl der Druckfehler, namentlich in den Ziffern der citirten Paragraphen, von einer Auflage zur andern durchschleichend, bis zur Ungebühr vermehrt; andere arge Fehler, z. B. offenbare Verstöße des Uebersetzers der Uebungsstücke, hatte Niemand ausgemerzt. Der jetzige Herausgeber

sagt in der Vorrede, er habe „mit der bei einem Schulbuch gebotenen Vorsicht seine Aenderungen auf das seiner Ansicht nach unumgänglich Nothwendige beschränkt." Eine sorgfältige Vergleichung der siebenten und achten Auflage hat indessen eine recht ansehnliche Summe von kundiger Hand vorgenommener Verbesserungen der oben gerügten Mängel ergeben. Der Stufe, für welche das Buch bestimmt ist, angemessen ist es ohne Zweifel, daß in den deutschen Uebungsstücken die undeutsche Construction beseitigt ist. Eine ganz neue Einlage an Stelle des Althergebrachten ist die einem Schulprogramme des Herausgebers entnommene rationelle Theorie der Abbrechung der Wörter beim Schreiben. **R.**

Dr. C. van Dalen, English Vocabulary, a choice collection of English words and idiomatical phrases. Berlin, Enslin, 1856.

Vor andern Büchern ähnlichen Inhalts und Umfangs zeichnet sich dieses Vocabulary vortheilhaft durch seine lebendige Anordnung aus, indem Adjectiva und Verba den Substantiven so beigemischt sind, daß die Satzbildung sofort möglich wird, und das Büchlein somit ein besserer Guide to conversation ist, als andere Hilfsmittel, die sich dessen auf dem Titel rühmen. Auch den Einfluß der etymologischen, synonymischen und antithetischen Elemente erkennt man in der Zusammenstellung. Die Auswahl der Anglicismen und sprichwörtlichen Redensarten ist sehr sorgfältig und vollständig. Der Druck ist deutlich und correct; wir haben nur folgende Druckfehler gefunden: Pag. 8, eybrow; 25, looch; 57, prize; 72, shovel; 111, you hat; 155, He dit; to ti. **R.**

---

1. Auswahl dramatischer Declamationsstücke. Herausgegeben von Joseph Kehrein. 1. Bändchen, Coblenz, 1856.
2. Album deutscher Poesie für Deutschlands Jugend vom frühen Kindesalter bis zur höheren Entwickelung als Jüngling und Jungfrau in geordneter Stufenfolge zur Einführung derselben in unsre poetische deutsche Nationalliteratur und als Bildungsbuch für Schule und Haus. Von C. Geisler. 2. Auflage. Plauen, 1857.

Ueber beide Bücher ist wenig zu sagen; das bekannte sua fata habent libelli wird sich auch an ihnen bewähren.

Der Verf. von Nro. 1 hat nach seinem Geschick und Eifer, rüstig und rasch Bücher aller Art zu machen, dies dramatische Declamationsbuch um so leichter zusammenstellen können, als er nach dem Vorworte seit einer Reihe von Jahren bei öffentlichen Schulfeierlichkeiten früher als Lehrer in Hadamar, jetzt als Seminardirector in Montabaur einzelne dramatische Scenen zur großen Befriedigung der Anwesenden hat aufführen lassen. Zwei Schwierigkeiten waren dabei zu überwinden: einmal war es nicht leicht, solche Abschnitte zu finden, die für sich einiger Maßen ein Ganzes bildeten, um so weniger, weil nach der Natur der Sache Frauenrollen nicht wohl vorkommen können; dann ist es fast nicht minder schwer, die geeigneten Schüler zu finden. Er war darum genöthigt, hier größere oder kleinere Stücke auszulassen, dort Einzelnes einzuschieben, beides um so mehr, da nichts die Sittlichkeit oder den Glauben der verschiedenen Confessionen Verletzendes dabei vorkommen dürfe. — Der Inhalt dieses ersten Bändchens, dem, wenn dasselbe Beifall

findet, später ein weiteres Bändchen folgen soll, besteht aus 12 Stücken. Das 1. ist Schillers Lied von der Glocke, unter Meister und 6 Gesellen vertheilt; das 2. und 3. aus den Piccolomini, das 4. und 5. aus Wallenstein's Tod von Schiller; das 6. aus Zriny von Körner; das 7. aus Belisar von Schenk; das 8. aus Ludwig dem Baier von Uhland; das 9. aus Herzog Ernst von Uhland; das 10. aus Minna von Barnhelm; das 11. aus König Heinrich IV., das 12. aus Julius Cäsar von Shakspeare. — Da dergleichen Aufführungen auch anderer Orten häufig vorkommen, so mag eine solche Sammlung wohl ihre Abnehmer finden, wenn auch nicht zu bezweifeln ist, daß ein jeder Lehrer des Deutschen in den obern Classen der Gelehrtenschulen solche und ähnliche Auswahl leicht werde treffen können. — Sollte Herr Kehrein ein zweites Bändchen zusammenzustellen haben, möchte es gerade für Schulzwecke von Interesse sein, auch von dem Besten der früheren Jahrhunderte Entsprechendes in geeigneter Auswahl und nach Umständen unter gehöriger Umänderung vorzulegen.

Ein „kurzes Vorwort“ von zwei Seiten sucht das Album deutscher Poesie als ein Bedürfniß zu rechtfertigen, da, „wenn es auch einige frühere zusammengewürfelte Sammlungen wohl geben dürfte,“ doch dieselben nicht ganz geeignet seien, theils zur Freude und Belohnung, theils zur Belehrung und Ausbildung, theils auch zum spätern Verständniß des großen Ganzen der Jugend und ihren Erziehern in die Hände gegeben zu werden. Aus mehr als 200 Dichtern werden auf 324 Seiten einige hundert kleinere Gedichte mitgetheilt. Die Kategorieen, nach denen er die Gedichte geordnet, sind zweckmäßig zu nennen; so z. B für die früheste Kindheit: A. die kleine Kinderwelt; B. die Kinderstube; C. Hof und Garten, Thiere und Blumen; D. Kindeslust und Kinderspiel; E. Fabeln im leichtesten Erkennen. (?) F. Fromme Kinder. G. Erste Schulzeit. Oder für Jünglinge und Jungfrauen: A. Gott, Natur und Menschheit; B. des Herzens Lust und Leid. C. das Gute, Wahre und Schöne; D. Liebe und Freundschaft; E. Des Lebens Ernst, Schmerz und Glück; F. Das Christenleben. Diesen reihen sich ohne bestimmtere Angabe des Inhalts unter G. Blüthen aus Deutschlands Dichterwald an.

Nach der ganzen Anlage scheint der Herausgeber die Gedichte für Kinder der unteren und mittleren Schulen oder Bildungsstufen zusammengestellt zu haben. Der ganze Charakter des Buchs ist ein einfach gemüthlicher, gefühlig-empfindsamer, der mehr einen bestimmten Inhalt, als poetische Kunst repräsentiren soll; man könnte sich unter Matthisson, Hölty, Claudius, wenigstens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückversetzt glauben. Und doch gehören die meisten Dichter, zu denen auch der Herausgeber zählt, der neuesten Zeit an; aber freilich die Mehrzahl derselben ist ziemlich, manche sind ganz unbekannt und dürften in den literarhistorischen Büchern, selbst den ausführlichsten, vergebens gesucht werden. Die Färbung der ganzen Sammlung möchte am besten aus der Einführung des Herausgebers zu ersehen sein.

> Ein Jugendfreund tritt Euch entgegen,
> Der lang' in Eurem Kreise stand,
> Und bietet Euch mit Gruß und Segen
> Die Liedlein dar als Liebespfand.
> Nehmt, was auf nah (sic) und fernen Auen
> Er sorglich Euch gesammelt hat,
> Und weilt, voll kindlichem Vertrauen, (sic)
> Und achtsam still bei jedem Blatt u. s. w.

Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeitet von K. A. Hoffmann. 4. Aufl. Clausthal, 1856.

Die vorliegende Elementargrammatik erschien zuerst im Jahre 1839. Bei der Menge grammatischer Lehrbücher ist es in der That ein sehr günstiges Zeichen, daß

so rasch nach einander mehrere Auflagen gefolgt sind. Das gute Vorurtheil, das dadurch von vornherein für dieselbe erweckt wird, wird bei näherer Kenntnißnahme vollkommen bestätigt. Als entschiedene Vorzüge machen sich geltend eine gehörige Berücksichtigung der historischen Grammatik und in Folge dessen eine mäßige, aber consequente Durchführung einer besseren Orthographie; eine präcise Fassung der Regeln und eine sorgfältige, umsichtige Auswahl des Wichtigsten, die, weil die Darstellung überall kurz und bündig, einer Ausführlichkeit und Reichhaltigkeit des Einzelnen Raum gibt, wie man das in einer Elementargrammatik schwerlich zu finden erwartet. Sonach ist der Gebrauch des Buches nicht etwa auf die untersten Classen der Gelehrtenschulen beschränkt, sondern eignet sich ganz besonders zu Repetitionen in den mittleren und obersten Classen. Für letztere schon deshalb, weil auf dem langen Wege seit der ersten Einübung und Erlernung elementarischer Dinge im Deutschen gar Vieles wieder vergessen ist, was durch ein einfaches, nochmaliges Repetiren so leicht zu dauerndem Bewußtsein zu bringen ist. Sehr wohl paßt dazu die kürzere Behandlung des syntaktischen Theils, der den Schülern der obersten Classen durch Hinzuziehung und gründlichere Bearbeitung der alten Sprachen verständlicher und durch eigene Uebung und Lectüre geläufiger sein muß.

Ein Buch, welches schon so oft und gründlich von dem Verfasser durchgearbeitet, schon mehrfach kritisch beurtheilt worden ist, einer speciellen Kritik zu unterwerfen, halte ich für überflüssig. Ich glaube aber, meine Achtung und meinen Dank dem Verf. nicht besser ausdrücken zu können, als wenn ich auf einige allgemeinere Punkte aufmerksam mache, die mir beim Durchlesen und Gebrauche des Buches aufgestoßen sind. Daß der gelehrte Herr Verfasser ganz besondere Berücksichtigung der in der neuesten Zeit in den Vordergrund getretenen Orthographie hat angedeihen lassen, dafür werden ihm besonders die Lehrer zu danken haben, zu denen die historische Grammatik bis jetzt noch nicht Zugang gefunden hat.

In der sehr lehrreichen und interessanten Vorrede spricht sich der Verf. über die in der neuen Auflage nothwendig gewordenen Aenderungen und Umarbeitungen, die ganz besonders die ersten Bogen treffen, aus, namentlich über Dehnung und Zischlaut, die beiden am wenigsten noch erledigten Punkte. Er schließt die Vorrede mit der sehr wahren Bemerkung: „Wir Grammatiker müssen nun einmal die Zeit walten lassen, und unsre Aufgabe wird immer mehr die richtige Erkenntniß sein, als die Durchführung jedes einzelnen Theils derselben. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß grade die Grammatik jede Inconsequenz lehren und dadurch begünstigen und befördern soll: sie soll die möglichst richtige Erkenntniß Jedem bieten, dem es darum zu thun ist."

Bei Befolgung dieser im letzten Satze ausgesprochenen Ansicht, der den vorhergehenden theilweise paralysirt, hat der Verf. trotz seiner Um- und Vorsicht doch zu oft, wie mir scheint, dem wirklichen Sprachgebrauch, wie er hier und dort doch verschieden ist und sein kann und auch wohl immer bleiben wird, nicht sein volles Recht widerfahren lassen: er tritt zu oft als Gesetzgeber auf und tyrannisirt die Sprache oder die Sprechenden, die sich in diesem Punkte doch nimmermehr tyrannisiren lassen. Daß er sein System hat und in allen Dingen befolgt, so namentlich am auffallendsten, weil am wenigsten gäng und gäbe, in der consequenten Durchführung des historischen ß in laßen, müßen u. dgl., ist am Ende nicht zu tadeln, weil es im Vergleich mit vielem Anderen unbedeutend und gleichgültig ist, aber es trifft obiger Vorwurf noch andere und wichtigere Dinge. So sagt er oft: „Man sagt besser; dies oder das ist zu vermeiden; es kann dies und das nicht weggelassen werden; am leichtesten geschieht dies u. s. w." Diese und ähnliche Bestimmtheiten, die doch wieder sehr unbestimmt sind, wären leicht zu vermeiden gewesen, wenn der Verf. wirklich historisch verfuhr und die Angabe der Zeit, des Orts und Schriftstellers dem nach seinem System, nach seiner rationellen Forderung Richtigen beifügte. Wie belehrend und überzeugend zugleich müßte das wirken!

Diese Unbestimmtheit ist noch weniger am Orte, wenn einzelne Bemerkungen oder Regeln ganz unvermittelt und zu gelehrt abstract gegeben sind. Dies trifft in manchem Betracht die ersten Seiten über das Technische der Buchstaben, der Aus-

sprache, Uebergänge und Verwandlungen derselben. Was für eine Wahrheit hat es für den Schüler oder überhaupt, wenn wir Ausdrücke lesen, wie: s kann sich zu r erweichen? Wann und wie versteht ein Schüler den Ausdruck: „Casus des Substrats“ u. dgl.? Auch die Stelle, die einige Regeln einnehmen, kann hie und da angefochten werden. Warum steht z. B. am Schlusse der Einleitung die vollständige Declination des Artikels und warum S. 25 schon die Bemerkung über den ausschließlichen Gebrauch des attributiven oder prädicativen Adjectivs?

Daß nicht bloß manche, sondern sehr viele Punkte von Seiten der Richtigkeit Anlaß zu Controversen geben können, wird der Verf. so gut wissen, als jeder Andere. Es würde zu weit führen und die Grenze einer einfachen Anzeige weit überschreiten, wollte ich Alles, was minder richtig oder mangelhaft ausgedrückt ist, oder was einer Ergänzung oder Modification bedürftig erscheinen kann, ausführlich darlegen. Zur gründlichen Empfehlung des Buches wird das Gesagte ausreichend sein; bei neuen Auflagen, deren wir dem Buche noch recht viele wünschen, wird der Verf. von selbst Manches abzuändern und nachzubessern sich angelegen sein lassen.

Dr. **Sachse.**

Programmenschau.

Elblin von Eselberg. Herausgegeben von Dr. Adalbert von Keller. Tübingen 1856.

Dem Verzeichniß der Doctoren, welche die philosophische Facultät zu Tübingen im Jahre 1855—1856 promovirt hat, ist von dem damaligen Decan derselben, Herrn Ad. v. Keller, vorstehend verzeichnete Schrift beigegeben. Sie handelt in der Einleitung p. 6—12 von dem Namen des Dichters, der sich diplomatisch nicht nachweisen läßt, so häufig auch der phonetisch verwandte Derer von Eselsberg und Eselsburg in schwäbischen Urkunden des 12.—16. Jahrhunderts vorkommt. Da nun der wirkliche Name nirgends urkundlich nachzuweisen ist, wird nach Graff's Vorgange, dem auch Haltaus beistimmt (Liederbuch der Clara Hätzlerinn, herausgegeben von Carl Haltaus. 1840. Einleitung S. XX.), der Name für einen fingirten erklärt.

Nach dem Gebrauch älterer Zeit ist der Name des Dichters in den Schlußreim verwoben, und es werden mehrere Stellen beigebracht, wo Dichter ihre Namen absichtlich verändert haben, wie Freidank p. 82: von Gouchesberc; Boner 65, 55 ebenfalls: von Gouchesberc; Hugo von Trimberg v. 323: von Tugentberc; in Docen's Miscellaneen 2, 187: von Affenberc; Nithart (v. d. Hagen Minnesinger III, 200):

> Daz sint die von Lochhûsen unde die von Tumbenrein.
> Seht, dâ sint ouch bî in die von Narrental.
> Von Affenberc die tanzten schône überal.

(Vgl. Grimm D. Mythol. p. 645.) Auch den Vornamen Elblin ist der Herausgeber geneigt für einen angenommenen zu halten; und wie sollte er das nicht sein, wenn es der Hauptname ist?

Die beiden Gedichte, die schon gedruckt wären, erhalten wir hier aus Handschriften edirt. Zu letzteren kommt für das zweite Gedicht die von Peters verzeichnete in Raudnitz sich befindende hinzu. S. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 4. Jahrgang, 1857 p. 79: „g. fol. 218—237 ein Gedicht Aelblin's von Eselsberg" (sic); ganz so, wie schon v. d. Hagen in seinen Briefen in die Heimath citirt hat.

Die Gedichte selbst sind nach Schrift und Sprache, nach Versbau, Darstellung und Inhalt leicht als Producte ihrer Zeit zu erkennen. Das erste stellt in 579 Versen das glückliche Abenteuer eines verschämten und zaghaften Liebhabers dar; das zweite, das nackend pilde, ein maisterliche tieffe rede überschrieben, ist eine hie und da ans Abgeschmackte streifende, etwas weitschweifige Disputation in 548 Versen über das Wesen der wahren Liebe.

Wir sind dem Herrn Herausgeber auch für diesen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, einem Felde, auf welchem er schon durch umfassendere Leistungen sich Lorbern errungen hat, zum schönsten Dank verpflichtet.

Dr. Sachse.

Zur Literatur der Schwenkfeld'schen Liederdichter bis Daniel Sudermann, vom Oberlehrer A. F. H. Schneider. Prog. der Königlichen Realschule zu Berlin. 1857.

Die theologische Literatur zeigt mitten in dem heftigen Kampf der gegenwärtig mit einander ringenden Richtungen eine solche Rührigkeit und Kraft des Geistes,

welche es vermag, in jener lebendigen Fortbewegung doch zugleich auch mit emsigem Fleiße die Schätze der verflossenen Jahrhunderte zu heben und namentlich das Zeitalter der Reformation sorgfältiger und specieller als bisher zu durchforschen. Diese Beschäftigung mit den Werken jener großen Zeit entspringt keineswegs der Befriedigungslosigkeit in der Gegenwart, auch nicht einer schwächlichen Theilnahmlosigkeit oder dem Widerwillen gegen die geistigen Kämpfe unsrer Zeit, sondern der lebendigen Wechselwirkung, welche zwischen den uns jetzt beschäftigenden Fragen und den großen Bestrebungen jener Tage, den gewaltigen Arbeiten der Männer des Reformationszeitalters stattfindet.

Die jugendliche Frische, mit welcher jene Heroen der evangelischen Kirche den lange verschütteten Schacht der Wahrheit eröffneten, der Muth und die Ausdauer, mit welcher sie die feindlichen Mächte unerschrocken bekämpften und dem harten Elemente ein Stück nach dem andern abrangen, bis die leuchtenden Adern des edelsten Metalls zum Vorschein kamen, die Glaubensfreudigkeit und Gemüthsinnigkeit, mit welcher sie siegesgewiß ihr Werk begannen und durch Unterdrückungen und Verfolgungen fortführten, verjüngen auch unsre Kraft zu gleicher Anstrengung und flößen uns bewundernde Ehrfurcht ein von jedem Theil des mühsam Erarbeiteten, welches uns im Laufe der Zeit zu Gute gekommen und ein sicherer Besitz geworden ist. Das genauere Betrachten jener Thaten schärft zugleich unsern Blick für das, worauf es dem religiösen Gemüthe von jeher angekommen ist und worauf es noch immer ankommt, und stellt uns somit die gleiche Aufgabe, in den Verhältnissen der Gegenwart mit demselben Geiste gewissenhaft weiter zu streben, welchen jene Glaubenshelden in ihrer Zeit bewährt haben. Denn der Rückblick in die Vergangenheit ist nur dann wahrhaft fruchtbar, wenn er uns die Erfahrungen und Resultate derselben zu Nutze zu machen strebt, während er zu einer geistlosen Beschäftigung herabsinkt, wenn er darauf ausgeht, vergangene und überwundene Standpunkte wieder zu gewinnen, Erstorbenes zu einem Scheinleben zu galvanisiren. Hat doch nicht bloß die Vergangenheit eine Geschichte, sondern auch die Zukunft, welche unsre freie und schöpferische Thätigkeit beansprucht, durch welche wir ihr eine Geschichte machen und vorbereiten.

Dieser Wirkung der Vergangenheit auf die Gegenwart steht diejenige gegenüber, welche wir auf erstere ausüben. So oft nämlich der Geist in der Gegenwart einen Fortschritt gemacht und ein bisher dunkles Gebiet erleuchtet hat, fühlt er sich gedrungen, rückwärts nach seinem Ausgangspunkte zurück zu blicken, seine Arbeiten mit den Errungenschaften der Vorfahren anknüpfend zu vergleichen und sich mit dem wesentlichen Gehalte derselben zu bereichern. Dabei wird dann Vieles, was bisher übersehen oder mißverstanden war, an das Licht gezogen oder richtiger erkannt, und was etwa durch Verblendung oder falschen Eifer der Mitwelt schon verurtheilt und verworfen war, von der Nachwelt in die ihm gebührende Stelle eingesetzt und nach seinem wahren Werthe gewürdigt. Dadurch erfährt dann die Vergangenheit erst von der späteren Nachwelt ihr volles Recht, ihre unparteiische Schätzung.

Je fruchtbarer also bei dieser Wechselwirkung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart die genauere Erforschung und richtigere Erkenntniß der Entstehungszeit der evangelischen Kirche für uns jetzt ist, desto werthvoller erscheinen sogar auch alle die kleineren Arbeiten, welche jene Kenntniß zu fördern geeignet sind, indem sie einen engeren, bisher minder beachteten Abschnitt jener Periode speciell behandeln.

So gehört es zu den großen Verdiensten der letzten Jahrzehnte, den vollen Werth der religiösen Lyrik jener glaubensvollen Periode wieder in seiner ganzen Bedeutung anerkannt zu haben, nachdem lange Zeit hindurch der nüchterne Verstand dieselbe entweder verachtet und unbeachtet gelassen oder aber in dem seichten Wasser einer abstracten Aufklärung aufgelöst und alles tieferen Gehaltes entleert hatte. Allein selbst nach den größeren Arbeiten von Mützell, Wackernagel, Hoffmann von Fallersleben und Anderen bleibt doch für die Geschichte des deutschen Kirchenliedes noch viel zu thun übrig, namentlich wenn man, um einen Ueberblick der gesammten evangelischen Lyrik zu gewinnen, auch die einzelnen protestantischen Richtungen in's Auge fassen und die zum Theil aus der tiefsten Innigkeit eines

religiösen Gemüthes entsprungenen glaubensvollen Lieder der von der damaligen Orthodoxie verfolgten Secten beachten will. Hat doch überdies die unbefangene Betrachtung der Gegenwart die verdammenden Urtheile jener Zeit über viele Secten bereits in höherer Instanz bedeutend gemildert und die Härte derselben auf Rechnung des allem irdischen Streben anhaftenden einseitigen Eifers einer in erster Jugendkraft für ihre Existenz kämpfenden und daher ausschließenden Richtung gesetzt.

So hat auch die nach dem Namen des Caspar von Schwenkfeld benannte Secte jetzt nicht bloß von den protestantischen, sondern auch von katholischen Kirchenhistorikern*) eine bedeutend gelindere und gerechtere Kritik erfahren, je mehr man die geschichtliche Continuität, den inneren Zusammenhang dieser mit den verwandten Secten der früheren und der späteren Zeit eingesehen und zugleich die psychologische Genesis solcher Richtungen als einseitige Auffassungen und Fixirungen eines besonderen Momentes der vollen Wahrheit erkannt hat.

Indem wir in Vorstehendem eine Uebersicht der Betrachtungen gegeben haben, welche durch den Beitrag des Oberlehrers Herrn A. F. H. Schneider „zur Literatur der Schwenkfeld'schen Liederdichter" in uns erregt worden sind, haben wir damit zugleich auf die Bedeutung solcher Arbeiten überhaupt hingewiesen. Erwägt man nämlich, wie die eingehendere Durchforschung der Reformationszeit nicht nur im Allgemeinen den unschätzbaren Werth der deutschen evangelischen Lyrik wieder zu immer steigender Anerkennung gebracht, sondern auch die wahre Bedeutung der Sonderbestrebungen einzelner Secten wieder richtiger hat beurtheilen lassen, so wird man die dem äußeren Umfange nach kleine, aber an werthvollem, belehrendem Gehalte reiche Arbeit des Verfassers, welche dieser selbst nur als einen „im Interesse hymnologischer Studien unternommenen Versuch" bezeichnet, desto dankbarer begrüßen, je emsiger derselbe außer den zahlreichen bereits gedruckten Werken namentlich die in der Berliner und Wolfenbüttler Bibliothek und sonst zerstreuten zahlreichen Manuscripte mit Fleiß und Sorgfalt durchforscht und benutzt hat.

Nachdem der Verf. die Biographien der Schwenkfeld'schen Liederdichter von Caspar von Schwenkfeld bis zu Daniel Sudermann und die Verzeichnisse ihrer Werke mit umsichtiger Genauigkeit aus großen Theils ungedruckten Quellen zusammengestellt hat, gibt derselbe in den angeschlossenen sehr werthvollen Anmerkungen noch zahlreiche Excerpte aus jenen Quellen, welche unter Anderem auch Vieles für die Special-Geschichte jener Periode Interessante enthalten. Ein besonderer Anhang theilt dann noch ein Verzeichniß der von Tauler gedichteten Lieder und den Text von sieben durch D. Sudermann neu bearbeiteter Tauler'scher Lieder mit, und enthält schließlich zwölf von D. Sudermann's eigenen Liedern, welche hier zum ersten Male gedruckt erscheinen.

Haben wir schon oben den belehrenden wissenschaftlichen Gehalt der vorliegenden Arbeit gebührend anerkannt, so fühlen wir uns dem Verfasser schließlich noch für die wahrhafte Erbauung zum Dank verpflichtet, welche wir aus der Lectüre dieses hymnologischen Anhanges geschöpft haben, der einige echte Perlen religiöser Lyrik enthält.

Dr. **Gantzer.**

Sprachliche Studien über das Nibelungenlied. Erstes Heft. Satzstellung. Vom Director Dr. Aug. Lehmann. Progr. des Gymnasiums zu Marienwerder. 1856.

Der Verfasser, dessen Bemühungen für die systematische Darstellung des deutschen Periodenbaus bekannt und von vielen Schulmännern dankbar anerkannt sind, hat

*) V. Universal-Geschichte der Christlichen Kirche von Dr. Joh. Alzog, 5. Aufl. III. S. 812.

in vorliegender Schulschrift auch den Satzbau des Nibelungenliedes in den Kreis seiner Untersuchung gezogen und dabei zugleich auf das Neuhochdeutsche und die beiden alten classischen Sprachen Rücksicht genommen. Er hat aber nicht etwa ein Gesammtbild der Darstellung oder des Satzbaus des Nibelungenliedes gegeben, sondern nur einige Arten von subordinirten Satzverhältnissen behandelt und an dieselben eine ausführlichere Besprechung und Vergleichung mit dem Lateinischen und Neuhochdeutschen angeknüpft, so daß der bekannte Satz „a potiore fit denominatio“ hier nicht befolgt ist.

An interessanten Bemerkungen über Stilistik und Periodenbau fehlt es, wie sich erwarten läßt, nicht; aber die Frage drängt sich unwillkürlich auf, warum der Verfasser zur Vergleichung mit dem Satzbau der neueren Zeit nicht lieber die der älteren prosaischen Denkmäler zu Grunde gelegt hat, als eines poetischen, — eines Werks, dessen Text auch für den Satzbau mancherlei Schwankendes und Unsicheres darbietet, wie er ja selbst einige Mal bemerkt hat. Am lehrreichsten und interessantesten zugleich sind wohl die letzten Seiten der Abhandlung, auf denen der Verf. abgerissene, anakoluthische — also im Allgemeinen fehlerhaft zu nennende — Satzbildungen bespricht und durch Beispiele aus Luther, Goethe, Rückert u. A. erläutert.

Er schließt seine Schrift mit folgendem Satze: „Mag der Periodenbau in den kunstreich an einander gewobenen Satzschaaren eines Wieland oder in den oft bis in's Unendliche herumkreisenden Satzeinschiebungen eines Jean Paul schalten und walten, mag er die rings gepanzerte, satz- und gedankenreiche Phalanx eines Klopstock, Kant und Fichte oder den vielfach in einander eingreifenden poetischen Schwung eines Herder und Schiller vor's Auge führen, mag er der universellen Genialität eines strengkritischen Lessing oder eines leichtgeflügelten Goethe huldigen, immer bewegt sich bei solchen Heroen die Sprache, auch noch heute und gewiß noch sehr lange ein unübertroffenes Muster, in dem Gebiete der Klarheit und der Schönheit. Die Sprache ist der reinste Spiegel des Geistes und des Charakters.“

Möchte der Verf., der so gründlich der Periodologie der bedeutendsten Schriftsteller der Gegenwart durchforscht hat, sich doch der Arbeit unterziehen, den Gegenstand auch an den prosaischen Denkmälern der älteren Zeit zu verfolgen und nach seiner feinen und gebildeten Beobachtungsgabe zur Darstellung zu bringen.

Sachse.

Ueber die Behandlung der Lectüre, insbesondere der Maria Stuart von Schiller. Progr. der höheren Bürgerschule zu Landsberg a. W. vom Subr. Dr. Foltynski.

Der Verfasser gibt seine Ansichten über die Vertheilung des Stoffes der deutschen Lectüre für eine sechsclassige Bürgerschule mit Angabe desselben für jede einzelne Classe, und manche der angehenden Lehrer, welchen der deutsche Unterricht aus verschiedenen Gründen so oft übertragen wird, möchten aus diesem Vorwort einige Anleitung für das ihnen noch fremde Gebiet entnehmen können. Nur scheint Herr F. die Behandlung der Grammatik doch wieder für untere Classen zu sehr in den Hintergrund zu stellen; einzelne Mängel seiner Diction lassen sich übersehen. Wenn der Verf. außerdem nichts weiter als eine einfache Angabe des Inhalts von Schiller's Maria Stuart folgen läßt, so ist damit doch hoffentlich nicht gesagt, daß er dieses Drama zur Schullectüre vorwiegend habe empfehlen wollen, da anerkanntermaßen desselben Dichters Wallenstein, Braut von Messina und Tell für solchen Zweck unbedingt vorzuziehen sind.

Berduschek.

Traité de versification française: De la mesure des syllabes vom Oberlehrer Dr. Weigand. Progr. der städtischen Realschule zu Bromberg, Ostern 1857.

Die fleißige Zusammenstellung, welche abweichend von einer früheren Schrift des Verfassers nicht nur die heute herrschenden Gesetze der französischen Metrik erläutern, sondern zugleich die historische Entwickelung derselben von den ältesten Zeiten in möglichster Ausführlichkeit geben und ein Versuch sein soll, einen Rhythmus in den französischen Versen nachzuweisen, bespricht auf 25 Seiten die verschiedenen Vocalverbindungen und ihre rhythmische Geltung. An manchen Stellen hätte wohl ein genaueres Eingehen auf die ältere Sprachepoche noch richtigere Resultate geliefert; so 8. 22 nies neben nepveu und niepce kommen afr. öfter zweisilbig vor; das Citat 16. 42 schreibt falsch que ionques vi statt que jonques vi, wo von keinem Vocal i die Rede ist; 18. 49 cf. Raynouard Lexique IV. 398 zu der angeführten seltenen Form, neben der übrigens, wie noch ein paar Mal sonst, der Druckfehler trissyllabe stehen geblieben ist. Wegen §. 19 foarre möchten wir auf Lesaint traité de prononciation 45 verweisen. Mit der im Anhange §. 26—32 hinzugefügten Emendationen altfranzösischer Verse in der France littéraire kann man im Allgemeinen einverstanden sein; übrigens sind einige der nach des Verfassers metrischen Principien aufgestellten Verbesserungen schon früher gemacht oder die gerügte Stelle, wie die aus Ogier 28 wohl nur Druckfehler; über nume 29 und la vesprée 31 (cf. provenz. avespre, avesprar) ließe sich noch streiten. Wir hoffen, der Verfasser möge recht bald die interessante Arbeit weiter führen.

Kurzer Abriß der französischen Literatur vom Subrector Dr. Schröter (Schluß). Jahresbericht über den Zustand der Schulen zu Lübben Ostern 1856.

Dieser Schluß bespricht die zwei letzten Perioden von 1715 bis zur neuesten Zeit nach den verschiedenen Fächern gesondert, mitunter wohl zu kurz, auf 41 Octavseiten. Die ästhetischen Urtheile sind vielfach zu schablonenartig, so auch das etwas zu schroffe, hergebrachte über Voltaire (7); auf S. 9 dürfte le Méchant wohl nicht unter den Tragödien stehen und unter b) Komödie hätte besser Destouches nebst Piron Erwähnung gefunden. Ueberflüssig ist die zweifache Besprechung der lettres persanes 10 und 15, ungerecht (13) das Urtheil über die Memoiren, auffallend (30) die Anpreisung der vortrefflichen (?) Charakterzeichnung bei V. Hugo. Bei Lamartine vermissen wir in einem für die Jugend bestimmten Abrisse ungern die Anführung einiger seiner neuen Publicationen, wie auch des Tailleur de pierre, das Urtheil über Jocelyn ist schief, der Anfang der Notiz über Barthélemy und Méry ungenau; bei J. Chenier hätte Charles IX. nicht fehlen sollen. Warum ist 32 de Musset gar nicht genannt, während bedeutende Schriften von Sand und Guizot fehlen? Das obwol (31 unten) haben wir nicht verstehen können, es ist wohl an der Stelle ein Druckfehler, welcher den Sinn stört (wie 30 Jargel statt Jargal und 29 Bertrad statt Bertrand stehen geblieben sind). Im Ganzen mag die Arbeit in Verbindung mit dem ersten Theile einen brauchbaren Leitfaden in der Hand des Schülers abgeben, obwohl wir auf der höheren Stufe französisch geschriebene Abrisse vorziehen würden.

S.

Ueber die wirklichen und scheinbaren Ellipsen im Französischen. Erster Theil; von Dr. Corte. Progr. des Franciseeum zu Zerbst. 1857.

Man kann in der grammatischen Behandlung einer Sprache vorzüglich drei Richtungen unterscheiden: die empirische oder praktische, welche sich damit begnügt, die Thatsachen der Sprache, ihre Formen und Constructionen nach irgend einem

Schema zum Zweck der Erlernung neben einander zu stellen; die theoretische, welche die Spracherscheinungen ihrem Gedankeninhalt unterordnet und auf diesem Wege das Thatsächliche für den Verstand zu erklären sucht; die historische, welche den materiellen Gang der Sprachentwickelung verfolgt.

Der Verfasser, obwohl den praktischen Nutzen nicht aus den Augen verlierend und hier und da auf die geschichtliche Entwickelung zurückgehend, liefert dennoch wesentlich eine theoretische Abhandlung, indem er in gründlicher Untersuchung nachweist, welche Redeweisen für Ellipsen gehalten werden müssen und welche nicht; welche Arten derselben man unterscheiden könne; wie die scheinbaren und wirklichen Ellipsen zu erklären seien. Er fängt damit an, zu zeigen, daß in den Sprachen das Streben nach Abkürzung des Ausdrucks vorhanden sei, zu welchem Zweck er einige gebräuchliche Buchstabenauslassungen (m'amie, encor &c.), Silbenunterdrückungen und Syncopirung bei der Wort- und Formenbildung (bossu von gibbossu, je mourrai, &c.), ja, als zur Abkürzung „für das Auge beim geschriebenen Wort" eingeführt, die Abbreviaturen in einer Liste aufführt (z. B. M. für Monsieur), Sachen, welche schwerlich in die Abhandlung gehören. Er erklärt sodann die Ellipse als aus demselben Streben nach Abkürzung entstanden und unterscheidet zwischen der rhetorischen und der grammatischen Ellipse. Zu der ersten Gattung rechnet er die Aposiopese; er weist für den Wunsch und die Imprecation, welche mit que anfangen (z. B. que la volonté de Dieu soit faite), die Ergänzung eines Satzes, von welchem que abhangen soll, ab und erklärt, durch Aufführung der gebräuchlichen Redensarten, in denen dies que fehlt (plût à Dieu &c.), diese Ausdrucksweise als Reste lateinischer Conjunctivformen; er verwirft ferner die Annahme einer Ellipse bei dem Ausruf, ausgenommen da, wo ein wirkliches Casusverhältniß die Auslassung eines Verbs deutlich macht (z. B. à boire); — auch die Fälle, wo Lautänderungen in einem Wort die Präposition de unkenntlich machen, hätte der Verfasser nicht für elliptisch zu halten brauchen; morbleu (für mort de Dieu) ist eben so gut eine Corrumpirung wie das von ihm dafür erklärte palsambleu (für par le sang de Dieu); er behandelt kurz das Asyndeton, die Antonomasie (nos modernes Aristarques für critiques), die Allusion, das Anakoluth, das Enthymem, weil diese alle, wie er sagt, von einigen für Ellipsen gehalten werden. Der Verfasser erklärt selbst, daß diese und einige andere Abschnitte seiner Abhandlung größtentheils ein negatives Resultat haben, nämlich: die Annahme einer Ellipse zu widerlegen. Es wird dem Leser schon jetzt klar sein, daß diese verschiedenen Ansichten über die Annahme oder Nichtannahme einer Ellipse von der verschiedenen Definition des Begriffs derselben herrühren.

Der Verfasser geht sodann zur grammatischen Ellipse über. Fälle wie cela n'est pas d'un honnête homme erklärt er mit Recht statt durch Ellipse von l'action &c. als genitivus qualitatis; solche Fälle, wenn sie auch ein negatives Resultat liefern, verdienen nicht nur, sondern fordern in einer Abhandlung über diesen Gegenstand besprochen zu werden; wenn der Verfasser aber auch die Annahme einer Ellipse bei la fille (insofern es sowohl Mädchen als Tochter heißt), bei flêche (sowohl Thurmspitze rc. als Pfeil) glaubt zurückweisen zu müssen und die Entstehung der Wörter negus und grog erklärt rc., so ist Vieles davon zwar recht lesenswerth, gehört aber nicht hierher, sondern in die Onomatik. Weglassungen oder wenigstens ganz allgemeine Abweisungen aller solcher Fälle aus der Betrachtung der Ellipse würden die Abhandlung bündiger und übersichtlicher gemacht haben.

Wir würden eine Ellipse annehmen, nicht da, wo etwas möglicher Weise auch hinzugesetzt werden kann, sondern da, wo ohne das Hinzudenken eines ausgelassenen Satztheils der Satz in logischer und grammatischer Beziehung nicht erklärt werden kann, wenn er auch trotz der Auslassung sehr wohl verstanden wird. So sind via ducit — der Weg führt—, le chemin conduit à — keine Ellipsen; ich denke, bei der Allgemeinheit des Ausdrucks kein Object, also ist auch kein Wort dafür möglich; keine Ellipse sunt qui —, denn da ich in dieser Redensart die Personen nicht bezeichnen, auch nicht einmal ihre Menge andeuten will und endlich auch ihre Qualität nur durch den folgenden Zusatz bestimmt werden soll, so muß bei der

absichtlichen Verhüllung der Personen auch ein Ausdruck für sie verschwiegen werden; bei il y en a qui kann quelques-uns hinzugesetzt werden, ist aber durchaus nicht nöthig, weil en partitives Object sein kann, wie du vin &c.

Das Resultat der von dem Verfasser geführten Untersuchung, die Ansicht von der Ellipse, welche theils aus seiner Definition, theils aus den negativen und positiven Ergebnissen seiner Betrachtungsweise hervorgeht, stimmt mit dem Obigen im Ganzen überein. Hier und da weichen wir von ihm ab. Es ist keine bloße Erweiterung des Verbalbegriffs (oder Uebergang des transitiven Zeitworts in das intransitive, wenn nach faire (laisser) bei reflexiven Verben, die nicht neutral gebraucht werden können, se unterdrückt wird. Der Beweis liegt eben darin, daß diese Zeitwörter ohne faire nicht neutral gebraucht werden können, und daß ferner nicht alle reflexiven Zeitwörter so mit faire gebraucht werden dürfen. Man kann s'apprendre (z. B. ces mots s'apprennent facilement), se rendre, sich ergeben, nicht mit voraufgehendem faire oder laisser gebrauchen. Statt oben die Abbreviaturen anzugeben, hätte der Verfasser die mit faire (laisser) ohne pron. réfl. gebrauchten reflexiven Zeitwörter vollständig hierher setzen sollen, um so mehr, da noch keine Grammatik sie gibt. Zu den von ihm aufgeführten Ausdrücken dieser Art: Il faut faire accorder le verbe avec son sujet; on le fit asseoir; faire baigner un chien; cela fait cailler le lait; faire candir du sucre; faire dégorger des laines; faire dissoudre qch. dans de l'eau; faire écouler l'eau; vous ferez écrouler la maison; le soleil fait épanouir les fleurs; il faut faire expliquer cet homme; vous avez trop laissé faisander ce lapin; faire en aller tout le monde, fügen wir hier vorläufig hinzu: f. agenouiller tout le monde; laisser en aller q.; f. cabrer un cheval; f. évanouir q.; f. lever (z. B. nous partageâmes nos chameaux que nous fîmes lever avec leurs charges 1001 n. III, 213); f. métamorphoser (la jeune magicienne qui l'a fait métamorphoser de la sorte, ibid. 236); f. insurger un peuple; f. und laisser rasseoir (z. B. laissez rasseoir son esprit, il faut laisser rasseoir ce vin, il faut faire rasseoir ces liqueurs, Acad.); f. repentir q.; f. und laisser reposer (z. B. cette garnison a beaucoup souffert pendant le siége; il faut la laisser reposer; vous ferez bien de faire reposer votre équipage, vos chevaux; dagegen ist reposer intransitiv (neutre) in der Redensart laisser reposer ses esprits, d. h. les laisser rasseoir, Acad.); f. résoudre q. à — (statt résoudre q., déterminer q. 1001 n. III, 346). f. retirer ses gens (faites retirer vos gens, dict. crit.); f. souvenir q.; f. déclarer q. (z. B. il faut me montrer, dit-il, pour les faire déclarer tous, Volt. s. de Louis XIV et XV, V, 43); f. sauver q. (z B. Buffon était dans ses propos d'une platitude à révolter les gens de goût, et d'un cynisme à faire sauver les dames, St. Beuve, litt. fr. XVI. s. 163); f. taire; f. trouver deux ou plusieurs personnes dans un lieu pour qu'elles confèrent ensemble, Acad. unter aboucher). — Ein Anderes ist allerdings der Fall, wo das auf faire (laisser) folgende Zeitwort neben seinem reflexiven Gebrauch auch neutral gebraucht werden kann, f. approcher, avancer, plier, ébouler, blanchir, appareiller u. s. w.; wenn daher die Akademie unter amortir sagt: il se dit quelquefois en parlant des herbes, et signifie, leur faire perdre de leur force, de leur âcreté, de leur amertume. Dans cette acception, il s'emploie plus ordinairement comme neutre: faire amortir des herbes dans de l'eau bouillante &c., so geht, bei der Genauigkeit ihrer Bezeichnungsweise in dieser Hinsicht, hervor, daß amortir in diesem Sinne auch ohne faire intransitiv gebraucht werden kann. — Was übrigens die sorgfältige Bearbeitung dieses Punktes der Grammatik noch dringender herausfordert, ist der Umstand, daß nach faire und laisser das Pronom bisweilen gesetzt wird oder gar gesetzt werden muß. Wenn E. Sue, les 7 p. c. I, 70 sagt: un bruit croissant que dans leur préoccupation Marie et son fils n'avaient pas jusqu'alors remarqué les fit se retourner, so ist das pron. se hier nothwendig; les fit retourner würde ganz etwas Anderes bedeuten. Aber auch so findet man: je n'ai pas besoin — de vous recommander de ne jamais le laisser s'approcher de chez moi E. S. VI, 117. Elle eût ressenti une commotion électrique, que le mouvement qui la fit se

lever, n'eût pas été plus brusque ib. VIII, 13. Es kann aber se freilich nicht gesetzt werden, wenn das Object erst folgt, weil alsdann se nichts haben würde, worauf es sich bezieht; daher in den obigen Beispielen nothwendig f. trouver deux ou plusieurs personnes, faire sauver les dames &c. Die Zahl der Beispiele, in welchen diese Ellipse des pron. réfl. vorkommt, ist, der großen Menge der Pronominalzeitwörter gegenüber, nur gering. Denn 1) kann weder faire noch laisser gebraucht werden, wo das verbe réfléchi statt des Passivs steht, wie in s'apprendre (wobei wir, um Mißverständnissen vorzubeugen, daran erinnern, daß es sich hier nicht um die Redensart se faire oder se laisser apprendre handelt); 2) statt des reflexiven Verbs mit faire tritt mit demselben Sinn das active Zeitwort ein; man braucht für s'aguerrir mit voraufgehendem faire das Activum aguerrir, statt se calmer mit faire das bloße Zeitwort calmer; 3) oder andere Ausdrücke: statt se rendre, sich ergeben, mit faire z. B. reduire; 4) oder man braucht faire de manière que, — z. B. je ferai bien de manière qu'il s'applique.

Wenn wir die übrigen Fälle der Onomatik, die vom Verfasser hierher gezogen worden sind, übergehen, so treffen wir in den einzelnen Redensarten, in denen entweder der Artikel oder die Präpositionen de und à vor einem zweiten Substantivum nicht wiederholt werden oder auch nicht wiederholt werden dürfen (z. B. à livres, sous et deniers, se fatiguer à aller et venir, faire des allées et venues &c.), namentlich aber in den Bemerkungen über Satzverkürzungen (z. B. je t'aimais inconstant, qu'aurais-je fait fidèle), allenfalls auch in den Auseinandersetzungen über die Apposition, die Zusammenziehung der Sätze, das Zeugma 2c. schon eher Gegenstände, die in eine polemische Untersuchung über die Ellipse gehören. In fast allen diesen Fällen weist der Verfasser mit Recht den Gedanken an eine Ellipse zurück.

So kommt er denn zuletzt zu der eigentlichen grammatischen Ellipse, die er eintheilt in Ellipse 1) des Subjects, 2) der Copula und des Prädicats, 3) des Objects.

Die Ellipse des bloßen Subjects zeigt sich in seltenen Fällen als Ueberrest der alten Sprachweise, in welcher das flectirte Verbum durch seine Endung hinreichend war, die Personalbeziehung auszudrücken; so in sprichwörtlichen Redensarten: Fais ce que dois, advienne que pourra, am gewöhnlichsten (und von dem heutigen Sprachgebrauch aus, als wirkliche Ellipse zu betrachten) in unpersönlichen Redensarten n'importe, autant vaut etc. In anderen Fällen ist die Ellipse scheinbar, weil das wirkliche Subject ein Infinitiv ist (mieux vaudrait jour et nuit tenir l'aiguille) oder ein Satz mit que — (mieux vaudrait que le soleil perdit ses rayons que Bouche d'or ses paroles) oder ein Adjectivsatz (n'a pas fait qui commence) etc.

Dagegen ist die Ellipse des Subjects zusammen mit dem als Copula dienenden Zeitwort häufig, besonders beim Seinsbegriff; wofür der Verfasser viele Beispiele anführt, zu denen noch manches Andere hinzugefügt werden könnte, wie d'accord, bon; ebenso häufig die Ellipse der Copula allein, besonders in sprichwörtlichen Parallelsätzen (mi mai, queue d'hiver &c.); oder beim Begriff der Nothwendigkeit, der Gehörigkeit und der Möglichkeit die Auslassung von il faut, on doit, il peut (aux bonnes fêtes les bons coups), namentlich mit dem Infinitiv (il ne savait où donner de la tête; comment, pourquoi — faire, dire cela? &c.), wohin der Verfasser wegen einer dem Hebräischen entnommenen Analogie voir plus loin und ähnliche Fälle, wo der Infinitiv den Imperativ vertritt, nicht rechnen möchte, welche ich indeß gleichfalls hierher zählen würde.

Das eigentliche Verb fehlt ferner in Fällen, „wo selbst das Stumme vernehmlich spricht;“ z. B. Aux braves (m'a consacré) la patrie reconnaisante) und bei den allgemeinen Verbalbegriffen, besonders denen, welche eine Richtung anzeigen, deren Natur durch die Präposition angegeben wird, wie à boire (d. h. donnez-moi). Solche Ellipsen theils des bloßen Prädicats, theils des Prädicats und Subjects treten ein mit den Zeitwörtern donner, dire, payer, engager, faire, venir, aller und andern. Nicht richtig scheint uns le moyen de résister à une demande comme celle-là durch Ergänzung von dites-moi erklärt zu sein; der Ausdruck bleibt auch als ironischer Ausruf eine Frage.

Der Verfasser bespricht endlich den (historischen) Infinitiv mit de (z. B. grenouilles de sauter; — et nous de rire &c.), und weist die Erklärung desselben durch eine Ellipse ab; er führt, um aus dem Umsichgreifen der Präposition vor dem Infinitiv seine Ansicht zu stützen, die sämmtlichen Verba auf (die kaum hierher gehören), nach denen der bloße Infinitiv folgt und sucht dann nachzuweisen, daß jenes de vor dem historischen Infinitiv und in einem andern Falle, wo es den Satz anfängt, wegen des dunkeln Gefühls der Zugehörigkeit, der den Infinitiv dem Subject verknüpft habe (er erklärt, wir waren des Lachens und vergleicht, wir sind des Todes) und überhaupt, weil der Infinitiv, wenn er nicht Subject ist, immer abhängig gedacht wird, seine Stelle gefunden habe.

Am Schluß folgen einige Beispiele über die Auslassung des Objects: il donnerait (tout) jusqu'à la chemise. Die Abhandlung bricht hier ab.

Als neu in der Erklärung gibt in dem bisher gedruckt vorliegenden Abschnitt seiner Arbeit der Verfasser seine Ansicht an über die Redensarten si j'étais que de vous, si j'étais de vous, in welchen er mit Mätzner que = tel que faßt und de nach seiner Meinung partitiv oder Zeichen der Unterordnung sein soll, was er durch die Worte Molière's: „si j'étais que des médecins“ belegt und was er auch dem Ausdruck desselben: „si j'étais que de mon fils“ gegenüber zu vertheidigen sucht; als neu ferner seine Erklärung solcher Ausdrücke wie on dirait d'un fou; quelle main! on dirait d'un ressort, wo er die Präposition de „als durch Attraction abhängig von dem Nomen im vorhergehenden Satze auffassen“ und sie als in possessiver Bedeutung von demselben regiert darstellen möchte, als ob celle &c. davor stände. Diese Ansicht ist schwerlich richtig. Die Worte Boileau's, welche der Verfasser anführt: Quand Santeuil récitait ces vers, on eût dit d'un démoniaque, verändert die Akademie (unter dire): On eût dit d'un démoniaque, quand il récitait ses vers; und da in dem letzteren Falle das Substantiv erst im zweiten Satzgliede folgt, so kann man für das erste Satzglied nicht aus demselben ceux hervornehmen. Für die verwandten Redensarten on eût dit un fou, on dirait un vaste verger glaubt der Verfasser, ohne eine Ellipse des Pronoms le anzunehmen, „in dem absoluten Accusativ einen Rest des Prädicats erkennen zu müssen,“ und vergleicht den lat. accus. c. inf. facile dixeris regem esse unter Ellipse des Infinitivs esse. Haben diese beide Redeweisen on eût dit un fou und on eût dit d'un fou den Grammatikern wirklich Schwierigkeiten gemacht, so scheinen sie den Wald vor Bäumen nicht gesehen zu haben. Man erklärt auf das leichteste und ungezwungenste: on eût dit: c'est un fou; on eût dit: c'est d'un fou (wie in dem obigen Beispiele ce n'est pas d'un honnête homme); c'est fiel aus, wie in vielen vom Verfasser selbst an einer andern Stelle angeführten Beispielen (inutile! accordé! &c.) und mußte hier um so mehr ausfallen, weil diese Redeweisen (nämlich on eût dit un fou, d'un fou) den Ausdruck der Ueberraschung bekommen sollten, und mit c'est fiel natürlich zugleich das Kolon aus. Eine neue Ansicht entwickelt der Verfasser ferner über die Redensarten, in denen belle, bonne und ähnliche Wörter einem Zeitwort folgen. Er möchte das vorangegangene Fürwort l' in allen Fällen für la erklären, und unter dem la jedesmal la chose verstehen. Er glaubt in Folge dessen der Akademie eine Inconsequenz nachgewiesen zu haben, wenn sie schreibt: je l'ai échapp*é* belle, l'avoir manqu*é* belle und dagegen il vous l'a donn*ée* bien chaude. Aber die Beispiele scheinen denn doch nicht ganz gleich. In la donner bien chaude, sowie in l'avoir belle, l'avoir beau, la bailler belle oder bonne, la donner belle oder bonne, la donner bien sèche, la faire courte et bonne, la garder bonne à q. hat man an chaude, belle, beau, bonne, sèche, courte ein Factitiv; in l'échappé belle (éviter heureusement un péril dont on était menacé) und l'avoir manqué belle (avoir échappé à un grand danger) ist belle offenbar Adverbialbestimmung: denn nicht die Gefahr, der man entgeht oder entgangen ist (mag sie mit la oder le bezeichnet sein), kann belle genannt werden, sondern belle gibt die Art und Weise an, wie man entgangen ist; oder belle ist nicht Factitiv bei échapper und manquer, denn der Begriff dieser Zeitwörter schließt den eines Factitivs ganz aus, also auch die Hinzufügung eines Adjectivs; er gestattet nur ein Adverbium und

dieses Adverbium entspricht in seiner Bedeutung dem Adverbium heureusement oder dem Ausdruck sain et sauf. Wer dies vorurtheilsfrei betrachtet und sich durch die völlige Gleichheit der Schreibweise und Aussprache des Femininums des Adjectivs beau, bel, belle, ja mehr noch durch das Vorkommen desselben hinter Zeitwörtern in factivem Sinne (bei la bailler belle &c.) nicht stören läßt, dem wird es nicht zweifelhaft sein, daß er in den Ausdrücken l'échapper belle, l'avoir manqué belle das (allerdings natürlich französisch ausgesprochene) lateinische Adverbium (von bellus, a, um) vor sich hat. Auch bien, mal, pis sind ohne die französische Adverbialendung —ment und nur mit veränderter Schreibart und Aussprache in's Französische übergegangen. Belle, als lateinisches Adverb, hatte bei den Römern eine sehr ähnliche Bedeutung mit der, welche belle im Französischen hinter échapper und avoir manqué hat. Cic. fam. IX, 9. Terentia minus belle habuit. Att. XII, 37. — Piliam et Atticam plane belle se habere, d. h. qu'elles sont saines et sauves &c. Daß aber das Adverbium belle grade, das in unsern lateinischen Schriftstellern so gar häufig nicht vorkommt, unverändert und ohne die im Französischen gewöhnliche Adverbialendung in diese Sprache übergegangen ist, was sonst nur bei den allergebräuchlichsten Adverbien stattgefunden hat, dafür gibt es einen guten Grund. Belle war ein Ausdruck des Applauses und als solcher so gebräuchlich wie das griechische εὖγε. Cic. de orat. III, 26. Quare, bene et praeclare, quamvis nobis saepe dicatur; belle, et festive, nimium saepe nolo. cf. Att. VI, 7. med. und in fin., Persius I, 48.

> Sed recti finemque extremumque esse recuso
> Euge tuum et belle, nam belle hoc excute totum.

In der Bedeutung also von sain et sauf, mit dem Nebenbegriff der Beglückwünschung, als Adverb in's Französische übergegangen, konnte es seinen Platz neben dem gleichlautenden féminin des Adjectivs beau, besonders da andere Adverbien in gleicher Bedeutung (heureusement &c.) aufkamen, nicht behaupten und blieb nur in einigen stabil gewordenen Redensarten, die bei der bald apokryph gewordenen Beschaffenheit des Wortes belle keine Veränderung zuließen, als ein Trümmerstück der lateinischen Sprache stehen. Statt la bailler (donner) belle, wo belle Adjectivum ist, kann man auch sagen la bailler (donner) bonne und ferner vous m'en baillez d'une belle; aber eine solche Aenderung ist unmöglich in l'échapper belle, l'avoir manqué belle, wo belle Adverb ist. Auch läßt es sich bei diesen Zeitwörtern nicht anders als mit voraufgegangenem l' gebrauchen.

Dieses l' ist aber nicht la (nämlich la chose), sondern eben das unbestimmte neutrale le, das der Verfasser in l'emporter sur q., l'avoir beau, le donner beau, ne le céder personne (oder ne le céder en rien) anerkennt und das außerdem noch in le donner au plus habile a mieux faire, je le donne en six coups au fourbe le plus brave (Mol. Etourdi), le rendre chaud comme braise, le gagner sur q., le porter haut (Acad.), le porter un peu plus haut (Rac. V, 120), il ne le portera pas loin, il ne le portera pas en paradis, en l'autre monde so vorkommt.

Wenn mal in manchen Ausdrücken als Adjectivum übrig geblieben ist (bon gré, mal gré, bon an, mal an, malheur, malaise, malemort &c.), warum sollte belle nicht auch als Adverb in jenen wenigen Fällen stehen geblieben sein?

Verschieden von diesem belle hinter échapper und l'avoir manqué in Bedeutung und Ursprung ist endlich de plus belle hinter rire, se mettre à boire &c., welches der Verfasser richtig durch die Ellipse von façon &c. erklärt.

Auch noch in einigen anderen Fällen können wir dem Verfasser nicht beistimmen. Ist es wohl eine Erläuterung des elliptischen oder nichtelliptischen Gebrauchs von comme si—, wenn er sagt, er „halte den Satz il parle comme s'il était le maître für bloße Auflösung eines Satzgliedes il parle en maître". Zu einer solchen Aeußerung hat ihn wohl die mehr logisch als grammatisch gegründete Theorie Becker's von dem Uebergange der Adverbialbestimmungen in Adverbialsätze geführt &c.

Der Verfasser erklärt die Programme für „die Plänkler der Wissenschaft"; Vorarbeiten sagen wir. Eine solche hat er für den Gegenstand geliefert. In einer Zeit, wo gerade in der französischen Grammatik Manches in ein helleres Licht gesetzt zu werden anfängt, dürfen wir die Herausgeber größerer und wissenschaftlicher Werke über die französische Sprache auffordern, für das Capitel von der Ellipse, mit Auslassung des negativen (polemischen) Theils und der onomatischen Bemerkungen, von der Zusammenstellung des Verfassers, sowie von seinen Beispielen Gebrauch zu machen. Wir hoffen ferner, der Verfasser werde die Fortsetzung der Abhandlung bald nachfolgen lassen. Geschieht es in einem Journal, so kann unsere Anzeige zugleich als ein (ohne seine Beispiele allerdings nur trockenes) Inhaltsverzeichniß des im Programm erschienenen Anfanges dienen.

Heller.

F. Lauchert. Lautlehre der Mundart von Rottweil und Umgegend. Programm des Gymnasiums zu Rottweil 1855.

Es ist die Aufgabe dieser Anzeige nur, die Freunde deutscher Sprachforschung auf diesen werthvollen Beitrag zur Dialektkunde aufmerksam zu machen. Das Alemannische zerfällt in drei Mundarten, die schwäbische, schweizerische und elsässische, die schwäbische wieder in die oberschwäbische und niederschwäbische; zu jener gehört die Mundart von Rottweil, die man schon als Uebergang zum Alemannischen oder Schweizerischen ansehen kann. Interessant ist, daß u. A. die Rottweiler Mundart die alte Kürze des a in mehrsilbigen Worten behalten hat, und malen als molere und pingere genau unterscheidet, daß sie den Unterschied des altdeutschen â, mag es ursprünglich oder durch Zusammenziehung entstanden sein, an dem durch Ausfall des ch oder r lang gewordenen a festhält, indem nur jenes den tiefen Laut des engl. all, wall angenommen hat, daher, da das Rottweiler ā immer auf altd. â hinweist, nicht selten die Zweifel über Kürze oder Länge eines alten a durch die Mundart gehoben werden, daher aus dem rottw. und schweiz. ādĕr, blātĕr (nhd. falsch „Blatter") auf â in ahd. adara, blatara, mhd. ader, blatere, aus dem jetzigen Namen der Heimath des Minnesängers Hugo, Werwāg, auf die Nothwendigkeit der Schreibung Werbenwâc zu schließen ist. Es lebt ferner in der rottweiler Mundart das altdeutsche kurze i auch vor einfachen Consonanten mehrsilbiger Wörter fort, das bei den übrigen Schwaben wie im Nhd. in diesem Falle î geworden ist, wie wider, sibĕ, rigĕl, schtifĕl. Rottweil hat noch in sehr vielen Fällen dieser Mundart die alten Formen erhalten, wenn auch öfter sich schon Verderbniß zeigt. Nach der Betrachtung der Vocale wendet sich der Verf. zu den Diphthongen, dann zu den liquidis, und endlich zu den mutis. Er zeigt sich überall als ein gründlicher Kenner der alten Sprache und nimmt auf die Literatur in ausgedehntem Maße sorgfältig Rücksicht.

Hölscher.

Ueber Sprachgrenzen, insonderheit die deutsch-französischen in den Jahren 1844 — 1847. Abhandlung von Dr. Nabert. Programm der höheren Bürgerschule zu Hannover 1856.

Wir haben hier eine kleine, interessante Abhandlung vor uns, welche sich durch die vergleichsweise Neuheit des Stoffes vortheilhaft vor manchen andern Programm-Abhandlungen unterscheidet. Jeder, der auch nur die oberflächlichsten geographischen Kenntnisse hat, weiß, wie das deutsche Element in den letzten zweihundert Jahren alljährlich an der westlichen Grenze unsers Vaterlandes zurückgedrängt worden und an Besitzthum verloren hat. Es ist ihm auch wohl im Allgemeinen bekannt, wie mit diesem Verlust an politischem Besitzthum die Zurückdrängung des Sprachgebietes

Hand in Hand gegangen ist, wie das Französische nach und nach in Lothringen und dem Elsaß über das Deutsche den Sieg davon getragen hat. Allein um die Sache in ihrer ganzen Stärke zu empfinden, ist es nöthig, daß man genaue Details und einzelne Daten vor sich habe und diese liefert die hier zu besprechende Abhandlung, deren Verfasser mit dem Wanderstabe in der Hand an Ort und Stelle die sprachlichen Verhältnisse der deutsch-französischen Grenze erkundet hat.

Der Verfasser beginnt mit einer Betrachtung über die wissenschaftliche und praktische Wichtigkeit der Sprachgrenzen, erläutert zuerst den Begriff Naturgebiet, dem er die beiden Momente Verbundenheit (continuitas) im Innern und Abscheidung gegen Außen vindicirt. Dies bringt ihn auf die Feststellung des Begriffes der Naturgrenzen, über den oft große Unsicherheit waltet. Die Staatsbotmäßigkeiten können keine natürlichen Grenzen abgeben — das ist klar, auch die Gruppirung der Menschen nach Beschäftigungen in Ackerbauer und Viehzüchter, Gewerbs- und Handelsleute gibt keine sicheren Naturgrenzen, ebensowenig die Ausdehnung verschiedener Glaubensbekenntnisse, oder die Rassenerstreckung, nur die Verbreitung einer und derselben Sprache sei sicheres Merkmal innerlicher Einheit und der Abtrennung nach Außen.

Es ist nicht eigentlich unsre Aufgabe, in eine Kritik dieser Aufstellungen einzugehen, nur die Folgerungen, welche der Verfasser an die Anerkenntniß der sprachlichen Verbreitung als einzig wahre Naturgrenzen knüpft, können wir nicht umhin, als theilweise zu weit gehende zu bezeichnen. Er meint nämlich, daß die politischen Gesammtheiten sich nach der sprachlichen Verbreitung, als der natürlichen Grenze, richten sollen. „Würde unter einer", fragt er, „von dem Vorhandensein natürlicher Grenzen für Staatseinheiten überzeugten, ja mit der Oertlichkeit derselben im besonderen Falle bekannten Menschenmenge sich ein Eroberer noch ein Heer verschaffen können, das stark genug wäre, um seine Pläne jenseits derselben zu verwirklichen?" — Ja, wenn Alles in der Welt auf diesem philosophischen und speculativen Wege zuginge! So aber ist die Geschichte das Gemälde zugleich und der Tummelplatz der menschlichen Leidenschaften, und nicht das Schlußresultat aus zwei vorausgegangenen logischen Prämissen. Auch zeigt der Verfasser selbst bald das Unhaltbare dieser Theorie, wenn er eingesteht, daß auf dem Gebiete der Sprache selbst keineswegs ein ewiger Friede, eine unabänderliche Fixirtheit herrscht, daß vielmehr, wie er ausdrücklich mit fetter Schrift hervorhebt, auch die Sprachgebiete an gewissen Stellen nachweisbar das eine gegen das andere vorrücken. Und nachdem er dieses Eingeständniß gemacht hat, setzt er hinzu: „Wohin die in einem Staate überwiegende Sprache vorrückt, — wird, muß er selber auch vorrücken." — Wenn die Sache sich nun aber umgekehrt verhält, und das Vorrücken der Sprache erst eine Folge der politischen Ausdehnung des Staats ist, wie dann? Und ist dies nicht eben in Lothringen und dem Elsaß der Fall, wie der Verfasser selbst in seiner nachfolgenden Darstellung erweist?

Wir legen daher auch auf diesen zweiten Theil, der die Ueberschrift: „Beschreibung der deutsch-französischen Sprachgrenze" führt, ein bedeutend größeres Gewicht, als auf den ersten und bedauern nur, nicht mehr als die ganz allgemeinen Umrisse dieser interessanten Forschungen wiedergeben zu können. Es wird nun zuerst der östlichste und zu gleicher Zeit südlichste Punkt, wo sich Deutsches und Französisches benachbaren, als unter 45° 33′ 20″ nördlicher Breite und 25° 30′ Ferroöstlicher Länge, der nördlich-westliche da, wo bei 21° 40′ derselben Mittagslinienzählung der 51ste Breitegrad durschneidet, angegeben und hieran eine sehr genaue Berechnung der Ausdehnung dieser Grenze geknüpft und an Gebirgen, Thälern und Flüssen entlang geführt. Alsdann werden die Grenzorte des deutschen Sprachgebietes aufgeführt, von denen wir uns die hauptsächlichsten zu wiederholen erlauben: 1) In Nordfrankreich und Belgien: Grevelingen (Gravelines), St. Görgen (St. Georges), Bevscheure, Vorstadt von St. Omer, drei Dörfer bei Yperen, Gerardsbergen (Grammont), Limburg, Montjoie, Klerf (Clervaux), alle in dem Zwischenraume von Aachen bis in's nördliche Luxemburg hinein. 2) In Lützeburg (Luxembourg) und Lothringen: Arluhn (Arlon), Kontingen (auch Kontchen, französisch Condé), Boltchen (Boulay), Falkenberg (Fauquemont), Finstringen an der Saar (Féné-

trange), Sarburg, Lörchen (Loringen, franz. Lorrain). 3) Die Ortschaften der Sprachgrenze im Elsasse und in der Schweiz: Rappoltsweiler, Masmünster (Massevaux), Damerkirch (Dannemarie), Murten (Morat), Freiburg, Bürgeln. Im Rhonethale Leuk. Am Meisten weicht das Deutsche da zurück, wo es sich unter französischer Botmäßigkeit befindet, wie denn der Verfasser aus seinen eigenen Erlebnissen anführt, daß ein elsässischer Pfarrer ihm in sein Reisetagebuch schrieb: L'Allemand est proscrit à l'école et en chaire à Languervange, car les vieilles gens parlent très mal le Français, was denn wahrscheinlich daher kam, weil sie ihren Herrn Pastor zum Vorbild im Französischsprechen nahmen. Dagegen hat unser Verfasser aber auch anzuführen, daß ein Bauer im Lothringisch Bingen (Bionville) ihm auf die Frage, ob man dort deutsch predige, ganz zornig antwortete: Nu, da geschicht ja doch wol kein Miß (Unrecht) deran. — Als die größten der dem Franzosenthume im Laufe der Zeit erlegenen deutschen Landstriche werden dann angeführt: 1) Der Flandrisch-Morinische, an der oberen Leye, ungefähr 60 Quadratmeilen 2) Der Flandrisch-Hennegauische, das obere Scheldegebiet. Hier ist das in deutschen Ortsnamen so häufig vorkommende Patronymikon — ingen bald abgeschwächt in aing, oing, ing, z. B. Warcoing, Antoing, Tourcoing, bald in inne(s), z. B. Havinnes, Ecausinnes, bald in ain und in. Auch andere Ortsnamen deutschen Ursprunges finden sich: Ostre-ville, Seebourg, Marchienne (im Moore liegend), Marville, Marche. 3) Die Umgegend von Metz. Es liegt hier Deutsches und Romanisches einander gegenüber, wie die Ortsnamen Audun le Tiche (Deutsch) und Audun le Roman bezeugen. Hierher gehören die Umformungen von Koutchen, Bollingen, Loringen in Condé, Boulay, Lorrain. Hierher gehört auch Villers la Montagne für Bergweilern, Vinspry für Weinsberg rc. 4) Die Juranischen Allemannen im Süden von Basel, Undervilier für Untersweiler. 5) Die Länder zwischen den Genfer und Neuenburger Seen; Peterlingen, Payerne, daneben noch jetzt deutsche Bezeichnungen, wie: Seedorf an der Suhn, Ostende am Neuenburger See. Als zwei kleinere Gruppen zu Franzosen gewordener Deutsche bezeichnet der Verfasser endlich 6) Die Elsässische in den Vogesen und 7) Die Kondrusisch-Famenische. Hier ist ein les Tiches an der Murte (Meurthe). — Das Französische sei noch stets in allen diesen Gegenden im Vorschreiten begriffen, bemerkt schließlich der Verfasser, und man müsse mit Angst auf den Einfluß der beiden von Frankreich nach Belgien führenden Eisenbahnen achten und den Regierungen Deutschlands empfehlen, die Verkehrswege mit dem uns stammverwandten Lande zu vermehren, um der Anziehkraft gen Westen entgegen zu wirken. In demselben Sinne meint der Verfasser, daß die südliche Fortsetzung der Straßburg-Baseler Eisenbahn in die Schweiz hinein, wie die nördliche gegen Mainz, mehr für die Aufrechthaltung unsrer Sprache thun werden, als die Seufzerlaute elsässischer Dichter, welche die schiefe Stellung ihrer Heimath im französischen Staatsverbande erkennen.

Wir scheiden mit Dank gegen den Herrn Dr. Nabert von dieser interessanten Arbeit.

Neubrandenburg. M. M.

Ueber James Thomson's Jahreszeiten vom Lehrer Kramer, Programm der Realschule zu Stralsund, Ostern 1856.

Der Verfasser dieser Abhandlung geht von der Ansicht aus, daß jede Literatur die Erscheinung von Schriftstellern darbiete, die eine Zeitlang auf's Höchste gepriesen und dann vernachläßigt und vergessen worden. Er rühmt dann an Thomson, daß derselbe, wenn auch nicht dem eindringenden französischen Geschmacke in seiner Zeitperiode sich entschieden entgegenstellend, doch bemüht gewesen, seine Zeitgenossen zu einer einfachen, lebendigen Naturanschauung zurückzuführen. Er gibt darauf ziemlich ausführlich, aber recht hübsch und ansprechend, den Inhalt der Jahreszeiten an, und geht dann zu einer Besprechung des Gedichtes über. Er meint zunächst,

daß trotz aller Schönheiten des Gedichtes man dem Ende desselben mit einem gewissen Gefühle der Uebersättigung und Ermüdung entgegensehe, was er indeß mehr der poetischen Gattung, der das Gedicht angehört, als dem Dichter zuzuschreiben geneigt ist. Was er dann über das bei Weitem größere Interesse sagt, welches die Darstellung menschlicher Vorgänge und Entwickelungen in uns zu erregen vermag, ist ziemlich bekannter Art. Thomson vermochte ein solches dramatisches Interesse nur in seine Episoden zu verlegen. — Ein anderer Fehler des Gedichtes, meint er, sei der Mangel an Einheit und Zusammenhang. Dieser hafte der beschreibenden Poesie fast unausweichlich an und setzte sie gegen das verwandte Gebiet in der Malerei, die Landschaftsmalerei, außerordentlich zurück, denn die Poesie könne ihre Schilderungen und Bilder nur stückweise und nacheinander vorführen, während die Malerei die Fähigkeit habe, das Ganze auf einmal darzustellen und einen Totaleindruck hervorzurufen. Doch habe dieser Dichter gethan, was er konnte, den Schwierigkeiten seiner poetischen Gattung, die er wohl gekannt, aus dem Wege zu gehen. Diesem Zwecke sollten die Episoden dienen, deren Figuren es aber nur zu oft an der echten Lebendigkeit fehle. Auch dadurch suche er seinen Naturschilderungen ein höheres Interesse zu verleihen, daß er sie zum Anlasse nehme, moralische oder andere praktische Wahrheiten und Lebensregeln mitzutheilen. Hier werde er zuweilen matt und trivial, wie er denn einmal sogar den Nutzen des Badens für die Gesundheit auseinandersetze. Der Herr Verf. bemerkt von solchen Betrachtungen sehr richtig, es scheine auf einen Mangel in der Darstellung hinzuweisen, wenn der Dichter erst durch eine Reflexion die Gefühle in dem Leser zu erwecken suche, welche eine objective Darstellung hätte hervorrufen können, oder eine Abschwächung derselben, wenn das, was wir bei dem Anblicke einer schön geschilderten Naturscene fühlen, uns noch einmal in weitläufigen, schön gesetzten Phrasen vorgesprochen werde.

An diese Aeußerung knüpft der Verf. eine Betrachtung der religiös-sittlichen Lebensansicht, welche dem Gedichte zu Grunde liegt und ergeht sich in eine Kritik derselben, welche wohl füglich hätte unterbleiben können, oder, wenn sie angestellt wurde, eingehender und umfassender gehalten werden mußte.

Er mag nicht Unrecht darin haben, daß Thomson im Wesentlichen auf dem Standpunkte der englischen Deisten seiner Zeit steht. Eine Polemik gegen diesen Standpunkt scheint aber hier vollkommen unangemessen, besonders wenn dieselbe in einer so trivialen Weise geführt wird, wie es hier geschieht. Viel besser wäre es gewesen, hätte er statt dessen die Schönheiten des Gedichtes etwas eingehender besprochen und sich in dieser Beziehung nicht mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügt.

Neubrandenburg. **M. M.**

Die Dorfkirchhofelegie und ihr Dichter von Dr. Adolph Laun. Programm des Gymnasiums zu Oldenburg, 1856.

Der in diesen Blättern heimische Verfasser der vorgenannten Abhandlung schickt derselben eine Uebertragung der Gray'schen Elegie voran, die man gelungen nennen darf, wenn man sie in dem von dem Uebersetzer selbst bezeichneten Sinne gelten läßt. Derselbe sagt nämlich, daß er mehr in Ton und Färbung ein treues Wiedergeben der Gedanken und der Stimmung, die sie durchhaucht, als eine absolute Reproduction jeder Einzelheit erstrebte und weiterhin fügt er hinzu, daß Alles in diesem Gedichte wahr, sinnlich und anschaulich bleibe und zwar mehr, als er, der Uebersetzer bei der Kürze der englischen Wörter und Wortzusammensetzungen, die soviel in einem Vers zu sagen gestattet, wo das weitläufigere Deutsch nur auseinander ziehen und schwächen kann, erreicht zu haben beanspruche.

An die Uebertragung schließt sich eine Darstellung des Gedankenganges dieser Elegie, welche Herr Laun mit Erfolg gegen den Vorwurf vindicirt, nur einen Haufen

zusammengewürfelter glänzender Gedanken zu enthalten. Er weist auch zugleich die ähnlichen dichterischen Tendenzen in unsrer und der französischen Literatur nach und erinnert an Hölty's Elegie auf den Tod eines Landmädchens, Matthisson's Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses, Tiedge's Schlachtfeld von Kunersdorf rc., sowie an Chenier, Millevoye und Andere. — Endlich gibt der Verfasser einige literar-historische Notizen über Gray, gedenkt besonders der Ode „an den Frühling", der „beim entfernten Blick auf Eton College" mit dem schönen Schlusse where ignorance is bliss, 'tis folly to be wise, besonders dann auch seiner sehr gelungenen Nachbildungen nordischer Sagen und gibt noch in einer Uebertragung das Sonett Gray's auf West's Tod, eines seiner treusten Freunde. Auch seine Reisebriefe werden lobend erwähnt. Der Verfasser schließt mit der von Temple entworfenen Charakteristik des Dichters, die er wörtlich gibt. Doch ist diese Charakteristik ziemlich oberflächlicher Art und läßt sich in keiner Weise mit der geistreichen und gediegenen Beurtheilung Gray's in Parallele stellen, die sich in einem neulich in deutscher Uebersetzung erschienenen englischen Werke findet, welches den Titel führt: „Charakterbilder englischer Dichter von Henry T. Tuckerman. Aus dem Englischen von Emil Müller, Marburg, Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung 1857. — Die Lebenszeit Gray's ist in diesem Buche als von 1716—1761 angegeben, während Herr Dr. Laun und ebenso Büchner, Abriß der englischen Literaturgeschichte, Darmstadt 1856, das Jahr 1771 als sein Todesjahr angeben.

Neubrandenburg. **M. M.**

Miscellen.

Deutsche Literatur in Frankreich.

Von Herrn Dr. Adler-Mesnard, Professor an der Normalschule in Paris, erhält die Redaction so eben die poetische Uebertragung dreier allgemein bekannter Lieder, welche den Lesern dieser Blätter um so interessanter sein werden, da ihr Verfasser der bedeutendste Vertreter der deutschen Sprache und Literatur in Frankreich ist. Sowohl in seiner amtlichen Stellung als maître de conférences an der ersten Lehranstalt und durch seine langjährige Wirksamkeit als juge au concours d'agrégation, als auch durch seine schriftstellerischen Leistungen*) hat er sich die höchste Achtung erworben und wir freuen uns, die Mittheilung machen zu können, daß wir von diesem tüchtigen Gelehrten nächstens ein historisches Wörterbuch der französischen Sprache erhalten werden, an welchem er schon seit vielen Jahren gearbeitet hat. H.

Der Fall der Blätter.

(Nach Millevoye.)

Es fiel im Herbst mit sanftem Schall
Erstorbnes Laub schon von den Bäumen,
Und in des Waldes öden Räumen
Schwieg längst das Lied der Nachtigall.
Da wandelte, mit matten Schritten,
Ein bleicher Jüngling durch den Hain,
Die wunde Brust von Schmerz zerschnitten; —
Es sollt' zum letzten Male sein!

„Geliebter Wald," sprach er, „dein Trauern
Verkündet mir mein bittres Loos;
Wie deine Blätter niederschauern,
Sink' ich auch in des Grabes Schooß.
Ihr werdet wahr, ihr Schreckensworte:
„Wenn in dem Herbste fällt das Laub,
„Erschließt sich dir die Todespforte,
„Wird deine Jugend ihr zum Raub.
„Cypresse hält dich eng umfangen,
„Beschattet deine bleichen Wangen,

*) Außer den trefflichen Aufsätzen über Literatur und Pädagogik in der Didot'schen Encyclopédie moderne und in dem officiellen Journal de l'Instruction publique hat Hr. A. M. eine Grammaire allemande, ferner die Littérature allemande au 19e siècle und die vortrefflich annotirte Ausgabe von Schiller's 30jährigem Kriege herausgegeben. Wir besitzen von ihm außerdem noch mehrere Hilfsbücher für den Unterricht in der deutschen Sprache, welche auch über die Grenzen von Frankreich hinaus Verbreitung gefunden haben.

„Schon neigst du dich dem Grabe zu;
„Bevor der Wiesen Schmuck vergangen,
„Die Trauben auf den Hügeln prangen,
„Gehst du schon ein zur ew'gen Ruh'."

Zur ew'gen Ruh!... Im Jugendlenze
Von eis'gem Todeshauch erfaßt,
Drückt, statt der heitern duft'gen Kränze,
Mein Haar des Todtenkranzes Last!
So fallet denn ihr Blätter, nieder,
Verhüllet diesen Trauersteg;
Deckt auch mein Grab aus Mitleid wieder,
Zeigt meiner Mutter nicht den Weg.
Doch nahet dann, die Händ' gerungen,
Das Aug' in Thränen, grambezwungen,
Sich die Geliebte meiner Gruft,
Dann säuselt lieblich durch die Luft
Und bringt ihr meine Huldigungen."

Er spricht's und geht, kehrt nicht zurück!...
Man grub ein Grab am Fuß der Eiche;
Bald ruhte drin des Jünglings Leiche.
Doch die Geliebte lenkte zu
Dem stillen Orte nicht die Schritte;
Umsonst war seine letzte Bitte:
Nichts störte seine tiefe Ruh
Als dann und wann des Hirten Tritte.

Die arme Waise.

(Nach Alex. Soumet.)

„Geflohen habe ich den Schlaf,
Den mir kein süßer Traum begleitet;
Der Nebel lag noch ausgebreitet,
Als mich die Sonn' hier oben traf.
Des jungen Vogels treue Mutter
Bracht', während Busch und Wald erklang,
Ihm eil'gen Flugs das Lieblingsfutter;
Da weint' ich still und seufzte bang:
Das Vöglein zwitschert in den Zweigen
Und eine Mutter pfleget sein;
Warum muß ich nur so allein
Und so verlassen traurig schweigen?
Mich fand man auf dem großen Stein
Vor jener Kirchenthüre liegen,
Nie schlief an Mutterbrust ich ein,
Und Niemand kam mich einzuwiegen.
Verbannt aus meiner Eltern Arm,
Schleich' ich mich nur durch's Dörfchen leise:
Wer nähme Theil an meinem Harm
Hier in dem fremden Menschenkreise,
Wer dächte wohl der armen Waise?
Auf mich fiel liebend nie der Blick,
Und Niemand klagt um mein Geschick!
In der Geschwister muntern Reihn,
Im Schooß der Eltern froh zu sein...
Von fern nur sah ich dieses Glück! —

Wenn Abends Alle froh versammelt
  Und's Feuer knistert im Kamin,
Der Vater horcht, wie's Kindchen stammelt,
  Das lächelnd spielt auf seinen Knien:
Da geh' ich weinend von der Stelle
Und wende mich nach der Capelle,
Dem einz'gen mir nicht fremden Orte,
Wo man mir nicht verschließt die Pforte.
  Und auf dem Stein, wo man mich fand,
  Such' ich, mit abgezehrter Hand
Und mit des Herzens vollstem Sehnen,
Die Spur von meiner Mutter Thränen.
Oft irr' ich durch der Gräber Mitte,
  Die fremd mir, wie die Menschen sind:
Doch, wo ich wende meine Schritte,
  Ich bleib' ein elternloses Kind.
O Gott, erhör' mein heißes Flehen,
Laß mich recht bald zur Mutter gehen!

  Und bei dem nächsten Morgenroth
  Starb sie den oft gewünschten Tod.
  O Mutter! war ihr letztes Wort.

Die Sage geht, daß in dem Ort
Sich eine Fremde nach dem Grabe
Geheimnißvoll erkundigt habe;
Jedoch das Grab war unterdessen
Versunken spurlos und vergessen.

Le vin du Rhin.

Qu'un frais feuillage embellisse nos verres
  Remplis de vin du Rhin!
Oui, loin de nous les boissons étrangères:
  Buvons de notre vin!

Il ne vient pas du fond de la Hongrie,
  Ni de la Côte-d'Or,
Et la Pologne à nos côteaux envie
  Ce précieux trésor.

Le pays seul produit ces nobles vignes,
  Ce vin rajeunissant:
Il n'aurait pas ses qualités insignes
  S'il n'était allemand.

Il est, hélas! des montagnes brumeuses
  Dans l'empire romain,
Et dont jamais les cîmes paresseuses
  N'ont produit du raisin.

Le Thuringien, par exemple, cultive
  Une espèce de vin;
Rien qu'à le voir, la gaîté fugitive
  Déserte le festin.

La Saxe est riche en des objets futiles:
Le cobalt et l'argent
Y sont très-bons, ainsi que les fossiles;
Mais le vin est méchant.

Les bords du Rhin, eux seuls, en abondance
Nous fournissent ce vin:
Béni soit-il, le vin par excellence,
Et béni soit le Rhin!

Zur Erklärung der Balladen Bürger's.

Die Gedichte Goethe's und Schiller's haben in Viehoff, Kannegießer, Hoffmeister, Hinrichs u. a. zahlreiche Erklärer gefunden, den Oden Klopstock's haben Vetterlein und Gruber ihre Aufmerksamkeit zugewendet, unter den Gedichten Bürger's war bisher nur der Lenore eine ausführlichere Erläuterung zu Theil geworden durch W. Wackernagel in dem Baseler Programm 1835. Den Weg, den Wackernagel einschlug, weiter verfolgt und die Erklärung auch auf mehrere andere Gedichte Bürger's ausgedehnt zu haben, ist das Verdienst von H. Pröhle in seiner neuesten Schrift: „Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig 1856."

Da schon im letzten Heft dieser Zeitschrift p. 60—63 eine Beurtheilung des Werkes im Allgemeinen gegeben ist, so begnügen wir uns, hier aus den Erläuterungen der Gedichte Einiges von Interesse mitzutheilen.

Bei der Dichtung der Lenore scheint Bürger zwei Volkslieder benutzt zu haben, von denen das eine in der ihm besonders lieben plattdeutschen Sprache auch im Versmaße von dem andern verschieden gewesen sein muß. Aus dem ersteren sind nur die Worte erhalten:

Wo liese, wo lose
Rege hei den Ring!

Bei Bürger aber heißt es:

Und horch, und horch den Pfortenring,
Ganz lose, leise klinglingling.

Aus dem zweiten Volksliede sind noch folgende Verse erhalten:

Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle,
Feinsliebchen, graut Dir nicht?
Was sollte mir denn grauen,
Mein Liebster ist bei mir,
Zu Dir hab' ich Vertrauen . . .

Bei Bürger dagegen heißt es:

Hurrah, hurrah, der Mond scheint hell,
Wir und die Todten reiten schnell —
Graut Liebchen auch vor Todten?

Dies zweite Volkslied soll aus etwa zehn Strophen bestanden haben und von zwei Leuten in der Art abgesungen worden sein, daß in jeder Strophe einige Verse abwechselnd von dem einen oder dem andern allein als Rede und Gegenrede und dann einige Worte von beiden zusammen vorgetragen seien. So ist es noch vor zwanzig Jahren in Clausthal und vor zwölf Jahren in der Nähe von Celle gehört worden, und wenn auch das Volkslied durch Bürger's Gedicht verdrängt worden

und in Vergessenheit gerathen ist, so darf man trotzdem nicht alle Hoffnung aufgeben, es wieder aufzufinden, zumal wenn im Hannöverschen ansässige Forscher, denen hierdurch die Angelegenheit dringend empfohlen sein mag, sich derselben annehmen.

Unter den englischen Gedichten, die Bürger aus Percy's Sammlung kannte, und in denen eine ähnliche Sage behandelt ist, scheint er hauptsächlich sweet William's ghost benutzt zu haben, aus dem wir folgende Strophen anführen, um zu zeigen, wie viel Bürger beibehielt und wie er änderte.

Now she has kilted her robes of green
A piece below her knee
And at the live-long winter night
The dead corpse followed she.

„Is there any room at your head Willie?
Or any at your feet?
Or any room at your side Willie,
Wherein that I may creep?“

„„There's no room at my head Margaret,
There's no room at my feet;
There's no room at my side, Margaret,
My coffin is made so meet.““

Mit diesen Versen vergleiche man bei Bürger:

„Sag' an, wo ist Dein Kämmerlein,
Wo? Wie Dein Hochzeitbettchen?“ —
„„Weit, weit von hier! Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen.““ —
„Hat's Raum für mich?“ — „„Für Dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinge Dich!““

Außer der Lenore hat der Verf. noch erläutert: Der Kaiser und der Abt. — Das Lied vom braven Mann. — Die Kuh. — Der wilde Jäger. — Die Weiber von Weinsberg. — Des Pfarrers Tochter von Taubenhain. — Der Raubgraf. — Die Entführung. — Der Bruder Graurock und die Pilgerin. — Das Lied von der Treue. — Lenardo und Blandine.

Wegen seines Inhaltes ist in unsern Schulen der Abt von St. Gallen nicht minder bekannt als die Lenore. Das Gedicht ist jedoch nur eine gute Umarbeitung der Ballade King John and the abbot of Canterbury. (Percy, reliques pag. 167. 168 nach der Ausgabe von 1839.)

Das Thema, das Bürger in den Weibern von Weinsberg behandelte, war vor ihm schon von Anderen, namentlich durch Siegmund von Birken (1626—1681) poetisch bearbeitet worden. Der im Gedichte erzählten Sage soll aber ein historischer Vorfall aus dem Jahre 1140 zu Grunde liegen, als Welf, der Bruder Heinrichs von Sachsen und Vormund für dessen Kinder, von Kaiser Konrad im Schlosse Weinsberg belagert wurde.

In dem Gedichte „Die Entführung“ schloß sich Bürger an die englische Ballade The Child of Elle an. (Percy, reliques p. 28. 29.)

„Der Bruder Graurock und die Pilgerin“ ist im Wesentlichen nur eine Uebersetzung der Ballade the Friar of orders Gray (Percy p. 64. 65.), die sich anlehnt an einzelne in Shakspeare's Hamlet (Act IV. Scene 5) der Ophelia in den Mund gelegte Bruchstücke einer älteren englischen Ballade.

Zu dem Liede von der Treue scheint Bürger durch Friedrich Leopold Stolberg's Gedicht „Schön Klärchen“ angeregt worden zu sein, Lenardo und Blandine dagegen bearbeitete er nach Boccaccio, hat aber die Handlung durch niedrigere Motive entstellt.

E. Friederichs.

Randglossen.

Schon Bd. XVIII. S. 221 habe ich aus einem Briefe Lessing's an seinen Bruder folgende Stelle ausgehoben:

> „Lassen Sie den Grafen **diesen Gesandten** sein." — So habe ich gewiß nicht geschrieben und es ist undeutsch. Es muß heißen: Lassen Sie den Grafen **dieser Gesandte** sein,

und durch Stellen aus Goethe, Luther, Uhland, Wieland ꝛc. den Accusativ des Prädicats in dieser Fügung des Accusativ c. Infinitiv nachgewiesen, obgleich in andern auch der von Lessing für allein deutsch erkannte Nominativ sich findet. Zu jenen Stellen ließen sich leicht noch viele fügen, doch mag es an folgenden genug sein:

> Man muß auch Den **einen guten Schützen** sein lassen, der ꝛc. Luther 5, 246.
>
> Musen, lasset mich sein **eueren Hirten** hinfort. Rückert's Ged. 2, 280.
>
> Ich trage durch eine teufelvolle Hölle Dich,
> Ja, laß mich **Deinen Engel** sein. Schiller.
>
> So laßt mich nicht mehr **Staatsbeamten** sein. A. W. Schlegel, Hamlet (2, 2).

Das Auffallendste aber ist, daß Lessing selbst, wie ich schon a. a. O. vermuthete, ohne jedoch Belege dafür zur Hand zu haben, den „undeutschen" Acc. nicht vermeidet, indem er z. B. neben:

> Ich laß es **ein Vorzug** des lieben Gottes sein, den Willen für die That anzunehmen. 12, 505.

doch auch schreibt:

> Lassen Sie ihn **den Ersten und Letzten** sein, der so grausam mit uns spielen darf. 1, 283.
>
> Das laßt mir **einen rechtschaffenen Advocaten** sein. 1, 373.
>
> Das laßt mir **den Mann** sein, der sich rühmen darf, einen Sieg über Semlern erhalten zu haben.

Für bloße Druckfehler darf man diese Stellen schwerlich erklären.

Dan. Sanders.

Zendbuchstaben.

Meinem vorjährigen Aufsatz über das Sanskritalphabet muß ich einen kleinen Anhang über das Zend nachschicken, was ich aber nur mit Bescheidenheit versuche, da ich diese Sprache nicht lese; in der That liegt meinen Studien nichts ferner als der Inhalt der Zendschriften. Meine ganze Kenntniß der Mundart erstreckt sich auf die sämmtlichen Beispiele, welche in Bopp's vergleichender Grammatik citirt sind. Ich rede bloß von der Lautbildung und dafür hat man für das Zend zwei Hauptanhaltspunkte, einerseits das so nah verwandte Sanskrit, über dessen Laute ich im Klaren zu sein glaube, und dann das Neupersische, das ich gegenwärtig lese, nebst dem nahverwandten Sslawischen. Allerdings liegen zwischen Zend und Neupersisch noch einige weitere Mundarten in der Mitte, das Pehlewi oder Huzwaresch und das Parsi; für beide haben wir jetzt ausführliche grammatische Darstellungen von Spiegel; auf die Feinheit der Pronunciation, von der wir sprechen, ist aber nicht eingegangen, und mir scheint, wir müssen zuerst über das älteste Zend ins Reine zu kommen suchen.

Die Zendsprache, wie sie vorliegt, kann nicht viel jünger als unser Sanskrit sein; in einzelnen Zügen erscheint sie sogar alterthümlicher; da wir sie aber wahr-

scheinlich nicht in der ältesten Schrift besitzen, so scheint Manches verdunkelt. Anquetil war noch nicht grammatisch exact in der Mundart, Rask suchte die Laute zu bestimmen und Bopp folgte ihm meistens.

Die Zendschrift hat im Charakter am meisten von der arabischen und wird nicht viel älter sein; beide sind Schreibschriften und eigentlich nicht für unsre Presse geeignet, sie sind Cursivschrift. Das Zend schreibt auch von der Rechten zur Linken, weicht aber vom Sanskrit und Semitischen in dem sehr wesentlichen Punkte ab, daß es auch die Vocale schreibt. Das ist der Hauptgrund, daß diese Schrift nicht sehr alt scheint, wobei jedoch nicht zu vergessen, daß auch die altpersische Keilschrift Vocale schreibt.

Ich nehme zuerst die Vocale vor: a, e, i, o, u haben sowohl für Kürze als durch einen Beistrich für die entsprechende Länge besondere Zeichen; für e und ê sind je zwei Zeichen, die aber nur graphisch geschieden sind nach Art der arabischen Kalligraphie; ê wird am Schlusse etwas geschwänzt, e wird geschwänzt im Diphthong eu, was eine qualitätische Differenz è bezeichnen könnte. Bopp will das ungeschwänzte als kürzestes e ansehen, aber ein kurzes e ist an sich schon das kürzeste Ding in der Welt; er nennt es eingeschoben an Stellen, wo es im Sanskrit fehlt, man könnte das ebensogut ursprüngliche Form nennen. Spiegel hält sowohl das geschwänzte e als das Boppische kurze o für lange Vocale.

Dem Zend eigenthümlich ist große Neigung zum Diphthong; nicht nur die indischen ai und au, sondern auch andere. Darin ist aber die Schrift ungeschickt, was freilich jetzt in jeder Orthographie beim Diphthong der Fall ist. Die Theorie weiß die Laute nicht zu zerlegen und quält sich ab, den Diphthong recht sinnlich klar zu machen. Die englischen Orthoepiker, die doch Theoretiker zu sein meinen, stellen ihre Diphthonge oi, ou so dar, als ob der erste Laut ein langer Vocal wäre. Daß dies nicht der Fall ist, weiß Jedermann. Ebenso verhält sich's in der Sanskrittheorie des âu, âi, zu deren Dehnung oder Triphthongirung durchaus kein theoretischer Grund vorhanden ist. Das Zend hat ganz deutlich sämmtliche möglichen echten Diphthonge. Sie collidiren aber mit einem eigenthümlichen Umlaut. Statt bavati, er ist, sagt dieser Dialekt bavaiti; das i der Flexionssilbe wird in der Wurzel anticipirt, was dem deutschen Umlaut analog, nicht gleich ist. Der Diphthong ai entsteht aber auch naturgemäß aus langem ê und wird dann ungeschickt âi, aê, ja aêi geschrieben, worin keine Triphthonge zu suchen sind. Ebenso wird aus o, u, ô der Diphthong au, der nun âu, âo, aô geschrieben wird; aus langem ê wird wie in Europa oi, das ôi, zuweilen aôi geschrieben; aus u ui, ûi geschrieben; für indisches ô steht oft der griechische Diphthong èu; seltner sind ei, das êi geschrieben wird, und ou, geschrieben ou, aou, für indisches û.

Mit dem Sanskrit gemein ist auch der Nasalvocal, wichtig aber, daß hier zum ersten Mal Nasaldiphthonge vorkommen, was die Portugiesen und Süddeutschen interessirt. Am häufigsten ist das nasale ã, das mehrere Bezeichnungen hat; die Endungen âm, ân werden überflüssig ãm, ãn geschrieben. Von zwei andern Nasalschnörkeln, die den Vocalzeichen nachgesetzt werden, steht eins nach a und ao, die also ã, ãu lauten, das andere nach e, i, ai, also ẽ, ĩ, ãi. Dagegen die Nasale õ und õi kommen bei Bopp nicht vor.

Für die Consonanten ist in Einstimmung mit der arabischen Schrift deutlich, daß man für denselben Laut mehrere Zeichen hat, je nachdem sie in der Mitte oder am Ende, vor einem Vocal oder Consonant stehen. So hat zwar p nur ein, k und t aber je zwei Zeichen, die meiner Meinung nach identisch lauten. Die wichtigste Erscheinung ist hier aber, daß dieser älteste persische Dialekt statt der indischen tenuis bereits Aspirate hat und zwar Aspirate, welche dem Orient ursprünglich und organisch abgesprochen werden müssen und die hier bloß eventuell in gewissen Lautcombinationen sich aufgelöst haben. So wird durch ein folgendes R das p in f aufgelöst, das indische pra lautet fra, wie noch heute im Persischen; auch vor t und einigen andern Consonanten wird p in f aufgelöst; gewiß ist, daß dem Perser wie dem Slawen und Inder das f kein eigentlich organischer Laut ist. Ganz analog geht das indische t in die Aspiration th, die ganz ohne Zweifel das harte englische th ausdrückt; diesen Laut hat der Perser nicht mehr, er scheint, wie

theilweise im Englischen und im Nordfriesischen, in das bequemere S ausgewichen; so geht das indische tri (3) zendisch in pri, neupersisch aber mit Ausfall des R in den Laut sê über; das indische putra gibt persisches pusr (puer). Dagegen hat das gutturale χ wie im Indischen organische Berechtigung. Was Bopp indisch und persisch h schreibt, lautet χ, da es auch vor Consonanten steht; sie stehen aber bei beiden an verschiedener Stelle; dem indischen χ entspricht hier weiches ſ (aχam, aſem, ich), während dem indischen s oft zendisches χ entspricht; sapta (7) wird χapta, das im Griechischen in hepta, im Persischen in heft übergeht; sva (sein) wird χva. Doch entspricht sv in andern Formen einem eigenthümlichen Zeichen, das Bopp aspirirtes kh, d. h. wohl χ schreibt, das ich aber ebenfalls für die Combination χv halte; so wird svapna (Schlaf) zu χvafna; der Perser schreibt in diesen Fällen χv, dessen v aber in heutiger Aussprache zu verstummen scheint, oder auch χu, wo das v vocalisch aufgelöst ist. Dies zendische χv ist übrigens noch nicht über alle Zweifel gestellt. Endlich geht ganz abnorm indisches sv auch auf die Verhärtung sp ein, wie in asva (equus), das hier aspa, persisch esp, griechisch hippos gibt.

Ein anderer Grundzug ist: die indische Differenz von doppelter media, die man aspirirt und nicht aspirirt nennt, ist hier nicht vorhanden; es ist nur Ein Zeichen für b und bh, wie im Neupersischen und Sslawischen; und wenn d und g auch zweierlei Zeichen haben, so sind sie doch ganz gleichbedeutend. Dies beweist die Schwankung zwischen Bopp's dugda und dughdha (Tochter), und noch klarer das Zusammenfallen der Wurzeln dâ, geben, und dhâ, stellen, in ein gemeinschaftliches dâ, wie persisch und sslawisch. Es finden sich in ihnen beide Schreibungen; wenn aber Bopp dafür einige Mal th setzt, so müssen das Schreibfehler der Codices sein.

Die Zischlaute tsh und dſh scheinen wie im Persischen ihren vollen Laut zu behaupten. Ein Zweifel bleibt für die einfachen S-Laute. Wir haben hier statt der drei indischen s nur zwei harte, s, sh, und zwei weiche, ſ, ſh, wie persisch und sslawisch; die zwei letztern Laute treten also hier in der ältesten uns bekannten historischen Form auf. Wenn Bopp das mittlere indische s im Zend finden will, so ist zu bemerken, daß beide s auf Einem Schriftzug beruhen und unzweifelhaft identisch sind, wie es die indische Etymologie an die Hand gibt; auch indisches sh hat hier geringere Ausdehnung und wird oft durch s vertreten. Zweifel machen nur wenige Formen, in welchen Bopp das mittlere indische s sieht, wegen der Composition sp, die ich so für unsprechbar halte, nämlich einmal steht spa (ihr seid) und aspâm = lateinisch ossium; hier ist vielleicht p unrichtig für t geschrieben.

Die beiden Vocalconsonanten j und v haben je drei Zeichen, je nachdem sie an- oder inlautend stehen; inlautendes v hinter Consonanten erzeugt wie im Sanskrit zuweilen etwas harte Combinationen, wo es sich zum englischen w neigt, wie schon Rask bemerkt hat. Auch das n hat zwei völlig gleichgeltende Figuren; das vor Consonanten stehende n muß zugleich das gutturale ng vertreten, wie im Persischen, wo man sogar in arabischer Schrift n für m schreibt.

Drei große Eigenthümlichkeiten bleiben zurück. Die erste, daß dem Zend das L fehlt, das doch neupersisch besteht. Bopp vergißt zu sagen, wie es ersetzt wird; da aber, wie bekannt, schon im Sanskrit in unzähligen Fällen europäisches L in R umschlägt, so daß L verhältnißmäßig selten wird, so ist dieser Trieb im Zend nur in's Extrem getreten.

Die zweite ist: wenn indisches s inlautend in χ übergeht, so muß der vorausgehende Vocal nasalisirt werden; und âsan (sie waren) wird a͂χen und aus âsâm (earum) sogar mit Diphthong a͂uχa͂m.

Die dritte Seltsamkeit ist: der Buchstabe R geht vor Consonanten, wie es scheint, durch geschnarrtes rh in den Guttural χ über; dieses scheint die Orthographie durch ein combinirtes χr ausdrücken zu wollen, was sich einigermaßen dem griechischen ῥ vergleicht. Z. B. die Wörter vereka (der Wolf) und kerepem (der Körper) kommen auch zweisilbig contrahirt vor in der Schreibart veχrka und keχrpem. Daß hier beide Consonanten lauten sollen, ist unmöglich. Es muß entweder mit

geschnarrtem R verhka oder mit dem Guttural veχka gelesen werden. Aehnliche Erscheinungen in der Berliner Mundart; der Holländer sagt wachten für unser warten.

Schön klingt das Zend gerade nicht. Wir sollten richtiger Send sagen, aber Sendsprache klingt undeutlich.

Moriz Rapp.

Von der Umbildung der männlichen Hauptwörter in weibliche im Neugriechischen.

Männliche Hauptwörter werden in weibliche auf folgende Weise verwandelt:

1) ganz so wie im Altgriechischen, indem die männliche Endung *ος* in *α* oder *η* verwandelt wird, z. B. *ἀδελφός*, Bruder, *ἀδελφή*, Schwester; *γάτος*, Kater, *γάτα*, Katze; *περιστερός*, Täuberich, *περιστερά*, Taube; *σκύλος*, Hund, *σκύλα*, Hündin;

2) durch Verwandelung der Silbe *της* in *τρα* oder *τρια*, z. B. *ὀνειρευτής*, Tränmer, *ὀνειρεύτρα*, Träumerin; *φονεύς*, Mörder, *φονεύτρα*, Mörderin; dagegen *μεταπουλητής*, Trödler, *μεταπουλήτρια*, Trödlerin; *ἐξουσιαστής*, Machthaber, *ἐξουσιάστρια*, Machthaberin; *κλέπτης*, Dieb, *κλέπτρια*, Diebin; *μαθητής*, Schüler, *μαθήτρια*, Schülerin;

3) auf *ησσα* oder *ισσα* bilden folgende das weibliche Geschlecht, als: *αὐτοκράτωρ*, Kaiser, *αὐτοκρατόρισσα*, Kaiserin; *βασιλεύς*, König, *βασίλισσα*, Königin; *ἡγεμών* oder *δοῦκας*, Herzog, *ἡγεμόνισσα* oder *δούκισσα*, Herzogin; *πρίγγιπας*, Prinz, *πριγγίπισσα*, Prinzessin; *βαρῶνος*, Baron, *βαρώνισσα*, Baronln; *κόμης* oder *κόντης*, Graf, *κόμησσα* oder *κόντησσα*, Gräfin; *ἀράπης*, Mohr, *ἀράπισσα*, Mohrin; *γίγας* oder *γίγαντας*, Riese, *γιγάντισσα*, Riesin; *γειτονάς*, Nachbar, *γειτόνισσα*, Nachbarin; *ἱερεύς*, Priester, *ἱέρισσα*, Priesterin; *μάγος*, Zauberer, *μάγισσα*, Zauberin; *ἥρως* oder *ἥρωας*, Held, *ἡρώισσα*, Heldin; *μάγειρος* oder *μάγειρας*, Koch, *μαγείρισσα*, Köchin; *μάστορας*, Meister, *μαστόρισσα*, Meisterin; *προφητής*, Prophet, *προφήτισσα*, Prophetin; *ὑπνιάρης*, Schläfer, *ὑπνιάρισσα*, Schläferin; *κλεπταποδόχος*, Diebshehler, *κλεπταποδόχισσα*, Diebshehlerin; *σύντροφος*, Mitgenosse, *συντρόφισσα*, Mitgenossin;

4) doppelte Formen haben: *ἐλάφιον*, Hirsch, *ἐλαφίνα* und *ἐλάφισσα*, Hirschkuh; *δοῦλος*, Knecht, *δούλα* und *δουλεύτρα*, Magd; *ῥάπτης*, Schneider, *ῥάπτρια* und *ῥάπτισσα*, Schneiderin;

5) abweichend sind: *γαΐδαρος*, Esel, *γαϊδοῦρα*, Eselin; *μουλάριον*, Maulesel, *μουλάρα*, Mauleselin; *μυλωνάς*, Müller, *μυλωνάρα* und *μυλωνοῦ*, Müllerin; *λύκος*, Wolf, *λύκαινα*, Wölfin;

6) oder das männliche und weibliche Wesen derselben Gattung haben, wie in mehreren andern Sprachen, verschiedene Namen, z. B. *παιδίον*, Knabe, *κόρη*, Märchen; *κριόριον*, Schafbock, *πρόβατον*, Schaf; *ταῦρος*, Stier, *βόδιον*, Ochse; *ἀγελάδα*, Kuh; *τράγος*, Ziegenbock, *γίδα* oder *αἶγα*, Ziege.

F. Possart.

Berichtigung einiger Erklärungen in Niemeyer's Commentar zu Lessings Nathan.

Seite 192 des Commentars zu V. 2892—2895 nimmt Niemeyer Anstoß an den Worten „auf Euer Haupt" und meint, es müßte heißen „auf unser Haupt." — Ganz mit Unrecht, wie mir scheint. Feuerkohlen sammelt Nathan auf sein Haupt, indem er zwar der Recha vielfache Wohlthaten erwiesen hat, diese Wohlthaten aber, weil Nathan nach der Meinung Daja's sündhafter Weise sie als

Jüdin erzogen, nur zu Uebeltbaten, d. h. zu brennenden Kohlen auf dem Haupte Nathan's werden würden, falls er nicht, wie Daja will, die Recha einem Christen vermählt, diese wieder zu dem macht, was sie einst gewesen, zur Christin und damit seiner Sünde ein Ziel setzt. —

Seite 196 zu V. 2997—3002 will Niemeyer die Worte des Klosterbruders „Wenn an das Gute, das ich zu thun vermeine ꝛc." mit dem Folgenden, nämlich mit V. 3009 ꝛc. in Verbindung bringen. — Meines Erachtens durchaus unrichtig! — Mir schienen jene Worte vielmehr eine Begründung des „Traut mir, Nathan!" zu enthalten. Das vermeintlich Gute ist dann nicht etwa, wie Niemeyer glaubt, die Erziehung der Recha als Christin durch eine zweite Hand, sondern die Anzeige Nathan's beim Patriarchen; das Schlimme aber, was gar zu nah an das Gute gränzt, nicht Mangel an Liebe zu dem Kinde, sondern die schlimmen unverdienten Folgen, welche für Nathan aus einer solchen Anzeige desselben beim Patriarchen gewiß — zuverlässig, sagt Lessing — entstehen würden. — Die Richtigkeit dieser Erklärung scheinen mir besonders V. 3006—3008 zu bestätigen.

Eine entschieden falsche Erklärung ist die von V. 3496 (Seite 211). — Nathan hatte gesagt: Niemand wird im Stande sein, die Recha so zu verhunzen, daß sie nicht unsrer (Nathan's und des Tempelherrn) Liebe noch immer werth genug sein sollte. — Darauf erwiedert der Tempelherr: Von meiner Liebe gilt das nicht. Er will nämlich die Recha haben ganz so wie sie jetzt ist, wie sie von Nathan erzogen worden, nicht einmal den Judennamen Recha will er sich nehmen lassen. — Niemeyer scheint das „Er"; in V. 3494 fälschlich auf den Bruder Recha's zu beziehen, während es doch ohne Zweifel auf den Engel in V. 3492, also auf die Recha selbst bezogen werden muß. G.

Ein Gedicht von G. W. Leibnitz' Vater und von G. Finkelthaus.

1646 entstand in dem während des dreißigjährigen Krieges halb verwüsteten Dorfe Hornhausen im Bisthum Halberstadt ein Erdfall, der mit Wasser angefüllt war, welches bald in den Ruf besonderer Heilkraft kam, so daß man es eine Zeit lang allen andern deutschen Bädern vorzog. Nach und nach wurde noch eine große Anzahl andrer Heilquellen in Hornhausen entdeckt, welche seltsamer Weise nach einigen Jahren entweder verschwanden oder doch ihre medicinische Kraft verloren. Bei dem Gebrauche des Bades wird auf ein gewisses stehendes Gebet großes Gewicht gelegt; nach den Schilderungen, welche wir von demselben gelesen, gleicht es mehr einem Wallfahrtsorte als einem Bade im jetzigen Sinne des Wortes. Es sind ferner die angeblichen Kuren zum Theil sehr abenteuerlich.*)

In den Verzeichnissen der Badegäste nun findet sich eine Anzahl Gedichte auf das Bad Hornhausen und darunter ein lateinisches von M. Friedrich Leibnitz vom J. 1646. Der Dichter wird von dem Verf. der Badechronik als Professor der Moral in Leipzig aufgeführt, während nach dem Conversationslexikon, welches den Vornamen nicht nennt, der Vater des Philosophen ebendaselbst Professor der Rechtsgelehrsamkeit gewesen wäre. Da indessen der Vater von G. W. Leibnitz Friedrich hieß, so ist kein Zweifel, daß das Gedicht von ihm herrührt. Außerdem entsteht bei uns schon dadurch die Gewißheit, daß dies Gedicht vom Vater des Philosophen Leibnitz herrührt, weil dieser, der in demselben Jahre geboren wurde, wo dies Gedicht geschrieben ist, seinen Vater schon sehr früh verlor, weshalb wohl anzunehmen ist, daß er sich schon 1646 leidend befand und ein Bad aufsuchte.

*) Näheres über das Bad zu Hornhausen findet man in der Chronik von Hornhausen von H. A. Pröhle (1850), S. 75—147, und in meinem Aufsatze: Ein Bad im dreißigjährigen Kriege, Morgenblatt von 1849, Nr. 96—99.

Der Dichter fängt damit an, die Welt zu preisen, lenkt aber alsbald seinen Blick auf das Uebel in derselben. Er will für diesmal nur das körperliche Elend ins Auge fassen, welches er in seinem Badeorte Hornhausen erblickt. Es folgt die Aufzählung mannichfacher Gebrechen. Die Sehnsucht und Hoffnung, durch den Gesundbrunnen zu genesen, welcher sich Alle hingeben, wird geschildert; es wird ferner sehr lebendig dargestellt, wie die Kranken in der Religion Trost suchen. Sodann hört der Dichter aus dem Gemurmel der Wellen eine erhebende Anrede an die leidende Menschheit heraus, und wünscht zuletzt die Beschleunigung seines Endes, (das denn, wie gesagt, auch schon nach einigen Jahren erfolgte), um mit den Engeln den Herrn loben zu können.

Da wir das Gedicht von Friedrich Leibnitz hier nicht mittheilen, so wollen wir bemerken, daß der Salchmann'sche Badebericht über das Bad, der es enthält, sich auf der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet.

Auch ein deutsches Gedicht von G. Finkelthaus, einem bekannten Dichter jener Zeit, findet sich bei Salchmann, woraus Einiges hier stehen möge:

Wer unsers Höchsten Kraft mit Eifer will bedenken,
Und Menschen Sinn und Witz zu seinen Werken lenken,
Muß stellen die Vernunft auf eine Zeit in Ruh,
Und loben Gott mit mir, wie ich mit diesem thu.
— — — — —

Mein Thun wird Rühmen sein von Gottes Wunderthaten,
Die durch sein göttlich Wort Ihm sind so wohl gerathen:
Ich singe seinen Quell und solchen theuren Fluß,
Den wegen seiner Kraft ich göttlich nennen muß.
— — — —

Hat gleich das Carolsbad besondre Kraft und Gaben,
Das Schmerzen stillen soll; ob Eger auch kann haben
Den sauren Wassertrunk, der viel bei Schwachen thut;
Ist gleich der warme Quell zu Döplitz klar und gut,
Hornhausen hat bei sich ein größres zu genießen,
Ein allgemeine Cur, die läßt sie reichlich fließen,
Schließt keinen Kranken aus, und heilet Jedermann,
Der nur mit Andacht recht das Wasser brauchen kann,
Und wahrer Zuversicht. Dies zeugen allermaßen
Die Krücken, die dabei die Kranken hinterlassen,
Die nun durchaus geheilt, erquickt, frisch und gesund,
Dem Höchsten dankbar sind mit Zung und Mund,
Und rühmen ihren Arzt. — — — —
— — — —

Ist gleich das arme Land mit allzuscharfem Besen
Verwundet und gestäupt: nun läßt Du es genesen,
Und hast, o Vater! uns durch reichen Fluß erquickt,
Und Labsal auf die Angst und guten Trost geschickt.
Bethesda sei gegrüßt! Kraft Gottes! Krankheitszwinger!
O großer Hippokrat! Gesundheitswiederbringer!
Ich beuge mich vor Dir, Quell aller Heilsamkeit!
Du Lebenswasser Du, Du Wunder dieser Zeit!
Bewährter Gliederarzt! O Herzog aller Brunnen,
Daraus uns Balsam kommt, und Salb und Oel geronnen
— — — —
Nimm an dies schwache Volk, das Dir ihr Leben traut,
Und nur, nächst Gott, auf Deine Hülfe schaut!
— — — —

Du wirst Dich auch, o West, durch sanften Zephyr regen,
Weil sich mein krankes Volk muß auf den Rasen legen,
Das sich in Hütten hält und hat ein leinen Dach
Vor heißem Sonnenstich und Wetters Ungemach.
Kein Donner schrecke sie, kein Hagel, Sturm noch Regen!
Das Unheil weiche fern aus allen ihren Wegen!
Kein Landsknecht sei erkühnt sie frech zu fallen an!
Wer sie betrüben will, der hab's Gott angethan!

Und Ihr, bei denen sich die Hülfe will verweilen,
Und nicht alsbald nach Wunsch und Menschenwillen eilen,
Legt alles Murren ab, Verzweiflung, Ungeduld,
Gott hat schon seine Zeit zur Gnade, Trost und Huld
Und Eurer Noth bestimmt: Er will nur seine Lieben
Durch Krankheit, Kreuz und Angst in fester Hoffnung üben,
Im Glauben, Lieb' und Furcht, bis daß er sie zuletzt
Mit Leib- und Seelentrost und reicher Hülf ergötzt.
Du aber wirst dabei des Höchsten Lob ausschreien,
Und geben Dem den Dank, der Dir's läßt wohlgedeihen,
Gesunde Wasserskraft! Der sei forthin bereit
Zu helfen aller Noth der ganzen Christenheit.

Dr. **Heinrich Pröhle.**

Ueber das Flogging-System in den englischen Schulen.

In der Abhandlung des Michaelis-Programms 1856 des Friedländer Gymnasiums On the discipline in English schools von Herrn Hegenbarth, welche wir in dem XX. Bande, III. Heft des Archivs besprochen haben, war auch sehr viel von den körperlichen Züchtigungen die Rede, welche nach dieser Darstellung bis zu den obersten Classen hinauf sehr häufig vorkommen sollten. Wir erlaubten uns damals, das allzu häufige Vorkommen jener disciplinarischen Maßregel, besonders in den oberen Classen, einigermaßen zu bezweifeln. In einem kürzlich erschienenen Werke: „Mittheilungen über das Unterrichtswesen Englands und Schottlands von Dr. J. A. Voigt, Halle 1857", welches überhaupt viel Schätzenswerthes, aus Autopsie hervorgegangenes Material enthält, erhalten wir auch darüber nähere authentische Kunde, von der wir das Wesentliche hier im Auszuge mittheilen, S. 272 fg.: „In Betreff des auch in Rugby ꝛc. gebräuchlichen Flogging sind die Ansichten, die man bei uns sich darüber gebildet hat, etwas zu modificiren. Vor etwa neun Jahren sollte in Rugby ein Schüler aus Schottland mit Hieben bestraft werden. Er wollte sich der öffentlichen Beschimpfung indessen nicht unterwerfen, entlief und ließ sich in die High School (zu Edinburg) aufnehmen. Dasselbe Gefühl findet sich auch bei Schülern von Eton, wie sich aus folgender Mittheilung, die ich der Güte des Herrn Professors .... verdanke, ergeben wird. „Flogging at Eton still continues as a rule for even the older boys in the school. Of this we had public evidence last week (10—15 Nov. 1856) when a boy said to be 18 years of age was ordered to be flogged for smoking a cigar in direct defiance to the rules of the school. The flogging did not take place because the boy would not submit to it, so that he was expelled. And I suspect that this alternative is commonly expected by the school-authorities to be taken. Thus really and practically expulsion rather than flogging is the punishment among the older boys. The subject was matter of correspondence between the boy's father and the Head-master, and was more or less published in the papers. The „Times" Newspaper last week had a leading article on the subject." — In Eton,

meint Herr Voigt dagegen, scheine der Widerstand gegen die Maßregel wenig statt- zufinden. Komme er aber vor, so werde keine Gewalt gebraucht. Der Schüler werde nach Hause geschickt zu seinem Vater oder Vormunde. Dringt derselbe darauf, daß er sich der disciplinarischen Maßregel unterwerfe, so wird er wieder aufgenommen, wo nicht, was noch ungewöhnlicher ist, so wird er aus dem Schulverbande entlassen. Aber man ist auch mit der Anwendung der körperlichen Züchtigung selbst sparsam und schreitet dazu nur, wenn ein Schüler durch „Obstinacy, deliberate contumacy, insolence or immorality“ dazu nöthigt. An älteren Schülern wird sie nur in seltenen Fällen vollzogen. Alle Schüler in der Abtheilung des Head-Master (Directors) sind davon ausgenommen. Kommt in diesem Theile der Schule ein sehr gravirendes Vergehen vor, so ist die Strafe Degradation, und wenn während der Degradationsperiode von dem Degradirten etwas begangen wird, was einem Schüler, der noch nicht in der Abtheilung des Head-master sitzt, körperliche Züchtigung zuziehen würde, so ist er nicht länger eximirt. In praxi ist jedoch meinem Gewährsmann, sagt Herr Voigt, kein einziger Fall vorgekommen, wo ein degradirter Schüler nicht zu sehr um Restauration bemüht gewesen wäre, als daß er sich einem solchen Schimpfe hätte aussetzen sollen. — Leichtere Strafen sind: Strafarbeiten (impositions) und Nöthigung, während der Spielstunden zu bestimmten Zeiten sich zu melden (a required appearance at stated times during the hours for play). — In einer Anmerkung bemerkt der Verf. über die Art der Züchtigung selbst noch folgendes: „Die Strafe wird in Rugby — so sagte mir Dr. .... — mit dem Stocke an dem Hintern vollzogen, und zwar von dem Headmaster selbst und öffentlich vor den versammelten Schülern. Der Rector erhält dafür von den Delinquenten eine Guinee. Relata refero. Ich zweifle am Gebrauche des Stockes. Ueber das Verfahren in Eton bin ich durch die Güte des Herrn Provost Dr. Hawtrey in den Stand gesetzt, Zuverlässigeres zu geben. Die Züchtigung wird hier ebenfalls vom Headmaster ertheilt, aber mit einer Ruthe. Officiell ist dabei gegenwärtig der „Prävositor“ (ein Schüler, dem das Aufsichtsrecht über die Andern übertragen ist), doch ist das Zimmer, wo die Bestrafung stattfindet, offen und jeder Schüler, der dabei zugegen sein will, kann eintreten.“ —

Wir fügen noch hinzu, daß wir selbst eine zu geringe Schulerfahrung in England gehabt haben, um aus persönlicher Anschauung die Sache beurtheilen zu können. Nur einmal erinnern wir uns, daß in unsrer Gegenwart der Headmaster einer Grammar-school einem jüngeren Schüler mit dem Flogging drohte, es jedoch bei der Drohung bewenden ließ.

Neubrandenburg. **M. M.**

Wir wollen nicht unterlassen, auf eine neue französische Zeitschrift aufmerksam zu machen, deren erste Nummer am 19. Februar 1857 ausgegeben ist und deren Existenz als gesichert erscheint: wir meinen den Moniteur des cours publics littéraire scientifique et philosophique. Rédacteur en Chef M. Maurice Meyer, professeur de faculté. „Le goût des cours publics se répand chaque jour davantage. Jamais les auditeurs ne s'y sont portés en plus grand nombre et n'ont écouté avec plus d'ardeur et de suite les paroles des maîtres. On sent qu'il y a là un foyer de savoir et d'expérience auquel on a besoin de demander la chaleur et la lumière. Et quand on a entendu le professeur, on veut plus encore, on veut lire et fixer dans sa memoire la leçon qui vient de finir, et la posséder comme un bon conseil et une acquisition d'esprit. Le but de ce Recueil est de répondre à ce besoin public, qui se popularise de plus en plus.“ Das ist die im Vorworte ausgesprochene Tendenz dieser Zeitschrift, die, wenn sie freilich den bekannten Ausspruch des Schülers im Faust „Denn was man schwarz auf weiß besitzt ꝛc. ...“ etwas zu sklavisch zur Anwendung zu bringen scheint, doch bei der ganzen Art der mehr als deutsche Collegia auf das Aeußere der Form gerichteten französischen Vorlesungen nicht ver-

fehlen wird, auch im Auslande Interesse zu erregen. Neben einem möglichst wörtlichen Bericht über Vorlesungen der Sorbonne, des Collége de France [„la Théologie, l'Ecole de Médecine, les sciences et les lettres, les leçons du Conservatoire des Arts et Métiers, du Jardin des Plantes et même de la Bibliothèque Impériale"], geeignet nähere Einsicht in die Art und Weise des Professors zu verstatten, sollen auch eine Stelle finden les Facultés de province, les Universités, les Gymnases (?) de l'étranger. Die deutsche Wissenschaft, die man immer mehr und mehr auch in Frankreich anzuerkennen anfängt, soll besonders in ausführlichern Notizen über die bedeutendsten Lehrer dem französischen Publicum vorgeführt werden. Mélanges littéraires et scientifiques und ein Bulletin bibliographique schließen jedes Mal die etwas über einen Bogen starke wöchentliche Nummer, deren 17te, am 11. Juni ausgegebene uns vorliegt. Wir geben als Probe das Inhaltsverzeichniß von einigen Nummern, um die Reichhaltigkeit des gebotenen Stoffes unsern Lesern zu zeigen.

N° 1. Avertissement. — Sorbonne: Cours de M. Berger. — Collége de France: Cours de M. Baudrillart; Cours de M. Rigault. — Mélanges. Réception de M. Biot à l'Académie française. — M. Pierron et la littérature grecque. — Euripide et M. Artaud. — Varron et M. Chappuis. — M. Bétolaud et le banquet des anciens élèves de Louis-le-Grand. — Bulletin bibliographique. — Programme des Cours de la Sorbonne.

N° 2. Collége de France. Cours de M. Philarète Chasles. — Faculté des sciences de Marseille. Cours de M. l'abbé Aoust. — Collége de France. Cours de M. Baudrillart (*suite*). — Mélanges. Titres des thèses récemment soutenues à la Sorbonne. Cours de grammaire comparée à la Faculté des lettres de Dijon, par M. Benloew. — Ascension du Chimborazo. — Société d'acclimation. — Programme des cours du Collége de France. — Tableau des heures et des jours.

N° 4. Collége de France. Cours de M. Franck; cours de M. Claude Bernard. — Faculté des lettres d'Aix. Cours de M. J.-J. Weiss, littérature française. — Mélanges. Nomination de M. de Laborde aux fonctions de Directeur des Archives impériales de France. — M. de Falloux. — Gay-Lussac. — Création d'une chaire de physique végétale au Muséum d'Histoire naturelle. — Découverte d'un bloc de pierre octogone, appelé le Monument de Braithvell Green. — Discussion à la Chambre des représentants de Belgique sur le traitement des professeurs de l'enseignement supérieur. — Lettre de M. Bersot sur le baccalauréat. — Critique littéraire: Caton historien. — Programme des cours de la Faculté des Sciences. — Tableau des heures et des jours.

N° 16. Université de Berlin. Cours de M. Boeckh. Pindare. — Sorbonne. Cours de M. Egger. La Cyropédie ou l'utopie en Grèce. — Faculté de Médecine. Cours de M. Tardieu (leçon d'ouverture). La médecine légale. Mélanges. Critique littéraire: La question d'argent. par Emmanuel Garnier (das Stück wird scharf getadelt). Souvenirs d'un voyageur par M. le vicomte de Nugent. — Le baccalauréat ès-lettres et la Faculté de Strasbourg. — M. Guérin. Méneville et les vers à soie. — Tableau statistique des Universités allemandes (année scol. 1856—57).

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Die deutschen Mundarten. Eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik. Herausg. von G. K. Frommann. (Nürnberg, v. Ebner.) 3 Thlr.

Literatur.

Lieder der Minnesinger. Von K. Simrock. (Elberfeld, Friedrichs.) $2^1/_2$ Thlr.

H. Pröhle. Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. (Leipzig, G. Mayer.) 6 Sgr.

G. H. Lewis. Goethe's Leben und Schriften. Uebers. von J. Frese. (2. Aufl.) Jede Lieferung 5 Sgr.

F. Peter. Die Literatur der Faustsage systematisch zusammengestellt. 3. Ausg. (Leipzig, Hartung.) $^5/_6$ Thlr.

Chr. Marlowe's Doctor Faust. Deutsch von A. Böttger. (Leipzig, Hartung.) 1 Thlr.

R. W. Emerson. Ueber Goethe und Shakspeare. Aus dem Englischen von H. Grimm. (Hannover, Rümpler.) 15 Sgr.

F. W. V. Schmidt. Die Schauspiele Calderon's dargestellt und erläutert. (Elberfeld, Friedrichs.) 3 Thlr.

Grammatik.

J. u. W. Grimm. Deutsches wörterbuch. II. Bd. 5. Lieferung. (Leipzig, Hirzel.) $^2/_3$ Thlr.

Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Rechtschreibung. (Leipzig, Schlicke.) 5 Sgr.

K. Klaunig. Ueber deutsche Rechtschreibung vom wissenschaftlich praktischen Standpunkte. (Leipzig, Schlicke.) $^5/_6$ Thlr.

Hilfsbücher.

A. Klima. Handbuch zum Unterrichte im deutschen Stil. 3 Thle. (Wien, Seidel.) à $^2/_3$ Thlr.

L. Georg. Lehrbuch zum systemat. Studium der franz. Sprache. (Basel, Georg.) $1^1/_3$ Thlr.

J. F. Sanguin's Prakt. franz. Grammatik. Neue Bearbeitung. 25. Aufl. (Leipzig, Brauns.) $^2/_3$ Thlr.

H. A. Manitius. Vollständige Formenlehre der franz. Sprache in gedrängter Uebersicht. 2. Aufl. (Leipzig, Arnold.) 4 Sgr.

C. F. Gnüge. Die Gesetze der franz. Sprache mit Uebungen zur Anwendung derselben. 2. Aufl. (Erfurt, Keyser.) $^5/_6$ Thlr.

J. B. Machat. Franz. Sprachlehre. 30. Aufl. (Wien, Lechner.) 1 Thlr.

J. Riedel. Erste Uebungen im Französischen mit Kindern von 6—9 Jahren. (Heidelberg, Bangel.) 6 Sgr.

C. Ploetz. Syllabaire français. Franz. Vorschule für die erste Stufe in Töchterschulen und beim Privatunterrichte. (Berlin, Herbig.) 6 Sgr.

E. de la Fruston. Echo français ou nouveau cours gradué de conversation française. (Leipzig, Giegler & Violet.) $^1/_2$ Thlr.

L. Bischoff. Schule des franz. Styls und des mündlichen Ausdrucks im Franz. 2. Aufl. (Wesel, Hülsemann.) 10 Sgr.

Bibliothek franz. Prosaiker. Guillaume-le-Conquérant. (Auszug aus Thierry von H. Robolsky.) (Berlin, Renger.) 15 Sgr.

Bibliothèque choisie de la litt. franç. en prose par R. Schwalb.

1. Guizot, Discours sur l'hist. de la révol. d'Angleterre. 6 Sgr.
2. Hist. de Charles I. 10 Sgr.
3. Frédéric le Grand, Lettres et poésies. 15 Sgr.

(Essen, Baedeker.)

Handbuch der franz. Conversation f. Kaufleute v. Brandt dit Grierin. 3. Aufl. (Potsdam, Schlesier.) $17^1/_2$ Sgr.

Englische und franz. Unterrichtsbriefe von K. Jacobi. (Berlin, Rahn.) $^1/_6$ Thlr.

H. Oberdieck. Englische Tabellen zur Einübung der Aussprache. (Lüneburg, Herold u. Wahlstab.) $^1/_6$ Thlr.

H. Lüdecking. Blüthen englischer Dichtung für Schulen gesammelt. (Wiesbaden, Kreidel u. Niedner.) $^1/_2$ Thlr.

C. M. Sauer. Neue italienische Conversations-Grammatik. (Heidelberg, Groos.) 1 Thlr.

A. E. Zwitzer's Elementarbuch der niederländ. Sprache. (Hannover, Hahn.) $^1/_2$ Thlr.

Neuer Lehrgang der Spanischen Sprache nach der Robertson'schen Methode von Dr. A. Boltz. (Berlin, Peters.) 15 Sgr.

Duve y Huebener. Spanisch deutsches Lesebuch zum Schulgebrauch. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr. 6 Sgr

Thomas Chatterton,

eine biographische Skizze von J. Schmidt,

Professor in Cheltenham.

Ich will versuchen das Leben eines jungen englischen Dichters aus dem vorigen Jahrhundert zu schildern, der durch sein glänzendes, obgleich keineswegs zur Reife gediehenes Talent, noch mehr aber durch sein selbstgewähltes, frühzeitiges Lebensende unser Interesse in Anspruch nimmt. In meiner Biographie sollen, wenn mir dies gelingt, psychologische Motive mit ästhetischen und literarhistorischen Elementen balancirt werden. Eine gründliche Erörterung der Frage über den Ursprung der Rowley-Dichtungen liegt mir fern; jedoch will ich gleich hier erwähnen, daß ich, im Einklang mit den Ergebnissen der englischen Kritik, die Namen Chatterton und Rowley für identisch halte. Die von mir benutzten Quellen und Hülfsmittel bestehen, außer den Werken des Dichters, hauptsächlich in den folgenden zwei Monographien: The life of Chatterton by G. Gregory, D. D. in Southey's Ausgabe der gesammelten Werke, London 1803, und D. Masson's Essays biographical and critical chiefly on English poets. Cambridge 1856. Der Aufsatz von David Masson, Professor der englischen Literatur am University College zu London, zeichnet sich ebenso sehr durch Gründlichkeit und gesundes Urtheil aus, wie durch Frische der Darstellung; nur möchte es mir scheinen, daß der Stil manchmal durch künstliches Heraufschrauben der Phantasie etwas in's Manierirte verfällt. Jedenfalls dürfen wir Masson's Würdigung des räthselhaften Charakters mit dem Resümé eines Richters vergleichen, worin beiden Seiten, den Anklägern so gut wie den Vertheidigern, Rechnung getragen wird, so daß es kaum noch nöthig ist, die vollständigen Acten des Processes durchzulesen, um in Betreff des Für und Wider in's Klare zu kommen. Außerdem verdanke ich

manche Andeutungen der kurzen, aber interessanten und schön geschriebenen Biographie in T. Campbell's Specimens of the British Poets. Endlich muß ich noch erwähnen, daß ich eine kurze Stelle in der Schilderung der Todesscene den Dawnings of Genius, einem bei der englischen Jugend beliebten Buche, entnommen habe. Püttmann's Schrift (Chatterton's Leben und Werke) ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

Thomas Chatterton wurde am 20. November 1752 zu Bristol geboren. Sein Vater, den er nie gekannt, war Sänger im Chore der dortigen Kathedrale gewesen, und hatte zuletzt die Leitung einer Freischule erhalten. Vielleicht genossen die Chorsänger schon in jenen Zeiten wie noch jetzt den Ruf der Trunksucht, was man gewöhnlich aus dem Mangel an einer sonstigen, regelmäßigen Beschäftigung erklärt. Chatterton's Vater wird als ein roher Trunkenbold bezeichnet; ja noch mehr, man berichtet uns, er habe gegen die Trinkgenossen aus seinem Glauben an den Zauberer Cornelius Agrippa kein Geheimniß gemacht. Hiernach liegt die Annahme gar nicht fern, daß ein so zu sagen dämonisches Wesen, welches bei dem Vater in der wüstesten Weise hervorbrach, von ihm auf den Sohn vererbt sei, obgleich es sich bei dem letztern in ganz andern Symptomen offenbaren sollte. Nach dem Tode ihres Gatten gewann die Wittwe einen kümmerlichen Lebensunterhalt, theils durch Nähen, theils durch Unterricht, das dernier ressort aller Unglücklichen in England; später fand sie dabei Unterstützung an ihrer Tochter. Chatterton war bestimmt, sein Leben in der Armuth zu beginnen und zu enden. Es scheint seiner Erziehung von vornherein an jener Sorgfalt gefehlt zu haben, die erforderlich ist, um den zarten Keimen die frische Lebenskraft zu bewahren. Dem Vater Chatterton's war als Lehrer an der Armenschule ein gewisser Mr. Lovel gefolgt, und diesem wurde der Knabe im Alter von fünf Jahren anvertraut. Bald jedoch war die Mutter genöthigt, ihn zurückzunehmen, da er für dumm und unfähig zum Lernen angesehen wurde. Ein Jeder weiß, wie unsicher das Prognosticum ist, das Elementarlehrer den geistigen Anlagen ihrer Zöglinge zu stellen pflegen. So manche außerordentliche Genies haben anfangs wenig Erwartungen erregt; das stille Weben der Naturkräfte scheint in ihnen längere Zeit zu erheischen, als für die Entwicklung eines gewöhnlichen Geistes nöthig ist. Dennoch ist es grade bei Chatterton auffallend, daß er in seinen frühesten Jahren weder be-

sondere Talente verhieß, noch gleich andern Kindern an den Anfangsgründen des Wissens ein halb spielendes, halb ernstes Interesse nahm. Denn einmal ist das späte Aufblitzen des Talents in der Regel ein Zeichen tiefer Innerlichkeit des Gemüths- und Gefühlslebens, die wir jenem, trotz einzelner schöner Züge seines Charakters, in letzter Instanz absprechen müssen. Andrerseits entfaltete er bald eine solche Schnelligkeit des Auffassens und eine solche Leichtigkeit der Production, daß ihm nur wenige Sterbliche je an früher Reife des Genies gleichgekommen sind. Um also den anscheinenden Mangel an geistiger Regsamkeit während der ersten Kinderjahre mit dem unmittelbar darauf hervortretenden, wunderbaren Formtalente in Einklang zu bringen, werden wir wohl annehmen müssen, daß der kleine Knabe in der oben erwähnten Schule falsch behandelt sei und demgemäß in seiner Indolenz einen Grundzug seines Charakters, hartnäckigen Trotz, bethätigt habe.

Ein anscheinender Zufall erweckte den Wissenstrieb des jungen Dichters. Nach dem Ausdruck seiner Mutter verliebte er sich förmlich in die ausgemalten Anfangsbuchstaben einer sogenannten black letter bible; sie war als praktische Lehrerin hinlänglich in die Mysterien der Pädagogik eingeweiht, um die kindliche Passion sofort zu benutzen und den Unterricht im Lesen daran zu knüpfen. Die englischen Biographen Chatterton's haben an Alfred den Großen erinnert, dessen Interesse an allem Literarischen aus der Bewunderung der Initialen in einem angelsächsischen Gedichte erwachsen sein soll. Mir ist dabei unwillkürlich die schöne Schilderung Lamartine's zu Anfang seiner Reise in den Orient eingefallen, wie er aus einer alten, illustrirten Ausgabe der heiligen Schrift, die seine Mutter auf den Knien hielt, das Lesen gelernt, indem sich Lernbegier mit Anschauungen der Kunst und mit frommen Regungen des Gemüths in eine harmonische Stimmung verschmolz. Jene Jugendeindrücke dürften für Chatterton's spätere Geistesrichtung von Wichtigkeit gewesen sein. Wie oft eine längst vergessene Melodie in unserm Gedächtnisse erst leise und unbestimmt, dann immer deutlicher wiedertönt und uns kaum Ruhe läßt, bis wir uns auf's Neue vollständig hineinleben; so tauchen auch die schon verwischten Eindrücke der Kindheit in unbegreiflicher Weise vor dem Geiste auf und bestimmen das scheinbar fertige Alter des reifen Mannes. Ich bitte meine Leser, sich der erwähnten Zufälligkeiten zu erinnern, wenn ich im Verlaufe meiner Lebens-

beschreibung von den Gedichten Chatterton's im alterthümlichen Stile sprechen werde.

In seinem achten Lebensjahre wurde Chatterton in Colston School, einer milden Stiftung untergebracht, wo er bis zum Juli 1767 verblieb. Diese Anstalt wird gewöhnlich mit der Blue Coat School in London verglichen. Wie weit die beiden Institute in ihrer ursprünglichen Anlage einander entsprochen haben, vermag ich nicht anzugeben; gegenwärtig aber scheint sich die Aehnlichkeit auf die Kleidung der Zöglinge zu beschränken. Das charakteristische Costüm besteht in einem langen dunkelblauen Tuchrocke, unter dem nur die gelben Strümpfe hervorsehen; dazu kommen Bäffchen, gerade wie sie unsere deutschen Prediger tragen, nebst einer eigenthümlichen, einem Barett ähnlichen blauen Mütze mit rothem Streifen und rothem Knopfe. Was den Stand betrifft, dem die Eltern der Blue-Coat-Schüler angehören, so habe ich darüber klagen hören, daß die für Arme eingerichteten Stellen vielfach durch Begünstigung den Söhnen ganz bemittelter Leute zugewandt werden; in Bristol, glaube ich, ist dies nicht der Fall. Die Begüterten würden es gar nicht für wünschenswerth halten, ihre Söhne auf die Colston School zu bringen, da dieselbe in wissenschaftlicher Hinsicht viel tiefer steht als die Londoner Anstalt. Der Unterricht auf jener beschränkt sich, um mich eines in England gäng und geben Ausdrucks zu bedienen, auf die three R's of Sir William Curtis, d. h. auf das dreifache R, das Alderman Curtis, der Liebling Georg's III., einst in einem Toaste gefeiert, reading, writing and 'rithmetic. Die ganze Erziehung, welche die Colston School ertheilt, ist darauf berechnet, die Knaben für ein Handwerk oder eine niedere mercantile Beschäftigung vorzubilden. Die Regeln und Einrichtungen sind streng abgemessen, und die Schüler werden in einer Art mönchischen Abgeschiedenheit gehalten, so daß sie ihre Angehörigen nicht allzu häufig zu sehen bekommen.

Ob Chatterton's Leistungen auf dem Gebiete der elementaren Schulroutine sich über das gewöhnliche Maß erhoben, ist bei den widerstreitenden Berichten, die uns vorliegen, nicht füglich zu entscheiden. Wahrscheinlich gingen die ersten zwei Jahre seines Schülerlebens vorüber, ohne daß er sich besonders anstrengte, also auch wohl ohne daß er Aufsehen machte. Dann aber befiel ihn mit einemmale eine merkwürdige Sucht zu lesen. Die Bibel, theologische Abhandlungen, alte Magazine, Dichtungen und Geschichtswerke, Alles was

nur in seine Hände fiel, ward gierig von ihm verschlungen. Entweder wußte er mit den kärglichen Sparpfennigen, welche seine Mutter ihm konnte zufließen lassen, sehr gut hauszuhalten, oder es war die von ihm erregte Aufmerksamkeit, die ihm zu einigen Leihbibliotheken freien Zutritt verschaffte. Zwischen seinem 11. und 12. Jahre fertigte er ein Verzeichniß der von ihm gelesenen Bücher an, deren Zahl sich auf 70 belief. Der Verlust des Katalogs ist sehr zu beklagen, da derselbe in Bezug auf den Ursprung der Rowley-Dichtungen gewiß zu interessanten Aufschlüssen geführt haben würde.

Daß Chatterton während der Spielstunden gewöhnlich in der Stube zurückblieb, um zu lesen, ist schwerlich dem Gefallen an der Lectüre allein, sondern eben so sehr der Vorliebe für einsame Zurückgezogenheit zuzuschreiben, welche man an den meisten Dichtern, namentlich während ihrer Jugend bemerkt hat. Wenn er am Sonnabend auf ein Paar Stunden nach Hause gehen durfte, so wunderte sich seine Mutter mit ihren Bekannten oft darüber, was für Gefallen der Junge nur daran finden könne, sich Stunden lang in einer alten Polterkammer hinzusetzen. Es dauerte gar nicht lange, so ward es bekannt, daß Chatterton sich damit abgebe, Verse zu schreiben. Schon im Januar 1763, als er eben 10 Jahr alt war, ließ er dem Verleger eines zu Bristol erscheinenden Journals ein kleines religiöses Gedicht zukommen, das richtig gedruckt wurde. Von der Zeit an war er ein erklärter Musenjünger und versah das gefällige Wochenblatt regelmäßig mit seinen Beiträgen. Dagegen finden wir, daß er mit seinen jugendlichen Mitbrüdern auf dem Parnaß in keine Gemeinschaft trat. Auf der Colston School hatte sich nämlich, wie auf so vielen Instituten höhern und niedern Ranges, durch die Anregung eines Unterlehrers ein wirklicher Dichterbund gebildet; und diesem blieb unser Poet völlig fremd. Es ist eine müßige Speculation untersuchen zu wollen*), was ihn eigentlich vom Beitritte zurückgehalten habe; in Chatterton's Leben gibt es so viel Seltsames zu erklären, so viel des Dunkeln aufzuhellen, daß wir uns unmöglich auf eine Analyse des rein Negativen einlassen können.

Während Chatterton seinen religiösen Empfindungen einen poetischen Ausdruck verlieh, gab er sich andrerseits wieder einem durchaus verschiedenartigen Geistestriebe hin, der Lust am Satirischen, die,

*) wie Gregory gethan, p. VIII—X.

wie wir sehen werden, seine poetische Richtung stets begleitete. Sein ganzes Wesen war eine eigenthümliche Verbindung liebenswürdiger kindlicher Zuthulichkeit mit spröder Verschlossenheit und mürrischem Eigenwillen. Wenn ihn etwas empfindlich berührt hatte, so mußte er seinen Groll auslassen, und dazu kam noch der Kitzel, Andern seine Ueberlegenheit fühlbar zu machen. Merkwürdigerweise fand ein entfernter Zusammenhang zwischen Chatterton's jugendlicher Satire und Frömmigkeit statt. Dies gilt von den gegen einen Methodisten gerichteten Versen mit der Ueberschrift Apostate Will, ja es läßt sich sogar auf sein erstes Pasquill aus demselben Jahre (1764) ausdehnen. Ein Ziegelbrenner, der das Amt eines Vorstehers an der Kirche St. Mary Redcliffe bekleidete, hatte den alten Kirchhof ebnen lassen, wie man behauptete, um die Erde und den Thon für sich zu benutzen. Der junge Dichter im blauen Armenschülerrocke mochte einige Veranlassung fühlen, sich mit den Grüften und Leichensteinen des Gottesackers zu identificiren, weil die Todtengräberstelle 150 Jahre lang von Angehörigen seiner Familie war verwaltet worden. Er ließ daher eine Satire vom Stapel laufen, von der wir jedoch nur den Titel wissen: „Der Kirchenvorsteher und die Erscheinung, eine Fabel."

Ein Paar Jahre später debütirte Chatterton in einem eigenthümlichen Fache, von dem man nicht recht weiß, ob man es als Mystification oder als Fälschung bezeichnen soll. Er kam nämlich zu einem Zinngießer in Bristol, Mr. Burgum, und eröffnete demselben seine angebliche Entdeckung, die Familie seines Namens stamme von einem der ältesten Adelsgeschlechter des Landes ab. Dies erbot er sich durch einen aus alten Manuscripten zusammengestellten Stammbaum zu erweisen, und händigte auch wirklich dem erstaunten Zinngießer nach ein Paar Tagen sein Machwerk ein, welches noch existirt und nebst einer Copie des von Chatterton gezeichneten Wappens im 2. Theil der Southey'schen Gesammtausgabe abgedruckt ist. Darin wird die Familie De Bergham, gespickt mit einer unermeßlichen Reihe von Namen, die nach etwas Großartigem klingen, von der Eroberung Englands durch die Normannen bis in's 16. Jahrhundert herabgeführt. Die Dankbarkeit des neugebackenen Adligen kannte keine Grenzen; er zahlte seinem Genealogen ein Honorar von 5 Shilling, beinah 2 Thlr. Pr. Courant — für einen Knaben eine ungeheure Summe. Jetzt wollte auch Chatterton wieder seinem Gönner an Generosität nichts nachgeben und lieferte eine Fortsetzung

des Stammbaums bis zur Periode Karl's des Zweiten. Jedoch war er verständig genug, sich auf die Zeiten nicht mehr einzulassen, in denen eine Controle leicht möglich war; der Kannegießer sollte selbst zusehen, wie die Lücke auszufüllen wäre. Ob es ihm wohl gelungen ist, an das stolze Gebäude der De Bergham die bristolsche Sippe wie ein Schwalbennest anzukleben? Am Meisten charakteristisch ist es, daß der Verfasser im zweiten Documente auch den Namen eines Dichters figuriren läßt. Ein angeblicher Cistercienſermönch John de Bergham, der in Oxford studirt, soll als eine der größten Zierden seines Zeitalters gegolten haben. Unter dessen Werken wird einer Uebersetzung der Iliade mit dem Titel „Roman von Troja" (Romance of Troy) Erwähnung gethan. Um seinem Patrone, dem Zinngießer, vom poetischen Stile des berühmten Ahnherrn eine Probe zu geben, theilt Chatterton ein kurzes Gedicht in alterthümlichem Dialekte mit „The Romaunte of the Cnychte" (die Ballade vom Ritter), und gibt im Anhang, damit es für Jedermann verständlich werde, eine moderne metrische Paraphrase unter seinem eignen Namen.

Schon oben habe ich angedeutet, daß es schwer ist, über Chatterton's Leistungen in der Schule etwas Bestimmtes festzustellen. Eine wirklich gründliche Bildung, wenn dieser Ausdruck von Elementarkenntnissen gebraucht werden darf, hat er sich trotz aller Gewandtheit nie erworben. Erst ganz allmälig gelang es ihm während seiner Schriftstellerthätigkeit, sich mit der englischen Grammatik vertraut zu machen; selbst in seinen besten Gedichten finden sich noch jetzt vielfache Spuren, die den ursprünglichen Mangel an Schulwissen bekunden. Andrerseits besaß er eine erstaunliche Belesenheit, namentlich im antiquarischen Fache, hatte sich eine gewisse Fertigkeit im Zeichnen erworben und das von seinem Vater geerbte musikalische Talent ganz hübsch ausgebildet. Stand er vielleicht in der Schulclasse hinter Knaben mit minder brillanten Anlagen zurück, so genoß er jedenfalls, auch ohne dem Poetenbunde seiner Altersgenossen beigetreten zu sein, bedeutendes Ansehen als Literat. Aus seiner Lieblingsbeschäftigung machte er schwerlich ein Geheimniß; denn „Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen," und Chatterton insbesondere war von Ehrgeiz und Eitelkeit durchaus nicht frei. Sein Ruhm war auch außerhalb der Schule in weitere Kreise gedrungen, Gevatter Schneider und Hand-

schuhmacher bewunderten zweifelsohne den großen Heraldiker. Es mochte sich auch Mancher von ihnen geneigt finden lassen, einem jungen Dichter etwas unter die Arme zu greifen, dessen Mutter für's liebe Brot nähen und Schule halten mußte.

Wahrscheinlich war es dem Einflusse solcher Gönner aus der niedern Bourgeoisie zuzuschreiben, daß Chatterton nach siebenjährigem Besuch der Colston-Schule im Juli 1767 bei einem in Bristol ansässigen Sachwalter, Namens Lambert, in die Lehre gegeben wurde. Die Mitglieder des Schul-Comité bezahlten für ihn ein sogenanntes praemium (Lehrgeld) von 10 Lstrl. Chatterton sollte 7 Jahr bei Lambert bleiben und in dessen Hause Wohnung und Kost erhalten, während die Mutter des Knaben für Wäsche zu sorgen hatte. Von Emolumenten war keine Rede, doch stand zu erwarten, daß ein junger Schreiber, der sich durch eine nette Handschrift empfahl, hin und wieder ein Paar Shilling Taschengeld würde verdienen können. Jedenfalls hatte er die Aussicht, nach Ablauf von 7 Jahren selbständig als Sachwalter auftreten zu dürfen. Wie mancher arme Knabe hätte sich selig gefühlt in der Hoffnung, einst sein reichliches Brot zu verdienen und eine angesehene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen! Leider lag es nicht in Chatterton's Charakter, sich willig in augenblickliche Sclaverei zu fügen, weil ihm dagegen ein Wechsel auf künftige Freiheit und künftiges Glück ausgestellt war.

Nichts wurmte den Knaben tiefer in seinem neuen Verhältnisse, als daß er seine Mahlzeiten in der Küche einnehmen und mit dem Bedienten zusammen schlafen mußte — auch war dies in der That eine schnöde Zurücksetzung von Seiten seines Brotherrn. Nur ein Vortheil vermochte jenen für die ihm widerfahrende geringschätzige Behandlung zu entschädigen, der Genuß hinreichender Muße zum Studiren. Zwar hatte der Lehrling eigentlich weiter keine Freistunden als von 8 — 10 Uhr Abends, um welche Zeit er sich zu Hause einfinden mußte, und zwölf Tagesstunden, mit geringer Unterbrechung waren dem Bureau gewidmet; allein da das Geschäft keineswegs sehr ausgedehnt war, so wurde Chatterton häufig ohne bestimmte Beschäftigung allein gelassen, konnte sich also selbst etwas zu thun machen. Da pflegte er sich nun in historische Werke oder in Chroniken zu vertiefen, alte Dichter, namentlich Chaucer, zu lesen und das Glossar zu dessen Werken zu studiren. Manchmal faßte ihn

sein Principal dabei ab, daß er Verse schmiedete und hielt ihm wohl als praktischer Mann eine Vorlesung über die Nutzlosigkeit derartiger Spielereien. Einmal regnete es sogar Schläge, als es nämlich herausgekommen war, daß der Taugenichts seinem würdigen früheren Schuldirector einen anonymen Brief voll Schmähungen zugesandt hatte.

Chatterton's Biographen haben ziemlich ausführlich die Frage erörtert, ob sein äußerer Lebenswandel während seines Aufenthalts im Lambert'schen Hause fleckenlos gewesen, oder ob er sich jugendliche Ausschweifungen habe zu Schulden kommen lassen. Das der Natur der Sache nach rein negative Zeugniß zu seinen Gunsten beruht hauptsächlich auf der spätern Aussage seiner Schwester; doch eine solche wird den Bruder in der Regel mild und nachsichtig beurtheilen — um so mehr im vorliegenden Falle, da es sich um das Andenken eines unglücklichen Todten handelte. Chatterton's eigne Aeußerungen haben noch weniger Bedeutung, denn wir werden leider bald Gelegenheit haben uns zu überzeugen, daß er seines Stolzes ungeachtet durchaus nicht von der unbedingten Heiligkeit der Wahrheit erfüllt war. In seinen Briefen an einen nach Amerika ausgewanderten Jugendfreund behauptete er, an allerlei jungen Mädchen lebhaftes Interesse genommen zu haben. Knaben lieben es, wie ein Jeder sich dessen von Oberquarta her erinnern wird, aus bloßer Renommage ihre Fähigkeit sich zu verlieben an den Tag zu legen. Blieb Chatterton bei solchem Kinderspiel stehen? Es existirt im britischen Museum ein curioser Brief von einem erzürnten Dienstmädchen an unsern Dichter; diejenigen meiner Leser, welche englische Küchen-Orthographie zu studiren wünschen, können ihn bei Masson nachlesen. Das Document sieht in der That verdächtig aus; dazu kommt, daß Chatterton in einem seiner eignen Briefe fast wie ein Franzos spricht. Sein Ruf in der Vaterstadt war jedenfalls nicht der beste. Man beschuldigte ihn, wie wir sehen werden, sich mit schlechter Gesellschaft zusammenzuhalten, und zeichnete ihn aus als das „tolle Genie von Bristol" (the mad genius of B.) Obgleich wir nicht im Stande sind, jene Anschuldigung zu substantiiren, noch anzugeben wissen, ob der Beiname viel mehr habe besagen wollen, als daß der Jüngling nicht sei wie die andern soliden und polizeigerechten Bürger der alten Handelsstadt; so scheinen doch beide Punkte eine gewisse Bestätigung der sonst vorliegenden Indicien zu enthalten.

Mag Chatterton, ein frühreifes Kind, der vielseitigen Verführung, welche Bristol als große Handelsstadt darbieten mußte, unterlegen sein, oder mag er bei aller theoretischen Libertinage ein äußerlich tadelloses Leben geführt haben; seine Phantasie mindestens war keineswegs rein und keusch. Vielleicht kommen wir in Betreff seines Wandels der Wahrheit am nächsten, wenn wir einfach annehmen, daß er weder besser noch schlechter war als die meisten jungen Leute seines Standes. Uebrigens wäre es hart und ungerecht, auf die Verirrungen eines Jünglings großes Gewicht zu legen, dem später die Zeit gefehlt hat, um sein Wesen wieder abzuklären. Obgleich ich selbst durchaus nicht geneigt bin, in den puritanischen Ton einzelner Biographen Chatterton's einzustimmen, so durfte ich doch, ohne ein falsches Bild von ihm zu entwerfen, die Schatten nicht außer Acht lassen.

Im September 1768 wurde zu Bristol eine neu erbaute Brücke eingeweiht, und bei dieser Gelegenheit stellte die Bürgerschaft so viel Pomp als möglich zur Schau. Unmittelbar nachher erschien in einem Localblatte die Beschreibung der Festlichkeiten und Processionen, welche angeblich vor mehreren Jahrhunderten bei der Einweihung der ersten, damals eben durch einen Neubau ersetzten Brücke stattgefunden haben sollten.*) Die Schilderung war sehr lebhaft und anschaulich, bot eine Menge interessanter Details dar und galt des alterthümlichen Stils wegen für echt. Die Antiquare waren neugierig zu wissen, wen die Unterschrift Dunhelmus Bristoliensis bezeichnete. In Folge von Nachforschungen entdeckte man den Einsender in der Person des Schreibers Chatterton, der ja schon früher den Burgum'schen Stammbaum an's Licht gezogen. Er wurde förmlich verhört und abwechselnd mit Schmeicheleien und Drohungen bestürmt, ohne daß die Sache dadurch eine genügende Erledigung fand. Chatterton suchte Ausflüchte, kam aber immer wieder darauf zurück, er habe die Originale in der Kirche St. Mary Redcliffe gesehen. Denselben Fundort gab er auch in der Folge für seine weitern Entdeckungen an, so daß es passend scheint, was in Bezug darauf bekannt geworden ist, gleich hier zu erzählen.

*) On the Fryars first passing the Old Brydge. Works III. p. I. ff.

Unter der Regierung Eduard's IV. (von 1461—1483) lebte zu Bristol ein reicher und angesehener Kaufmann William Canynge oder Cannyng, mit dem die Leser dieses Aufsatzes noch näher bekannt werden sollen, wenn ich ein Paar Uebersetzungen der Chattertonschen Werke mittheile. Von seinem Reichthum mag es einen Begriff geben, daß es heißt, Eduard IV. habe einmal mehrere seiner Schiffe mit Beschlag belegt, deren Gehalt sich zusammen auf 2470 Tonnen belief. Die Mitbürger seiner Geburtstadt erhoben ihn nicht weniger als fünfmal zur Würde ihres Mayor. Dieser W. Canynge erbaute entweder die schon mehrmals genannte Kirche, oder stellte sie wenigstens vollständig wieder her, nachdem der frühere Bau in Verfall gerathen war. Alle alten Documente, die auf Schenkungen Bezug hatten, wurden in dem muniment room, d. h. in dem Archiv oder Urkundenzimmer der Kirche aufbewahrt. Von den dort befindlichen 6 oder 7 Eisenkasten hieß einer vorzugsweise der Canynge's cofre. Diesen ließ der Kirchenvorstand im Jahre 1727, da die Schlüssel verloren gegangen waren, in Gegenwart mehrerer Rechtsanwälte aufbrechen, nahm diejenigen Urkunden heraus, worauf es ihm allein ankam, und kümmerte sich nicht weiter um den Rest. Eine Anzahl Pergamentrollen blieben liegen und wären höchst wahrscheinlich vermodert, ohne daß Jemand ihrer mit einem Worte Erwähnung gethan; hätte Chatterton's Vater sie nicht für seine Privatbedürfnisse benutzt. Schon vor ihm hatte sich dieser und jener einen Fund angeeignet, Niemand aber hatte das Wegschleppen gleich ihm in's Große betrieben. Da sein Onkel Küster und Todtengräber zu St. Mary war — das letzte Familienglied in der 150jährigen Reihe — so stand ihm freier Zutritt zu dem Urkundenzimmer zu. Er machte sich das Vorrecht zu Nutzen, einmal trug er mit Hülfe seiner Schüler einen ganzen Korb voll Pergamente fort. Sein Hauptgebrauch bestand darin, daß er sie über Bücher, namentlich über die in seiner Schule benutzten Bibeln klebte, um den Einband zu schonen. Seine Frau blieb gewiß nicht hinter ihm zurück, denn Pergament eignet sich ausgezeichnet dazu, Einmachetöpfe zu verschließen. Chatterton soll nun nach der Erzählung seiner Freunde einst zu Hause auf ein Stück Pergament aufmerksam geworden sein, das man zu einem Garnknäuel benutzt hatte; dann heißt es, habe er weiter nachgeforscht und habe Entdeckungen über Entdeckungen gemacht. Er stöberte alle Ecken des Hauses durch und trug das Gefundene in den

Taschen mit sich fort. Da er eines Tages sah, daß der Umschlag um eine Bibel ein altes Manuscript enthielt, stieß er einen schrecklichen Fluch aus, zog das Pergament ab und steckte es ein. Als man ihm mittheilte, wie sein Vater in den Besitz des Schatzes gelangt sei, ging er selbst in die Kirche und hielt dort eine ziemlich ergiebige Nachlese.

Wir brauchen die ganze Erzählung nicht anzuzweifeln, ohne uns deshalb zu Gunsten der Authenticität der Rowley-Dichtungen zu entscheiden. Vielmehr bildet dieselbe ein wesentliches Glied, um die Möglichkeit der Fälschung zu erklären.

Chatterton theilte was er gefunden und entziffert zu haben behauptete, ganz allmälig dem Kreise seiner Bekannten in Bristol mit, namentlich dem Compagnon seines Zinngießers, einem gewissen Catcott, dem Bruder desselben, der ein Geistlicher in Bristol war, und einem Chirurgen Namens Barett. Der Letztgenannte, ein Mann von einer gewissen Celebrität als Bristol'scher Antiquar, schlug die Dienste, welche Chatterton ihm bei seinen Vorbereitungen zu einer Geschichte der Vaterstadt leistete, so hoch an, daß er sie remuneriren zu müssen glaubte. So floß von Zeit zu Zeit eine halbe Guinee in die Tasche des jungen Menschen, der gewiß Gebrauch davon zu machen wußte. Von den Gebrüdern Catcott, die sich vorzugsweise für Schätze aus dem Gebiete der Poesie interessirten, scheint er ähnliche Belohnungen erwartet, aber keineswegs empfangen zu haben. Unter seinen hinterlassenen Papieren fand sich später die nachstehende Note, vielleicht bloß der witzige Einfall eines müßigen Augenblicks, vielleicht aber auch in toller Laune wirklich abgeschickt:

„Forderungen der Vollzieher des T. Rowley'schen Nachlasses an Hrn. G. Catcott:

Für Vergnügen bei d. Lectüre seiner Geschichtswerke	Lstrl.	5. 5. 0
" " " " " " Dichtungen	"	5. 5. 0
Summa	Lstrl.	10. 10. 0."

(Vergleiche damit die ähnliche Berechnung nach dem Tode Beckford's.)

Chatterton's Ehrgeiz trieb ihn bald an, einen Versuch zu machen, ob er seine vorgeblichen Entdeckungen nicht dem größern Publicum mittheilen könne. Dieser Wunsch wurde noch durch Unzufriedenheit mit seiner Lage und Hoffnung, sich derselben zu entziehen, genährt.

Zuerst wandte er sich an einen als Herausgeber alter und neuer englischer Dichter namhaften Buchhändler, Robert Dodsley, in London, kam aber nicht zum Ziele — wahrscheinlich weil er zu gleicher Zeit erwähnt hatte, das Copiren der alten Handschriften würde eine Guinee kosten. Wir dürfen uns nicht wundern, daß der Londoner Verleger keine Lust hatte, eine Guinee zu verlieren; in Geldangelegenheiten hört bekanntlich die Gemüthlichkeit auf. Zudem ließ grade der Umstand, daß ein so auffallend geringer Satz für die Arbeit des Abschreibens bezeichnet war, das Ganze als eine bloße Schwindelei und Geldschneiderei erscheinen. Durch das Fehlschlagen des ersten Versuchs wurde Chatterton so wenig außer Fassung gebracht, daß er einen viel kühnern Plan entwarf, der anfangs in der That Erfolg versprach. Er wandte sich nämlich ohne weitere Umstände an den als Schriftsteller berühmten Horace Walpole, der sich damals nach Vollendung seiner Hauptwerke mit einer Revision und Fortsetzung seiner im Jahre 1761 begonnenen „Anekdoten aus der Geschichte der Malerei in England" beschäftigte und neues Material dafür zu sammeln bemüht war. Diesen Umstand machte sich Chatterton zu Nutzen, um seinen Angriff demgemäß einzurichten. Er sandte den 25. März 1769 an Walpole ein Paar Seiten aus einem Werke T. Rowley's über die Fortschritte der Malerei in England. (The Ryse of Peyncteyne in Englande, wroten by T. Rowlie, 1469, for Mastre Canynge.) Es war noch ein kleiner Gesang auf den Tod Richard's des Ersten als Probe der von demselben Verfasser herrührenden Gedichte beigefügt. Man achte darauf, wie Rowley, der doch anfangs ein schlichter Poet war, als Chatterton's fruchtbare Phantasie ihn aus dem Nichts der Vergangenheit ins Leben rief, ganz allmählig, nach dem wechselnden Bedürfnisse des Augenblicks, mit immer neuen Schätzen bereichert und so zu sagen als Universalgenie hypostasirt wird. Walpole ließ sich in der ersten Ueberraschung düpiren und beantwortete den Brief des Jünglings in einer sehr freundlichen und für ihn schmeichelhaften Weise. Es wäre gut für Chatterton gewesen, hätte er sich dabei beruhigt. Unglücklicherweise ging er weiter und gab in einem zweiten Briefe mehr Manuscript mit lauter Namen, von denen bis dahin Niemand etwas gehört hatte. Bald nachdem Walpole im Feuer des ersten Eindrucks an Chatterton geschrieben hatte, waren allerlei Zweifel in ihm rege geworden; um so mehr, da er sich schon früher hatte ge-

brauchen lassen, um den Macpherson'schen Ossian dem Publicum als ein Werk vergangener Jahrhunderte aufzutischen. Der Inhalt des zweiten Briefs machte ihm so wie seinen literarischen Freunden (namentlich Gray und Mason), die er zu Rathe zog, die Fälschung zur Gewißheit; auch hatte sich Chatterton diesmal über seine eigne Lage ausgesprochen und den Wunsch angebracht, Walpole möchte ihm die Möglichkeit eröffnen, seine in jeder Hinsicht unbefriedigende Stellung mit einer andern zu vertauschen. Der berühmte Schriftsteller zeigte jedoch eine Mäßigung und Humanität, deren nur Wenige im Angesicht einer ihnen gespielten Mystification fähig sein dürften. Die Meisten würden sich unter solchen Umständen dem natürlichen und verzeihlichen Verdrusse darüber hingeben, daß ein Andrer sie für zu beschränkt gehalten, um hinter seine Schliche kommen zu können. Bei Walpole aber überwog die natürliche Herzensgüte und das Gefallen an Chatterton's viel versprechendem Talent. Nachdem er über seinen Correspondenten in Bristol Erkundigungen eingezogen, schrieb er an ihn im freundschaftlichen Tone eines Vormunds und ermahnte ihn auszuharren in dem bisher verfolgten Berufe; damit er später einmal in den Stand käme, die Kindesschuld an seine Mutter zu entrichten. Dann setzte er noch hinzu, seine Bekannten theilten die Ansicht, daß die abschriftlich mitgetheilten Proben der Rowley'schen Manuscripte nicht authentisch sein könnten. Was antwortet nun Chatterton? Er scheint etwas beschämt, gesteht, daß er nicht im Stande sei, mit so ausgezeichneten Männern über das Alter einer Handschrift zu streiten, dankt für den ihm ertheilten Rath und verspricht denselben zu befolgen. „Obgleich ich erst 16 Jahr alt bin," sagt er, „so habe ich doch lange genug gelebt, um mich überzeugen zu können, daß sich im Gefolge der Literatur nichts als Armuth befindet." Bald jedoch besinnt er sich eines Schlimmern, erklärt in einem andern Briefe die Rowley'schen Manuscripte für echt und ersucht Walpole, im Falle er sie nicht veröffentlichen wolle, die Abschriften zurückzuschicken, damit Barrett sie erhalte, „ein tüchtiger Antiquar (!), der die Geschichte von Bristol schreibe." Wenn Barrett in einzelnen Biographien Chatterton's*) als solider Alterthumskenner figurirt hat, so dürfte er wohl ganz unschuldigerweise zu diesem Ruhme gekommen sein. Es liegt auf der Hand, daß er nichts als ein antiquarian by

---

*) Vergl. auch Hettner.

courtesy war, weil Chatterton es einmal Walpole gegenüber bequem fand, ihn als solchen zu bezeichnen. Obgleich er später genügenden Anlaß gehabt hätte, in dem Streite über die Existenz Rowley's sein Talent und seine Kenntnisse zu zeigen, da ein großer Theil der Werke in seinen Besitz übergegangen war, so hören wir doch nicht, daß er mit etwas mehr als bloßen Behauptungen hervorgetreten. Wir fürchten ihm daher nicht Unrecht zu thun, wenn wir ihn der Classe der enthusiastischen localen Kleinigkeitskrämer beizählen.

Als Walpole die so eben erwähnte Aufforderung erhielt, stand er grade im Begriff, nach Paris zu gehen. Ueber die Vorbereitungen zur Reise vergaß er die Chatterton'sche Angelegenheit und dachte auch nach seiner Rückkunft nicht gleich daran. Bald empfing er einen Brief von folgendem Wortlaut, den er, und zwar mit vollem Rechte, für impertinent hielt:

„Mein Herr, — Ich kann Ihr Betragen gegen mich nicht mit der Ansicht in Einklang bringen, welche ich von Ihnen früher gehegt habe. Ich glaube, daß mir von Ihrer Seite Unrecht geschehen ist und daß Sie nicht wagen würden, mich so zu behandeln, wenn Sie meine Umstände nicht kennten. Ich habe meine Copie der Mss. zweimal brieflich zurückverlangt, ohne eine Antwort zu erhalten. Eine Erklärung oder eine Entschuldigung für Ihr Schweigen würde verbinden

den 24. Juni Thomas Chatterton."

Auch da wollte Walpole den Knaben noch milder behandeln, als er es verdiente. Er setzte ihm schriftlich seine Ungerechtigkeit auseinander und erneuerte den früher ertheilten guten Rath. Nur als ihm die Möglichkeit einfiel, daß jener, nach seinem bisherigen Betragen zu urtheilen, vielleicht nicht anstehen würde, eine nachsichtige Mittheilung zu veröffentlichen, um ihm dadurch ein Dementi zu geben; so zerriß er das schon fertige Schreiben, sandte Chatterton's Briefe und Copien zurück, ohne ein Wort hinzuzufügen, und schlug sich den Verfasser aus dem Sinn, bis der Abschluß der Lebenstragödie des Jünglings ihn wieder an das Geschehene erinnerte. So endete die Correspondenz unsers Dichters mit Horace Walpole. Ich glaube, daß die von mir gegebene Darstellung des Thatbestandes zur Ehrenrettung des Mannes genügt, ohne daß ich auch nur das Mindeste hinzuzufügen hätte, um ihn gegen den böswilligen Tadel

in Schutz zu nehmen, den man nach Chatterton's Tode über ihn ausgeschüttet hat — mit um so größerm augenblicklichen Erfolge, da sich die Sympathie des menschlichen Herzens leicht zu Gunsten der Todten regt.

Chatterton konnte es nie vergessen, daß ihm Walpole, wie er meinte, bittres Unrecht gethan. Er suchte sich später an ihm zu rächen, indem er in seine Memoirs of a Sad Dog „den gefürchteten Baron Otranto" verflocht, „der sein ganzes Leben mit Conjecturen hinbringt."

Die Rowley'schen Gedichte treten fortan in Chatterton's Biographie zurück. Daher scheint mir dies hier der passendste Ort zu sein, den Ursprung derselben etwas näher zu betrachten — so weit es ohne eine eigentliche Analyse ihres Inhalts oder ihrer Form möglich ist — und zugleich Chatterton's Charakter aus ihrem Wiederscheine aufzufangen. Am Meisten wird uns die Frage interessiren: „Wie kam der Knabe zu so eigenthümlichen Fälschungen?" Denn daß solche wirklich vorliegen, so sehr es früher von vielen Seiten geleugnet ist, wird heut zu Tage von keinem Unbefangnen mehr bezweifelt. Die Gründe dafür gedenke ich weiterhin summarisch zusammenzustellen, muß sie jedoch aus Rücksicht auf den Zusammenhang der Biographie vorläufig von der Hand weisen und meine Hoffnung darauf setzen, daß es mir gelingen werde, die Leser durch Einheit und innere Wahrheit des zu entwerfenden Bildes zu überzeugen. Wir müssen von der eigenthümlichen Organisation Chatterton's ausgehen und zunächst daran festhalten, daß in ihm ein Element überwog, welches mit allerlei krankhaften Abnormitäten in Verbindung steht und ganz im Allgemeinen als das mysteriöse Nacht- und Traumleben des Geistes bezeichnet werden darf. Ich habe schon angedeutet, daß das unheimliche Wesen des Vaters, nur gemildert und der düstern Wildheit entkleidet, auf den Sohn verpflanzt sei. In seiner Kindheit bemerkte man eine mädchenhafte weiche Stimmung, die sich durch Weinschauer erleichtern mußte, daneben aber auch wieder Paroxysmen der Leidenschaft. Beide Elemente finden sich häufig in Temperamenten vereinigt, denen die Natur einen festen, in sich abgeschlossenen Halt versagt hat. Chatterton war außerdem noch ein träumerisches Hinstarren eigen, wobei er die Gegenüber-

stehenden gar nicht bemerkte. Tage lang brütete er für sich und sprach fast kein Wort, außer wenn er sich dazu gezwungen sah; kurz er schien hingegeben an sein Dämonium. Dabei behauptete er, und gewiß mit vollem Rechte, er stehe unter lunarem Einflusse, indem er beim Vollmond besser produciren könne als zu andern Zeiten. Was Wunder, daß ein Wesen von einer so zu sagen halb geisterhaften Textur den Trieb fühlte, sich eine Märchenwelt zu erbauen und all sein Denken, all sein Sehnen gewaltsam darin festzubannen?

Durch Jugendeindrücke bestimmt, fand er die Traumwelt, die seiner Phantasie ein Bedürfniß war, in der alterthümlichen Herrlichkeit seiner Vaterstadt und gab ihr einen Mittelpunkt an der alten Marienkirche. So manchmal, wenn ich in Bristol war, und wenn es zwischen den rauchgeschwärzten Häuserreihen auf den schmutzigen Straßen, wo der Geist im rastlos wogenden Einerlei des Geschäftsbetriebes sich selbst entfremdet scheint, mir keine Ruhe ließ, bis ich hinausgeeilt war an des Avon Felsenufer unterhalb der prachtvollen Vorstadt Clifton, ist es mir wunderbar vorgekommen, wie nur flüchtige Spuren *) darauf deuten, welchen Eindruck jene schöne Natur auf den Geist unsers Dichters hervorgebracht habe; es ist mir wunderbar vorgekommen, daß er statt der freien Berge einer dumpfen Handelsstadt seine Vorliebe zugewendet, ein Dichter, der sich so ganz in das Leben der Schöpfung zu versenken und ihre leisesten Stimmen zu belauschen verstand. Daß der Anblick der Kirche St. Mary Redcliffe ihn stets auf's Neue ergriffen, wird man natürlich finden. Ich selbst muß freilich gestehen, daß das Gebäude meinen Erwartungen nicht entsprochen hat, allein ich habe es auch jedesmal unter sehr ungünstigen Verhältnissen besucht. Die mächtigen Säulen und Wölbungen des Innern zwar, langsam von der breiten Lichtfluth durchschwebt, lässen nicht umhin, den Geist zu feierlicher Ruhe zu stimmen; aber das Aeußere hat auf mich keinen wohlthuenden Eindruck machen können. Abgesehen von dem entstellenden unfertigen Aufsatze des vom Blitz einst zerstörten Thurmes, hat der spätere, schwere und gedrückte gothische Styl für Viele etwas Abstoßendes. Dazu kommt, daß die Kirche gegenwärtig ausgebessert wird. Zur Hälfte trägt der Stein, durch Rauch, Alter und Verwitterung, die

*) Eine Elegie unter dem Titel Clifton, die, ein paar schöne und kräftige Verse abgerechnet, sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhebt. Werke I, 139 ff.

weiche Färbung einer ehrwürdigen Ruine, die andre Hälfte ist neu und blank, und hier fällt die Ueberladung mit kleinlichem Zierwerk unangenehm in's Auge. Nach dieser Abschweifung, der ich mich glaubte überlassen zu dürfen, um wenigstens ein flüchtiges Bild von den Scenen zu geben, unter denen der Poet aufgewachsen, kehre ich zu meinem eigentlichen Gegenstande zurück. Chatterton hatte auf seinen Spaziergängen einen Lieblingspunkt, der eine volle Aussicht auf die alte Kirche darbot; es ist eine Wiese, die noch jetzt den Besuchern Bristol's gezeigt wird. Da stand er oft wie in Verzückung und überraschte wohl einen Schulfreund plötzlich mit den Worten: „Jener Thurm ist vom Blitz getroffen — dort ist der Platz, wo die Schauspiele früher stattfanden." Aus Angaben alter Chroniken und vereinzelten Notizen auf Pergamentschnitzeln bevölkerte er sich seine Welt. Alle seine Studien bezogen sich darauf, und je länger er sich hineinlebte, desto vollere Realität gewannen für ihn seine selbstgeschaffenen, um den Stifter der Kirche William Canynge gruppirten Charaktere.

Nun kamen aber zu dieser wahrhaft dichterischen Anlage, sich die Vergangenheit zu objectiviren, noch wesentlich andere Ingredienzien hinzu, ungemessener Stolz und verzehrender Ehrgeiz. In einem Briefe, den ich später mittheilen werde, räumt er selbst ein, daß unbändiger Stolz sein ganzes Dasein beherrsche, ja es zu Grunde richte. Als er noch im ersten Knabenalter gefragt wurde, was man ihm auf eine zum Geschenk versprochene Tasse sollte malen lassen, antwortete er: „Einen Engel mit Flügeln und einer Posaune, auf daß er meinen Ruhm posaune durch die ganze Welt." Es bedarf weiter keiner einzelnen Züge, um das Gesagte zu rechtfertigen, das ganze Leben des jungen Dichters bekundet die angegebenen Motive in maßloser Weise. Wenn er aber bei dem ihm natürlichen Streben, sich bekannt zu machen, und zwar sich durch die Dichtungen im alterthümlichen Stile bekannt zu machen, welche ihm am Meisten an's Herz gewachsen waren, wenn er hierbei zu einer Fiction griff, so mochte die Betrachtung zu Grunde liegen, daß er dadurch mehr Hoffnung gewann, Aufsehen zu erregen. Hätte er selbst, der obscure Schreiberjunge, sich als Verfasser bekannt, so wäre in Bristol, einer Stadt, die damals viel mehr als heut zu Tage unter dem Einflusse zunftmäßiger Vorurtheile stand, schwerlich viel davon die Rede gewesen; noch weniger aber ließ es sich erwarten, daß der Name nur

über die Grenzen des Weichbildes der Stadt hinaus erschallen würde. Ganz andre Chancen besaß er, wenn er seine Werke als einen an's Licht hervorgezogenen Fund darstellte, insbesondere als die Schöpfungen eines Dichters, von dessen Existenz sogar nie ein Wort verlautet hatte. In diesem Falle blieb der Verachtung des Ranglosen kein Spiel, hier galt das alte Wort: omne ignotum pro magnifico.

Daß Chatterton, wie die Jugend überhaupt, an Mystificationen Gefallen fand und daß er ein ungewöhnliches Talent zu derartigen Intriguen in sich hatte, wird aus der Erzählung vom Burgum'schen Stammbaume klar geworden sein. Seiner besondern Eigenthümlichkeit entsprach aber ein Grundzug des Zeitalters, denn es waren Fälschungen an der Tagesordnung, ich möchte behaupten, sie lagen wie ein Contagium in der Luft. Wenn sogar das Beispiel des Selbstmords Andre fortreißt, so daß die Lehre neuerer Statistiker ihn wohl gradezu aus contagiösen Klima- und Temperaturverhältnissen hervorgehen läßt; so ist der ansteckende Charakter von Fälschungen gewiß viel leichter zu begreifen. Damals hatte das Prototyp literarischer Lügen, Macpherson's Ossian, die Gebildeten nicht bloß Englands, sondern aller Länder in Bewegung gesetzt. Andere Schriftsteller waren dem verführerischen Beispiele gefolgt, und Horace Walpole selbst, der sich eine Zeit lang von Chatterton hinter's Licht führen ließ, hatte sein Hauptwerk, „das Schloß von Otranto," mit einer ganz ähnlichen Erfindung bei dem lesenden Publicum eingeführt. Darüber, daß der jugendliche Verfasser der Rowley-Dichtungen einen solchen Betrug beging, dürfen wir uns nicht weiter verwundern, noch dürfen wir ihm deshalb einen strengen Vorwurf machen. Nur allzu selten wird das unverbrüchliche Festhalten an der Wahrheit der Jugend als eine der ersten Pflichten eingeschärft; wir sind kaum anzunehmen berechtigt, daß Chatterton's Erziehung sich in dieser Hinsicht vor der Erziehung andrer Knaben ausgezeichnet habe. Nachdem er aber einmal von bloßen Mystificationen, die man gewöhnlich geneigt ist als „schlechte Witze" (practical jokes) hinzunehmen, obgleich sie in der That oft sehr nahe an's Schlechte grenzen, zu einem Systeme von Lügen und Erdichtungen, ja zu literarischem Documentenschwindel fortgeschritten war, hielt ihn sein Stolz wieder ab, die Fälschung einzugestehen. Einmal war er nahe daran, sich dessen zu entäußern, als Walpole ihn durch seine Güte und Freundlichkeit gewonnen hatte. Denn nur der sanften Theilnahme gelingt es, selbst den Stolzesten

zu entwaffnen. Offenbar schwankte Chatterton damals, wenigstens momentan, zwischen einem offenen Bekenntnisse des Betrugs und hartnäckigem Verharren in seiner Aussage. Wenn er es über sein stolzes Herz vermocht hätte, sich jenem vollständig hinzugeben; wer könnte sagen, wie sein künftiges Schicksal sich würde gestaltet haben? Ja, dann wäre sein ganzes Wesen gebrochen worden, er wäre mit sich und der Welt ausgesöhnt; statt daß fortan die anfangs so unbedeutenden Elemente, die Fälschung und der Stolz, zum tragischen Fluche seines Lebens anschwellen. So verdichtet sich die Gewitterwolke aus leichter Luft, bis sie ihre unheilschwangre Kraft im Blitze entladet.

Die Rowley-Dichtungen sind Chatterton's Leben, nicht nur in dem Sinne, daß sein Geschick auf das engste damit verknüpft ist, sondern auch insofern sein Dichtergenius vollständig darin aufgeht. Andere seiner Gedichte zeugen von Geschick, von einer glücklichen Phantasie und von einer seltenen Versatilität des Geistes, die zu den höchsten Erwartungen berechtigt hätte, wäre der Jüngling zum Manne herangereift; aber mit den im alterthümlichen Stile abgefaßten Werken halten sie keine Vergleichung aus. In diesen ist gleichsam ein neuer Geist über den Poeten gekommen, der ihn auch nöthigt, in einer fremden Sprache zu reden. Es ist in der That eine interessante Eigenthümlichkeit der Chatterton'schen Muse, auf welche Masson aufmerksam gemacht hat, daß, nachdem der Dichter sich einmal bis zur Selbstvergessenheit in die Sprache vergangener Jahrhunderte hineinstudirt, sich ihm dieselbe unwillkürlich, und zwar überall — nicht bloß in den Rowley-Dichtungen — als Form des höchsten poetischen Pathos darbietet. In ähnlicher Weise nahmen die verschiedenen Gattungen der griechischen Poesie eine bestimmte Localfärbung der Dialekte an, weniger durch ein künstliches Studium von Seiten einzelner Dichter, als in Folge der literarischen Gesammtentwicklung der Nation, d. h. also durch eine die Individuen beherrschende Nothwendigkeit. Mit Bezug auf die Rowley'schen Gesänge ist übrigens zu beklagen, daß ein allzu starkes Ueberwiegen des archaistischen oder glossarischen Elements sie für das größere Publicum ungenießbar macht.

Aus meiner bisherigen Schilderung dürfte so viel klar geworden sein, daß Chatterton's ganzes Wesen, sowohl in intellectueller als moralischer Beziehung, aus den verschiedenartigsten Fäden zusammengewebt ist. Die leichte Beweglichlichkeit und der schillernde Glanz

seiner Einbildungskraft hängt auf das genaueste mit dem Mangel an Einheit in seinem Charakter zusammen. Die meisten, namentlich die literarischen Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts geben uns ein Bild von dem Geiste einer in sich gährenden Zeit, der sie ihre Geburt und Erziehung verdanken, insofern sie die schroffsten Gegensätze ohne vermittelndes Band in sich zusammenfassen. Ich will nur an J. J. Rousseau, diesen durch und durch modernen Charakter, erinnern. Eine ähnliche Zerfahrenheit wie bei ihm läßt sich in Chatterton's Natur wahrnehmen; nur erscheint sie in dem Falle eines so jungen Menschen weniger auffallend. Vielleicht dürfte Mancher geneigt sein, den in unserm Dichter bemerkten Mangel als bloße Eigenthümlichkeit der Jugend zu betrachten und es zu leugnen, daß sein Zeitalter etwas damit zu schaffen habe. Allerdings läßt sich die Abhängigkeit eines Individuums von seiner Zeit nicht wie eine mathematische Formel demonstriren; aber mindestens die Uebereinstimmung zwischen beiden, die sich dann in den verschiedenen Zeitgenossen trotz allerlei Modificationen bis in's Unendliche wiederholt, wird kein Skeptiker hinwegdisputiren. Dem Zeitalter Chatterton's im Großen und Ganzen fehlte es an einem in sich abgeschlossenen mannhaften Wesen. Und im Einklang damit war die kurze Laufbahn des Jünglings ein fortwährendes haltloses Schwanken zwischen Extremen.

Wenn Chatterton's Leben trotz seiner blendenden Geistesgaben keinen befriedigenden und harmonischen Eindruck hinterläßt, so liegt es hauptsächlich an dem Mangel gediegener Kraft, die in ihren Aeußerungen dem stillen Wirken der Natur gleicht. Es ist ein fortwährendes, unruhiges und hoffnungsloses Ringen, ein Schauspiel, durch welches sich unser Gemüth eher niedergedrückt als gehoben fühlt. Einzelne Elemente freilich, die mit dem männlichen Wesen genau verbunden sind, treten in seinem Charakter um so schärfer entwickelt hervor, weil das allgemeine Band gleichsam zersprengt ist. Dahin gehört der ausdauernde Fleiß, welcher, als eine theoretische Eigenschaft, der Durchführung eines praktischen Zweckes in stiller und bescheidener Thätigkeit entspricht, ohne daß sich beide Richtungen darum stets vereint fänden. Dahin gehört ferner Chatterton's geistige Schnellkraft und Kühnheit, jedenfalls ein sehr bedeutender und charakteristischer Zug seines Wesens. Es war eine seiner Lieblingsmaximen, „daß der Mensch Allem gewachsen sei und durch Fleiß und Enthaltsamkeit Alles vollbringen könne." Er drückte dies auch wohl so aus,

„Gott habe seine Geschöpfe in die Welt gesandt mit Armen lang genug, um Alles zu erreichen, wenn sie nur die Mühe nicht scheuten, dieselben auszustrecken.“ Andrerseits werden wir Chatterton auch kräftige Gedanken und männliche Gefühle vindiciren müssen, wie man sie von Jünglingen seines Alters sonst kaum erwarten darf. So manche Stellen seiner Dichtungen athmen bald kriegerischen Heldenmuth, bald tiefe männliche Besonnenheit, ja in ganzen Charakteren hat er gradezu das Wesen der reinsten und edelsten Mannheit verkörpert; wie wäre ihm dies gelungen, wenn er es nicht im tiefinnersten Herzen empfunden hätte? Dennoch muß ich es als meinen Totaleindruck wiederholen, daß Chatterton's Natur nicht aus dem Stahle geschmiedet war, der, im Feuer des Lebens gehärtet, die scharfe Schneide und den echten, dunkeln Glanz des männlichen Schwertes annimmt. Charaktere wie der seinige machen die Aufgabe des Biographen schwierig, indem sie ihn nöthigen, sich stets zwischen Widersprüchen fortzubewegen.

Mit dem Jahre 1770 trat Chatterton's Leben in eine neue Phase ein; die Peripetie beruhte aber, wie in manchen der tiefsinnigsten Dramen, auf einem an sich ganz unbedeutenden Vorfalle. Da er äußeren Eindrücken nur allzu offen war, so konnte es nicht fehlen, daß seine Stimmung einem ewigen und unbeständigen Wechsel unterlag. Einmal gab er sich sanguinischen Hoffnungen hin, welche sich an ein Paar in Londoner Blättern erschienene Artikel von seiner Feder knüpften, dann ließ er sich wieder von Mißbehagen über seine sociale Stellung und vom augenblicklichen Unmuth über das Betragen Anderer zu Boden schlagen. Recht als sollte die Wahrheit des englischen Sprichworts, daß die letzte Feder einem Kameele den Rücken bricht, an ihm erwiesen werden, kam er durch eine Kleinigkeit, die gar nicht der Rede werth scheint, zu dem Entschlusse, sich selbst das Leben zu nehmen; und er hätte ihn vielleicht in kindischer Weise ausgeführt, wenn er nicht diesmal noch durch das rechtzeitige Einschreiten Anderer daran verhindert wäre. Er gebrauchte grade Geld und wandte sich mit der Bitte um ein kleines Darlehen an den adligen Zinngießer seiner Fabrik, Mr. Burgum, — der ihm eine abschlägige Antwort ertheilte. Im Verdrusse darüber verfaßte er nachstehendes Document:

„Dieses Alles habe ich am Sonnabend, den 14. April 1770, zwischen 11 und 2 Uhr, in der größten Seelenqual geschrieben.“ — Nach einigen fünfzig satirischen Versen an Burgum und Consorten lautet es weiter:

Dies ist der letzte Wille und das Testament meiner, des Thomas Chatterton aus der Stadt Bristol, gesund an Körper, es müßte sonst die Schuld des zuletzt gebrauchten Chirurgen sein; über die Gesundheit meines Geistes mag der Coroner mit der Jury ein Urtheil fällen. Ich ersuche dieselben wohl zu beachten, daß die tüchtigsten Menschenkenner in Bristol mir den Ehrennamen „das wahnsinnige Genie“ beigelegt haben; wenn ich daher eine wahnsinnige Handlung begehe, so steht sie im Einklang mit allen Handlungen meines Lebens, welche sämmtlich einen Beigeschmack von Wahnsinn hatten.

„Item. — Wenn nach meinem Tode, der morgen, als am Auferstehungsfeste, vor 8 Uhr Abends statthaben wird, Coroner und Jury auf Wahnsinn erkennen, so erkläre ich es hiermit für meinen Wunsch und Willen, daß Paul Farr Esq. und Mr. John Flower meinen Körper auf gemeinschaftliche Kosten in dem Grabe meiner Väter beisetzen und über meinem Körper ein Monument 4 Fuß 5 Zoll hoch errichten lassen“ u. s. w. Folgt eine genaue Beschreibung des Monuments. Auf eine Tafel desselben sollen die Worte gesetzt werden: „Dem Andenken an Thomas Chatterton.“

„Leser, verdamme mich nicht. Wenn du ein Christ sein willst, so glaube, daß er von der höchsten Instanz sein Urtheil empfangen wird; vor ihr allein hat er sich jetzt zu verantworten.“

„Und es ist mein Wunsch und Wille, daß, wenn Coroner und Jury auf Selbstmord (felo de se) *) erkennen, jenes Monument dennoch errichtet werde. Und sollten die besagten Paul Farr und John Flower so echte Bristol'sche Seelen sein, daß sie meine Bitte verweigern, so haben sie der Gesellschaft für die Aufrechthaltung der Bill of Rights eine Abschrift meines letzten Willens einzuhändigen, welche Gesellschaft ich hiermit ermächtige, das besagte Monument nach vorstehender Anweisung zu errichten. Und wenn sie, besagter Paul Farr und John Flower, besagtes Monument wirklich errichten sollten, so ist es mein Wunsch und Wille, daß die zweite Auflage meines Gartens zu Kew (eines noch nicht publicirten, satirischen

*) Vergl. den Anhang.

Gedichtes) selbigen mit nachstehender Widmung gewidmet werde: „Den Herren Paul Farr und John Flower wird dies Buch ergebenst gewidmet vom Geiste des Verfassers.“

„Item. — Ich vermache meine ganze Jugendkraft und Lebendigkeit dem Herrn George Catcott, sintemalen ich weiß, er bedarf derselben zumeist. Item. — Aus demselben menschenfreundlichen Beweggrunde hinterlasse und vermache ich Sr. Hochehrwürden Hrn. Camplin sen. meine ganze Demuth, dem Herrn Burgum meine Prosodie und Orthographie, desselbigengleichen die eine Hälfte meiner Bescheidenheit, die andre Hälfte aber irgend welcher Dame, so ohne Erröthen beweisen kann, daß jener werthvolle Artikel ihr abgehe. Der Stadt Bristol meinen ganzen Geist und meine Uneigennützigkeit, Packete von Gütern unbekannt auf ihren Quais seit den Tagen von Canynge und Rowley. — — — Desgleichen vermache ich meine Religion dem Doctor Cutts Barton, Dean von Bristol, hiermit den Subsacrist ermächtigend, selbigen auf den Kopf zu schlagen, wenn er in der Kirche einschläft. Meine Gewalt im Ausdrucke vermache ich Sr. Hochwürden Herrn Broughton, in der Hoffnung, er werde davon einen bessern Gebrauch machen als Vorträge über die Unsterblichkeit der Seele zu halten. Ich vermache Sr. Hochehrwürden Herrn Catcott ein Weniges von meiner Freidenkerei, damit er aufsetze die Brille der Vernunft und einsehe, wie schändlich er irre geleitet werde vom Glauben an den Wortlaut der Schrift. (Ich wünschte wohl, er und sein Bruder George möchten zur Erkenntniß kommen, wie wenig ich ein wirklicher Feind von ihnen sei; allein ich besitze eine unglückliche Manier zu spotten, und wenn ich grade einen tüchtigen Anfall der Satire habe, so verschone ich weder Freund noch Feind. Dies ist meine Entschuldigung für Aeußerungen, die ich mir anderswo über sie erlaubt habe.) Ich hinterlasse dem Herrn Clayfield den aufrichtigsten Dank, den meine Erkenntlichkeit abstatten kann; und es ist mein Wunsch und Wille, daß jedermänniglich den Preis, zu dem er das Vergnügen an der Lectüre meiner Schriften abschätzt, an jenen auszahle, sintemalen solcher Preis durch die Abschätzung zu einer gesetzlichen Schuld an mich wird sowie an ihn als meinen Testamentsvollzieher im erwähnten Falle.

Ich hinterlasse meine Mäßigung den Politikern beider Parteien. Ich hinterlasse meine Generosität Sr. Gestrengen unserm derzeitigen Mayor Thomas Harris Esq. Ich gebe meine Enthaltsamkeit der

Gesellschaft, die sich beim alljährlichen Diner des Sheriff versammelt, selbiger Gesellschaft im Allgemeinen und den Aldermen ganz im Besondern. „Item. — Ich gebe und vermache Herrn Matthew Mease einen Trauerring mit der Inschrift: „Wehe, armer Chatterton!“ — vorausgesetzt er bezahlt selber dafür. Item. — Ich hinterlasse den jungen Damen alle Briefe, die sie von mir erhalten haben, und versichre, sie brauchen vor dem Erscheinen meines Geistes nicht in Angst zu sein; denn ich sterbe um keine von ihnen. Item. — Ich hinterlasse alle meine Schulden, im Betrage von nicht ganz 5 L., der wohlthätigen und edelmüthigen Kammer von Bristol, um dieselbigen abzutragen, sub poena im Verweigerungsfalle, daß ich jedem einzelnen Mitgliede als Schuldexecutor erscheine und dasselbige von einem guten Mittagsmahle abhalte. Sollten jene aber, solch einer schreckhaften Gespenstererscheinung zum Trotz, sich hartnäckig weigern, meine Schulden abzutragen, so mögen sich meine zwei Gläubiger an die Vertheidiger der Bill of Rights wenden. Item. — Ich lasse meine Mutter und Schwester unter dem Schutze meiner Freunde, falls ich deren wirklich besitze.

„Ausgeführt in Gegenwart der Allwissenheit, diesen 14. April 1770. Thomas Chatterton.“

Ich habe fast das ganze sogenannte Vermächtniß hergesetzt, weil es uns einen tiefen Blick in den Seelenzustand des jungen Mannes thun läßt, wofern es uns nur gelingt, den richtigen Schlüssel dazu zu finden. Es entsteht daher die Frage, ob wir es hier mit etwas mehr als einem müßigen Spiele des Witzes zu thun haben. Wäre es ihm damit nicht Ernst gewesen, so müßten wir ihn der Heuchelei zeihen und müßten annehmen, er habe die Stelle „Leser verdamme mich nicht“ u. s. w. sowie den Schluß bloß mit der Absicht geschrieben, Andre zum Besten zu haben und sich dabei in's Fäustchen zu lachen. Obgleich wir nun finden werden, daß Chatterton später als politischer Scribent seine Principien sehr leichtfertig gehandhabt hat, so läßt es sich doch bei aller seiner Freidenkerei kaum annehmen, daß er aus reinem Vergnügen an Blasphemie etwas als heilig anerkannt haben sollte, um es durch die vorgegebene Ehrfurcht und Anbetung zu verspotten. Hätte er solch eine Absicht gehegt, so würde ihm sein Witz sicherlich viel gefährlichere Waffen in die Hand gegeben haben. Schenken wir daher lieber seinen Worten Glauben: „Dieses Alles habe ich in der größten Seelenqual geschrieben.“

Bis zu diesem Punkte stimme ich mit Masson's Auffassung überein; ich glaube dieselbe jedoch in Bezug auf die Frage, ob Chatterton damals schon den bestimmten Vorsatz des Selbstmords gehegt habe, etwas modificiren zu können. Ich halte daran fest, daß er jene Worte wirklich im Vorgefühl des Todes geschrieben, indem die ewige Nacht schon ihre Schatten um seine Seele breitete. Vielleicht aber hatte er sich nur mit dem Gedanken an den verzweifelten Schritt befreundet, ohne darum alle Hoffnung unwiderruflich von sich zu weisen. Mit andern Worten, es ist wohl möglich, daß er sich bei der Abfassung des Testaments eine Alternative gestellt habe, entweder durch Einflößung von Furcht auf seine Bekannten zu wirken und so das verhaßte Joch endlich abzuschütteln, oder, im Fall dies nicht gelingen sollte, wirklich zum Selbstmord zu schreiten. Die eigenmächtige Verkürzung des Daseins schwebte aber mindestens als äußerstes Mittel vor seiner Seele. Ist nun aber das Document, in diesem Lichte betrachtet, kein künstliches Fabricat, sondern ein Ausdruck von Chatterton's Innerm, so gibt es uns einen Beweis davon, wie sein Geist fortwährend aus einem Extreme in's andere umschlug. Wir haben gleichsam den Jean qui pleure und den Jean qui rit in einer Person vor uns; Trauer und Spaß sind durch einander geschüttelt, sie lösen sich nicht in eine Stimmung auf, deren tiefe Melancholie zu leichtem Scherze verklärt werden kann, ohne an ihrem Wesen Abbruch zu leiden. Es ist nicht der Humor „mit der lächelnden Thräne im Wappen." Uebrigens kann die eigentliche Begründung meiner so eben ausgesprochenen Ansicht, in Ermangelung andrer Kriterien, nur aus dem Gesammtbilde von Chatterton's Leben resultiren.

Bei der Beurtheilung des Chatterton'schen Testaments ist, was eigentlich den Ausgangspunkt bilden sollte, gar nicht zur Sprache gekommen, die Frage nämlich, ob dasselbe wirklich zur Mittheilung an Andre bestimmt war oder nicht. Wir haben darauf keine Rücksicht nehmen können, da es uns nicht einmal überliefert ist, ob das mitgetheilte Schreiben schon damals, oder erst lange nachher in die Hände seiner Bekannten gelangt sei. Etwa gleichzeitig faßte er aber noch einen ähnlichen Brief ab, welcher der Familie seines Brotherrn nicht geringen Schrecken einjagte. Dieser leider verloren gegangene Brief war an den schon im Testamente erwähnten Herrn Clayfield adressirt, einen Branntweinbrenner, gegen den unser junger

Dichter wirkliche Achtung gehegt haben muß. Chatterton ließ den Brief aus Versehen liegen, obgleich die Ablieferung erst nach seinem Tode hatte erfolgen sollen. So lautet die Erzählung der Biographen, wodurch jedoch die schon erwähnte Möglichkeit nicht abgeschnitten ist, daß der Verfasser den Versuch machte, ob das Schreiben ein Vorläufer der letzten That der Verzweiflung, nicht einstweilen wie ein Brandbrief wirken könnte. Hat nun schon ein Brandbrief in der Regel den Effect, Bestürzung zu verbreiten — obgleich die allgemeine Erfahrung dafür spricht, daß dergleichen Machwerke keineswegs Mordbrennern von Profession, sondern vielmehr muthwilligen Schulknaben ihr Dasein verdanken — so kann man sich leicht denken, welche Empfindungen bei jener Gelegenheit im Schooße der Lambert'schen Familie rege wurden. An dem Jungen selbst ist freilich nicht viel gelegen — so mochte sich die liebevolle Hausfrau vernehmen lassen — aber darf er innerhalb unsrer vier Pfähle ein Verbrechen begehen? Darf er der schönen Respectabilität unsers Hauses Abbruch thun? Nachbarn werden mit Fingern auf uns weisen u. s. w. Um das Unglück zu verhüten, mußte zunächst Barrett den jungen Mann in's Gebet nehmen. Dieser tadelte Chatterton wegen der schlechten Gesellschaft, mit der er im Verkehr stehe, so wie wegen seiner schlechten Grundsätze, und stellte ihm vor, daß der Selbstmord, wenn auch noch so sehr von Freidenkern in Schutz genommen, nie aufhöre, eine verbrecherische Handlung zu sein. Chatterton verschloß sich dem Eindrucke seines Tadels nicht, sondern vergoß Thränen der Reue. Jedoch schon den nächsten Tag sprach er sich in einem Briefe an Barrett folgendermaßen aus: „Was die Beweggründe zu dem mir zugeschriebenen unüberlegten Entschlusse betrifft, so muß ich bemerken, daß ich mich mit keiner Gesellschaft abgebe, die schlechter als ich selbst wäre; ich trinke nie zum Uebermaß und kann ohne Eitelkeit behaupten, ich besitze zu viel Vernunft, um mich mit den feilen Werkzeugen der Sünde einzulassen. Nein, es ist mein Stolz, mein verfluchter, angeborner, unbändiger Stolz, der mich in Wahnsinn treibt. Sie müssen wissen, daß Stolz neunzehn Zwanzigstel meiner ganzen Natur bildet. Entweder muß ich als ein Sclav und Knecht leben, ohne selbständigen, freien Willen, den ich als solchen erklären dürfte, oder sterben. Verzweifelte Wahl! Aber es macht mich schon wahnsinnig, nur daran zu denken. Ich will mich bemühen Demuth zu lernen, aber hier

(d. h. in Bristol) ist es unmöglich. Der Himmel weiß, wie theuer mir der Versuch noch zu stehen kommt." — —

Lambert, der durch geringschätzige Behandlung seines Lehrling's nicht wenig dazu beigetragen hatte, denselben in eine Stimmung zu versetzen, welcher der Tod nur noch als ein Befreier von unerträglichem Elend erschien, mochte mit einem so gottlosen jungen Menschen nicht länger in irgend welcher Gemeinschaft stehen und entließ ihn aus seinem Dienste. Wir wollen nicht bei dem Kummer verweilen, dem sich die Mutter des Knaben gewiß hingab, als sie dessen Aussicht auf sichern Broterwerb in einer guten bürgerlichen Stellung mit einemmale zertrümmert sah; uns interessirt hier der Sohn allein, dessen Gefühle jedenfalls ganz andrer Natur waren. Der Schmetterling hatte die Hülle durchbrochen und durfte sich frei zum Lichte erheben; noch ahnte ihm, wie bald, dem rauhen Wetter preisgegeben, die Pracht seiner Flügel sich zerstören sollte. Wenn wir uns Chatterton's Charakter lebhaft vergegenwärtigen, so werden wir uns sagen müssen, daß im ersten Augenblicke schwerlich andre Empfindungen bei ihm aufkamen als Freude über die ungewohnte Freiheit und stolze Erwartung künftigen Ruhmes. Vielleicht gelang es ihm bald, die Aengstlichkeit der Seinigen zu überwinden; denn Mutter und Schwester gehörten beide offenbar zu den sanften Wesen, die sich Andern eher zu viel als zu wenig fügen, also auch dem Einflusse der Ueberredung willig nachgeben. Nur dürften ihre Gefühle zwischen heiterm Hoffen und banger Beklemmung geschwebt haben, ohne daß sie es wagten, sich den frohen Erwartungen ungetheilt zu überlassen.

Die Frage, was Chatterton zunächst anfangen sollte, war leicht beantwortet. Beharrte er einmal bei dem Entschlusse, sich mit Verzichtleistung auf andere Hülfsquellen ganz der Literatur in die Arme zu werfen, so blieb ihm keine Wahl, er mußte sich nach London wenden. Denn damals schon hatte sich der englische Buchhandel in der Metropole centralisirt — eine Erscheinung, die uns im Vergleich mit Deutschland auffällt, weil sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu der in andern Verhältnissen obwaltenden und für das ganze Leben der Nation charakteristischen Centrifugalkraft in scharfem Contraste steht. Auch jetzt wird es trotz der leichten Communication für einen noch namenlosen Schriftsteller schwer halten, sein Talent in einer englischen Provinzialstadt zu verwerthen; zu jener Zeit scheint

es fast unmöglich gewesen zu sein. Und in Bristol vor Allem herrschte eine so drückende, gegen alles geistige Leben so unfreundliche Atmosphäre, daß Chatterton bestrebt sein mußte, sich ihr sobald als möglich zu entziehen. Zudem hatte er in London bereits ein paar Anknüpfungspunkte gewonnen, deren Wichtigkeit er freilich, gleich den meisten jungen Schriftstellern, bedeutend überschätzte. Bei seiner Schnelligkeit zu produciren ließ sich erwarten, daß er, nur mäßig vom Glücke unterstützt, auf der von so vielen Andern durchmessenen Bahn bald zum Ziele gelangen würde.

Nach der Entlassung aus dem Bureau blieb Chatterton noch eine Woche in Bristol. Als inzwischen die ärmlichen Vorbereitungen zu seiner Reise getroffen waren — vermuthlich steuerten die Freunde durch eine kleine Subscription zum Reisegelde bei — verließ er die Vaterstadt, um nie dahin zurückzukehren, und langte am 25. April 1770 in London an.

Mochte der Beutel des schriftstellerischen Novizen gleich ziemlich leer sein, so glaubte er doch an den Rowley-Dichtungen Geldeswerth zu besitzen und hoffte sie leicht in ein Betriebs-Capital verwandeln zu können. An Empfehlungsbriefen, wenigstens an solchen, die ihm bei der gewählten Laufbahn von Nutzen gewesen wären, fehlte es ihm gänzlich. Auch war für seine Aufnahme nichts weiter geschehen, als daß Frau Chatterton an eine entfernte Verwandte, Namens Ballance, geschrieben und sie gebeten hatte, für Thomas ein Logis zu besorgen. Diese, die Witwe eines Seebeamten oder vielleicht eines einfachen Matrosen, wohnte in Shoreditch, einem armseligen Stadtviertel nordöstlich von der City bei einem Gypsarbeiter, einem gewissen Walmsley, zur Miethe. Sie schrieb zurück, der junge Mensch könne in dem Hause ihres Wirthes ein Unterkommen finden, wo sie sich seiner so viel als möglich annehmen wolle. Dorthin ging also Chatterton unmittelbar nach seiner Ankunft in London. Kaum aber hatte er von seiner Wohnung, oder vielmehr von seiner Schlafstelle Besitz genommen, so suchte er noch am Abend verschiedene Buchhändler und Drucker auf, um sich wo möglich gleich Beschäftigung zu verschaffen. Wollen wir uns klar machen, was für ein Feld der jugendliche Literat vor sich sah, so wird es nöthig sein, auf das politische Leben jener Tage einen Blick zu werfen; denn schon von Bristol aus hatte er sich in die betreffenden Streitfragen eingemischt.

Chatterton's Leben fällt in das Zeitalter der bedeutendsten englischen Redner. Die Bewegungen, in denen sie ihre Kräfte entfalteten, nahmen jedoch erst nach seinem Tode einen wirklich großartigen Charakter an. In den ersten Regierungsjahren Georg's des Dritten dagegen hatte das Treiben der Parteien, hauptsächlich wohl weil es nicht durch gewaltige Ereignisse getragen war, einen ziemlich wüsten Charakter. Das eigentliche Ziel des Volksunwillens war Lord Bute, theils in Folge seiner Politik, theils aber auch, weil er durch die Geburt als Schotte bei engherzigen Patrioten Anstoß erregte. Als er aus dem Cabinet getreten war, ging der Haß des Volks auf seine Nachfolger über, die man sich gewöhnte als bloße, von ihm vorgeschobene Puppen zu betrachten. Der Ton der Presse wurde von Tag zu Tag heftiger und erbitterter. Unter allen Invectiven gegen das Gouvernement erlangte die größte Berühmtheit ein Artikel in Nr 45 (im Jahre 1763) des vom Parlaments-Mitgliede John Wilkes redigirten Blattes: The North Briton. Wilkes, der darin den König selbst der Unwahrheit geziehen, wurde verhaftet, aber schon nach ein paar Tagen, aus Rücksicht auf seinen Sitz im Unterhause, wieder losgelassen. Als sich das Parlament aufs Neue versammelte, wurde er selbst ausgestoßen und seine Artikel wegen der darin enthaltenen „rebellischen Aufhetzung zur Unzufriedenheit" vom Henker verbrannt. Der Verfasser entzog sich dem Spruche des Gerichtshofes Queen's Bench, vor dem er angeklagt stand, durch Flucht nach Frankreich, nachdem jedoch der anfänglich gegen ihn erlassene Verhaftsbefehl wegen eines Formfehlers für ungesetzlich erklärt war. Wilkes' Name galt seitdem synonym mit Freiheit, ohne daß die frühere Sittenlosigkeit des Mannes dem Rufe seines Patriotismus Abbruch gethan hätte. Mehrere Jahre lang zehrte er in Paris an der ziemlich wohlfeilen Kaufes erlangten Berühmtheit. Da dieselbe aber allmälig auf die Neige zu gehen drohte, so kehrte er zu Anfang des Jahres 1768 zurück; nach Auflösung des Parlaments das ihn ausgestoßen, wurde er von der Grafschaft Middlesex gewählt und stellte sich seinen Richtern. Sie verurtheilten ihn zu einer Geldstrafe von 1000 Lstrl. und zweiundzwanzigmonatlichem Gefängniß. Die Geldbuße ward von der Gesellschaft für die Aufrechthaltung der Bill of Rights zusammengebracht, die Haft büßte er im Gefängniß Queen's Bench ab. Am 17. April 1770 — ein paar Tage zuvor, ehe Chatterton aus der

Lehrlingsstelle entlassen wurde — kam Wilkes wieder frei und hielt einen förmlichen Triumphzug durch die Hauptstadt von England. Etwas später wurde er, um die Hofpartei zu ärgern, von der City-Corporation zum Alderman erwählt. Inzwischen war die Wahl der Grafschaft Middlesex vom Parlamente für ungültig erklärt worden; allein die Wähler hatten dem zum Trotz Wilkes auf's Neue ihre Stimme gegeben, ohne dadurch zum Ziele zu gelangen. Der ministerielle Gegencandidat, Oberst Luttrell, war allerdings in der Minorität geblieben, nichtsdestoweniger wurde seine Wahl vom Parlamente für vollgültig erklärt. „Freiheit und Wahl" bildete jetzt das Feldgeschrei aller Liberalen, und Wilkes ward selbst von denen auf den Schild erhoben, welche an seinem Privatcharakter im höchsten Grade Anstoß nahmen. In der Parlamentssitzung des Jahres 1770 wurde fast nichts verhandelt als die Wilkes'sche Angelegenheit. Im Oberhause trat Lord Chatham, im Hause der Gemeinen besonders Edmund Burke für die Wahlfreiheit in die Schranken. Die Corporation der City von London, an deren Spitze als Lord Mayor Beckford stand, ein gesinnungstüchtiger und im höchsten Grade talentvoller Mann, hatte schon im März eine Deputation an den König abgeschickt, um die bedrohte Freiheit der Parlamentswahlen zu schützen. Derselbe Schritt ward zwei Monat später wiederholt, gleich vergeblich wie zum erstenmale. Bei dieser Gelegenheit war es, daß Beckford, nach Empfang eines abschlägigen Bescheides, seine patriotischen Gesinnungen in beredten Worten ausströmte, die den Haß der Hofpartei gegen ihn noch vermehren halfen, ihm aber dafür um so größere Bewunderung von Seiten des Volks erwarben. Um die so eben berührten Vorfälle drehte sich natürlich das Gespräch in allen Kreisen. Dazu kamen noch Nachrichten von Unruhen in Boston, welche grade am Tage der Ankunft Chatterton's in London eingelaufen waren; die Ereignisse, welche die Colonien später vom Mutterlande losreißen sollten, warfen ihre düstern Schatten vor sich hin.*)

Wie einst das korinthische Erz — wenn wir der alten Ueberlieferung Glauben schenken dürfen — dem Brande seine Entstehung verdankte, der die Häuser der gold- und silberreichen Stadt bei ihrer Eroberung verzehrte; so besitzt die englische Literatur ein leuchtendes

---

*) And coming events cast their shadow before. T. Campbell.

Denkmal aus den unruhigen Jahren 1769 und 1770 in den Juniusbriefen, ein Denkmal aus reinem Erz, geläutert und abgeschieden von den Schlacken des in jener Periode herrschenden wilden und chaotischen Treibens. Politiker mögen in Einzelnheiten von der Ansicht des großen Unbekannten abweichen oder sie mögen seinen Grundsätzen gradezu entgegentreten; doch können sie nicht umhin, sich an seinem Styl zu bilden und von dem Gegner die Dialektik politischer Controverse zu erlernen. Den Inhalt des Werkes bilden zum großen Theil die so eben geschilderten Verhältnisse und Agitationen, theils auf allgemeine Principien zurückgeführt, theils aber auch zum Zwecke persönlicher Angriffe ausgebeutet, bei denen der Verfasser auf Tod und Leben, aber stets in edler Haltung kämpft.

Als Chatterton noch in Bristol war, hatte er sich auch in diesem Genre versucht und sich den Styl des Junius vollkommen zu eigen gemacht. Diejenigen meiner Leser, welche entweder das Original der Juniusbriefe oder mindestens Ruge's Uebersetzung kennen, werden aus der nachfolgenden Stelle ersehen, mit welcher Leichtigkeit sich der junge Schriftsteller in den Geist eines Andern zu versetzen verstand und fähig war, dessen Styl, Substanz so gut wie äußere Manier, erfolgreich zu reproduciren. Der Brief ist Bristol den 10. April 1770 datirt und an die Mutter des Königs gerichtet, der man vielfach und gar nicht mit Unrecht Schuld gab, sie führe den Sohn am Gängelbande. Es heißt darin:

„Nur durch die Gewalt des Fürsten können kleine Schurken gefährlich werden; edlere Verbrecher, Ehrgeizige, die Kühnheit besitzen, erheben sich ganz durch sich selbst. Ohne den Einfluß ministeriellen Ansehens wäre Mansfield ein zungendreschender Anwalt, Warburton ein vielgeschäftiger Hülfsprediger auf dem Lande geblieben. Der Erstere wäre schwerlich dazu ersehen worden, das Wesen unsrer Gesetze mit dem Schatten seiner Erklärungen zu verdunkeln, und der Letztere hätte Religion nicht mit Deismus verwechselt, ohne einem von beiden wirkliche Dienste erweisen zu können. — — Der Stand der Dinge gleicht gar sehr dem Vorabend der Unruhen unter Karl I. Unglücklicher Fürst, du hast Ansprüche, theuer erkaufte Ansprüche auf unser Mitleid; nichts als dein Tod konnte dir diese Ansprüche erwerben. Wärest du ruhig im Frieden gestorben, so wärest du in der Schande gestorben; dein Verderben allein hat glücklicherweise deinen Namen aus dem Buche der Schande aus-

gelöscht. Was für eine Vergleichung könnte eine freie englische Feder anstellen!"

Der angeführte Artikel war im Middlesex-Journal erschienen, dessen Eigenthümer und Verleger, Mr. Edmunds in einer Nebenstraße zwischen Holborn und Fleetstreet (im Westen der City) sein Geschäft hatte. Außerdem hatte Chatterton ein paar Beiträge in das Town and Country Magazine und in das Freeholder's Magazine geliefert. Der Drucker des letztern, Namens Fell, redigirte sein Blatt in Wilkes' Interesse, konnte also den jungen radicalen Schriftsteller, wenn sich eine Gelegenheit darbieten sollte, mit dem gepriesenen Patrioten bekannt machen. Dies waren Chatterton's Anknüpfungspunkte in London. Gleich am ersten Abend suchte er die Herausgeber auf und wurde von ihnen in seinem Entschlusse bestärkt, ein rein literarisches Leben zu führen. So schrieb er wenigstens den nächsten Morgen an seine Mutter. Die hierauf folgenden Briefe sind sämmtlich von froher Hoffnung dictirt; wir entnehmen daraus folgende Notizen über sein Leben und seine Thätigkeit in den ersten Wochen nach seiner Ankunft in London.

Der Vereinigungspunkt der meisten Londoner Literaten und Buchhändler — etwa wie Stehely's Conditorei in Berlin — war in jenen Tagen Chapter's Caffeehaus unweit der Paulskirche. Dorthin ging unser literarischer Aventurier, so oft er nur das Geld erübrigen konnte, mischte sich in das Gespräch der Männer vom Fach und suchte Bekanntschaften zu machen. Da es ihm keineswegs an Selbstvertrauen fehlte, so redete er gewiß alle möglichen unbekannten Leute ganz ungenirt an, mochte aber dabei wohl nicht immer zum Ziele kommen. „Ich bin im Chapter zu Hause," so lautet es in einem seiner ersten Briefe, „und kenne dort alle Genies." Obgleich er seine Briefe anfangs, nach englischer Sitte, in das Caffeehaus hatte adressiren lassen, da ihm der Name seiner eignen Straße allzu despectirlich klang; so ersuchte er die Seinigen doch bald wieder, sie an Mr. Wamsley, in Shoreditch zu schicken. Wahrscheinlich hatte dieser oder jener stolze Altengländer ihn gelegentlich etwas ablaufen lassen, oder der Kellner, der die Briefe an sich nahm, hatte den Knaben nicht als vollbürtigen Schriftsteller ansehen wollen; vielleicht sah er auch ein, daß die Kaffeehaus-Bekanntschaften, ohne ihn wirklich weiter zu bringen, nur mit Geld- und Zeitverlust verknüpft wären.

Die beiden Drucker, mit welchen Chatterton bekannt war, mußten bald in's Gefängniß wandern, der eine von ihnen in Folge eines politischen Processes, der andere wegen Schulden; nach Chatterton's Angabe sollten die Gläubiger freilich von einer dem Manne feindseligen politischen Partei zu harten Maßregeln angestiftet sein. Die Finanzen unsers Helden scheinen durch die Uebersiedlung seiner Freunde in's Gefängniß nicht besonders gelitten zu haben. Er hoffte ihnen bald nachzufolgen, hatte jedoch kein Glück mit seiner Speculation, entweder, weil er selbst sie nicht eifrig genug verfolgte, oder weil die Drucker inzwischen kopfschen geworden waren. „Ist es nicht niederschlagend," läßt der große Komiker den Euelpides ausrufen, *) „daß wenn man den Wunsch hegt und schon seine Vorkehrungen getroffen hat, um zum Henker zu gehen, man nicht im Stande sein solle, den rechten Weg zu finden!" Armer Chatterton! Als du dich in die Journalistik hineinwarfst, reflectirtest du auf die populäre Berühmtheit eines Wilkes. Wäre es dir unglücklichem Jünglinge doch gelungen, durch politisches Märtyrerthum die Sympathien Andrer zu erwerben! Zwar als Politiker verdientest du sie nicht. Doch zum mindesten wärst du durch die Leiden der Gefangenschaft noch härtern Leiden entflohen.

Es dauerte nicht lange, so wurde Chatterton noch mit einem andern, geraume Zeit unter Schloß und Riegel gehaltenen Buchdrucker Namens Bingley bekannt, dem Herausgeber eines viel gelesenen Wochenblattes, welches Titel und Tendenz des frühern Wilkes'schen Organs (The North Briton) fortführte. Darin sollte eine Zuschrift an den Lord Mayor Beckford erscheinen, den der angehende Literat schon einmal im Political Register apostrophirt hatte. Nachdem er jenem seinen Artikel zugesandt und um die Erlaubniß gebeten hatte, sich persönlich vorstellen zu dürfen, war er sehr freundlich empfangen worden. So lautet Chatterton's eigner Bericht, den wir trotz seiner sonstigen Neigung, allen ihn selbst betreffenden Dingen eine übertriebene Farbe zu geben, wohl für buchstäblich wahr zu halten berechtigt sind. Warum hätte auch der populäre Lord Mayor einem talentvollen jungen Schriftsteller seiner Partei nicht mit Zuvorkommenheit begegnen sollen. Schon näherte sich Chatterton's Stern allem Anscheine nach seinem Culminationspunkte,

*) Aristophanes in den Vögeln, vs. 27. ff.

als der plötzlich erfolgende Tod Beckford's ihn mit einemmale der Hoffnungen beraubte. Mrs. Ballance, die Verwandte des Dichters, sagte später aus, er sei nach Beckford's Tode dem Wahnsinn nahe gewesen und habe erklärt, daß dieser Schlag ihn zu Grunde richte. Für einen Freund in Bristol jedoch, dem er das unbrauchbar gewordene, und darum zurückerstattete Manuscript der Adresse zusandte, schrieb er auf die Rückseite desselben die folgenden Worte:

„Verlust durch den Tod des Lord Mayor an diesem Artikel		Lstrl. 1. 11. 6.
Gewinn durch Elegien	Lstrl. 2. 2. 0.	
" " Artikel	" 3. 3. 0.	
Summa	Lstrl. 5. 5. 0.	5. 5. 0.
Meine Freude über seinen Tod beträgt . . .		Lstrl. 3. 13. 6."

Chatterton's originelle, man könnte versucht sein hinzuzufügen, diese echt englische Idee, seine Gefühle, incommensurable Größen, auf ein bestimmtes Maß, und zwar auf das einzige aller Welt verständliche Maß zurückzuführen, entsprang wohl schwerlich aus etwas Anderm als sogenanntem Teufelshumor; es ist der eigenthümliche Witz, in welchem die Verzweiflung sich Luft macht.

Nach Beckford's Hinscheiden gab Chatterton die politische Schriftstellerei allmälig wieder auf und wandte sich statt jener der Unterhaltungsliteratur zu. Jedoch haben wir dies keineswegs dem erwähnten Ereignisse allein zuzuschreiben; vielmehr machten zahlreiche Processe, die man um dieselbe Zeit gegen mißliebige Drucker vornahm, die Schreiberei im maßlos radicalen Tone fast unmöglich, und andrerseits wollte es ihm nicht glücken, die Aufmerksamkeit der Conservativen zu erregen. „Die Verleger von Tagesblättern" — heißt es in einem seiner Briefe, den er gegen Ende Juni schrieb — „verloren vor Schreck den — Patriotismus, und wollen nichts mehr aufnehmen, es sei denn gemäßigt oder ministeriell. Ich habe in den letzten vierzehn Tagen keine fünf politischen Artikel anbringen können. Alles muß ministeriell oder unterhaltend sein." — Der handwerksmäßige Ton dieser Stelle ist noch gar nichts im Vergleich mit dem, was er einen Monat vorher an seine Schwester geschrieben hatte: „Der Teufel weiß, bei dieser Partei (den Liberalen) kann man kein

Geld verdienen. Aller Einfluß befindet sich auf der andern Seite. Doch ist es ein armseliger Schriftsteller, der nicht für beide Parteien zu schreiben versteht. Ich glaube, ich kann an einen der Mächtigen unter der Hofpartei empfohlen werden; wo nicht, so will ich mich selbst vorstellen. — — — Das Schreiben von Zeitungsartikeln bietet den Vortheil dar, daß man fortwährend auf Bezahlung rechnen darf; und hat man einmal etwas geschrieben, als dessen Verfasser man gesucht wird, so darf man den Buchhändlern Bedingungen vorschreiben. Artikel zu Gunsten der liberalen Partei bringen nichts weiter ein, als das augenblickliche Honorar. Da die Patrioten selbst Stellen suchen, haben sie keine Gratificationen übrig. So sagt einer der Bettler in der „lustigen Gesellschaft" nach meiner Aenderung:

Patriot, so hieß mein Gewerbe,
Es verschaffte mir Ruhm, doch kein Moos,
Man kann für sein Volk dabei sterbe',
Nun bettl' ich für's eigene Loos.
Fal, lal u. s. f.

Mir selber ja wär's einerlei,
Nur die Freiheit käm' auf den Hund;
Drum versprach ich, ich machte sie frei,
Kriegt' niemals 'nen Deut bis zur Stund.
Fal, lal u. s. f.

Andrerseits finden unpopuläre Artikel nicht einmal Aufnahme, man muß noch etwas bezahlen, um sie nur gedruckt zu sehen; aber man verliert nicht leicht dabei. Die Leute vom Hofe kennen ihren eignen Mangel an Verdienst so wohl, daß sie denjenigen in der Regel belohnen, der ihnen den Anstrich davon verleiht." — —

Als Chatterton die Worte gebrauchte: „Es ist ein armseliger Schriftsteller, der nicht für beide Seiten zu schreiben versteht," hatte er in der That schon den Versuch gemacht, sich der ministeriellen Partei zu nähern. An demselben Tage, an welchem er Beckford wegen der rücksichtslosen Kundgabe seiner Gesinnung einen Tribut der Bewunderung zollte, hatte er in einem andern Artikel die Minister belobt, weil sie der Demonstration der City kräftigen Widerstand geleistet. Wie sollen wir dies leichtfertige Spiel mit Grundsätzen benennen? In einem Manne wäre es Nichtswürdigkeit. Wohl mag Jemand das ganze politische Treiben der einen Partei wie der

andern für hohl und elend erklären, obgleich eine solche Ansicht gewiß an befangener Verkennung leidet; wenn er aber die Sophistik praktisch in die That umsetzt, im Trüben zu fischen, so verdient er wegen seiner Gewissenlosigkeit den Pranger der öffentlichen Schande. Dürfen wir aber denselben Maßstab an Chatterton legen, der kaum erst den Knabenjahren entwachsen war? So wenig wir leugnen, daß von einer so laxen Denkweise des Jünglings nur ein allzuleichter Uebergang zu der Ehrlosigkeit des Mannes stattfände; so wagen wir doch nicht, jenen mit aller Strenge zu verdammen. Er kannte den Ernst des Lebens noch keineswegs, sondern hielt sich an das Aussehen der bloßen Schale, und diese mußte ihm allerdings anbrüchig genug und des edlen Kernes baar erscheinen. Die Artikel für beide Parteien waren ihm daher nicht viel mehr als belustigende Stylübungen und Declamationen, wie man sie in den Schulen der alten Rhetoren für und wider dieselbe Sache vorzunehmen pflegte. Freilich mischte sich noch ein andres Motiv mit ein, jener Stolz und Ehrgeiz, der am meisten dazu beitrug, ihn dem Verderben zu weihen.

Nachdem Chatterton etwa sechs Wochen lang in Shoreditch gewohnt hatte, zog er nach Brooke Street, einer Nebenstraße von Holborn. Ehe wir ihn dahin begleiten, wollen wir uns einmal erkundigen, was für eine Meinung seine bisherigen Hausgnossen sich von ihm gebildet haben. Die Notizen sind nicht lange nach dem Tode des jungen Mannes gesammelt worden. Am besten urtheilte über ihn der Hauswirth, Mr. Walmsley, offenbar ein guter und gemüthlicher Geselle, der am alten Grundsatze fest hielt „Leben und leben lassen.“ Er beobachtete nichts Absonderliches an seinem Inquilinen, außer daß er ein männliches und dabei gefälliges Wesen besaß; „auch hatte er das Weibsvolk gar nicht ungern.“ „Frau Ballance sagte, er wäre stolz wie Lucifer gewesen. Sehr bald zankte er sich mit ihr, weil sie ihn Vetter Tommy nannte, und fragte, ob sie je davon gehört habe, daß ein Dichter Tommy geheißen; sie versicherte aber nichts von Dichtern zu wissen und bat ihn, er möge sich doch nicht das Ansehen eines Gentleman zu geben versuchen. Als sie ihm nach zwei- oder dreiwöchentlichem Aufenthalte in der Stadt einmal rieth, er sollte sich um eine Stelle in einem Comptoir bemühen, stürmte er wie wahnsinnig in der Stube herum und erschreckte sie nicht wenig mit der Aeußerung, wenn Gott ihm seinen Segen dazu gebe, so hoffe er bald als Gefangener in den Tower gesandt zu werden und

auf diese Weise sein Glück zu machen. Oft pflegte er Andern starr in's Gesicht zu blicken, ohne ein Wort zu sagen, ja ohne daß es den Anschein hatte, als bemerke er sie, und das dauerte wohl eine Viertelstunde, ja noch länger, bis es ganz graulich ward; all' diese Zeit über waren seine Gedanken sicherlich mit andern Dingen beschäftigt. Er erklärte häufig, er wollte die Nation noch in eine gehörige Verfassung bringen (settle the nation), ehe es mit ihm selbst zu Ende ginge: allein wie konnte sie selber ahnen, daß ihr armer Vetter Tommy ein so großer Mann wäre? Seine Mutter hätte doch auch ein Wort von seiner Größe schreiben sollen; dann würde sie sich seine Ansprüche auf den Gentleman haben gefallen lassen." In der Aussage der Frau Walmsley ist nichts sehr Charakteristisches enthalten, außer daß Chatterton an einem von dienenden Geistern nie respectirten Vorrechte fest hielt: „Er wollte nicht zulassen, daß das Zimmer, in welchem er las und schrieb, wie andre Stuben ausgefegt würde, denn Dichter, pflegte er zu sagen, haßten Besen; sie erwiederte darauf, nach ihrer Ansicht wären die Dichter nur dazu gut, mit schmutziger Mütze und schmutzigem Schlafrock in einem Dachstübchen zu sitzen und zuletzt Hungers zu sterben." Dann folgt ein Sittenzeugniß in Bezug auf Zeit und Stunde, wann er gewöhnlich nach Hause gekommen sei. Es bleibt nun die Aussage einer Nichte übrig. Diese „betrachtete ihn ganz wie einen wahnsinnigen Knaben, sein Geist war gewohnt, sich einem so kühnen Fluge hinzugeben, so wild herumzuschweifen; wenn sie nicht seine Züge gesehen und sein Alter gekannt hätte, so würde sie ihn für keinen Knaben gehalten haben, er war so männlich, so ganz er selbst. Frauenspersonen seien ihm nie nachgelaufen, auch wisse sie nicht, ob er etwa eine Verbindung mit welchen gehabt — aber er war ein Bruder Lüderlich, schrecklich hinter den Weibern her und manchmal etwas unartig gegen sie selbst (saucy, ein liebenswürdiger Euphemismus). — — Er war gutmüthig, angenehm und gefällig, aber furchtbar stolz und hochmüthig: nichts war zu gut, weder für ihn selbst, noch für seine Großmutter, Mutter und Schwester, wenn er es künftig zu etwas gebracht hätte, u. s. w." Die Nichte, welche vielleicht die „Unarten" des Knaben mit schmollender Miene, aber mit innerm Wohlgefallen hingenommen, fügte noch einige Details über seine äußere Lebensweise hinzu. Schon in Bristol hatte sich Chatterton des Fleischgenusses enthalten, um wie er sagte nicht dümmer zu werden, als Gott ihn geschaffen. In

Shoreditch blieb er dieser Grille getreu, trank auch nichts als Wasser und schien überhaupt von der Luft zu leben. Waren schon die Berichte der Frauenzimmer im Vergleich mit dem des ehrenfesten Hausphilisters charakteristisch für die Virtuosität des schönen Geschlechts, an Andern Schwächen zu beobachten, so geht die Aussage eines Knaben, mit dem der junge Dichter in einem Bette schlafen mußte, gradezu in's Märchenhafte über. Daß Chatterton spät aufsaß, oft bis der Morgen graute (hauptsächlich wohl zur Zeit des Vollmondes), daß er ferner seine nächtlichen Manuscripte in kleine Stückchen von der Größe eines Sechsers zerriß, ist nicht weiter auffallend; aber er stand um 5 oder 6 Uhr wieder auf und that während der Nacht kein Auge zu, wie andre Menschenkinder — also war er „ein Geist." Es fehlte bloß noch, daß der phantasiereiche Neffe des Gypsarbeiters Stein und Bein geschworen hätte, jedesmal wenn sein Bettgenosse, ein verwünschter Prinz, kalt und leblos ihm zur Seite gelegen, wäre dessen Seele ganz ungenirt durch's Schlüsselloch geschwirrt.

Die Gründe, welche Chatterton bewogen aus Shoreditch fortzuziehen, mochten verschiedener Art sein. Er hatte wohl gleich anfangs beabsichtigt, dort sein Domicil nur so lange aufzuschlagen, bis er London einigermaßen kennte und im Stande wäre, sich ein wirklich passendes Logis zu wählen. Natürlich mußte ihm daran liegen, nicht am Ende der Welt, sondern dem Centrum von London, also etwa Temple Bar, möglichst nahe zu wohnen; dann war aber auch sein Stolz gewiß mit im Spiele. Die Gegend von Shoreditch genießt in der englischen Hauptstadt keines bessern Rufes, als das Voigtland in Berlin, Grund genug, sich von dort wegzusehnen. Aber nun vollends die Demüthigungen im Hause; der junge Autor, von keinem als ein Wesen höherer Art angesehen, genöthigt mit einem durchaus prosaischen Knaben sein Bett zu theilen, endlich durch die vertrauliche Anrede „Vetter Tommy" im tiefsten Herzen gekränkt — man erwäge diese Umstände zusammengenommen, und man wird sich sagen müssen, dort war seines Bleibens nicht länger. Zudem schien sich das Leben voll Sonnenschein vor seinen Blicken auszubreiten; er träumte von Erfolg, von unermeßlichem Honorar, von Ruhm und Ehrenstellen. Daß er, wie wir aus einem Briefe an seine Schwester ersehen können und auch sonst hören, auf seine Kleidung etwas verwendete, ist ganz natürlich. Er scheint freilich, wenn wir

seine Verhältnisse berücksichtigen, den äußern Staat zu weit getrieben zu haben; aber bis zu einem gewissen Grade bedurfte er dessen als Literat, denn Klimpern gehört zum Handwerk und in England mehr als irgendwo anders. Doch abgesehen davon lag ihm viel an seiner Erscheinung, da er dem schönen Geschlechte gern gefallen wollte. Er erkundigt sich in seinen Briefen fleißig nach den Freundinnen in Bristol, erwähnt aber zugleich, von den schwarzen Augen einer jungen Dame, die er in einer Lohnkutsche habe fahren sehen, sei ihm das Herz verwundet worden. Auch hofft er, eine Schönheit aus Bristol, mit der er früher auf vertrautem Fuße gestanden, werde ihn bei ihrer Anwesenheit in London aufsuchen u. dgl. m.

Chatterton's literarische Anstrengungen in London sind Staunen erregend. Nur ist es zu beklagen, daß er sein glänzendes Talent zersplittern und an alle möglichen Trivialitäten verschwenden mußte, die für uns, außer im Zusammenhange mit seiner Biographie, kein Interesse haben. Das Abfassen politischer Artikel gab er bald wieder auf, wahrscheinlich weil es ihm ein für allemal verleidet war, als er sich durch den Tod Beckford's aus seinen kühnen Träumen herabgerissen sah. Seitden schrieb er hauptsächlich Erzählungen und Schilderungen seltsamer Charaktere (A Hunter of Oddities, Werke III. S. 181—221.) für gewisse Londoner Blätter, welche, nach der Inhaltsangabe einzelner Nummern zu urtheilen, vollständige Potpourris gewesen sein müssen. Von seinen kleinen novellenartigen Erzeugnissen sind am interessantesten die Memoirs of a Sad Dog — etwa zu übersetzen: Erlebnisse eines wahnsinnigen Härings; der Verfasser schildert darin, wie ein Mensch es nach einem ausschweifenden Leben zuletzt mit der Schriftstellerei versucht, und spielt auf seine eignen übeln Erfahrungen auf dem Gebiete des journalistischen Patriotismus an. Den Stil hat Masson als im höchsten Grade bummlig (slipshod) bezeichnet; wie sollte es auch anders sein, da Chatterton, genöthigt von der Hand in den Mund zu leben und seine Erzeugnisse dem niedern Geschmacke der Lesewelt anzupassen, weder die nöthige Muße besaß, noch viel Lust verspüren mochte, durch Ausfeilung der Form sich selbst Genüge zu thun? Wir sehen übrigens an seinem Beispiele, daß es weniger schwer hält, glatte Verse zu schreiben, als sich eine durchgebildete Prosa anzueignen. Als Nachahmer des Junius leistete der junge Schriftsteller ganz Erstaunliches; aber darum vermochte er nicht, ohne sich den reichen Gedankenkreis

eines Mannes erworben zu haben, durch angeborne Fertigkeit und durch momentane Anstrengungen seinem eigenen und selbständigen Style die ruhige Anmuth der Classicität zu verleihen.

Unter Chatterton's Gelegenheits-Productionen verdient „die Rache" (The Revenge) Erwähnung, eine sogenannte burletta oder komische Operette, die in den Gärten von Marybone zur Aufführung kam; jedoch bleibt es zweifelhaft, ob die ganze Anlage von ihm herrührt, oder ob er nur Couplets in ein schon fertiges Stück eingestreut und es vielleicht hin und wieder durch einen kräftigen Pinselstrich gehoben. Es ist nicht leicht, das ungewisse Gebiet von Werken, die nichts als Belustigung der Menge bezwecken, in feste Grenzen einzuschließen; darum will ich nicht grade behaupten, daß das Vorwalten von Obscönitäten, der Bedeutung des mittelalterlichen Wortes burla gemäß, nothwendigerweise zu dem angegebenen Genre gehöre; doch haben jedenfalls die Burletten, welche auf den nicht eben fashionabeln Theatern in London zur Aufführung kommen, einen sehr beträchtlichen haut goût. Auch jene unter Chatterton's Werke aufgenommene Burlette streift ziemlich stark an's Indecente, obgleich wir mit in Anschlag bringen müssen, daß unser Geschmack, im Vergleich mit dem des vorigen Jahrhunderts, sich durch Strenge, ja durch Prüderie auszeichnet. Der Gegenstand der „Rache" ist dem Bereiche der Mythologie entnommen. Als die Nacht ihren dunkeln Unterrock ausgebreitet, eilt Jupiter, welchem die Stimme seiner Juno gleich der Musik der Ferkel beim Gewitter klingt, den Umarmungen der holden Maia zu. Cupido ertheilt der aufgebrachten Ehehälfte einen guten Rath, sie solle die Nebenbuhlerin an's Tischbein festbinden und dann getrost ihre Rolle durchspielen. Inzwischen hat er Bacchus, der ihn unter dem Einflusse eines seligen Rausches verhöhnt, mit seinem Pfeile verwundet und in Maia verliebt gemacht. So treffen Bacchus und Juno, zwei Doppelgänger, zusammen, und sind ganz zärtlich, bis Jupiter dazukommt. Wie sich erwarten läßt, bricht ein Sturm los, der sich jedoch bald in Wohlgefallen gegenseitiger Vergebung auflöst. Als Probe des Styls theile ich ein von Bacchus gesungenes Recitativ mit:

> Schock Mohren! Noch ein Glas, das steigt zu Kopfe,
> Olympus dreht sich, haltet mich beim Schopfe.
>
> Sagt Jupiter, daß sich der Himmel ihm fügt,
> So schwör' ich beim Naß, seine Donnerschaft lügt;

Ein Sclave der Flasche, regiert er durch Wein,
Und jeder bekennet, die Herrschaft ist mein.

Funkelnd ros'ger, mächt'ger Wein,
Alle Lebensfreud' ist dein;
Frag' der Trinker Nation,
Ueberall ist Bacchus' Thron;
Blinkt im Glas des Weines Gold
Machtlos selbst der Donner rollt.

Jedweder bärt'ge Weise spricht,
Der Mensch besteht aus Staub;
Sein räthselhafter Saft versiegt,
Läßt Würmern ihn zum Raub.
'S ist orthodox, der Erdenkloß
Wird nicht durch Durst verbessert;
Sein bröckeliger Stoff hält bloß,
Wenn man ihn frisch bewässert. u. s. w.

Außer den so eben besprochenen Arbeiten lieferte Chatterton noch Beiträge für ein methodistisches Blatt (Gospel Magazine), wie er selbst sagte — for a whim, d. h. weil ihn die Laune dazu angewandelt. In den gleich nach seiner Ankunft in London geschriebenen Briefen erwähnt er in etwas großthuerischer Weise die ihm gewordenen Bestellungen, eine „Englische Geschichte", ferner eine „Geschichte der Stadt London" zu schreiben. Was daraus geworden sei, ist uns nicht bekannt; es platzen so manche literarische Seifenblasen.

Unter Chatterton's Werken finden sich allerlei längere und kürzere satirische Gedichte, fast sämmtlich aus der Zeit seines Aufenthalts in Bristol herrührend. (The Consuliad, The Whore of Babylon und Kew Gardens.) Es sei uns erlaubt, dieselben als Nachbildungen andrer Dichter ziemlich kurz abzufertigen. Hin und wieder stoßen wir auf Verse, in denen der elegante Styl Pope's mit seinen witzigen Antithesen und anderm Zubehör glücklich wiedergegeben ist, wie z. B. in der von Chatterton auf sich selbst gemünzten Zeile

Nonsense in prose or blasphemy in rhyme (The Defence. Works I. p. 110.) Größtentheils jedoch hat er ein andres Muster vor Augen, Charles Churchill, den Verfasser der Rosciade und sonstiger satirischer Gedichte, der nur wenige Jahre vor Chatterton nach einem wüst verbrachten Leben im Alter von 33 Jahren gestorben

war († 1764). In Ansehung der Form ist erfolgreich nachgeahmt, was Cowper*) mit den Worten bezeichnet: Churchill has a swing of versification peculiarly his own. Was den Inhalt betrifft, so haben wir es fast durchgehends mit Politik, ja mit den politischen Persönlichkeiten Bristol's zu thun. Wird es uns nun schwer, eine lange Satire durchzulesen, wofern sie nicht andre Bestandtheile darbietet, um den Geist zu erfrischen, und erfordert insbesondre eine politische Satire die allergenaueste Kenntniß ihrer Zeit bis in die kleinlichsten Verhältnisse hinein; so folgt daraus, daß es fast unmöglich ist, sich in Chatterton's Kew Gardens und ähnliche Gedichte hineinzulesen.

Die Hülfsquellen, von denen sich Chatterton anfangs so viel versprochen hatte, versiegten nur allzubald. Er konnte weder alle seine satirischen Gedichte, noch die Rowley'schen Werke in London an den Mann bringen; was für Versuche er zu dem Zwecke gemacht habe, wissen wir nicht, denn in seinen Briefen beobachtet er darüber ein vollständiges Stillschweigen. Das Honorar für andre Arbeiten wurde von Tag zu Tag spärlicher; die Verleger, von denen er Beschäftigung erhielt, waren theils arme Leute, theils schlechte Bezahler, auch hatte er sie schon so reichlich mit Manuscript versehen, daß sein fernerer Fleiß ihm nichts mehr helfen konnte. Allein so tief lag die Neigung zu renommiren in Chatterton's Natur, daß er zu einer Zeit, als ihm längst die Augen aufgegangen sein mußten, noch die allerhochtrabendsten Worte gebrauchte. Wenn er Anfang Juli Geschenke an die Seinigen schickte, die mit den ihm zu Gebote stehenden dürftigen Mitteln nicht in Einklang zu setzen waren, so wollen wir ihn deshalb nicht tadeln; zwar unüberlegt, ging es doch aus einem liebenswürdigen Zuge seines Wesens hervor, womit wir alle mögliche Sympathie empfinden müssen. Aber so natürlich uns auch Chatterton's Wunsch erscheint, seiner Mutter und Schwester die erfahrenen Täuschungen zu verschweigen und ihre Hoffnungen durch frohe Berichte zu beleben; so können wir es doch kaum begreifen, wie er am 20. Juli, nachdem ihm alle Versuche fernern Gelderwerbs fehlge-

*) Table Talk, citirt von P. Cunningham in einer Anm. zu Campbell's Br. P. p. 455.

schlagen waren, sich noch der folgenden Ausdrücke bediente: „Ich habe eine sehr ausgedehnte Bekanntschaft; meine Gesellschaft wird überall gesucht, und könnte ich mich so weit erniedrigen, in ein Comptoir zu gehen, so hätte ich längst zwanzig Stellen erhalten können. Aber ich muß unter den Großen leben; Staatsgeschäfte sagen mir besser zu als Handelsgeschäfte.“ — — Als er jene Geschenke nach Bristol sandte, scheint er fast sein letztes Geld dafür ausgegeben zu haben. Noch anderthalb Monate fristete er kümmerlich sein Leben, in fortwährendem Kampfe mit dem Hungertode. Ein Glück für den Biographen, daß der Mangel an Nachrichten ihn der Aufgabe überhebt, die Leiden des Unglücklichen bis in's Einzelne auszumalen.

Chatterton's Wirth in Brooke Street, Mr. Angell, ging den Tag über seinen Geschäften nach, während seine Frau daheim mit Nähen etwas zuverdiente. Trotz seines Stolzes schloß sich der junge Dichter leicht an, und wurde auch mit der Familie Angell bald näher bekannt. Das Ehepaar fällte über ihn ein gleiches Urtheil, wie seine Hausgenossen in Shoreditch, daß er nämlich sehr stolz sei, aber Niemandem unfreundlich begegne. Nach ein paar Wochen glaubten sie zu der Erkenntniß zu gelangen, er sei nicht nur ein wunderbarer Mensch, sondern sei auch wahrscheinlich nicht ganz bei Sinnen. In derselben Straße wohnte ein Apotheker, Namens Croſs, mit dem der neue Ankömmling sich gleich von vorn herein auf den Fuß gemüthlichen, nachbarlichen Schwatzes gestellt haben mag. Bald wurden sie so sehr befreundet, daß Chatterton nie an dem Laden vorüberging, ohne wenigstens auf einen Augenblick hineinzutreten und ein flüchtiges Gespräch anzuknüpfen. Der Apotheker besaß wahrscheinlich einen gewissen Grad von Bildung — was in England bei der nicht unterdrückten allgemeinen Quacksalberei ziemlich selten der Fall ist — und fand an seinem genialen Nachbar viel Gefallen. Dazu kam, daß sich dieser, vermöge der Flüssigkeit und Dehnbarkeit seines Geistes, schon in Bristol mit Medicin abgegeben und mindestens einige oberflächliche Kenntnisse in dem Fache erworben hatte. So oft Chatterton kam und über den Ladentisch mit Croſs plauderte, fand der Letztere seine Unterhaltung „überaus fesselnd, ein wenig Freidenkerei abgerechnet.“ In Folge einer Aeußerung, daß die Verleger nicht anständig gehandelt, hatte der Apotheker ihn öfter zu Tisch gebeten, ohne ihn dazu bringen zu können, seine Einladung

anzunehmen, bis er zuletzt, aus Furcht, den Stolz des jungen Menschen zu beleidigen, ganz davon abstand. Da Chatterton's Lage immer verzweifelter wurde und sich auch äußerlich nicht mehr verbergen ließ, so rieth ihm Croſſ ganz wohlmeinend, doch wieder zu den Seinigen nach Bristol zurückzukehren. Der Jüngling seufzte tief und bat den Andern, er möge den verhaßten Namen nie wieder erwähnen. Unwillige Erinnerung an die Behandlung, welche ihm dort zu Theil geworden, Bewußtsein seiner eignen Schuld, falscher Stolz und Scham über das Zusammensinken seines kühnen Luftgebäudes, diese verschiednen Gefühle mochten zu gleichen Theilen beitragen, um ihn von der Rückkehr abzuhalten, sollte es auch sein Leben kosten. Wahrscheinlich ließ es sein Hochmuth jetzt so wenig wie früher zu, daß er sich um eine kleine Stelle in einem Bureau oder Comptoir bewürbe; wenn er es ohne Erfolg gethan, so hat er es mindestens sorgfältig verschwiegen. Dagegen entwarf er noch einen merkwürdigen Plan, dessen Unausführbarkeit für einen Jeden, außer ihm selbst, auf der Hand liegen mußte. Auf seine paar Brocken von Medicin wollte er sich ein Engagement als Gehülfe eines Schiffschirurgen zu verschaffen suchen; deshalb wandte er sich an Catcott, damit dieser ihm ein ostensibles Zeugniß von Barrett zum Ausweis über seine ärztlichen Kenntnisse und Studien verschaffen sollte. Obgleich Fälle solcherlei Schwindels in jenen Tagen gewiß nicht zu den Seltenheiten gehörten, so dachte Barrett doch zu rechtlich, um seine Hand dazu bieten zu wollen, und an seiner Weigerung scheiterte das ganze Project.

In dem Briefe an Catcott (geschrieben am 12. August) kommt eine Stelle vor, die ich schon aus dem Grunde nicht übergehen darf, weil Masson ihr einen ziemlich ausführlichen Commentar widmet. Sie lautet wörtlich: „Der Himmel sende Ihnen die Tröstungen des Christenthums. Ich bitte nicht darum, denn ich bin kein Christ." Die Frage nach Chatterton's Verhältniß zum Christenthum interessirt uns hauptsächlich insofern, als sie seinen ganzen Seelenzustand zu der Zeit, da er jene Worte schrieb, wie in einem Brennpunkte concentrirt. Wäre Chatterton ein Gottesleugner gewesen, so ließe es sich leicht daraus erklären, daß er in einem Zeitalter des Deismus, Materialismus, ja eingestandener nihilistischer Tendenzen lebte. Allein im Gegensatz zu den beiden letztern Richtungen hielt er ganz entschieden an einer Gottesidee fest und gab ihr Ausdruck in seinen Versen. Den Geist der

Kritik hatte er mit der Luft eingeathmet; doch richtete er seine Angriffe nur auf die Form oder auf anstößige Mißbräuche und ließ dasjenige, was gleichsam die gemeinsame Substanz aller Religionen ausmacht, ruhig bestehen. Darin liegt freilich, daß sein Glaubensbekenntniß sich auf ein armseliges Minimum beschränken mußte; die Offenbarung gab er rücksichtslos preis. Am genauesten hat er seine Ansichten in einem Gedichte mit der Aufschrift Happiness (das Glück) ausgesprochen, in dem es z. B. heißt, derselbe Pfad, welcher dem Einen zum Himmel zu führen scheine, führe zur Hölle, wolle man das Gewissen eines Andern hören; das Gewissen, der Wechselschein des Chamäleons Seele, strahle alle verschiedenen Ansichten zurück, ohne einer einzigen treu zu bleiben. (Werke I. S. 130.)

This passage leads to Heaven — yet, strange to tell!
Another's conscience finds it lead to Hell.
Concience, the soul-Camelion's varying hue,
Reflects all notions, to no notion true.

Schwerlich hatte Chatterton über die tiefsten und wichtigsten Fragen des menschlichen Geistes anhaltend nachgedacht — er war ja auch noch so jung; nur die Macht der Jugenderinnerungen und ein gewisser poetischer Instinkt verhinderte ihn, eine zerstörende Kritik auszuüben. Aber unter allen Phasen, die das Verhältniß des Menschen zu seinem Herzen annehmen kann, ist ein Zustand unfertiger Halbheit am wenigsten geeignet, den Stürmen des Lebens Trotz zu bieten. Wäre Chatterton im Stande gewesen, sich in seinem Geiste eine Welt des Gedankens zu erschaffen, oder hätte er andrerseits an dem kirchlichen Glauben unerschütterlich festgehalten, ohne dem Zweifel Gehör zu geben; er hätte einen festen Halt besessen und hätte es vermocht, dem Unglück Widerstand zu leisten. So aber war sein religiöser Zustand im höchsten Grade unbefriedigend, und dieß um so mehr, da er sich durch seine Lügen in eine Stellung hineingetrieben, aus welcher ihm sein Stolz keine Rückkehr erlaubte. Er fühlte es jedenfalls selbst; die Trostlosigkeit seines Innern blickt nur allzudeutlich durch in den hastig ausgestoßenen Worten: „Der Himmel sende Ihnen die Tröstungen des Christenthums. Ich bitte nicht darum; denn ich bin kein Christ."

Es wird uns überliefert, Chatterton habe seiner Mutter durch einen am 15. August geschriebenen Brief große Angst und Unruhe

bereitet. Es war der letzte Brief, und gleich ein paar frühern ist er leider verloren gegangen — ein in der That zu beklagender Verlust, da jene Briefe uns wahrscheinlich in den Stand gesetzt hätten zu entscheiden, ob und wie weit Chatterton vor seinem Tode geisteskrank gewesen. Masson behauptet, es lasse sich fast ein positiver Beweis führen, „daß Chatterton gegen Mitte des August sich in dem specifischen Zustande der Geisteskrankheit befunden habe, der nach den Aerzten bei schon existirender Prädisposition durch äußre Umstände erzeugt zu werden pflegt." Sein „positiver Beweis" reducirt sich jedoch auf die Aussagen der Hauswirthin und des Apothekers; jene glaubte, ihr Miethsmann sei in der letzten Zeit nicht ganz bei Sinnen gewesen, und der Nachbar bemerkte an ihm eine zunehmende Unruhe und förmliche Anfälle von Abwesenheit und Schweigen, die plötzlich eintraten, wenn er eben noch sehr schnell gesprochen. Nur das Letztere kann einigermaßen als Indicium gelten, läßt sich aber auch in ganz verschiedener Weise deuten; der Geist, von dem Chatterton besessen war, mochte der Entschluß des Selbstmordes sein, welcher, bei verhältnißmäßig klarem Bewußtsein gefaßt, ihn überall beunruhigte und inmitten der lebhaftesten Unterhaltung verstummen machte. Wenn also jene Masson'schen Worte mehr besagen wollen, als daß, in Folge nervöser Reizbarkeit, eine Steigerung der schon früher beim Dichter beobachteten Zustände eingetreten sei, wenn darin liegen soll, die krankhafte Anlage sei zu einem wirklichen Ausbruche gekommen; so fehlt der Nachweis eines qualitativen Umschlagens in eigentliche, geistige Zerrüttung. Es ist ein beliebter Gemeinplatz, daß Selbstmord, wenn nicht von anhaltendem, so doch von temporärem Wahnsinn herrührt; aber mit der Durchführung in einzelnen Fällen hat es gewöhnlich sein Bedenken; zum wenigsten gehört dazu eine vollständige Kenntniß aller individuellen Aeußerungen, so zu sagen aller Signale des Seelenlebens, welche Kenntniß uns in Bezug auf Chatterton's letzte Tage leider fehlt. Doch um auf dessen oben erwähnten Brief an seine Mutter zurückzukommen, so erzählte eine Bekannte, sie habe die gute Frau eines Tages in Thränen gefunden, wegen der von ihrem Sohne erhaltenen Nachrichten, besonders wegen einer Schilderung, wie er auf einem Kirchhofe umhergewandelt und plötzlich zufolge seiner Geistesabwesenheit in ein offenes Grab gesunken sei. Doch setzte er mit seiner gewohnten Laune hinzu, „es waren nicht die Lebendigen und die Todten zu-

sammen; denn unter mir fand ich den Todtengräber, der ein Grab schaufelte.“ Chatterton's Mutter wollte sich nicht mit der Vorstellung beruhigen lassen, dies sei bloß eine von Thomas' alten Träumereien, sondern blieb dabei, es bedeute etwas Schlimmes.

Allerdings bedeutete es etwas Schlimmes; der Entschluß des Selbstmordes war so weit in ihm gereift, daß er das tückisch umschlingende Netz nicht mehr durchbrechen konnte. Schon öfter und zwar zu verschiedenen Zeiten war der Gedanke in seinem Hirne aufgetaucht, ohne daß wir zu sagen vermöchten, ob er bloß damit zu spielen und zu prahlen vermeinte, oder eine ernstliche That beabsichtigte. Als Knabe hatte er eines Abends in Gegenwart mehrerer Kameraden eine Pistole aus der Tasche gezogen und sie vor die Stirn gesetzt mit den Worten: „Wenn man jetzt bloß den Muth hätte abzudrücken!“ Dann das Project des Selbstmordes, das zu seiner Verabschiedung aus Lambert's Bureau führte. Damals mag es halb Farce und nur zur Hälfte Ernst gewesen sein; dennoch kann selbst der flüchtige Gedanke tiefe Spuren zurücklassen und einen nachhaltigen Einfluß auf das ganze Leben ausüben. Chatterton hatte sich mit der Idee des Selbstmordes so weit vertraut gemacht, daß er jetzt nicht mehr davor zurückbebte. So manche, ja oft edele Naturen, haben den Gedanken der Zerstörung Jahre lang mit sich herumgetragen und haben es empfunden, wie der Kampf gegen den stärker anwachsenden Dämon von Tag zu Tage schwieriger wird. In dem alten Sprichworte, man solle den Teufel nicht an die Wand malen, liegt eine tiefe Wahrheit. Alles Dämonische hat einen eigenthümlichen Zauber für unsern Geist, der sich nur allzuleicht davon bestricken läßt. Gleich dem Brautkleide der Kreusa, dem falschen Geschenke der Feindin, besticht es die Blicke durch trügliche Pracht, doch in sich birgt es das Gift einer verzehrenden Flamme; und wie der Epheu sich um die Zweige des Lorbeers schlingt, so flicht es sich um Jeden fest, wenn er nur daran rührt, um ihn in das gemeinsame Verderben mit fortzureißen.*) Sollte der aus dem Reiche der Nacht heraufbeschworne Geist gebannt werden, so bedurfte es für Chatterton heiliger, freundlicher Mächte; doch sein Stolz hatte ihr Segenswort zurückgewiesen, hatte sie selbst feindselig verscheucht.

---

*) Euripides, Medea. v. 1135 ff.

Lange Zeit lebte Chatterton nur von Brot und Wasser. An einem Brote — und man bäckt es in England viel kleiner als bei uns — hatte er eine ganze Woche genug; auch kaufte er immer altes Gebäck, damit es länger vorhalten sollte. Die Hauswirthin hatte dies bemerkt und gab ihm eines Tages von der Miethe, welche er stets mit der größten Pünktlichkeit bezahlte, einen sixpence (5 Sgr.) zurück. Er weigerte sich, das Geld anzunehmen und sagte in gereiztem Tone, indem er auf seine Stirn zeigte: „Ich habe hierin etwas, was mir noch einmal mehr einbringen wird.“ Doch nur zu bald überzeugte er sich, daß der Schatz, bestimmt Andre zu bereichern, sich für den Besitzer nicht heben lasse. Das Elend wuchs fast von Stunde zu Stunde, und je mehr das Licht entschwand, desto wilder und gedrängter schossen die Phantome des Hungertodes aus dem Boden auf. Endlich ließ sich Chatterton bewegen, den erneuerten, dringenden Einladungen des Apothekers Folge zu leisten. Er kam eines Abends und nahm an einer Mahlzeit Theil, sein Appetit war gierig; wahrscheinlich genoß er nachher keine Nahrung wieder. Am 22. August kam er, nach der Aussage seiner Wirthin, zornentbrannt nach Hause, weil die Frau des Bäckers verweigert hatte, ihm ein Brot zu geben, bis er seinen Rückstand (3 s. 6 d.) abgetragen. Offenbar entschied dieser letzte, geringfügige Vorfall den Tod des Unglücklichen. So geneigt wir uns zunächst fühlen, der Hauswirthin, Mrs. Angell, eine Mitschuld an dem Tode ihres Miethers beizumessen, weil sie sich desselben in seinem Elende nicht angenommen; so dürfen wir doch, ohne untrügliche Anzeichen zu besitzen, mit dem Verdammungsurtheile nicht vorschnell bei der Hand sein. Ihr Fehler bestand wahrscheinlich nicht in Gefühllosigkeit, sondern in bloßem Mangel an entschlossenem Handeln; denn durch ein besonnenes und zugleich energisches Einschreiten unter dem Beistande Andrer hätte sie Chatterton gewiß von der Ausführung seines Vorhabens zurückhalten können. Sie selbst entzog sich nach dem Tode desselben so viel als möglich den weitern Nachforschungen; aber eine Freundin und Nachbarin von ihr sagte aus, der Jüngling habe sich ein paar Tage lang in einem Zustande stumpfsinnigen Brütens befunden und habe von jener nicht dahin gebracht werden können, etwas Speise zu sich zu nehmen.

Trauriges Geschick! Wie es in einer alten Tragödie heißt, daß der Zorn einer verfolgenden Gottheit sich sühnen lasse, wenn es

nur gelinge, den Helden noch einen Tag am Leben zu erhalten;*) so hätte auch Chatterton's Rettung wohl vom bloßen Zeitgewinn abgehangen. Eine günstigere Wendung seines Schicksals war ohne sein Wissen vorbereitet, um ihn wieder an das irdische Dasein zu knüpfen; wäre ihm nur die Nachricht davon rechtzeitig zugekommen. Dr. Fry, Vorsteher eines Collegs der Universität Oxford, hatte auf irgend eine Weise von den in Bristol fragmentarisch circulirenden Rowley-Dichtungen gehört und machte sich, voll Verlangen, den Entdecker derselben kennen zu lernen, nach seiner Vaterstadt auf, wo er ihn noch zu finden glaubte. Als er dort ankam, war es leider zu spät. Diese „Ironie des Schicksals" erinnert an Heine's ergreifende Schilderung, wie die Gesandtschaft von Schach Mahomet mit reichen Gaben zum westlichen Stadtthor von Thus einzieht, während man soeben die Leiche des Dichters Firdusi, dem jener Ehrentribut bestimmt war, zum Ostthore hinausträgt.

Am 23. August — es war ein Donnerstag — erschien Chatterton ungewöhnlich ernst. Als seine Hauswirthin sich erkundigte, was ihm fehle, antwortete er: „Nichts, nichts; weshalb die Frage?" Den nächsten Morgen blieb er länger im Bette als er sonst zu thun pflegte, stand um zehn Uhr auf und ging mit einem Bündel von Papieren fort, „die für den Besitzer" — so drückte er sich aus — „ein Schatz wären; allein es gäbe so viele Narren in der Welt, daß er Sorge tragen müßte, sie vor Unfällen zu bewahren." Um halb zwölf trat er in den Laden des Apothekers, plauderte eine Zeit lang in gewohnter Weise und kaufte zuletzt, als er schon im Weggehen begriffen war, für einen Penny Arsenik, vorgeblich um ein Experiment damit zu machen. Croff hatte keinen Verdacht daraus geschöpft, daß sich die Gespräche seines jungen Freundes in der letzten Zeit häufig um das Thema der Gifte und ihrer Wirkungen auf den menschlichen Körper gedreht hatten; auch jetzt war er mit Blindheit geschlagen. Als Chatterton das Gift in der Tasche hatte, wanderte er noch einmal durch die Stadt; Niemand weiß, wohin er seinen Fuß setzte. Wollte er einen letzten Blick auf das Bild des menschlichen Lebens, auf das Glück und Elend seiner Mitmenschen werfen? Oder wartete er, bis das Auge des Tages erloschen sei,

---

*) Sophokles, Ajax 756 f. 778 f.

um in die ewige Nacht hinabzusteigen? Gegen 7 Uhr Abends kehrte er heim, sehr bleich und niedergeschlagen; er setzte sich träumerisch in das Zimmer der Hauswirthin, das Haupt zu den Knieen niedergebeugt, und murmelte vor sich hin Verse in einer alten Sprache. Vielleicht waren es Strophen wie die folgenden, in denen er einst vom Tode gesungen:

Mein Herz blieb, was es war, als das Geschick
Mir glänzte wie mit sommerlicher Gluth;
Die Mißgestalt der Furcht traf nie mein Blick;
Im Hochgefühl des Adels kocht mein Blut,
Kocht in den Adern, rollt gleich wilder Fluth,
Voll Sehnsucht nach dem Stahl im Schlachtgewühl.
O rühmt der Welt von Aella, höhern Muth
Hegt' nie ein Ritter, der für England fiel.

* * *

Willkommen, Tod! Um ew'ges Sein
Tausch' ich dies ird'sche Leben;
Fahr' wohl, o Welt, und was du all
Des Theuren mir gegeben.

* * *

Willkommner naht mir jetzt der Tod,
Als je der Mai gekommen — — —

* * *

Bald wird sich mein Leib verzehren,
Elfen, laßt die Feuer glühn. — —
Kommt, bohrt Dornen in mein Herz,
Nehmt mein Herzblut schnell dahin;
Leben, Alles ward zum Schmerz,
Nichts mehr freut den trüben Sinn.
Den Liebsten barg
Der enge Sarg,
Ruht unter dem Weidenbaum.

* * *

Nach ein paar Stunden erhob sich der Jüngling um zu Bett zu gehen, und küßte seine Hauswirthin, was er nie zuvor gethan hatte. Es war der Kuß des Abschieds vom Leben. Während er langsam die Treppe hinaufstieg, trat er mit voller Wucht auf jede

Stufe, als wollt' er sie zerbrechen. Die Wirthin hört ihn zuletzt in sein Zimmer gehen und die Thür hinter sich verriegeln.

Der Sarg ist geschlossen, der Tod hat sein Opfer.

— — — — — — —

Am Morgen des 25. August fiel es der Hauswirthin auf, daß ihr Miether nicht zur gewöhnlichen Zeit herunterkäme. Da er jedoch schon den Tag vorher länger im Bette gelegen, so schöpfte sie noch keinen Verdacht. Erst gegen elf Uhr begann sie zu fürchten, es könne ihm ein Unglück zugestoßen sein, ging mit einer Bekannten, die zufällig gekommen war, die Treppe hinauf und klopfte an die Thür. Da sie keine Antwort erhielten, so riefen sie einen Vorübergehenden von der Straße — denn der Hauswirth war abwesend — und ersuchten ihn, die Thür aufzubrechen. Sie fanden den Fußboden mit kleinen Papierstückchen bestreut und Chatterton selbst auf dem Bette liegend, ganz todt. Der Mann hob einige der Papierstückchen vom Boden auf und las auf einem derselben die Worte: „Ich befehle meine Seele meinem Schöpfer und hinterlasse meiner Mutter und Schwester meinen Körper, der Stadt Bristol meinen Fluch. Wenn Ca—" (Vielleicht, wenn Catcott das Zeugniß nicht verweigert hätte, — —) das Uebrige war abgerissen. Da erst kamen jene auf den Gedanken, daß Chatterton sich selbst das Leben genommen. Der Apotheker, welchen man herbeiholte, machte sie zuerst auf ein Fläschchen im Fenster aufmerksam; es enthielt Arsenik und Wasser. Auch waren noch ein Paar Stückchen des Giftes an seinen Zähnen hängen geblieben, so daß der Selbstmord keinem Zweifel unterlag. Zwei Tage später wurde eine Besichtigung der Leiche angestellt. Der Coroner und die Jury erklärten Chatterton für einen Verbrecher an sich selbst (felo de se), und in Folge ihres Verdictes wurde er in aller Stille auf dem zum Arbeitshause in Shoe Lane gehörigen Begräbnißplatze beigesetzt. Doch gibt es eine Ueberlieferung, daß Chatterton's Familie auf irgend eine Weise in den Besitz seines Körpers gelangt sei und eine heimliche Bestattung desselben auf dem Kirchhofe zu St. Mary Redcliffe bewerkstelligt habe. In Bristol wird daran nicht gezweifelt; dort existirt auch ein, wie man mir gesagt hat, ziemlich roh ausgeführtes Denkmal des Dichters, das ich leider nicht habe zu Gesicht bekommen können. Früher war es in jener Kirche aufgestellt. Allein entweder schämte man sich des

unvollkommenen Kunststyles, oder der gewöhnlichen Angabe liegt etwas Wahres zu Grunde, der Kirchenvorstand habe sich genöthigt gesehen, es gegen die Betastungen ungebildeter Besucher zu schützen. Kurz und gut, das Monument ist, wohl vernagelt in einem Kasten, bei Seite geschafft worden.

Das einzige Portrait unsers Dichters, das ich gefunden habe, ist ein sehr flüchtig gearbeiteter Holzschnitt in Chamber's Encyklopädie der englischen Literatur. Wie wir uns häufig in den Gesichtszügen und in der ganzen äußern Erscheinung einer Persönlichkeit getäuscht fühlen, nachdem wir uns in der Phantasie ein bestimmtes Bild davon entworfen haben, so ist es mir auch mit jenem Porträt Chatterton's ergangen. Es ist ein Profil und stellt ein rundes, volles und gemüthliches Knabengesicht dar, aber ohne irgend welche stark ausgeprägte und fesselnde Eigenthümlichkeit. Damit stimmt überein, was Hazlitt *) behauptet, dessen Gewährsmann ich nicht habe entdecken können: „Chatterton's Physiognomie würde ihm erlaubt haben, incognito zu passiren. Der Ausdruck ist durchaus verschieden von dem Blicke schüchterner Verwunderung und Wonne, den Annibal Caracci im jungen Apollo dargestellt hat, während er in Gegenwart seines Erziehers, des alten Silenus, den von ihm selbst zum erstenmale einer Hirtenflöte entlockten Tönen lauscht." Dagegen sagt Gregory,**) nachdem er seines mannhaften Auftretens und seines einnehmenden Aeußern Erwähnung gethan: „Das Bedeutendste in seinem Gesichte waren die Augen, welche, obgleich grau, ungemein durchdringend waren; wenn er im Gespräche oder sonst warm wurde, blitzten sie von Feuer, und das eine Auge, sagt man, war noch hervorstechender als das andre."

Die häufig citirten Verse des Dichters Wordsworth: ***)

> I thought of Chatterton, the marvellous boy,
> The sleepless soul that perished in his pride,

geben in der That eine treffende Charakteristik des unglücklichen Jünglings; insbesondere ist die in dem Ausdruck „schlaflose Seele" enthaltene Anspielung auf das Nachleben seines Geistes für sein räthselhaftes Wesen sehr bezeichnend. Wir haben gesehen, wie das unruhig,

---

*) Lectures on the English poets by W. Hazlitt. Lond. 1841. P. 242.

**) P. LXXII.

***) Sie stehen im Leech-gatherer.

doch mit wunderbarer Helle flackernde Jugendfeuer sich nur zu schnell verzehren mußte. Wir haben gesehen, seine eignen Fehler und Verschuldungen, die Lüge, der Stolz und Ehrgeiz, hatten seinen Untergang vorbereitet. Wir haben gesehen, daß er nicht bloß der Ungunst der Verhältnisse erlag, sondern einem Dämon, der längst in seinem Busen wohnte, längst auf seine Vernichtung harrte. Diese dämonische Macht, die sich in das herrlichste Wachsthum seines Geistes eingeschlichen, um es im innern Kerne zu tödten, können wir jener tückischen Krankheit vergleichen, welche auf der Jugend Wangen, wenn sie bereits den Keim des Todes in sich trägt, noch den trügerischen Zauberschein gesunder Kraft und frischer Blüthe ausgießt. Wir trauern über das Schicksal eines Genius, der so viel versprach; zugleich aber fühlen wir uns von der Wahrheit durchdrungen, daß die Gabe der Dichtung ein unseliges Geschenk ist, wenn sie nicht in der Tiefe sittlicher Gesinnung wurzelt.

Anmerkung. Felo de se. — Da ich nicht voraussetzen darf, daß die Bestimmungen des englischen Gesetzes über den Selbstmord meinen Lesern bekannt seien, so will ich mittheilen, was ich in einem populären, das Rechtswesen betreffenden Werke darüber gefunden habe. (The Cabinet Lawyer. London 1847. p. 420 f.)

„Selbstmord gilt nach dem Gesetz als ein von Jemand an sich selbst verübtes Capitalverbrechen (felony); so daß der Versuch, sich das Leben zu nehmen, ein mit Geld- und Freiheitsstrafe zu büßendes Vergehen (misdemeanor) ausmacht. Aber um das Verbrechen eines felo de se zu constituiren, ist es wesentlich, daß es von einem Erwachsenen verübt sei, der zur Zeit der That bei gesunden Sinnen gewesen. Früher bestand die Strafe des Selbstmörders in schimpflichem Begräbniß an der Landstraße, wobei ihm ein Pfahl durch den Leib getrieben wurde; aber ein Gesetz aus der Regierungszeit Georg's IV. (4. G. IV. c. 23) erlaubt die Beerdigung eines Selbstmörders auf dem Kirchhofe oder Begräbnißplatze seines Kirchspiels, nur unter Fortlassung des kirchlichen Begräbnißrituals; außerdem muß die Beerdigung binnen 24 Stunden nach der gesetzlichen Untersuchung, und zwar des Abends zwischen 9—12 Uhr stattfinden. Gewöhnlich lautet das Urtheil der Jury im Falle des Selbstmordes auf Geisteskrankheit, wobei wahrscheinlich die Betrachtung zu Grunde liegt, daß

die That der Selbstzerstörung eine Anomalie im Handeln eines Menschen, eine Abweichung von dem alle bewußten Wesen regierenden Principe der Selbsterhaltung voraussetzt, die an und für sich selbst ein unzweideutiges Zeugniß eines zerrütteten Geisteslebens bildet."

Zu vorstehender Auseinandersetzung möchte ich noch einige ergänzende Bemerkungen hinzufügen. Einmal dürfte sich gegenwärtig das Verdict felo de se auf eine ganz bestimmte Classe von Fällen reduciren lassen, wenn nämlich ein anderweitiges Verbrechen vorhergegangen ist, dessen gesetzlichen Folgen der Selbstmörder entgehen wollte; die frühere Felonie wird durch den Zusatz de se qualificirt und nach einer andern Richtung hin ausgedehnt. Zweitens erscheint es mir nach den Mittheilungen meiner englischen Freunde im höchsten Grade zweifelhaft, ob das in den Schlußworten jenes Citats angedeutete Motiv wirklich das Verdict zeitweiligen Wahnsinns veranlasse. Wäre eine so theoretische Betrachtungsweise im Spiel, so könnte man auch einen Schritt weiter gehen, und im Anschluß an die Auffassung alter Philosophen und neuerer Philanthropen, wonach die sündhafte That nur aus Unkenntniß des sittlich Wahren entspringt, jenen milden Ausspruch denjenigen Selbstmördern zu Gute kommen lassen, die vor ihrem Tode ein Verbrechen gegen ihre Mitmenschen begingen. Nein, die praktischen Engländer treten den ungelösten Problemen der Philosophie nur allzugern aus dem Wege; und wenn eine Jury auf temporäre Geisteskrankheit erkennt, so geht ihr Urtheil aus dem Bestreben hervor, die gesetzlich noch bestehende, wenn gleich thatsächlich nicht mehr übliche Vermögensconfiscation abzuschneiden. Die humane Praxis wird dann aber auch gegen andre Selbstmörder geübt, welche keine Glücksgüter besessen, aber vor ihrem Selbstmorde gegen die Landesgesetze nicht verstoßen haben.

Indem ich jetzt daran gehe, die von verschiedenen Seiten für die Echtheit der Rowley-Dichtungen oder dawider angeführten Gründe kurz zusammenzustellen;*) bitte ich, da die Frage doch einmal als erledigt gelten kann, so möge es mir gestattet werden, die Argumente aus den einander gegenüberstehenden Reihen herauszunehmen und in einer anscheinend willkürlichen Ordnung vorzubringen, denn auf diese Weise hoffe ich, wird es mir gelingen, das Resultat der Kritik bald

*) Vgl. Gregory, p. CXXIV ff.

anschaulich zu machen. Zunächst ist es im höchsten Grade verdächtig, daß Chatterton von allen seinen sogenannten Originalen nur einige wenige vorgezeigt hat, die noch dazu von sehr kleinem Formate waren. Nun hat man bemerkt, daß in alten Documenten gewöhnlich gegen das Ende eine halbe Seite, etwa vier bis fünf Zoll breit, unbeschrieben gelassen wird; und dieß stimmt genau mit der Ausdehnung der von ihm producirten Pergamente überein, indem das größte unter seinen Fragmenten 8½ Zoll in Länge und 4½ Zoll in Breite beträgt. In Bezug auf Chatterton's erste vorgebliche Entdeckung: „The account of the Fryers passing the old bridge“ gibt es eine Aussage, daß einer unter seinen Bekannten ihn das Pergament habe schwärzen und entstellen sehen, um demselben das Ansehn des Alters zu verleihen; und zwar heißt es ausdrücklich, dieß sei dasselbe Pergament gewesen, welches er dem Drucker zustellte. Später scheint er sich jedoch weniger auf Nachahmung der bloßen Aeußerlichkeiten, der alten Charaktere auf vergilbtem und beschmutztem Pergamente, als auf Styl und Diction verlassen zu haben. In Bezug auf die alterthümlichen Schriftzüge lautet das Zeugniß der Kenner sehr widersprechend. Einige haben sie für durchaus täuschend, wenn nicht für echt erklärt, und insbesondere haben sie die Uebereinstimmung der Charaktere auf den verschiedenen Pergamenten hervorgehoben; von andern Seiten ist grade das Gegentheil behauptet und namentlich auch darauf hingewiesen worden, daß in einem der Documente ganz moderne arabische Ziffern vorkommen. Es ist dies die Beschreibung des Canyng'schen Festes. Um meinen Lesern von der Sprache einen Begriff zu geben, deren sich Chatterton in den Rowley-Dichtungen bedient, habe ich den ursprünglichen Text nebst einer modernisirten Paraphrase und einer deutschen Uebersetzung hinzugefügt.

THE ACCOUNTE OF W. CANYNGE'S FEAST.

Thorowe the halle the bell han sounde;
Byelecoyle doe the Grave beseeme;
The ealdermenne doe sytte arounde,
And snoffelle oppe the cheorte steeme.
Lyche asses wylde ynne desarte waste
Swotelye the morneynge ayre doe taste.

Syke keene thie ate; the minstrels plaie,
The dynne of angelles doe they keepe;
Heie stylle the guestes ha ne to saie,
But noode yer thankes ande falle aslape.

Thus echone daie bee I to deene
Gyf Rowley, Iscamm, or Tyb. Gorges be ne seene.

Modernisirte Version:

Thorough (through) the hall the bell have (has) sound (sounded);
Fair welcome does the Grave beseem (become);
The aldermen do sit around
And snuffle (snuff) up the cheerful steam;
Like (as) asses wild in desert waste
Sweetly the morning air do taste.

Such keen (so keenly) they ate; the minstrels play,
The din of angels do they keep;
They still (the guests) have nought to say,
But nod their thanks and fall asleep.
Thus each one day be I to deign (glory),
If Rowley, Iscamm or Tyb. (Thybbotte or Theobald) Gorges be not seen.

Die Glocke tönte durch den Saal,
Die ernsten Herrn Willkommen ruft;
Im Kreise sitzt der Rathsherrn Zahl
Und schnüffelt süßen Bratenduft;
Wie sich am Morgenhauche labt
Der Esel, der durch Wüsten trabt.

Sie essen scharf; der Minstrel Spiel
Klingt wie Gesang der Engelein;
Die Gäste sprechen gar nicht viel,
Sie nicken Dank und schlummern ein.
So feiere jeden Tag mein Lied,
Wenn Rowley, Iscamm sich und Gorges dem entzieht.

Unter den Rowley-Dichtungen findet sich eine doppelte Bearbeitung der Schlacht bei Hastings.*) Barrett, welchem Chatterton die erste Version als ein Werk Rowley's, oder vielmehr als eine von Rowley angefertigte Uebersetzung einer „Schlacht bei Hastings" von einem alten sächsischen Mönche Namens Turgot zeigte, drang darauf, daß jener doch das Original producire. Chatterton wußte zuletzt weder aus noch ein und gestand, er habe selbst dies Gedicht für einen Freund geschrieben; allein er habe — so lautete sein Zusatz — außerdem noch die Copie eines Originalwerks über denselben Gegenstand. Nach geraumer Zeit brachte er die zweite „Schlacht bei Hastings,"

*) Werke, II, 370 ff.

hinter welcher die erste Bearbeitung an poetischer Schönheit bedeutend zurücksteht. Ein so positives Zeugniß in Bezug auf einen Punkt dürfte an sich schon für genügend gelten, um unsern Glauben an die Echtheit der ganzen Gesänge zu erschüttern.

Chatterton brachte zuerst eine bloße Copie der in das Drama Aella eingestreuten Gesänge zum Vorschein. Als er später Barrett ein Pergament, das angebliche Original, einhändigte, fanden sich darin verschiedene Aenderungen; und die wahrscheinlichste Erklärung lautet dahin, der Verfasser habe nachträgliche Verbesserungen angebracht, weil das Pergament, seiner Vermuthung nach, für authentisch gelten würde. Außerdem wollte der Prediger Catcott zu Bristol in einem der Rowley'schen Gedichte ein Gespräch wiedererkennen, welches er ein paar Tage zuvor mit seinem jungen Freunde geführt hatte. Dazu kommt noch, der alte Dichter Rowley ist eine sonst unbekannte Größe. Daß kein Antiquar, kein Chronikenschreiber, kein Literarhistoriker je den bloßen Namen gehört, daß ferner, hätte ein solcher Dichter wirklich existirt, nichts weiter von ihm erhalten wäre als was Chatterton in der Kirche St. Mary Redcliffe auffand, daß jener für das Schicksal seiner geistigen Hinterlassenschaft keine beßre Sorge sollte getragen haben als sie den Händen der Aldermen und Kirchenvorsteher von Bristol anzuvertrauen, die doch im Allgemeinen keineswegs sehr gebildete und kunstliebende Leute waren, daß man ferner darauf verfallen sein sollte, literarische Schätze mit Documenten ganz verschiedener Natur in demselben Eisenkasten zu verschließen, daß endlich Jahrhunderte lang alle diejenigen, welchen der Zugang zum Canynge Coffre frei stand, an dem poetischen Funde vorübergegangen, ohne aus reiner Neugier einmal das Auge darauf zu werfen oder im Falle der Entdeckung eine Silbe darüber zu verlieren; alles dies sind Unwahrscheinlichkeiten, die schon einzeln hinreichend wären, die Echtheit der vorliegenden Gesänge zu verdächtigen, noch mehr aber in ihrer Vereinigung die Fälschung fast zur Gewißheit erheben.

In Bezug auf den Inhalt haben die englischen Kritiker hervorgehoben, daß die Rowley-Gesänge eine höhere poetische Bildung und Verfeinerung voraussetzen, als sich bei einem Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts hätte finden können. Namentlich sind sie frei von der für die ältern englischen, grade wie für unsre deutschen Poeten, durchaus charakteristischen Verwechslung und Zusammenhäufung heterogener Elemente, z. B. der klassischen oder heidnisch-germanischen Gott-

heiten mit dem, was die Grundlage des Christenthums bildet. Die Sprache Rowley's, heißt es sodann, sei durchaus glossarischer Natur, eine künstliche Combination des von verschiedenen Schriftstellern und ihren Erklärern dargebotenen Sprachschatzes, ein Niederschlag der linguistischen Bildungen innerhalb zweier Jahrhunderte, keineswegs aber ein Abdruck der zu irgend einer bestimmten Periode üblichen Redeweise. Alle Argumente,*) mit denen man versucht, das zuletzt erwähnte Ergebniß der philologischen Kritik zu entkräften, sind durchaus künstlicher Natur. Es werde jedoch von mir nicht erwartet, daß ich Streitfragen der englischen Grammatik im Detail mittheilen solle. Außer modernen Phrasen sind auch unzweifelhafte Nachahmungen, namentlich Shakspeare'scher Stellen, nachgewiesen worden, von denen ich nur drei hervorheben will, da sie in den weiter unten mitzutheilenden Bruchstücken der Rowley'schen Gedichte vorkommen:

O! for a muse of fire! Shakspeare's Henry V. in.

O forre a spryte al feere! Aella, I, 729.

His beard all white as snow,
All flaxen was his pole. Hamlet, Act IV, Sc. 5.

Black his cryne as the winter nyghte,
White his rode, as the summer snowe. Aella, I, 851.

No, no, he is dead
Go to thy death-bed. Hamlet, Act IV, Sc. 5. (Var. Gone to his d. b.)

Mie love is dedde,
Gone to his deathe bedde. Aella, I, 855.

Auch das Versmaß der Rowley-Dichtungen ist modern. Bei Weitem der größte Theil ist in zehnzeiligen Stanzen abgefaßt, deren Ursprung man auf Matthew Prior (1666 — 1771) zurückzuführen pflegt. Die neunzeilige Spenserstanze, eine Variation der italienischen Ottave, kennt jeder Gebildete wenn nicht aus dem Spenser'schen Original, doch aus Childe Harold. Jene zehnzeilige Stanze gleicht ihr bis auf den letzten Vers, der nicht mehr mit den vorhergehenden, sondern mit einem angefügten Alexandriner reimt. Auch der Abschluß des sonst durchgängig aus fünffüßigen Jamben bestehenden Systems durch den eingeschnittenen französischen Vers eignet Spenser, so daß die ganze Neuerung auf die Einschaltung einer Zeile hinausläuft.

*) Gregory, p. CXLVI.

Zur bequemeren Vergleichung will ich das Schema der Reime herſetzen:

a b a b b c b c c. Spenser stanza.
a b a b b c b c d d. Prior and Chatterton.

Nicht mit Unrecht haben Literarhiſtoriker auf den glatten Versbau hingewieſen, der für das Zeitalter des fingirten Rowley lange nicht holprig genug iſt. Die Harmonie des Silbenfalls iſt und bleibt modern, wie ſehr auch Chatterton verſucht hat, ſie durch barbariſche Orthographie zu verdecken. Wenn man dieſe etwas abändert, ohne den alterthümlichen Styl vollſtändig zu verwiſchen, und wenn man hie und da einen, ſelbſt den Sprachkennern unklaren, Ausdruck eliminirt, ſo erhält man vollklingende, fließende und ganz moderne Verſe. Maſſon hat es nach dem Vorgange Andrer praktiſch bewieſen, und obgleich ein Ausländer, getraue ich mir das Kunſtſtück nachzuahmen.

Die Gründe derer, welche für die Echtheit der Rowley-Dichtungen in die Schranken getreten ſind, ſtützen ſich kaum auf beſtimmte Thatſachen; ihr allgemeines Räſonnement wird ſich deshalb ganz kurz erledigen laſſen. Wenn wir annehmen, daß Chatterton vorgefundene Documente als Geſchichtsquellen benutzte, ſo fällt das Hauptargument zuſammen, die hiſtoriſchen Facta, auf welche ſich bei Rowley häufige Anſpielungen finden, hätten Chatterton aus den bis auf ſeine Zeit publicirten Werken nicht bekannt ſein können. Die Verſicherung, daß es für einen Knaben unmöglich geweſen ſei, ſo vollendete Werke zu ſchaffen, zumal da die Abfaſſung in Anbetreff ihrer Zeit innerhalb ſehr enger Grenzen müſſe ſtattgefunden haben, können wir getroſt übergehen; der Genius iſt ſeinem innerſten Weſen nach für den klügelnden Verſtand eine incommenſurable Größe. Was endlich den keineswegs abzuleugnenden Unterſchied zwiſchen den Rowley-Geſängen und Chatterton's ſonſtigen poetiſchen Schöpfungen anbetrifft, ſo gibt es manche analoge Fälle. Um bei der engliſchen Literatur ſtehen zu bleiben, ſo möchte ich daran erinnern, daß der angeborne Dichtergeiſt ſelbſt einen Burns im Stiche ließ, ſobald er ſeine Mutterſprache aufgab und ſich in das fremde Gebiet der ernſten, engliſchen Ode verſtieg.*) Hat nicht auch Lord Byron vom Dichter Gray geſagt: „Er würde wahrſcheinlich noch höher ſtehen als jetzt,

*) Vgl. Hazlitt's Lectures on the English Poets, p. 268.

wenn er nichts als seine Elegie geschrieben hätte?" Manche andre Beispiele ließen sich mit Leichtigkeit herbeiziehn, um daran nachzuweisen, wie wenig Uebereinstimmung oft zwischen den verschiedenen Phasen geistiger Entwicklung bei demselben Individuum stattfindet.

Den Eindruck des Rowley'schen Styls hat Gregory*) äußerst glücklich geschildert: „Zum Theil mag wohl der Zauber dieser Dichtungen auf der gothischen Erhabenheit des Styls beruhen. Was auch in der Sprache gemein ist, geht durch die Zeit verloren, und ein geringer Grad von Dunkelheit bei einem alten Schriftsteller gibt der Phantasie des Lesers freien Spielraum; dieser hält den Styl in der Regel für kräftiger und ausdrucksvoller als er an und für sich ist. Wir schauen den alten Bau voll Bewundrung an, und wenn sich keine Neuheit des Gedankens darbietet, so wird die Neuheit der uns ungewohnten Sprache häufig als Ersatz angenommen."

Um meinen Lesern von dem poetischen Style Chatterton's einen Begriff zu geben, habe ich versucht, eine Auswahl von längern und kürzern Stücken im Versmaße des Originals zu übersetzen. Ich muß gestehen, daß ich hie und da nicht im Stande gewesen bin, die Worte des Dichters treu genug wiederzugeben; zu meiner Entschuldigung mögen die Schwierigkeiten dienen, welche aus der kurzen alterthümlichen Sprache sowie aus den verschlungenen Reimen hervorgehen. Dem größern Publicum, für das Uebersetzungen eher als für Fachgelehrte bestimmt sind, dürfte mit einer fließenden, selbst etwas freien Reproduction am besten gedient sein. Um eine naheliegende Vergleichung zu gebrauchen, der Kunstsinn eines Laien fühlt sich befriedigt, wenn ihm eine leichte und frische Farbenskizze einer Blume vor Augen gehalten wird; ihm liegt es nicht, wie dem Botaniker, an einem sorgfältig getrockneten, in der Regel verblichenen Exemplare der Pflanze selbst. Wenn daher ein Uebersetzer nicht vollkommene Treue zu beobachten vermag, so leiste er auf den Wortlaut Verzicht und gedenke des Aristophanischen Spruches: „Aus dem Schönen in das Schöne." Sollte ich gleich hinter dieser schwierigen Aufgabe weit zurückgeblieben sein, so hoffe ich, doch mindestens denen, welche Chatterton nur von Hörensagen kennen, selbst durch eine unvollkommne Uebersetzung zu beweisen, daß er in der That auf den Namen eines Dichters, ja eines bedeutenden Dichters Anspruch erheben darf.

In der Anordnung der Uebersetzungsproben werde ich von reinen

*) P. CXIII.

Schilderungen ausgehen und sodann ein Paar Stellen anreihen, in denen Chatterton eine wahrhaft Shakspeare'sche Kühnheit der Phantasie entwickelt. Seine Bilder sind durchaus originell und geben eine ganz concrete Anschauung; dazu kommt noch, daß die Schilderungen mehr oder weniger genetisch sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, oder daß sie einen stetigen Fortschritt, eine wirkliche Bewegung enthalten. Die nachstehende Beschreibung der Ebene von Salisbury befindet sich in der „Schlacht bei Hastings."

Es breitet sich ein graues Haideland,
D'raus kümmerlich Gestrüpp sich kaum erhebt.
Rings sieht der matte Wandrer ausgespannt
Ein weites Blachfeld öd' und unbelebt;
Dem Blicke flieht die Stadt, nach der er strebt,
Er sieht umsonst, wie fern am Himmelszelt
Der Rauch gekräuselt in die Lüfte schwebt;
Er hüllt sich ein und lagert auf dem Feld;
Doch über'm Haupte rollt der Donner laut,
Des Wandrers unsanft Bett vom Regen wird bethaut.

Hoch aufgethürmt hebt seltsam sich ein Damm
Aus rauhen Felsen, riesenhafter Schicht,
Erbaut von keinem erdgebornen Stamm,
So Großes wirkten Menschenhände nicht.
Die alten Bruten zollten dort die Pflicht
Dem falschen Gott, den Tauran sie genannt;
Die Maiennacht, vom Schmuck der Flammen licht,
Sah Menschenopfer am Altar verbrannt.
Hier war es, wo den Tod von Hengyst's Hand
Im Kriegsrath einst die Schaar der Britten fand.

Nicht fern davon steht eine Burg erbaut
Mit manchem Thurm auf einer Felsenwand,
Gen Himmel ragt ihr Zinnenhaupt und schaut
Mit königlichem Blick auf's niedre Land.
Gezeugt von Eltern brav und voll Verstand
Trank hier ein Mann den ersten Athemzug,
Der Welt zum Segen wie ein Stern gesandt,
Die Erde nirgend seines Gleichen trug.
Jetzt rast er stahlgewappnet in der Schlacht
Und schleudert ganze Heer' in's Reich der Nacht.

Eine andere, der Schlacht bei Hastings entnommene Beschreibung vermag einen Begriff von dem Glanze zu geben, welcher die Naturschilderung unsers Dichters auszeichnet. Oft wird dieselbe

freilich zu minutiös, etwa gleich der Landschaftsmalerei der ältesten Schulen oder gleich dem Kunststyle der modernen Präraphaeliten; aber immer athmet daraus eine warme Liebe zur Schöpfung, vor der sich ein Leben erschließt, das alltäglichen Naturen stets verborgen bleiben wird:

Grauäug'ger Morgen in dem Veilchenkranz,
Der Thau, sich schüttelnd, auf die Blumen gießt,
Flieht nun dem Westen zu mit ros'gem Glanz;
Es führen, da der Ost sein Thor erschließt,
Die Sonnenrosse Geister noch zur Frist,
Bis auf der Bahn in majestät'scher Pracht
Die Sonne schneller als Gedanken schießt
Und vor sich scheucht die letzte Spur der Nacht.
Sie sah die Heere sich zum Kampfe reihn,
Sie hielt die Rosse an und barg den heitern Schein.

Ich lasse ein Fragment folgen, welches bestimmt war, ein Chorlied in der unvollendet gebliebenen Tragödie von Godwin (Goddwyn) zu bilden. Es zeigt trotz der an Spenser erinnernden Allegorie und Personification von Begriffen, welche Kraft dem jungen Dichter inwohnte. Namentlich möchte ich mir erlauben, auf die kühnen Bilder aufmerksam zu machen:

Pale-eyned Affright, his heart of silver hue und

War, gore-faced War — —
Ten bloody arrows in his straining fist. —

Die Freiheit singt, mit Blut bespritzt,
Ihr Schlachtlied allen Rittern werth;
Mit wilden Rosen leicht umkränzt,
Trägt sie ein blutgeröthet Schwert.

Sie tanzet über's Feld,
Wo Ruf des Todes gellt;

Hohläug'ge Furcht mit silberbleichem Herz
Vergeblich ihre Brust zu schrecken strebt;
Sie hört es unbewegt, wie Angst und Schmerz
Im Schrei der Eule durch die Thäler bebt.
Sie schüttelt ihren Speer,
Sie hebt des Schildes Wucht;
Kaum naht des Feindes Heer,
Da faßt es wilde Flucht.

Gewalt hebt himmelhoch ihr Haupt und führt
'Nen Stern als Schild, als Speer den Sonnenstrahl;

Grell wie ein Meteor ihr Auge stiert,
Sie stampft zum Treffen mit dem Fuß von Stahl.
Die Freiheit sinkt zurück
Vor ihrer Feindin Speer,
Hebt sich im Augenblick
Und schwingt die eig'ne Wehr.

Die Wehre trifft, gleich einem Blitz entsandt,
Die Krone der Gewalt mit lautem Schall;
Ihr langer Speer, ihr Schild entsinkt der Hand,
Sie fällt und Tausende begräbt ihr Fall.
Vom Neid bewaffnet tritt der Krieg in's Feld,
Der Krieg mit blutbeflecktem Angesicht.
Sein feur'ger Helm durchfährt die Luft, er hält
Zehn blut'ge Pfeile krampfhaft in der Hand. — —

Den ersten Rang im Rowley-Cyclus nimmt „Aella" ein, nach dem Ausdrucke des Verfassers ein tragisches Zwischenspiel, dessen vollständiger Titel lautet: „Aella, a Tragycal-Enterlude, or Discoorseynge Tragedie, wrotenn by Thomas Rowleie; playedd before Master Canynge, Atte hys howse nempte the Rodde Lodge: Alsoe before the Duke of Norfolck, Johan Howard." Das Stück spielt zum großen Theile in Chatterton's Vaterstadt, und zwar im zehnten Jahrhundert, als die Dänen, hier Dacians genannt, fortwährend das sächsische Inselreich beunruhigten. Aella, der Fürst oder Statthalter von Bristol, ist eben im Begriff, sein Beilager mit der lieblichen Birtha zu feiern, als ihn die Nachricht vom Einfalle der Dänen überrascht. Er reißt sich von der trauernden Braut los, zieht den Feinden entgegen und besiegt sie in einer mörderischen Schlacht. Während er an den empfangenen Wunden darniederliegt, verläßt sein Waffengefährte und Nebenbuhler Celmonde heimlich das Lager, reitet nach Bristol und bewegt die Fürstin durch die Nachricht von Aella's Verwundung ihm zu folgen, damit sie jenen wenigstens noch einmal vor seinem Tode sehe. Als Celmonde mit Birtha in einem einsamen Walde angelangt, entdeckt er seine List und da er sich zurückgestoßen sieht, droht er seinem Opfer Gewalt. Doch im Augenblicke der höchsten Gefahr eilen zersprengte Dänen der verlassenen Birtha zu Hülfe, erschlagen Celmonde und führen ihre schöne Beute ungefährdet nach Bristol zurück, aus dankbarer Erinnerung der von Aella nach dem Siege geübten Großmuth und Milde. Dieser ist inzwischen zurückgekehrt, glaubt die Gattin untreu, da sie in ihrer Hast Nie-

manden von ihrem Vorhaben in Kenntniß gesetzt hat, und durchbohrt seine Brust, von Eifersucht und Verzweiflung gefoltert. Doch lebt er wenigstens noch so lange, um aus dem Munde der Geliebten ihre Rechtfertigung zu vernehmen und einen versöhnten Tod zu sterben. In der Ohnmacht des Todeskampfes sinkt sie über seiner Leiche zusammen.

Was die Form des Gedichtes betrifft, so wechseln verschiedenartige, gereimte Verse; der größte Theil der Tragödie besteht jedoch aus zehnzeiligen Stanzen, von denen ich schon Proben mitgetheilt habe. Außerdem sind zahlreiche Gesänge hinein verwebt. Wenn ich das Verhältniß derselben zum ganzen Werke und den Charakter unsers tragischen Zwischenspiels im Allgemeinen bezeichnen soll, so möchte ich es mit der ursprünglichen Entwicklungsform des griechischen Dramas vergleichen, wie sie in den Persern des Aeschylus vorliegt. Es überwiegen bald epische, bald lyrische Partien; dagegen fehlt, weniger dem Inhalt nach als in der Form, die specifisch dramatische Verschmelzung jener beiden Elemente. Die Frage, ob ein dramatisches Gedicht im Großen und Ganzen den Reim zulasse, dürfen wir getrost bei Seite setzen; so viel wenigstens liegt auf der Hand, daß die Stanze nur geeignet ist, der Freiheit des Dialoges und der Schnelligkeit der Handlung Abbruch zu thun.

Der Anfang der Tragödie gewährt ein freundliches Bild der gegenseitigen Liebe Aella's und seiner Gattin. Dann werden zur Feier des Hochzeitfestes und zur Belustigung des erlauchten Paares die folgenden Gesänge angestimmt.

Gesang der Minstrel, Jüngling und Jungfrau.

Jüngling.

Meide nicht des Liebsten Blick;
Sonne trank noch nicht den Thau
Von dem goldnen Schmelz der Au;
Alyce, kehre doch zurück.

Jungfrau.

Nein, Verführer, nein, ich geh',
Will die Aue leicht durchflieh'n;
Wie das silberfüß'ge Reh,
Das sich birgt im Waldesgrün.

Jüngling.

Sieh die mos'ge Rasenbank,
Die sich spiegelt in dem Fluß;

Komm zum Sitz am Uferhang,
Alyce, hemme deinen Fuß.

Jungfrau.

Meine Mutter lehrte mich,
Einem Manne nahe sein
Fährdet Mägdlein sicherlich
In dem Lenze, unter Mai'n.

Jüngling.

Weile, Alyce, sei nicht bang,
Horch, wie schön die Amsel singt,
Wie der Lerche Morgensang
Süß aus kleiner Kehle dringt.

Jungfrau.

Hör' ich doch, wie überall
Vögel warnen hell und laut;
Mahnt mich doch der Wiederhall,
Schaden nimmt, wer dir vertraut.

Jüngling.

Sieh die Blumen, Tausendschön',
Goldne Kelche auf der Flur;
Alles seh'n wir ungesehn, *)
Hierher streifen Schafe nur.

Jungfrau.

Schreien werd' ich, laß mich schnell,
Schäfer, rühre nicht mein Kleid;
Laß mich, Schnöder, auf der Stell',
Deiner Mutter klag' ich's Leid.

Jüngling.

Sieh, wie um die Pappel klamm
Ranken die Alraune schließt,
Und wie rings am Eichenstamm
Ephen lustig grünt und sprießt.

Setz' dich mir getrost zur Seit',
Singen wir ein froh und zart
Liebeslied; Natur gebeut,
Daß sich jedes Wesen paart.

Tauben schnäbeln sich und girr'n,
Ob sie sittig gleich und scheu —

Jungfrau.

Menschen sollen einsam irr'n,
Bis der Priester eint die zwei.

---

*) Vgl. Uhland's Winterlied des Hirten:
Wir sehen in die weiten Lande
Und werden doch nicht gesehn.

Locke mich zum Bösen nicht,
Keines Liebchen will ich sein;
Bis der Priester Segen spricht,
Nimmer freuest du dich mein.

Jüngling.

Sollst mein Weib sein morgen schon
Mit des neuen Tages Lauf,
Bei der heil'gen Jungfrau Sohn,
Und ich leb' und sterbe d'rauf.

Jungfrau.

Was verhindert uns, sofort
Hand in Hand zu dieser Stund'
Hinzugeh'n zum heil'gen Ort,
Wo der Priester weiht den Bund?

Jüngling.

'S ist genehm, ich bring' als Pfand
Herz dir, Hand und Alles dar.
Guter Roger, schließ das Band
Zu Sanct Cothbert vor'm Altar.

Beide.

Unsrer Hütt' ist Glück bescheert,
Sei auch ärmlich unser Loos,
Jeder Tag die Liebe mehrt,
Und durch Tugend sind wir groß.

Aella.

Das Lied gefällt mir, hat mich schier entzückt;
Nehmt diese Gabe, weil so schön ihr singt. (Gibt ihnen Geld.)
Wißt ihr kein Lied, wie uns die Eh' beglückt?

Celmonde.

Die Ehe, dünkt mich, wenig Glück nur bringt.

Minstrel.

Mit heis'rer Stimme sind wir zum Gesang
Bereit, wenn's dir, o Herr, Vergnügen schafft.

Aella.

Seht, daß ihr lieblich stimmt der Saiten Klang,
Und nehmt zusammen eures Geistes Kraft,
Der Herrin zu gefallen.

Minstrel.

Höret unsern Sang.

Erster Minstrel.

Die Blumenknosp' erröthet vor dem Licht,
Gesprenkelt ist mit gelbem Schmelz die Au,
Maßliebchen breiten sich am Hügel dicht,
Die zarte Primel beugt ihr Haupt dem Thau,

Und Bäume, die so stolz gen Himmel stehn,
Sie säuseln mit dem Laub, wenn linde Lüfte wehn.

Der Abend naht, der kühlen Thau uns bringt,
Mein Auge trifft des Himmels rother Glanz,
Der Chor der Minstrel um die Maie singt,
Und junger Epheu flicht um's Thor den Kranz;
Ich lege mich auf's Gras; rings um mich blüht
Die Flur, doch etwas fehlt noch immer dem Gemüth.

Zweiter Minstrel.

So dachte Adam auch, als die Natur
Im Paradiese Huldigung ihm bot.
Die Lust des Mannes ist im Weibe nur,
Der Freude Werkzeug schuf sie uns der Gott.
Schließ in den Arm ein holdes Weib; dann blickt
Des Winters brauner Fels mit hellem Reiz geschmückt.

Dritter Minstrel.

Wenn wüst der Herbst erscheint und sonnverbrannt,
Der bald dem Winter weicht in schneller Flucht,
Der fallend Laub verschönt mit goldner Hand,
Der auf dem Rücken trägt der Garben Wucht;
Wenn weißer Same färbt des Ackers Rain;
Wenn mir in's Auge flammt des fernen Blitzes Schein;

Wenn Aepfel roth wie Abendsonnenglanz
Die Zweige senken nach dem Boden hin;
Wenn Beeren, die sich wiegen wie im Tanz,
Bald hier, bald dorthin meine Blicke ziehn;
Ob trüb' der Abend, oder schön; gleichviel,
Mich deucht, in meine Lust mischt sich ein Schmerzgefühl.

Zweiter Minstrel.

Geschlechtlos blieb der Engel Wesen nur,
Sie sind von keinem heißen Wunsch erfüllt;
Ein Etwas lebt in menschlicher Natur,
Deß Sehnen ohn' ein Weib sich nimmer stillt.
Ein Heil'ger selbst, mit Thränen und Geblüt,
Fühlt, an der Schönheit freut sich ewig das Gemüth.

Nicht sich bestimmt, dem Mann gehört das Weib,
Bein seines Beins und seines Wunsches Kind;
Geschaffen und entstammt von seinem Leib
Mit wenig Feuer, blieb sie sanft und lind
Wie Milch; d'rum sucht das Weib in Liebesgluth
Die Flamme, die ihr fehlt, Ergänzung ihrem Blut.

Wenn ohne Weiber mörderischem Brauch
Die Männer leben in der Wildheit Schooß;
So hegt das Weib des Friedens milden Hauch,

Verknüpft mit Engelsfreud' ein Engelsloos.
Nimm schnell ein Weib dir, und an ihrer Seit'
Erfahr' im Ehebund sei's Wonne, sei es Leid.

Ein anderer Gesang der Minstrel.

Schön Elynor saß bei der Schwüle des Tag's
In der Laube, geschützt vor der Sonne;
Sie strickte*) mit weißen Händen, sie sprach's:
„Wie ist doch die Ehe voll Wonne!

„Mein Gatte, Lord Thomas, ein Waidmann beherzt,
Deß Pfeil nie misset die Mitte,
Theilt gerne mit mir was ihn freut, was ihn schmerzt,
Es bedarf nicht erst lange der Bitte.

„Im lust'gen Cloud-Dell, in des Vaters Land,
Zwar eigene Wahl war das Spinnen;
Doch fehlte mir etwas, noch unbekannt,
Konnt's Schloß nicht recht lieb gewinnen.

„Das Frühroth sieht mich den Mägden geben
Ihr Tagwerk, zu spinnen, zu bleichen;
Auch pfleg' ich wohl, treten in Dienst sie eben,
Zu lehren und Hülfe zu reichen.

„Mein Vater war zärtlich und wünschte mein Glück,
Nie ließ er's an etwas mir fehlen;
Doch kehrt' ich zum lust'gen Cloud-Dell zurück,
'S wär' thöricht, wie könnt' ich's verhehlen?

Sie sprach's, und Lord Thomas mit schnellem Gang
Kam zurück von der Jagd auf der Haiden;
Da ließ sie das Stricken, zu ihm sie sprang,
Und nun lassen wir kosen die beiden.

Aella.

Geht nun zum Feste, schreitet uns voran,
Dies sei gestattet, da eu'r Lied gefällt,
Stimmt an die schönsten Weisen Mann für Mann,
Euch zu belust'gen, nehmt von mir dies Geld.
Komm, süßes Liebchen, jetzt zum Hochzeitsmahl;
Dort werde Leid ertränkt in Bechern ohne Zahl.

Ich brauche wohl kaum darauf hinzudeuten, wie die so eben mitgetheilten Gesänge die ganze Scala der Liebe durchlaufen, wie sie von der sinnlichen Lust fortschreiten zu der Innerlichkeit tiefer Empfindung und im ungetrübten Glück der Ehe ihren Abschluß gewinnen.

---

*) Ein offenbarer Anachronismus von Seiten Chatterton's.

Der angeschlagene Ton klingt fort, doch herabgestimmt zu einem dumpfen Nachhall, im Lied vom trostlosen Schmerz der Braut, die um den Tod des heiß Geliebten klagt. Vor der einsamen Birtha singen die Minstrel den folgenden Gesang:

O stimmt in's Trauerlied mit ein,
Nehmt Theil an meinem Schmerzerguß,
Bleibet fern von Tanz und Reih'n,
Weinen sei fortan Genuß.
Den Liebsten barg
Der enge Sarg,
Ruht unter dem Weidenbaum.

Weiß wie Schnee sein Nacken war,
Seine Wang' ein Morgenroth,
Winternacht sein schwarzes Haar;
Doch der Schöne liegt nun todt.
Den Liebsten barg u. s. w.

Süß sein Lied wie Amselsang,
Schnell sein Tanz, man sah ihn kaum,
Hell sein kühner Schwerthieb klang, —
Ruht nun unter dem Weidenbaum.
Den Liebsten barg u. s. w.

Horch! im Thal mit Dorn erfüllt
Tönt des Raben Flügelschlag;
Horch! die Todteneule schrillt
Nachtgespenstern ihre Klag'.
Den Liebsten barg u. s. w.

Weiß der Mond aus Wolken bricht;
Weißer ist des Todten Kleid,
Weißer als das Morgenlicht,
Das mit Wölkchen sich umreiht.
Den Liebsten barg u. s. w.

Will der Blumen welke Pracht
Hier auf seinem Grabe weih'n;
Wehe, keines Heil'gen Macht
Lindert eines Mädchens Pein.
Den Liebsten barg u. s. w.

Meine Hand soll Dornen lehren,
Sich um's heil'ge Grab zu ziehn;
Bald wird sich mein Leib verzehren,
Elfen, laßt die Feuer glühn.
Den Liebsten barg u. s. w.

Kommt, bohrt Dornen in mein Herz,
Nehmt mein Herzblut schnell dahin;
Leben, Alles ward zum Schmerz,
Nichts mehr freut den trüben Sinn.
Den Liebsten barg
Der enge Sarg,
Ruht unter dem Weidenbaum.

Wassernymphen, mit der Fluth —
Der Geliebte harrt auf mich —
Tragt mich dorthin, wo er ruht! —
Sprach's das Mädchen und verblich.

Da ich die ursprünglich gesteckten Grenzen meiner Arbeit schon bedeutend überschritten habe, so darf ich leider an eine Analyse der Charaktere unsrer Tragödie nicht mehr denken. Ich bemerke nur mit kurzen Worten, daß Aella, welcher Heldengröße mit den schönsten Empfindungen des menschlichen Herzens vereint, durch das Erwachen der Eifersucht zu einer wahrhaft tragischen Gestalt erhoben wird. Wenn, wie es mir scheinen möchte, lebensvolle, edle und zarte weibliche Charaktere den eigentlichen Prüfstein eines dichterischen Genies bilden, so hat Chatterton das Höchste geleistet in der Schilderung, wie sich Birtha's Gefühle von der Schüchternheit einer Jungfrau, die ihre Zärtlichkeit in Worten auszusprechen noch Anstand nimmt, zu der tiefsten Gattenliebe fortentwickeln, bis sie, um den Forderungen ihres Herzens zu genügen, den drohendsten Gefahren Trotz bietet und zuletzt, nachdem das Leben ihr zum Schmerz geworden, gleich dem verlassenen Mädchen im Gesange des Minstrels das Schicksal des ihr entrissenen Gatten theilt. Der Charakter des Celmonde endlich ist bedeutend durch den Kampf von Ehre und Heldenthum mit verrätherischer Schurkerei. Es treten beide Mächte, die sich fortwährend um seine Seele streiten, in den nachstehenden Monologen kräftig hervor:

O Hoffnung, heil'ge Schwester, die durchschwebt
Den Himmelsraum im Liliengewand;
Es wogt ihr Kleid, wenn sich ein Lüftchen hebt,
Froh blickt das Aug' ihr nach, bis sie entschwand.
Oft fliegst du hoch dahin von Land zu Land
Geschloss'nen Blicks, in Nebelduft gehüllt;
Jetzt nahst du licht, ein Sternenkranz umspannt
Dein Haupt, es ziert die Brust das Sonnenbild,
Und auf dem Gürtel deines Kleids, gemalt
Von künstlerischer Hand, der Wonnemonat strahlt.

Aus Nacht der Hoffnungslosigkeit erweckt
Staun' ich dem frohen Tage, meinem Hort,
Aella, von Herzensqualen schon geschreckt,
Zog in die Schlacht; ich folge seinem Wort.
Nie bleibt Celmonde fern dem Kampf und Mord;
Wenn Krieg beginnt, so steh' ich gleich bereit,
Doch wenn der Krieg geendet, eil' ich fort.
Bald weist sich's, was die Maske birgt der Zeit;
Zahllose Freuden gaukeln um den Blick,
Doch das Verhängniß steht entblößt und scheucht mein Glück.

O Ruhm, was ist dein Gift, was deine Zier?
Wer dich nicht kennet, wer durch dich nicht wankt,
Den Knecht, den Räuber selbst beneid' ich schier.
Dein Schreckensbild vor keinem Unheil bangt.
Dich aus der Brust zu reißen mich verlangt,
Dahinnen du geschleudert Blitzes Brand.
Du liegst zu Grund, wenn meine Seele krankt,
Mein Glück sank unter deiner feur'gen Hand;
So wie der Berg erbebt, wenn Windsbraut kreist
Und offen rings herum verborg'ne Wunden reißt.

Was ist die Ehre? Nichts als Schattenshauch,
Ein Zauberwerk und nichtig Traumgebild,
Ein Spiel erfunden für der Kirche Brauch,
Das weib'sche Männer mit Entsetzen füllt.
Ein Ritter, der in Schlachten schwang den Schild,
Sei wohl vor solcher Schwäch' auf seiner Hut,
Sei im Gemüth, sei in den Thaten wild,
Verdanke seinen Ruhm dem Mannesmuth.
Wie du auch heißen magst
Ob Zabalus, ob Queed,
Komm, hilf in Frevelthat,
Komm, stähle mein Gemüth.

Der in der letzten Stanze enthaltene Anklang an eine bekannte Shakspeare'sche Stelle bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Dasselbe Thema wird in einem spätern Monologe fortgesetzt:

Danieder liegt Held Aella festgebannt
Und harrt, bis sich gestillt der Wunden Gluth.
Raub' ich der Stirn den Kranz, der Ehre Pfand?
Vergieß' ich in dem Sieg des Siegers Blut?
Nein, eh'r entströme meines Herzens Fluth,
Nein, eher leid' ich Folter, Todespein.
Doch Birtha ist der Preis; gern wagt der Muth
Um solchen Preis selbst Athemzug und Sein.

Allein der ew'ge Ruhm — ist es nicht Lust,
Ein Bild, das unser Geist trüg'risch in's Leben ruft?

Ob alle Welt verschworen im Verein
Mich warnte vor der frevelhaften That,
Doch sucht' ich kühn zu lindern meine Pein,
Verließe nicht den eingeschlagnen Pfad.
Es spross' in mir der Eltern wilde Saat,
An Mord und Blutvergießen find' ich Lust.
D'ran halt' ich fest und acht' um keinen Grad
Des Ruhmes Wunde mehr denn narb'ge Brust.
Dir Aella heg' ich Groll, und pflanz' im Zorn,
Daß er dein Glück zerreißt, verrätherischen Dorn.

Ehe ich von der Tragödie Aella Abschied nehme, will ich noch den Anfang der Schlachtbeschreibung hersetzen, welche der Dichter Celmonde in den Mund gelegt hat:

O einen Feuergeist! um diesen Streit
Zu feiern, der erstaunten Hörer Lust,
Der Blut entlockt aus neid'scher Feinde Brust,
Die Welt mit unserm Ruhm erfüllt für ew'ge Zeit.
Die Sonn' im Purpurkleid voll Farbenpracht
Entfloh dem Osten, wo sie sanft geruht;
Die Stunden schlagen auf das Thor der Nacht,
Ihr düst'rer Flor sich von einander thut,
Da tanzt am Himmel goldner Streifen Gluth;
Es malt ihr lächelnd Auge sich im Thau,
Der rings am Felsen glänzt und auf der Au,
Wie an der schwarzen Rüstung Tropfen Blut.
Am Hügel standen fest der Krieger Reih'n,
Wie junge kräft'ge Bäum' im dichtbelaubten Hain.

Die bisher gegebenen fragmentarischen Uebersetzungen mögen als Belegstücke meiner flüchtigen Schilderung gelten, indem sie den Geist des Dichters nach verschiedenen Seiten hin zur Anschauung bringen. Damit sich aber das so entworfene Bild auch möglichst abrunde, will ich eine kürzere Dichtung aus dem Rowley-Cyclus vollständig mittheilen. Wer die Uebersetzung mit dem Original zu vergleichen wünscht, ohne sich die vollständigen Werke Chatterton's anschaffen zu können, findet einen unveränderten Abdruck in Thomas Campbell's British Poets sowie eine moderne Paraphrase in Chambers' Cyclopedia of English Literature. Das Gedicht bezieht sich auf die im Jahre 1461 unter der Regierung Eduard's IV. zu Bristol stattge-

fundene Hinrichtung von Sir Baldwin Fulford, einem Anhänger des in jenem Jahre entthronten Königs Heinrich's VI. Was in Bezug auf Chatterton's Versbau bemerkt ist, daß sich seine Stanzen leicht durch Abstreifen des künstlich hergestellten archaistischen Tones in eine glatte und ganz moderne Form umwandeln lassen, gilt von der Bristol Tragödie mehr als von irgend einem andern Rowley'schen Gedichte. Die Schönheit liegt in der Einfachheit der Form und in dem tiefen sittlichen Gehalt; oder um wieder an ein früheres Citat zu erinnern, der Eindruck gothischer Erhabenheit beruht nicht auf schnörkelhaften Verzierungen, sondern auf den edlen Verhältnissen, die den reinsten Empfindungen unsers Geistes entsprechen. Der alterthümliche Styl tritt fast ausschließlich in der epischen Breite hervor, wenn der Dichter ein Bild vor uns entrollt, das vielleicht bestimmt ist, noch einmal in dem Rahmen eines Künstlers zu glänzen. Das mannhafte und biedre Wesen des uns schon bekannten W. Cannyng, seine hingebende Freundschaft, die zärtliche Liebe der Florence zu ihrem Gatten, und vor Allem der edle, sittenreine und todesmuthige Märtyrer, welcher „des Tages Werke all' gezählt, eh' er sich schlafen legte," und welcher auf dem Wege zum Schaffot durch seine ernsten Worte die Seele des Tyrannen in der Gluth der Wange hervorbrechen macht und ihm das Geständniß abnöthigt, ein Mann, der so die Wahrheit spreche, sei größer als ein König — die Anschauung dieser herrlichen Charaktere erhält uns, während wir die Bristow Tragödie lesen, trotz des Mangels an eigentlicher Handlung und trotz des etwas gedehnten Tones, in fortwährender Spannung. Was das Versmaß betrifft, so habe ich mir die Freiheit genommen, die männlichen Reime des Originals in weibliche zu verwandeln, theils um eine Silbe zu gewinnen, da die Kürze der Sprache eine Uebertragung ziemlich schwer macht, theils aber auch um die monotone Abwechslung von vollständigen drei- und vierfüßigen Jamben zu vermeiden.

Die Bristow Tragödie oder der Tod des Sir Charles Bawdin.

Des Frühroths Herold regt' die Schwing'
Und stieß in's Horn voll Wonne,
Dem rüst'gen Dörfler kundzuthun
Die Wiederkehr der Sonne.

Und König Edward sah die Nacht
  Vor'm Licht des Morgens schwinden;
Er hört' den Raben mit Gekrächz'
  Den Schicksalstag verkünden.

„Hast Recht," sprach er, „denn bei dem Gott,
  Der hoch zu Throne sitzet,
Charles Bawdin nebst Genossen zwei (?)
  Sein Blut noch heut verspritzet."

Die Ritter haben ihm den Krug
  Voll schäum'gen Biers geboten.
„Sagt dem Verräther, dieser Tag
  Schafft ihn in's Reich der Todten."

Sir Canterlone verbeugt' sich tief,
  Das Herz voll Weh und Bangen,
Und zu dem Schloßthor zog er hin,
  Ist zu Sir Charles gegangen.

Darinnen fand er's treue Weib
  Mit ihren Kindern beiden
In Thränen fließend, daß den Tod
  Der edle Charles sollt' leiden.

„O edler Charles," sprach Canterlone,
  Die Nachricht frommet wenig." —
„„Mann, sprich es muthig aus, was sinnt
  Mir der Verräther König?"" —

„Wie schmerzt mich's! Eh' die Sonne dort
  Vom Firmament wird scheiden —
So schwur der König einen Eid —
  Sollst du den Tod erleiden."

Da sprach der kühne Mann: „„Wir sind
  Des Todes allgewärtig;
Was frommt des Lebens kurze Frist?
  Dank Jesu, ich bin fertig.

„„Sag deinem Herrn, mein ist er nicht:
  Will mich zum Tod bereiten,
Weit lieber als sein Sklave sein,
  Und lebt' ich Ewigkeiten.""

Und Canterlone ging wieder fort,
  Den Mayor zu verpflichten,
Daß Alles in Bereitschaft sei,
  Den edlen Charles zu richten.

Herr Canynge sucht den König auf;
 Der hat ihn knieen sehen.
„Ich kam,“ so sprach er, „höchster Herr,
 Um Gnad' euch anzuflehen.

Der König sagt: „„So nenn' es nur,
 Hab' stets dich treu erfunden;
Drum acht' ich deiner Bitte gern,
 Sprich frei und unumwunden.““ —

„Die Bitte, königlicher Herr,
 Soll einem Ritter gelten,
Der, fehlt' er gleich, sich glaubt im Recht;
 Wer möcht' ihn darum schelten?

„Er hat ein Weib und Kinder zwei,
 Die müssen mit verderben,
Wenn dein Beschluß und Machtgebot
 Charles Bawdin heut läßt sterben.“ —

„„Schweig' von dem Schurken,““ ruft der Fürst
 Mit zornentflammtem Muthe,
„„Eh' noch der Abendstern erscheint,
 Rollt Bawdin's Haupt im Blute.““

„„Den Lohn, den laut das Recht erheischt,
 Will ich ihm heut' gewähren;
Herr Canynge, sprich, was ist sodann
 Dein weiteres Begehren?““ —

„Herr, stelle Gott das Urtheil heim,
 Dem Richter innern Werthes;
Der Oelzweig ruh' in deiner Hand
 Anstatt des Eisenschwertes.

„Wenn Gott die Nieren prüfen wollt',
 Die Besten wären Sünder;
Zwar sein Vicar ist ohne Fehl,
 Doch keins der Menschenkinder.

„Dem neugebornen Königthum
 Befest'ge Huld die Krone;
Dann erbt sie dauernd ein Geschlecht
 Vom Vater zu dem Sohne.“

„Wenn neugebornes Königthum
 Du gleich mit Blut begonnen,
Wird eine sich're Krone kaum
 Für deinen Sohn gewonnen.“ —

„„Fort, Canynge! Der Verräther bot
Mir Trotz, hat lang gestritten;
Wie kannst du noch für solchen Mann
Begnadigung erbitten?““ —

„Herr, wahrhaft Brave ehren den,
Der feststeht ohne Wanken,
Bewundern selbst im edlen Feind
Die Thaten und Gedanken.“ —

„„Fort, Canynge! Bei dem ew'gen Gott,
Der's Dasein mir gegeben,
Nicht kost' ich einen Bissen Brot,
So lang' Sir Charles am Leben.

„„Bei allen Heil'gen, Sonnenlicht
Soll ihm nicht länger scheinen!““
Da zog Herr Canynge sich zurück,
Vor Kummer mußt' er weinen.

Er ist, das Herz von Gram beklemmt,
Hin zu Sir Charles gegangen;
Als er sich setzte, flossen ihm
Die Thränen von den Wangen.

„Des Tod's gewärtig sind wir all',“
Sprach Bawdin, „aller Zeiten;
Wann uns das Schicksal trifft und wie,
Darf wenig uns bedeuten!

„Was macht die edle Seele, Freund,
Im Auge überfließen?
Seh' ich um mein willkommnes Loos
Die Thränen dich vergießen?“ —

Der treue Mann sprach: „„Daß der Tod
Dich scheidet von den Deinen,
Die hülflos du verlassen mußt,
Darum siehst du mich weinen.““ —

„Die Thräne trockne, die dem Aug',
Dem guten Born entflossen;
Den Tod veracht' ich und was sonst
Mir der Tyrann beschlossen.

„Mag des Verräther-Königs Spruch
Mein Leben gleich beenden;
Gott schützt die Knaben und mein Weib
Mit seinen starken Händen.

„Eh' ich die lichte Sonne sah,
Ward mir dies Loos beschieden;
Hat murrend je ein Sterblicher
Des Herrn Befehl gemieden?

„Wie oft stand ich im Schlachtgewühl,
Sah' Tausend' um mich sterben,
Sah rauchend Ströme rothen Bluts
Den fetten Boden färben.

„Wie wußt' ich, ob nicht jeder Pfeil,
Der luft'gen Pfad durchschösse,
Den Weg zu meinem Herzen fänd'
Und meine Augen schlösse?

„Und sollt' ich nun aus Todesfurcht
Erbleichen und erkalten?
Mein Herz, von kind'schem Bangen frei,
Will Manneswürd' entfalten.

„Mein König Heinrich, möge Gott
Dich schirmen nebst dem Sohne;
'S ist wohlgethan, was Gott beschließt
Auf hehrem Weltenthrone.

„O Freund, mein Fehl hieß, meinen Gott
Und meinen König ehren;
Daß ich kein Achselträger war,
Soll euch mein Tod belehren.

„In London sah ich's Licht der Welt,
Darf mit den Eltern prahlen;
Mein Vater ließ auf seinen Schild
Ein edles Wappen malen.

„Ich zweifle nicht, er ging dahin,
Wohin auch ich bald gehe,
Wo man ein ewig Glück genießt,
Berührt von keinem Wehe.

„Er lehrte Pflicht mich und Gesetz
Mit Milde zu verbinden,
Lehrt' Unrecht mich zugleich und Recht
Abwägend auszufinden.

„Er lehrte mich mit weiser Hand
Die Hungrigen zu speisen,
Den Armen nie von meiner Thür
Durch Diener fortzuweisen.

„Wer dürft' es leugnen, daß ich stets
  Sein Wort wie heilig hegte,
Des Tages Werke all gezählt,
  Eh' ich mich schlafen legte?

„Ich hab' ein Weib, befrage sie,
  Ob ich ihr Bett entehret?
Hab' einen König, und von ihm
  Hab' ich Verrath gewehret.

„Zur Fastenzeit fand man mich stets
  Genuß des Fleisches meiden;
Wie hegt' ich Angst d'rum, aus der Welt
  Der Kümmerniß zu scheiden?

„Unsel'ger Heinrich, dich, mein Fürst,
  Wohl mir! seh' ich nicht richten;
Gern will ich für dein heil'ges Recht
  Auf Athemzug verzichten.

„O wankelmüthig Volk, du wirst
  Des Friedens nicht genießen;
Dein Land wird unter Richard's Stamm
  Von Strömen Blutes fließen.

„Wart ihr des Segens müde schon
  So schnell ihn zu verscherzen,
Zu opfern Heinrich's milde Zeit
  Der Zeit voll Blut und Schmerzen?

„Werd' ich zum Richtplatz gleich geschleift,
  Zerstückelt von den Knechten;
Doch trotz' ich des Verräthers Macht,
  Er kann den Geist nicht ächten.

„Ob meine Glieder aufgespießt
  Verfaulen in dem Winde,
Und ob kein Denkmal gleich von Erz
  Charles Bawdin's Namen künde;

„Doch droben in dem heil'gen Buch,
  Das keine Zeit verzehret,
Lebt unter Gottes Dienern fort
  Mein Name hoch geehret.

„Willkommen, Tod! Um ew'ges Sein
  Tausch' ich dies ird'sche Leben;
Fahr wohl, o Welt, und was du all
  Des Theuren mir gegeben.

„Willkommner naht mir jetzt der Tod,
Als je der Mai gekommen;
Ja, lebt' ich länger meinem Weib,
Es würde mir nicht frommen.“ —

Sprach Canynge: „„'S ist ein hohes Glück,
Wenn man bereit zu sterben,
Statt dieser Welt voll Schmerz und Pein
Das Himmelreich zu erben.““

Nun stimmt der Glocken Läuten an,
Drommeten schmetternd schallen;
Sir Charles hört von der Pferde Huf
Den Boden wiederhallen.

Vor des Gerichtes Dienern trat
Sein liebend Weib in's Zimmer;
Aufricht'ge Thränen sie vergoß
Mit Schluchzen und Gewimmer.

„O süße Florence, wolle nicht
Das Sterben mir erschweren;
Wohl manches Christen Seele mag
Mein Tod zu sterben lehren.

„In Weh schmilzt meine Seele hin,
Florence, bei deinen Zähren;
Fast wünscht' ich läng're Lebensfrist,
Denn dein soll ich entbehren.

„Zum Land der Wonne gilt's für mich
Nur eine kurze Reise;
Empfang' noch diesen heil'gen Kuß,
Der Liebe zum Beweise.“

Und Florence, deren Stimme bebt,
Hat dieses Wort gesprochen:
„„Grausamer König, blut'ger Fürst,
Mein Herz ist schier gebrochen.

„„O süßer Gatte, kannst du so
Dein liebend Weib verlassen?
Getroffen von demselben Beil
Will ich mit dir erblassen.““ —

Nun kamen Diener des Gerichts,
Sir Charles hinwegzuholen;
Der hat zu seinem Weib gewandt
Noch also ihr empfohlen:

„Zum Leben geh' ich, nicht zum Tod,
Vertrau' auf Gott dort oben;
Lehr' deine Söhne Gott den Herrn
Zu fürchten und zu loben.

„Und lehre sie auf Vaters Bahn
Des Ruhmes Preis gewinnen;
Florence, rafft Tod dich fort — leb wohl! —
Ihr Männer, nun von hinnen." —

Doch Florence hat in wildem Schmerz
Ihr Lockenhaar zerrissen:
„„O bleib, mein Gatte, Herr und Glück!"" —
Sir Charles hat weinen müssen.

Als von dem lauten Schmerz erschöpft
Zu Boden sie geglitten,
Da ist mit Aufwand aller Kraft
Sir Charles hinausgeschritten.

Und auf die Schleife setzt' er sich,
Sein Blick war so gelassen,
Daß minder er bewegt erschien
Als Andre auf den Gassen.

Voran in scharlachnem Gewand
Die Herr'n vom Rathe gehen,
Goldquasten glitzern in der Sonn'
Gar herrlich anzusehen.

Der Augustinermönche Schaar
Zeigt sich zunächst den Blicken,
In einfach braunen Kleidern all,
Wie Mönche sie sich schicken.

Man hört sie manchen frommen Psalm
Mit süßer Stimme singen;
Sechs Minstrel dann, in deren Hand
Der Harfe Saiten klingen.

Auch fünfundzwanzig Schützen, gleich
Bereit mit ihren Pfeilen,
Sollt' unter Heinrich's Freunden wer
Sir Charles zu Hülfe eilen.

Die tuchbehang'ne Schleife trägt
Den Mann ohn' Furcht und Wanken;
Vom Kopf der Rappen, die ihn ziehn,
Die Federbüsche schwanken.

Der Schützen eine gleiche Zahl
  Kommt hinter ihm gezogen,
Sie halten schon bereit den Pfeil
  Auf dem gespannten Bogen.

Es folgen Jacobinermönch',
  Die fromme Psalmen singen,
Sechs Minstrel dann, in deren Hand
  Der Harfe Saiten klingen.

Nun kommen Mayor und Aldermen
  In scharlachnem Gewande,
Mit Dienern, Prinzen gleich geschmückt
  Aus fernem Morgenlande.

Von Bürgern preßt sich hinterdrein
  Ein zahllos dicht Gedränge,
Die Fenster sind von Köpfen voll
  Des Zuges ganze Länge.

Als man zum hohen Kreuz gelangt,
  Sprach Charles dorthin gewendet:
„Wasch meine Seel', Erlöser, rein,
  Wenn heut' mein Leben endet!"

Der König vor dem Münster saß,
  Zu weiden seine Blicke
Am Manne, der entgegenzog
  Willkommenem Geschicke.

Nicht ferne von des Königs Sitz
  Dort an des Münsters Pforte,
Hob auf der Schleife sich Sir Charles,
  Laut sprach er diese Worte:

„Verräther Edward, ob ich gleich
  Schmachvollen Tod muß leiden,
Doch bin ich größer heut' als du,
  Möcht' nimmer dich beneiden.

„Durch frevle Thaten wußtest du
  Die Krone zu erwerben;
Die Macht hast du dir angemaßt,
  Die mir befiehlt zu sterben.

„Du wähnst, ich sterbe heut'; bis jetzt
  Gehört' ich zu den Todten;
Bald leb' ich, und die Krone wird,
  Die ew'ge mir geboten.

„Du wirst dies wankelmüth'ge Volk
Nur kurze Zeit regieren,
Zu zeigen, wie das Scepter Herr'n,
Und wie's Tyrannen führen.

„Es falle, Sclave, auf dein Haupt
Die Macht, die du erlogen."
Die Schleife war schon fern vom Ohr
Des Königs fortgezogen.

Und Edward's Seel' ist in dem Roth
Der Wang' hervorgebrochen;
Er hat mit abgewandtem Haupt
Zu Gloucester dies gesprochen:

„Der Tod, vor dem so Mancher bangt,
Bringt ihm des Schreckens wenig,
Er sprach die Wahrheit, dieser Mann
Ist größer als ein König."

„„Drum sterb' er,"" Herzog Richard sprach,
„„So mag's dem Feind ergehen;
Ein jeder falle unter'm Beil
Zur Beute für die Krähen.""

Schon ward Sir Charles zum Hügel auf
Gezogen von den Rossen;
Es blitzt im Sonnenschein das Beil,
Das bald sein Blut vergossen.

Sir Charles schritt heiter auf's Schaffot,
Als wär's ein goldner Wagen,
Den er als Sieger von dem Feind
Im Krieg davongetragen.

Er wandte sich noch an das Volk:
„Ihr seht mich heute richten,
Weil meinem König ich erfüllt
Der Treue heil'ge Pflichten.

„Ihr werdet unter Edward nie
Der süßen Ruh' genießen,
Von eurer Söhn' und Gatten Mord
Wird's Land im Blute fließen.

„Ihr habt den angestammten Herrn
Verlassen im Verderben;
O haltet fest am Recht gleich mir,
Zeigt Muth für's Recht zu sterben." —

Dann kniet' er mit dem Priester hin,
Zu Gott dem Herrn zu beten;
Daß er die Seele zu sich nähm',
Inbrünstig sie da flehten.

Voll Würde legt' er auf den Block
Sein Haupt, das anmuthreiche;
Scharfrichter trennt es von dem Leib
Mit *einem* kräft'gen Streiche.

Das Blut entströmt', und um's Schaffot
Ist's schlängelnd hingeflossen;
Fast wüsch' es fort der Thränen Fluth,
So viel hat's Volk vergossen.

Vierfach ließ man den schönen Leib
Vom blut'gen Beil zerstücken;
Und jeder Theil auf hohem Pfahl
Ward ausgestellt den Blicken.

Man konnt' ein Glied am Kinwulph-Berg,
Am Münsterthurm eins sehen,
Und über'm Schloßthor ward ein Theil
Zerhackt von gier'gen Krähen.

Das letzte stak am Thor St. Pauls,
Ein Anblick voller Grauen;
Das Haupt war auf dem Hohen Weg
Am hohen Kreuz zu schauen.

So starb Charles Bawdin. Gott verleih'
Dem König froh Gelingen;
Mit Bawdin's Seel' im Himmelreich
Mög' er dem Herrn lobsingen.

La Question d'Argent.

Comédie en cinq Actes en prose par
Alexandre Dumas Fils.

Diese, den 31. Januar 1857 zum ersten Male auf dem Theater des Gymnase-Dramatique dargestellte Komödie, welche noch gegenwärtig dort gegeben wird, schließt sich den ähnlichen, die Geldfrage betreffenden Stücken des Dichters Ponsard, welche wir in diesen Blättern besprochen haben — L'Honneur et l'Argent und La Bourse — an. Der Unterschied ist nur, daß hier der seinem Inhalte nach so prosaische Stoff auch in prosaischer Form und Ausführung behandelt wird, während Ponsard den classischen Alexandriner anwandte, um von les Lyon, les Grand Central, les Crédits, les Nord und ähnlichen hoch-poetischen Dingen zu reden. Dadurch tritt nun aber das Prosaische des Inhalts auch um so deutlicher hervor und es wird um so augenscheinlicher, daß weder Melpomene, noch Thalia auf diesem Gebiete irgend Eroberungen zu machen haben. Dennoch wollen wir nicht in Abrede stellen, daß das Stück Verdienste hat. Die Charaktere des Jean Giraud, des reichen Parvenü, der die Welt durch seine kühnen, aber genialen Speculationen in Erstaunen setzt, während er zu gleicher Zeit durch eine gewisse Offenheit der Handlungsweise, die wenigstens nicht für besser gelten will, als sie ist, für sich interessirt; des jungen René de Charzay, das grade Gegentheil des Vorhergehenden, der von einer mäßigen Jahresrente glücklich und zufrieden lebt, fern von allen Bestrebungen des Ehrgeizes oder der Geldgier, aber auch in einer Art contemplativer Unthätigkeit, welche dem körperlich und geistig wohl ausgestatteten jungen Manne am wenigsten geziemt; des Kaufmanns Durieu, der seine ausgezeichnete Gattin, die musterhafte Mutter seiner Kinder, mit Geringschätzung behandeln zu können glaubt, weil sie ihm keine Mitgift gebracht hat, und der sich für einen großen Finanzmann

hält, weil er sich mit Giraud in gewaltige Speculationen einläßt, aus denen er zuletzt kaum mit einem blauen Auge davonkommt; Herr de Roncourt, ein ähnlicher Charakter, wie der George Ponsard's, jedoch mit mehr Festigkeit und Seelenstärke, der sein ganzes Vermögen geopfert hat, um die Schulden eines verstorbenen Bruders zu bezahlen; seine Tochter, Elisa de Roncourt, welche ohne Murren die Handlungsweise ihres Vaters billigt, sich trotz ihres hochadligen Namens in bescheidenster Weise von Stundengeben ernährt und später eine Vermählung mit Herrn Giraud ausschlägt, obgleich zu derselben schon Alles vorbereitet worden, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil derselbe ihr im Ehecontracte eine Million Franken zuschreiben lassen will, in der Absicht, diese als ein Zufluchts-Capital für etwaige Fälle zu haben; Madame Durieu, das Bild einer edlen, verständigen, im Stillen wirkenden Frau, welche die Rechthabereien und die Bevormundung ihres Mannes mit Geduld erträgt, sich damit begnügend, ihren Kindern eine gute Mutter zu sein, und die Interessen ihres Mannes im Stillen wahrzunehmen; die Gräfin Savelli, Besitzerin eines ungeheuren Vermögens, das aber durch sorglose Verwaltung und Betrügereien der Intendanten mit Schulden belastet ist, von denen es jetzt gleichfalls durch Börsenspeculationen à la Giraud befreit werden soll, sowie die Charaktere einiger Nebenpersonen sind gut gezeichnet. — Die Handlung entwickelt sich nun in der Weise, daß der Financier Giraud, nachdem er den Herrn Durieu und die Gräfin Savelli zu sehr gewagten Speculationen, natürlich unter Vorspiegelung außerordentlichen Gewinnes, verleitet hat, plötzlich verschwindet. An der Börse, wie in den Häusern der Betheiligten, gilt er allgemein für einen Betrüger, da erscheint er plötzlich wieder, nicht mit leeren Händen und nicht nur mit den ihm anvertrauten Geldsummen, sondern auch mit dem versprochenen Gewinne, den er seinen beiden Interessenten sofort einzuhändigen bereit ist. Allein er wird weniger freundlich aufgenommen, als er vielleicht gedacht hat und seine Erklärung, daß sein momentanes Verschwinden wesentlich zum Gelingen der Speculation beigetragen habe, hilft ihm zu Nichts. Man gibt ihm die gewonnenen Summen einfach zurück, Dürieu mit der Bitte an seine Frau, dem Herrn Giraud die Zinsenberechnung für einen Monat machen zu wollen. Man erklärt ihm, solcher Machinationen nicht gewohnt zu sein und da sein guter Ruf bei einer so kurzen Abwesenheit, wie

die seinige, weder an der Börse, noch in der Gesellschaft einen einzigen Vertheidiger gefunden habe, so könne man nicht weiter mit ihm verkehren und verbitte sich die ferneren Besuche. Er werde ohne Zweifel durch seine Speculationen ein sehr reicher Mann werden, damit möge er sich trösten. Seine ehemalige Verlobte, Elisa de Roncourt, heirathet den jungen hochherzigen René, der mittlerweile aus seiner Passivität herausgetreten ist und sich einem thätigen Berufe mit Eifer und Erfolg gewidmet hat, Dürieu hat den Werth seiner Gattin erkannt, welche ihn noch vor der Katastrophe nachdrücklich vor der Gemeinschaft mit Giraud gewarnt hatte. Alle aber geben sich das feste Versprechen, sich ganz und gar von dem Börsentreiben zurückzuziehen und von nun an nur den „redlichen Gewinn" zu suchen.

Fragen wir nun nach der Tendenz des Stückes, so ist dieselbe offenbar, daß das Geld, ein so angebetetes Idol es auch in der jetzigen Welt sei, nicht hinreiche, seinem Besitzer die Achtung der Menschen und den Zugang zu den gebildeten Kreisen zu verschaffen. „Sie haben sich," sagt René zu dem über das Endergebniß seiner Bestrebungen betroffenen Giraud, „Ansehen durch Geld verschaffen wollen und Sie hätten grade das Gegentheil versuchen sollen: nämlich Geld zu erwerben durch Ansehen." — Dieses fabula docet ist im Grunde doch ein Unbedeutendes für fünf Acte Komödie und den dabei gemachten Aufwand an Decorationen und Costümen. Und der arme Herr Giraud kann Einem dabei wirklich leid thun! Denn er hat gar manche liebenswürdige Eigenschaften. Er ist offen, freimüthig, nicht aufgebläht, wie es die meisten Parvenüs sind, er schämt sich nicht seines Ursprunges. Auch die faux pas, die er in der Gesellschaft macht, rauben ihm unser Interesse nicht. Er mag immerhin einer reichen Dame, die er bei der Versteigerung eines Hôtels überboten hat, dasselbe zum Geschenk anbieten, mag sich immerhin von seinen Leuten Baron Giraud nennen lassen, er mag es dem jungen René bemerklich machen, daß er das Hôtel gekauft hat, in welchem sein Vater der Gärtner des alten Charzay gewesen, er mag in einer langen Tirade das Geld als allmächtige Autorität verkünden. Derselbe Giraud fühlt doch, daß das Geld nicht Alles ist, er möchte gern in die gebildeten Kreise kommen, er will keine Frau mit Geld, die ihn bloß deshalb heirathet, weil er dessen noch mehr hat, er will ein armes Mädchen, aber von gutem Stande, die das Seinige zu Rathe halten würde. Freilich hat er niedrige An-

schauungen. „Die Geschäfte! ... Was sind denn eigentlich die Geschäfte?" fragt ihn René. „Das ist sehr einfach," antwortet ihm Giraud, „die Geschäfte — das ist das Geld der Andern;" er verlacht den Gedanken, in einem geregelten Berufe durch Thätigkeit und Reellität zu Etwas zu gelangen. Indeß sein Verfahren bei dem Heirathscontracte mit Elisa von Roncourt kann nicht so unbedingt unehrenhaft genannt werden. Er läßt ihr freilich eine Million Franken zuschreiben, welche dieselbe nicht wirklich besitzt, während er dieselbe Summe bei seinen Speculationen als Capital mit in Anschlag bringt, — aber derartige Transactionen sind bekanntlich in der Handelswelt durchaus nichts Ungewöhnliches und der vorliegende Fall ist um so weniger stark gravirend, als Giraud mit seinem ganzen übrigen Vermögen für seine Unternehmungen einsteht. Wenn ihm nun auch die höheren Kreise mit einem gewissen Rechte den Umgang aufkündigen, so ist die bruske Art, in der es geschieht, doch gewiß sehr wenig ihrer würdig und es bezeugt sicherlich Nichts weniger als Bildung, wenn René am Schlusse einer langen Triade zu ihm sagt: „Jetzt, mein Herr, haben wir Nichts weiter mit Ihnen zu verhandeln; Sie können Ihren Hut nehmen und sich entfernen." — Und als wenn der Dichter alle Schmach auf Giraud häufen wollte, den er uns bisher in weit freundlicherem Lichte hatte erscheinen lassen, läßt er ihn beim Weggehen einen falschen Hut vom Tische nehmen, worauf dann Mathilde, die Tochter Dürieu's, ihm mit den Worten: „Sie irren sich, mein Herr, Sie nehmen den Hut meines Vaters," den Weg vertritt, — eine höhnische Bemerkung, die Giraud im Abgehen mit der andern vergilt: „Ich würde ihn zurückgebracht haben, mein Fräulein." —

Die Sprache dieses dramatischen Werkes macht sich durch keine besonderen Eigenthümlichkeiten bemerkbar; sie ist leicht und gefällig, erhebt sich jedoch selten über den gewöhnlichen Conversationsstyl und entbehrt fast ganz des lebhaften Colorites; nur einzelne Tiraden sind mit etwas mehr Feuer geschrieben, z. B. jene von Giraud über die Macht des Geldes (Acte I. Sc. V.): „L'argent est l'argent, quelles que soient les mains où il se trouve. C'est la seule puissance que l'on ne discute jamais. On discute la vertu, la beauté, le courage, le génie, on ne discute jamais l'argent. Il n'y a pas un être civilisé qui, en se levant le matin, ne reconnaisse la souveraineté de l'argent, sans lequel il n'aurait

ni le toit qui l'abrite, ni le lit où il se couche, ni le pain qu'il mange. . . Où va cette population qui se presse dans les rues, depuis le commissionnaire qui sue sous son fardeau trop lourd, jusqu'au millionnaire qui se rend à la Bourse au trot de ses deux chevaux? . . . l'un court après 15 sous, l'autre après 100,000 francs. Pourquoi ces boutiques, ces vaisseaux, ces chemins de fer, ces usines, ces théâtres, ces musées, ces procès entre frères et soeurs, entre fils et pères, ces découvertes, ces divisions, ces assassinats? Pour quelques pièces plus ou moins nombreuses de ce métal blanc ou jaune qu'on appelle l'argent ou l'or. Et qui sera le plus considéré à la suite de cette grande course aux écus? . . . Celui qui en rapportera davantage." — Es fehlte viel, daß diese Tirade ganz fehlerlos wäre, selbst vom rhetorischen Standpunkte, — die Zusammenstellung von Museen und Processen, Entdeckungen und Spaltungen (welcher Art überdies?) ist gewiß Nichts weniger, als glücklich. Auch dürfte man den Dichter gewiß fragen: „In wie fern sind denn z. B. die Museen nur des Geldes wegen errichtet, wenn damit nicht etwa die für Geld gezeigten Schaustellungen gemeint sind. Sind Sammlungen, wie das Musée du Louvre und das Musée de Versailles, oder der Crystal Palace bei London — nur, um Geld damit zu verdienen, errichtet? — Auch mit den großen subventionirten Theatern wird eben kein Geld verdient und Corneille und Racine, Molière und Marivaux aufzuführen, ist in jetziger Zeit gewiß nicht das beste Mittel, Geld zu machen. Ja, man könnte vor allen Dingen den Dichter selbst fragen: Hast du denn etwa nur des Geldes willen die Feder ergriffen? — Und wir glauben immer, Pariser und Sohn von Alexandre Dumas, wie er ist, er würde sich schämen, hierauf unbedingt mit Ja zu antworten. — Freilich hat unser Dichter dafür gesorgt, einigen Einwürfen, die ihm gemacht werden könnten, selbst zu begegnen, indem er, nach Anleitung des guten alten Corneille, einer anderen Person die Gegenrede in den Mund schiebt. Hier übernimmt dieselbe ein Herr von Cayolle, ein Eisenbahn-Director, gleichfalls ein Geldmann, aber mit etwas durchgebildeteren Ansichten. Seine Antwort, obgleich sie weit länger ist, als Giraud's Rede, hat indeß wenig Bemerkenswerthes; sie wiederholt nur das gewöhnlich zur Widerlegung solcher Ansichten Gesagte. Die Nothwendigkeit, für den täglichen Unterhalt zu sorgen, stärke und entwickele die Kräfte,

schärfe die Intelligenz. Diesem Bedürfniß, fügt der Redner hinzu, verdanke die Welt: den Franklin, der, um täglichen Brotes halber, Anfangs Buchdruckergehülfe gewesen; Shakspeare, der die Pferde an der Thüre des Theaters gehalten habe, welches er später durch seine Werke unsterblich machen sollte; Macchiavelli, welcher Secretär der florentinischen Republik war, mit 15 Thalern monatlich; Raphael, welcher der Sohn eines Pfuschers aus Urbino war; Jean Jacques Rousseau, der Schreiber bei einem Gerichte gewesen, Graveur und Notencopist, und der dabei nicht einmal alle Tage zu Mittag aß; Fulton, der Anfangs Malerbursche war, dann Fabrikarbeiter, und der der Welt den Dampf gegeben und so viele Andere. „Laßt einmal," heißt es, „alle diese Leute mit 500,000 Livres Renten geboren werden und es war alle Wahrscheinlichkeit da, daß Keiner von ihnen das wurde, was er geworden ist." — Abgesehen von der barocken Zusammenstellung dieser Namen: Franklin, Shakspeare, Macchiavelli, Raphael, Jean Jacques Rousseau, Fulton, — dieser Blumenlese aus allen Ständen und allen Nationen, außer der deutschen, — ist der Gedanke selbst noch immer großer Controverse unterworfen. Denn es ist doch am Ende noch sehr fraglich, ob es die Liebe zum Gelde war, welche einen Jean Jacques Rousseau, einen Raphael, einen Macchiavelli und einen Shakspeare dazu trieb, Schriftsteller oder Künstler zu werden. Die Mehrzahl von ihnen hat in diesem Falle ihren Zweck nur in sehr beschränktem Maße erreicht und hätte, bei ihrer geistigen Begabung, entschieden ergiebigere Berufsarten wählen können. Und so ist denn dieser angebliche Vertheidiger der höheren Interessen im Grunde nicht weniger materiell gesinnt, als Derjenige, den er um dieses Materialismus willen zur Rede setzt, und diese in aller Form Rechtens abgefaßte Widerlegung ist im Grunde doch keine.

Vergleichen wir nun diese Komödie mit den Ponsard'schen Werken, welche den ähnlichen Stoff behandeln, so ist wohl keine Frage, daß die letzteren durch den Ernst der Behandlung ebenso sehr wie durch die Classicität der Sprache bedeutend höher stehen. Namentlich gilt dies von La Bourse, dessen Léon Desroches doch wenigstens bis nahe an den Abgrund geführt wird und im Begriffe steht, die Ehre seines Namens, wie die Geliebte seines Herzens durch sein gefährliches Börsenspiel zu verlieren, während Giraud einerseits seine erprobte Geschicklichkeit in Speculationen für sich hat, und andererseits als gewandter und glücklicher Speculant am Schlusse des Stückes

bestehen bleibt, der sich wegen der mißlungenen Verbindung mit einer Adligen schon schadlos zu halten wissen wird.

Können wir somit diesem neuen Werke über eine wichtige Zeitfrage nur eine mäßige Bedeutung zuschreiben und eine Dauer, die gewiß diese Frage selbst nicht überleben wird, so hebt dasselbe sich unter der Masse der ephemeren Literatur doch immer noch bedeutend genug hervor, um vortheilhaft bemerkt zu werden, und wir zeichnen neben den schon citirten Stellen noch einige andere aus, die mit Geist und Lebendigkeit geschrieben sind, z. B. Acte II. Sc. I, wo Madame Dürieu, jenes arme adlige Fräulein, das einen reichen Financier geheirathet hatte, ihre Stellung ihrem Manne gegenüber beschreibt. — Il m'a fait sentir que je n'étais rien, malgré mes aïeux, qu'une pauvre fille qui a eu le bonheur d'épouser un homme riche. Il n'y a pas à lutter, vois-tu, contre la supériorité que donne dans le ménage, à l'un des deux époux, l'argent qu'il apporte à l'autre. Ma délicatesse m'exagéra peut-être ma dépendance, mais j'en arrivai à reconnaître que mon mari était dans son droit. Sans lui, aurais-je seulement des domestiques qui me servent? j'aurais donné des leçons dans ma jeunesse, et après, que serais-je devenue? . . . Mes enfants eux-mêmes me semblent moins à moi qu'à leur père, car si je leur ai donné la vie, il leur donne plus que moi en leur donnant le moyen de vivre. Depuis vingt-deux ans, je fais les comptes, je les lui remets, il les paie, et je n'ai pas 100 francs à moi dont je puisse disposer librement, à moins que je ne vende un des derniers bijoux qui me restent de ma mère . . . voilà, mon cher enfant, ce que l'on appelle faire un bon mariage.

Oder folgende, wo Giraud dem René durch eine Nebeneinanderstellung bemerklich macht, was durch regelmäßige Arbeit und was durch kühne finanzielle Combinationen zu gewinnen ist. — „J'essaierai d'utiliser," sagt René, „les facultés que Dieu m'a données, le courage, l'intelligence et la probité." — „Oui, oui," ist die Antwort Jean's, „c'est autre chose alors; savez-vous ce que cela vaut au temps que nous sommes, les facultés que Dieu nous a données? C'est un prix fait comme pour les petits pâtés. Le courage, ça vaut un sou par jour, si vous voulez vous faire soldat; l'intelligence, cent francs par mois, si vous voulez vous faire commis, et la probité, 3000 francs

par an, si vous pouvez arriver à être caissier. Maintenant, il y a un moyen de vous enrichir tout de suite et par vous-même... Avez-vous une idée... une simple idée, comme celle qu'a eue un monsieur, un jour, d'acheter en gros, pendant trois ans, aux boulangers de Paris, toute la braise qu'ils vendaient en détail aux petits ménages parisiens. Il a revendu trois sous ce qu'il payait deux, et il a gagné 500,000 francs. Ayez une idée de ce genre-là, votre fortune est faite. Mais vous ne l'aurez pas; ces idées-là ne viennent qu'aux gens qui se promènent, l'hiver, à six heures du soir, sous une petite pluie fine, avec un habit râpé, dans des souliers douteux, en regardant s'ils ne trouveront pas dix sous entre deux pavés, et en se demandant comment ils souperont..."

Bei alle dem kann man die Frage nicht unterdrücken, ob dieser Stoff sich überhaupt so recht zur dramatischen Bearbeitung eignet, und wenn man Sprache und Inhalt so mancher Scenen dieses Stückes betrachtet, möchte man es gradezu verneinen. Dieselben sind nämlich mit einem Detail ausgefüllt, welches an und für sich nicht eben uninteressant, doch Nichts weniger als dramatisch genannt werden kann und theils in das Bereich der philosophischen Discussion fällt, theils weit besser in einer Novelle Platz haben würde.

Von ersterer Art ist namentlich das Project des Herrn von Cayolle, die Müßiggänger zur thätigen Mitwirkung für das Wohl der menschlichen Gesellschaft heranzuziehen, welches in der ersten Scene des dritten Actes sehr ausführlich entwickelt, dennoch aber aus scenischer Nothwendigkeit nicht zu Ende geführt wird. Seine Idee ist in der Kürze diese, nach Analogie der Militär-Conscription eine Civil-Conscription einzuführen, nach der Jeder, der selbst nicht arbeiten will, aus seinem Vermögen einen Stellvertreter zu unterhalten hat, der für ihn arbeitet, worauf er dann eine Trägheitskarte (carte de paresse) erhalten kann, mit der er frei umhergehen mag. Auf die Frage, ob das gemünzte Geld hinreichen werde, alle diese Stellvertreter zu bezahlen, meint Cayolle, man werde dann bald das Geld, welches nur ein limitirtes Capital sei, zu Gunsten der Arbeit, die ein unlimitirtes Capital sei, unterdrücken; so gut, wie ein Pariser jetzt nicht mehr, wenn er ein Landhaus in Marseille kaufen wolle, 100,000 Francs baar auf die Post gebe und unter

Begleitung von Gensd'armen dorthin abgehen lasse, sondern einen Wechsel, als Repräsentanten des Geldes, schicke. — Die ganze Idee scheint in dieser Darstellung noch sehr embryonisch und kommt, wie erwähnt, der scenischen Nothwendigkeit wegen, die dem Redenden die allseitige Darlegung seiner Ansichten nicht erlaubt, nicht zum Abschlusse. — Ebenso die für einen Nationalökonomen vielleicht nicht uninteressante Darstellung René's der Verwendung seiner 1000 écus jährlich, welche er der Gräfin Savelli macht (Acte I, Sc. 2), welcher diese dann ihr Budget gegenüberstellt, was zu einer eigenthümlichen Vergleichung Anlaß gibt. Während nämlich René für den Schneider, Hutmacher, Schuhmacher und Handschuhmacher 500 Francs jährlich berechnet, gibt die Gräfin dagegen folgende Ausgaben an: 38,000 Francs für Hüte und Hauben, 11,000 Francs für Handschuhe, 52,000 Francs für Roben, 28,000 Francs für Blumen und 110,000 Francs für Châles und Spitzen, was also zusammen beinahe drittehalb hunderttausend Francs ausmacht, noch abgesehen von den Rechnungen der Pferdehändler, Wagner, Juweliere u. s. w., die ihre Noten nicht einsenden wollen. Dann habe sie, bemerkt sie ferner, ein Hôtel bauen lassen, das sie eine Million koste und der Tapezier, der es ausmöblirt, hat eine Rechnung von 347,889 Frcs. 50 Cts. eingesandt — die 50 Cts. nicht zu vergessen. — Allerdings ist also die Vertheilung der Glücksgüter und ihre Verwendung sehr verschieden in dieser Welt, denn dieselbe Gräfin besitzt auch noch Güter in Rußland, Paläste in Genua und Rom, Pflanzungen in den Colonien, und glaubt sogar auf Sicilien einen Berg zu besitzen mit einem Vulcan, welchen letzteren sie jedoch nicht als Besitzthum mit aufführe. — In derselben Scene wird auch des Herrn von Roncourt Erwähnung gethan, der sein eigenes Vermögen von 300,000 Francs dazu anwandte, um die Schulden seines ohne eigene Verschuldung als Fallit gestorbenen Bruders zu bezahlen, und nun noch überdies 100,000 Francs schuldet. — Alle diese Details mögen an und für sich sehr werthvoll sein, passen aber wenig in eine Komödie. Ueberhaupt finden sich Zahlen auf jeder Seite und in jeder Scene, und Acte II, Sc. 10 sogar eine vollständige Fondsberechnung mit Abzug von Courtage und Stempel; so daß das Stück also auch in dieser Hinsicht seinen Titel vollständig bewahrheitet, denn selbst die erste Bekanntschaft, welche die Gräfin Savelli mit Herrn Dürieu machte, geschah durch Geld, indem sie nämlich über eine Actienbrücke in Paris

gehen wollte und keinen Sou bei sich hatte, welchen er ihr denn mit vieler Höflichkeit vorstreckte.

In anderen Beziehungen hat das Stück vollständig die Breite der Novelle. — So erzählt z. B. Elisa de Roncourt ihrem Freunde René einen Sonntag aus ihrem Leben, wo sie und ihr Vater nahe daran waren, vor Hunger umzukommen. Die Beschreibung hat alle Umständlichkeit und Detailmalerei der novellistischen Darstellung. „Es war ein Sonntag, glücklicherweise im Sommer, wir waren ohne einen Sou. Wir hatten am Tage vorher von einem kleinen Backwerk für 12 Sous zu Mittag gegessen, es war nicht groß, es war aber auch nicht gut, wir hatten dazu eine gute Caraffe Wasser. Es war zwei Uhr, wir hatten noch Nichts zu uns genommen." Sie wollen zu einer alten Dame gehen, welche sie oft eingeladen hatte, bei ihr Sonntags zu Mittag zu essen, wenn sie nichts Besseres zu thun hätten. Sie waren noch nie dagewesen. — Wie es ihnen dabei ergeht, wird in folgender Weise beschrieben: „Nous prenons notre courage à deux mains et nous partons, à pied, bien entendu, pour Neuilly. Elle habitait près de la porte Maillot. Nous arrivons à quatre heures. Nous l'apercevons de loin qui sortait de chez elle, avec sa bonne et son petit chien, et qui s'en allait du côté du pont. Elle ne nous avait pas vus. Nous entrons chez son portier, espérant qu'elle n'allait faire qu'une petite promenade, mais le portier nous dit: Cette dame vient de sortir pour aller dîner chez sa fille dont c'est la fête aujourd'hui. Nous nous sommes regardés, mon père et moi, sans pauvoir nous empêcher de rire, et nous avons repris notre chemin, en passant par les Champs-Elysés, pour nous distraire. Nous nous sommes assis sur un banc pendant une heure et nous avons regardé passer les voitures." Und ihren Seelenzustand schildert sie mit folgenden kräftigen Zügen: „Nous ne disions pas un mot. J'avais faim ... très faim. J'ai compris alors et j'ai excusé bien des fautes en remerciant Dieu de m'avoir fait le coeur assez fort pour que l'idée ne me vînt pas de les commettre. Quand nous avons été reposés, nous sommes rentrés chez nous, nous nous sommes bien embrassés, mon père et moi, et nous nous sommes couchés." — Auch das folgende Gespräch zwischen Elisa und René über die Hoffnungslosigkeit der Aussichten Ersterer und über die entfernte Möglichkeit einer Ver-

bindung zwischen ihnen Beiden ist für die Bühne viel zu wenig drastisch, und eignet sich weit mehr für den Conversationston einer Erzählung.

In ähnlicher Weise soll Acte II, Sc. 2 das unterthänige Verhältniß geschildert werden, in welchem Madame Dürieu zu ihrem Gatten steht, und hier geht die Schilderung besonders sehr in's Kleinliche. Die Wanduhr geht Etwas vor; — Madame Dürieu soll den Kaufmann kommen lassen, der sie verkauft hat. „Wir haben diese Uhr schon zehn Jahre," wendet sie ein, „und der Kaufmann ist todt." — „Thut nichts, so wird er einen Nachfolger haben." Dann fragt er sie, als wäre sie sein Schreiber, ob sie die bewußten Briefe geschrieben habe. Ja, sie hat einen an den Schneider geschrieben, damit er das Futter seines letztjährigen Paletots ändere; einen anderen an den Schuster, ihm zwei Paar schwere Stiefel mit doppelter Sohle zu machen. Dann ist die Wäscherin da. Sie hat Alles aufnotirt, was er gesagt hat. Aber da fehlt ihm ein Schnupftuch und sie hat eine Unterjacke wiedergebracht, welche ihm nicht gehört. Er kann nicht begreifen, wie so Etwas vorkommen kann, und um ihn zu besänftigen, muß sie versprechen, daß sie sogleich für Abhülfe sorgen will.

In voller Umständlichkeit schildert die Gräfin Acte IV, Sc. 5 ihrem Freunde René ihr Verhältniß zu Lord Noston, der gar nicht auf der Scene erscheint und auch sonst für den Gang des Stückes durchaus keine Bedeutung hat. Wie sie ihm habe versprechen müssen, ruhig in Paris zu warten, bis er von London herüberkäme. Wie er dann geschrieben, daß seine Reise noch etwas verziehen werde, da er krank sei, worauf sie meldet, sie werde abreisen und er, sie möge es nicht thun. Wie sie dann doch abreist und ihn vollkommen gesund antrifft in den Armen einer Andern. Wie sie dann durch verstellte Gleichgültigkeit ihn so weit gebracht, daß er ihr geschrieben, ihr an der Thüre aufgelauert, worauf sie ihm den Empfang verweigert habe und, als sie ihn in voller Verzweiflung gewußt, abgereist sei. Er sei ihr darauf nach Paris gefolgt, habe tiefe Reue ausgesprochen, wolle sein Leben hingeben, bitte demüthig um Verzeihung und biete die Ehe an. Sie wolle aus Rache einen Andern heirathen, spricht sie aus. Allein durch ein paar Worte René's läßt sie sich bestimmen, auf Lord Noston's Bitte einzugehen und ihm Verzeihung zu gewähren. — Diese ganze Episode trägt, wie gesagt, zum Gange der

Handlung nicht das Geringste bei und bringt uns auch den Charakter der auftretenden Personen durchaus nicht näher. Sie ist also für ein dramatisches Werk ein völliges Hors d'oeuvre, während sie allerdings in einer Novelle Platz finden kann.

Nach allem diesen können wir über La Question d'Argent kein anderes Urtheil haben, als daß es die Bedingnisse einer Komödie höheren Styles nur in sehr unvollkommenem Maße erfüllt, daß seine Handlung oft ohne rechtes Leben ist und daß die ihm zum Grunde liegende Idee nur ganz obenhin berührt, keineswegs aber in ausreichender Weise durchgeführt ist. Dennoch ist aber an dem Ganzen die sittliche Haltung und die Aufstellung solcher ehrenhaften Charaktere wie M. de Roncourt, seine Tochter Elisa, René de Charzay und Madame Dürieu zu loben. Der Eisenbahndirector M. de Cayolle, in dessen Dienste sich René begibt, erinnert Etwas an den Reynold der Komödie La Bourse. Als ein negativer Vorzug des Dumas'schen Stückes vor dem Ponsard'schen ist die Abwesenheit so vieler abstract gehaltener Charaktere zu bezeichnen, welche Ponsard's Hauptpersonen stets in ihrem Gefolge herumschleppen.

Neubrandenburg. **M. Maaß.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Studien über Ritter Thomas von Stítné von Joseph Wenzig. Leipzig, Verlag von L. Wiedemann. 1856.

Deutschland hat es seit einiger Zeit sehr dankbar anzuerkennen, daß ihm für die Erforschung seiner Vergangenheit ein großer Schatz brauchbaren Materials durch die Gelehrten der Nachbarländer zugeführt wird. Es geschieht dies im Westen, von Seiten der Flamänder und Schweizer, nicht minder aber auch im Osten, durch die Böhmen und Mähren. Für Mähren hat die Erschließung der Archive erst jetzt begonnen und ist somit die rechte Ausbeute erst noch zu gewärtigen; was aber Böhmen belangt, das unter den Lützelburgern recht eigentlich der Heerd aller geistigen Regsamkeit gewesen ist, so weiß Jeder, wie viel die deutsche Geschichte auch nur dem einen Namen Palazky' schuldet. Unter den Männern, die sich der Vermittlung deutscher und böhmischer Interessen mit warmem Eifer annehmen, ist Herr Wenzig einer der thätigeren; auch das vorliegende Buch ist in diesem Sinne verfaßt.

Der Verf. nennt es einen Beitrag zur europäischen Culturgeschichte. Diese Benennung ist insofern gerechtfertigt, als von einem Manne Kunde gegeben wird, der in einer Zeit, wo die nationale Literatur zumal für die theologischen Objecte neben der lateinischen Schriftsprache noch keine Berechtigung hatte, grade durch die Anwendung seiner Muttersprache einen großen Einfluß gehabt zu haben scheint. Thomas von Stítné ist ungefähr um 1325 geboren. Er bezog die neugegründete Universität Prag, wo er sich den Wissenschaften mit solchem Eifer widmete, daß er sich den gebildetsten Männern seiner Zeit gleichstellen konnte, eine akademische Würde jedoch weder erwarb noch suchte. Damals muß er mit Milič von Kremsier und Konrad Waldhauser im Verkehr gewesen sein; auf diese Männer, die den ersten Samen der gereinigteren Lehre ausstreueten, beruft er sich oft. Zur Schriftstellerei scheint er sich erst im reiferen Alter gewandt zu haben, vielleicht hat ihn die Erziehung seiner Kinder dazu veranlaßt; das erste Product dieser Thätigkeit ist wahrscheinlich eine Uebersetzung der Schrift des Augustinus „De conflictu vitiorum et virtutum" gewesen. In neuester Zeit sind 26 Schriften von ihm aufgefunden worden, Uebersetzungen sowohl als Originalarbeiten. Diese Schriften müssen sehr verbreitet gewesen sein, denn Stítné nimmt zum öfteren Gelegenheit, sich gegen seine Neider und Feinde zu vertheidigen, deren er zwei Classen unterscheidet, die Fremden, welche kein Böhmisch verstanden und das Aufkommen einer nationalen Literatur ungern sahen, und diejenigen, welche es für unangemessen und gefährlich hielten, theologische Gegenstände dem großen Publicum nahe zu bringen. Man weiß, daß unter den Ersteren die Deutschen zu verstehen sind, deren Einfluß der Entwickelung der böhmischen Nationalität nichts weniger als förderlich war. Rührend ist die Einfalt, mit der er den Angriffen der Letzteren begegnet; „die Vernünftigen," sagt er, „wissen, daß ein Böhme Gott eben so lieb ist als ein Lateiner;" wie er denn auch oftmals wiederholt, daß er die meisten Bücher zunächst für seine Kinder verfaßt habe. Herr Wenzig hebt mit Recht hervor, daß es ein seltener Anblick sei, so viel Treuherzigkeit und Schlichtheit bei einem Manne zu finden, der philosophisch reich gebildet und mit den römischen Classikern zumal weit mehr als die meisten seiner Zeitgenossen vertraut war.

Sein größtes Verdienst aber ist, daß er es wagte, die böhmische Sprache so früh zu wissenschaftlichen, ja subtilen, metaphysischen Untersuchungen zu verwenden. Es will dies um so mehr bedeuten, da ja die ersten geschichtlichen Urkunden in böhmischer Sprache gleichfalls erst aus der Zeit des Lützelburgers Wenzel datiren. Eine Handschrift des Buches „Vertrauliche Unterredungen" enthält eine Kritik des Abschreibers aus dem XV. Jahrhundert, die ich als charakteristisch hersetzen will: „Zur Zeit des Königs Wenzel lebte ein hochgelehrter Edelmann, Thomas von Stítné, ein guter Literat, wohlbeschaffen durch sein ganzes Leben bis in sein hohes Alter. Und während er auf seiner Burg ein gottesfürchtiges Leben führte, verfaßte er diese Bücher in böhmischer Sprache, obwohl in Worten, die heutzutage ungewöhnlich sind, so doch in solchen, die sich in der alten böhmischen Sprache vorfinden und die Du beim öfteren Lesen verstehen wirst. Und da er großen Verstand besaß, so spricht er auf sehr schöne und angenehme Weise, indem er das alte und das neue Testament und die heiligen Doctoren benützt." Dieses schnelle Reifen der Sprache, die kaum für die Schrift überhaupt verwendet, sofort den höchsten Aufgaben gewachsen erschien, stimmt allerdings nicht zu der langsameren und sicherern Entwickelung anderer Literaturen; allein abgesehen davon, daß das slavische Wesen und besonders das czechische im Ganzen außerordentlich bildungsfähig ist, muß man in Rechnung ziehen, daß die böhmische Cultur um 1400 nach allen Seiten hin einen rapiden Charakter im Aufsteigen wie im Absteigen hat. Es wiederholt sich auch hier die oft beobachtete Erscheinung, daß auch die geistigen Bewegungen die äußersten Pole am lebhaftesten berühren; Böhmen hat mit seiner Rührigkeit zweimal für den Protestantismus zu seinem Schaden die Fahne vorangetragen.

Vor der Hand nun ist über Stítné noch kein bestimmtes Urtheil zu fällen, wenigstens von unsrer Seite nicht. Herr Wenzig gibt nämlich in unserm Büchlein nicht so viel, daß wir uns dazu berechtigt hielten. Wir erhalten zunächst ein Verzeichniß der bis jetzt von ihm bekannten Schriften, die von Hanuš, Prag 1852, und von Erben, Prag 1852, zum Theil veröffentlicht sind; nächstdem eine Biographie nach Erben, sodann eine Würdigung Stítné's und endlich einen Auszug aus seinen Schriften. Für seinen Zweck genügt das, was Herr Wenzig gibt; er will eben nur auf die Bedeutung Stítné's aufmerksam machen; zu einer gerechten Würdigung und Beurtheilung von Seiten eines Ausländers wäre mehr zu wünschen gewesen.

Einiges läßt sich indessen auch so feststellen. Zuvörderst hat Herr Wenzig gewiß Recht, wenn er annimmt, daß Stítné nicht eigentlich systematischer Philosoph, daß ihm vielmehr „die Erbauung in populärer Art, doch mit philosophischer Begründung" die Hauptsache gewesen sei. Er hält alle seine Bücher für Erbauungsschriften, allerdings von der edelsten Art und von echt philosophischem Geiste durchwebt, besonders reich an treffenden psychologischen Bemerkungen. Daher ist auch seine Sprache poetisch gefärbt und eben so entfernt von trockener, nüchterner Beweisführung wie von gewöhnlicher Alltäglichkeit, weswegen er denn nach seinem eigenen Geständnisse aus doppeltem Grunde mit den Worten gerungen haben mag.

Männer von Fach werden in mancher Beziehung Vergleichungspunkte mit den deutschen Mystikern desselben Jahrhunderts finden, besonders mit den Gottesfreunden. Nicht als ob bei Stítné das Gefühlsleben in gleich excentrischer Weise ausgebildet gewesen wäre; aber es tritt doch auch bei ihm der ethische Standpunkt bei Weitem mehr hervor als bei den späteren Böhmen, die auf dogmatischem Gebiete den Kampf mit der Kirche beginnen. In die Augen springend ist das gemeinsame Festhalten der kirchlichen Ordnungen und doch die Gleichstellung der Laien mit dem Klerus; auch das „sich Gott zu Grunde lassen" Tauler's und der übrigen Mystiker kehrt bei Stítné, wenn auch mit verändertem Ausdruck, wieder. Wir verweisen übrigens auf Wackernagel, Böhringer, die Kirche Christi II. 3, und Carl Schmidt, die Gottesfreunde.

Da es weder unsre Aufgabe noch hier der Ort ist, auf die theologischen Beziehungen näher einzugehen, so mag das Gesagte genügen, um auf die vielseitige Bedeutung des interessanten Böhmen zu verweisen. Herrn Wenzig sei zum Schlusse noch unser Dank für die Anregung gesagt.

Dr. **Otto Nasemann.**

Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Nebst Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlasse. Von Dr. Heinrich Pröhle. Berlin, 1855.

Jahn, in den letzten Decennien gewöhnlich nur „der alte Jahn" genannt, der Mann des Volks und der That, war, wie der verdienstliche Biograph Pröhle in der Vorrede sagt, von Freunden wohl oft gemahnt worden, sein Leben und seine Schicksale selbst aufzuzeichnen; es haben sich auch einige Notizen unter seinen Papieren gefunden, die auf eine Absicht Jahn's sicher genug schließen lassen, daß er sein Leben selbst der Nachwelt zu überliefern im Sinne trug: allein zur Ausführung ist es nie gelangt. Auch die Versuche Anderer hatten, so lange Jahn lebte, keinen Erfolg, hauptsächlich deshalb nicht, weil Jahn bis in die letzten Lebenstage sich mit dem Gedanken wenigstens dann und wann lebhaft herumtrug, selbst Hand anzulegen. Als Pröhle ihn (S. IX der Vorrede) das letzte Mal 1851 besuchte, fand er ihn so voll von Gedanken an die Ausführung seiner Selbstbiographie, daß er sich nicht entschließen konnte, ihm in Betreff ihrer einen Vorschlag zu machen oder sein Mißtrauen merken zu lassen und etwa als Genossen der Arbeit sich anzubieten.

Erst nach Jahn's Tode (15. October 1852) konnte Pröhle seine Absicht verwirklichen und ernstlich an eine ausführliche Arbeit über Jahn's Leben gehen. Er hat sich die Sache nicht leicht gemacht. Außer dem handschriftlichen Material, besonders Briefen und den gedruckten Werken Jahn's hat er sich mit vielen Bekannten und Freunden Jahn's, zum Theil namhaften Männern, in Beziehung gesetzt, die theils durch mündliche Berichte, theils durch Briefe Jahn's sein Unternehmen förderten. Und so darf er allerdings sich für berechtigt halten, ohne Unbescheidenheit hoffen zu dürfen, „ein Stück von deutschem Geiste" in seinem Buche für Mit- und Nachwelt niedergelegt zu haben; darf es rühmlichst sagen und sagen lassen, daß er das Leben eines Deutschen geschildert hat, der anerkannter Maßen „ein halbes Jahrhundert für die Vermehrung des Patriotismus gewirkt hat." In diesem ernsten und eminenten Sinne hat der Biograph seinen Helden aufgefaßt und darzustellen gesucht. Folgen wir ihm, — das ist gewiß der beste Dank für seine gründliche und umfassende Arbeit, — in den kürzesten Umrissen auf dem Pfade eines denkwürdigen, reichen Lebens.

Gleich die erste Jugend wie einfach und doch welch ernst bedeutungsvolle Grundlage für das ganze spätere Leben! Als Sohn eines Landpredigers 1778 in der Prignitz geboren, war er, wie er selbst erzählt, in drei Ländern (Preußen, Hannover, Mecklenburg) zu Hause und hatte keinen andern Begriff von deutschen Staaten, als lägen sie alle in Einer, in Deutschlands Reichsflur. „Die Dorfmark von Lanz, seinem Geburtsorte, war ungeheuer groß und hatte die Abwechselung jeder Ackerart; den fettesten Kleiboden der Marsch enthielt sie, und der ärgste deutsche Flugsand blies Hügel zusammen um das Dorf, in dem unser Turnmeister seine Jugend verlebte, und verwehte sie wieder. Strom und Land, der Wechsel, den die Natur doch um sein Dorf her bot, regten die Phantasie mächtig an; trat einst doch sogar die Elbe aus ihren Ufern, sandte ihre Fluthen bis vor Lanz, und benachbarte Dörfer schwammen im Wasser. Auch die in ihrer Art mannigfaltige Weise, wie die Bewohner seines Geburtsortes sich nährten, regte ihn an. Die reichen Bauern ließen ihren Hopfen oft Jahre lang liegen und verfuhren ihn dann selbst nach Lübeck, Rostock und Wismar. Von Wismar fuhren die ärmern oft Fracht in's Hannoversche, und mit einem solchen Fuhrmanne machte der Turnvater seine erste Reise in die Welt. Die Tagelöhner des Ortes waren zum Theil Schiffsknechte auf Elbfahrzeugen, einige waren sogar mit nach Grönland gewesen. Noch trieben alte Soldaten Handwerke im Dorfe, wovon der eine zu Karls XII. Zeit gegen Stralsund gestritten, andere den siebenjährigen Krieg als Reiter und Fußsoldaten durchgemacht hatten, und die Gefährten des alten Fritz, Husaren von Ziethen, Reiter von Seydlitz, Soldaten von Schwerin waren des alten Jahn Gespielen, denn mit Knaben ließ ihn sein Vater nicht verkehren.

Von den Reitern, die in's Dorf zur Grasung kamen, lernte er reiten, von

einem Grönlandsfahrer schwimmen, laufen und springen nach Beobachtung der Thiere. Das Klettern (so erzählt er in seinem Pathen) sah ich den Affen ab, die sich der mecklenburger Herzog vor seinem Schlosse in Ludwigslust hielt. So hatte er die Elemente des Turnens schon früh beisammen, denn auch für die spätern Turnfahrten und „Dauergänge" fanden sich Lehrer: die Pascher seines Heimatsortes. Mit ihnen ging er nach Mecklenburg, wenn dort was los war, und übertraf seine Lehrer bald an Kenntniß der Wege und Stege. „Meine Sinne," so erzählte er, „wurden so scharf und so fein wie die eines Wilden von Nordamerika. Erst in der Gefangenschaft ist mein Geruch abgestumpft worden. Da mußte ich schnupfen lernen und, als die Brechruhr wüthete, rauchen." Schießen lernte er von mecklenburgischen Wildschützen, obgleich er später, dem Jagdrechte feind, nie auf die Jagd ging. Das Meer und Seeschiffe sah er zuerst in Wismar, das damals noch schwedisch war und wohin er einem Lehnschulzen seinen Hopfen verfahren half."

Eine solche Jugend war merkwürdig, aber es fehlte ihr viel, die rechte Kindlichkeit. So früh gereift, trotzig kühn tritt der Knabe aus dem elterlichen Hause in die Welt, lernt bald deren Reize und Bitterkeit kennen und flüchtet ein Jahr lang irr und unstät umher. Er selbst hat über dies Irrjahr einen Schleier gezogen.

Von 1796 bis 1800 studirt er in Halle Theologie und Philologie, war ein Schüler F. A. Wolf's im Seminar und unterrichtete im Waisenhause. Specielleres über seine Studien erfahren wir nicht. Im zweiten Jahre seiner Studienzeit siedelte er bei Halle in der Höhle ein. Er sann darauf, die Menschen auf den rechten Weg zu bringen; er wollte ungestört über das Eine nachdenken, was Deutschland Noth thäte. Hauptgegenstand seiner Lectüre war damals Dia-Na-Sore des Herrn von Meyern und eine Frucht dieser Studien war Jahn's erste anonyme Schrift: „Ueber die Beförderung des Patriotismus im deutschen Reiche. Allen Preußen gewidmet von O. C. C. Höpffner."

Jahn war also schon damals der Patriot, wenn gleich ausschließlich preußischer. Pröhle rühmt mit Recht diese Schrift als das Beste, was Jahn überhaupt geschrieben. Einige Sätze mögen beweisen, wie einfach klar Jahn zu schreiben verstand, und welch reiches, patriotisch-kindliches Gemüth er besaß.

„Den Vaterlandsstolz äußert der ungebildete Landmann in den deutschen Staaten des preußischen Reichs stets gegen die Nachbaren. Auf den Jahrmärkten der Grenzstädte beginnt gewöhnlich ein Kampf, wenn nicht die Vorzüge der Preußen bald anerkannt werden. Ein Streit ist hier nur das Vorspiel eines neuen. Fast immer gewinnen die Preußen, und sind sie auch die kleinere Zahl, so dulden sie dennoch nicht ungestraft die Schmähungen ihrer Gegner. Oft habe ich bei dergleichen Vorfällen gehört: „Ein Preuße bezwingt drei Sachsen, Hannoveraner, Mecklenburger oder Schweden." So sind die Landleute im Hohensteinschen, Halberstädtschen, Magdeburgischen, Westphalen, allen Marken und in Pommern. Daher ist selbst in den entferntesten Gegenden von Oberdeutschland dieser Stolz und Muth zum Sprichwort geworden. „Der ist stolz wie ein Preuße!" — „Der trägt den preußischen Hut!" sind gewöhnliche Redensarten. Weil auch der Preuße außerhalb des Vaterlandes seinen Nationalcharakter nicht verläugnet, seine Landsleute, die Thaten seiner Vorfahren oft mit täuschenden Farben malt und fremden Völkerschaften es täglich zuruft: „Ich bin ein Preuße!" — so hat der große Ruf des preußischen Namens sich durch ganz Europa verbreitet. Dies geht so weit, daß in fremden Staaten ein Reisender, der vorher kaum bemerkt wurde, als ein Wunderthier begafft wird, sobald kund wird: der Fremde ist ein Preuße!"

„Wer mehrere Länder von Deutschland gesehen hat und betritt nach einer Reise wieder den preußischen Boden, es sei in Westphalen, Nieder- oder Obersachsen, der wird die preußischen Dörfer und Städte gleich an ihren Bewohnern erkennen. Männlicher, kriegerischer Gang, fester, muthvoller Blick, fröhliches Grüßen zeichnen den Preußen aus. In manchen andern Ländern schleichen gleich stummen Schatten die Menschen umher, denn der Knechtschaft eisernes Joch hat ihren Nacken gebeugt und die Geißel des Peinigers schwirrt in ihr ängstliches Ohr."

„Vielen Tausenden muß das Unterscheidende des preußischen Landmanns aufgefallen sein und der Muth der preußischen Bauern doch viele andere Völker übertreffen; denn reisende Handwerker, Soldaten, die wieder an einem andern Orte Dienste nehmen wollen, erlauben sich dasjenige nicht in preußischen Dörfern, was sie ohne Scheu in Städten des Auslandes wagen. Ja sie sind offenherzig genug, zu bekennen, daß sie es mit den Preußen nicht aufnehmen wollen."

„Eben so berühmt sind die Preußen in Hinsicht ihrer Klugheit. Sie werden von ihren Nachbaren und andern Fremden gefürchtet. Die Redensarten: „Der Preuße ist zu hell; den Preußen übersieht Keiner; über die preußischen Pfiffe geht nichts," hört man bei jeder Gelegenheit an allen Orten des Auslandes. Da nun einmal die Preußen ihre Ueberlegenheit und Vorzüge fühlen; da sie von Fremden als Menschen höherer Art angestaunt werden, so wurzelt der Vaterlandsstolz stets tiefer in die Herzen hinein, und es bedarf nur eines Aufrufs ihres geliebten Königs, um den verborgenen Funken zu lodernder Flamme anzufachen."

„Auch die spielenden Knaben sind von diesem Vaterlandsgeiste schon beseelt. Sie spielen mehr Krieg, als irgendwo, und von einem Kameraden, der flieht oder sich nicht recht brav hält, sagen sie: „Der ist kein Preuße." Mit außerordentlicher Lebhaftigkeit nehmen sie an Allem Theil und jubeln dann noch, wenn anderswo Männer schon zittern. Diesen Muth bewunderten sogar die Franzosen, als sie vor der Niederlage bei Roßbach einige Gegenden der Mark überschwemmten. Sie waren in Osterburg von Recruten überfallen worden. Aus Besorgniß, es möchte in andern Städten der Altmark gleiches Schicksal sie treffen, ließen sie von Zelle zahlreiches Geschütz nach Salzwedel fahren, und beim Einzuge ritten die Knaben singend auf den Kanonen, spannten die Pferde ab, um sich auf ihnen umherzutummeln. Die Knaben werden stets das, was die Väter einst waren."

„Mit der Fackel der Geschichte in der Hand darf man kühn behaupten, daß stets die Märker so waren, daß hernach die Preußen so wurden, so noch sind. Ohne die Fürsten aus dem Hause Zollern wäre die Mark Brandenburg nur ein Markgrafthum des deutschen Reichs geblieben. Ohne die wackern Brandenburger wären die Grafen von Zollern nie mehr als Kurfürsten geworden. So aber sproßte aus Zollerns Samen auf dem Boden der Mark Brandenburg ein herrlicher Baum hervor, der den Ungewittern und Stürmen der Zeit trotzt. Es erhob sich der preußische Adler und bedeckt mit seinen Fittigen glückliche Staaten und mächtige Völker!" —

Solche Stellen sollten wenigstens in keinem preußischen Lesebuche fehlen!

Die erste Schrift, die Jahn unter seinem Namen veröffentlichte, fällt in's Jahr 1806 und handelt von der Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes. Dieselbe ist in gänzlicher Abgeschiedenheit von gelehrtem Verkehr niedergeschrieben und ohne alle wissenschaftliche Bedeutung; aber auch sie liefert den Beweis von Jahn's praktischer Tüchtigkeit: er verlangt eine Gesellschaft für deutsche Sprachforschung, — er half bekanntlich später eine solche in Berlin mitgründen, — er verlangt eigene Zeitschriften für das Deutsche.

In den Jahren 1806—1809 gewinnt der Charakter Jahn's die Reife, die ihn befähigt, als Mann des Volks eine Rolle zu spielen. Der glühende Patriotismus, der ihn beseelte und der durch den Druck des Vaterlandes bis zur Exaltation gesteigert wurde, trieb erst theoretisch in seinem deutschen Volksthum (1810), dann fast gleichzeitig in der Begründung der vaterländischen Turnanstalten die schönsten Blüthen. Von Jahn's Ideen ist Manches seitdem verwirklicht; das Turnen hat eine ganz andere Gestalt und Bedeutung gewonnen: aber das eigenthümliche Verdienst Jahn's darf deswegen nicht geschmälert werden.

In dem folgenden Abschnitt (S. 63—136) wird Jahn's Theilnahme an der Erhebung und Befreiung des Vaterlandes geschildert. Der Verf. hat diesem Theile seines Buches eine größere Ausführung gegeben, einmal wohl wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, vielleicht auch, weil hier die Originalquellen, schriftliche oder mündliche, reichlicher flossen.

Nach dem Kriege beschäftigt Jahn wieder das Turnwesen und Alles, was damit zusammenhängt, in größerem Maßstab; er selbst wirkt und schafft in Berlin,

hilft die deutsche Gesellschaft gründen, hält Vorlesungen (1817), wurde durch maßlose, von dem auf schwindelnder Höhe des Nationalbewußtseins unstät umherschweifenden Geiste eingegebene Reden mißliebig — denuncirt, zur Haft gebracht und bis zum Jahre 1825 in Koblenz detinirt. Von da an lebte er bekanntlich bis an seinen Tod (15. October 1852) in Thüringen, geistig vielfach thätig, aber ohne eingreifende belebende Wirksamkeit. Der Adel, die Kraft seines Geistes war als gebrochen zu betrachten. Aber er betheiligte sich gern an Allem, was die deutsche Nation im Ganzen und Großen berührte, wie er denn zuletzt noch bekanntlich der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt von 1848 und 1849 anzugehören berufen ward. Welches Schicksal er dort gehabt, ist bezeichnend genug für Jahn selbst gewesen und ist hoffentlich höchst belehrend und warnend für Viele geworden. Er kam mit der größten Begeisterung. „Deutschlands Einheit," schreibt er im September 1848, „war der Traum meines erwachenden Lebens, war das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mich zur ewigen Ruhe geleitet. Für diesen Hochgedanken habe ich gelebt und gestrebt, gestritten und gelitten." Wie wenig befriedigt er heimkehrte und heimkehren konnte, ist bekannt genug.

Aus dem 42. Abschnitte über Jahn's Charakter möge hier noch folgende Stelle Platz finden. „Es haftet etwas Tragisches an Jahn's Gestalt, an diesem seltnen Manne mit seltnen Fehlern. Er war angelegt zu einem stolzen Charakter, aber zur Eitelkeit verkümmert. Er war zu einer großen Lebenswirkung bestimmt, und doch ist vielleicht der klare, reelle Gehalt seines geschichtlichen Daseins weniger in Thaten und Werken als in der Anregung zu suchen, die von ihm ausging. Aphoristisch wie sein Wesen ist auch der Verlauf seines Lebens gewesen, ein Fragment, ein abgebrochenes Dasein, abgebrochen in der Reife des Mannesalters, vielleicht (man denke an den Aufschwung, den das Turnen genommen hatte) eben in dem Moment, wo seine Gedanken und Strebungen im Begriff standen, für das Leben der Nation von großer praktischer Bedeutung zu werden. Aus der Wirksamkeit auf die Mitwelt zurückgestellt, fand sich die ihn beseelende Idee nur noch an seine eigene Person gewiesen; er machte aus sich, wozu alle deutsche Männer zu machen einst sein Traum gewesen. So ward seine persönliche Erscheinung zur Darstellung seiner Idee und darum begreift sich die merkwürdige Thatsache, daß Jahn schon bei seinen Lebzeiten gleichsam zu einer mythischen Figur ward, welche das Volk mit Bewunderung und einer gewissen Ehrfürchtigkeit in der Erinnerung behielt."

Im Folgenden gibt nun der Verf. noch einige der bezeichnendsten Züge aus dem Charakter und der ganzen Lebensweise des denkwürdigen Mannes. Sehr zweckmäßig und dankenswerth sind sodann einige kleinere Aufsätze aus Jahn's literarischem Nachlasse und der amtliche Bericht Hofmann's vom 15. Februar 1820: „Der deutsche Bund gegen Napoleon und die Jahn'sche Untersuchung" beigefügt.

Wie jeder gefühlvolle und gebildete Deutsche dem Verf. für seine umfassende und wohlgelungene Arbeit zu hohem Dank verpflichtet ist, glaube ich meinerseits den meinigen für manche genußreiche Stunde nicht besser bethätigen zu können, als indem ich ihn ersuche, recht bald den volksthümlichen Mann in einer kürzeren, einfachklaren, volksthümlich gehaltenen Schilderung dem Theil der Nation zu übergeben, für den das vorliegende Werk nicht geeignet ist. Ich halte den Verf. nach seinem schriftstellerischen Charakter und nach seiner Liebe zur Volksliteratur und Volksthum überhaupt für vorzugsweise befähigt und berufen, diese Arbeit lieber selbst zu übernehmen, als sie andern Händen oder buchhändlerischer Speculation zu überlassen.

An Epic of the Starry Heavens.

A Lyric of the Morning Land. 1855.

A Lyric of the Golden Age. 1855. By Thomas Harris. Partridge and Brittan, 300, Broadway, New-York.

What used in old school criticism to be called the machinery of Epic poetry, or the power in the supernatural to remove the difficulties or conquer the impossibilities in the way of a divine hero, to open his eyes to the secrets of the invisible world and endow him with a prophetic faith in his mission, in one word the miraculous element of old song, was never a resource of very easy use. It is true that it made all so easy that it seemed to be easy itself; — but when we see with what difficulty Camoens struggled in its application, and how Voltaire signally failed in his attempt to substitute for divine agencies allegorical impersonations, or as he thought to do the same thing rationally and philosophically; when we remember, that the Arabian Nights Tales are familiar to European readers of all classes and yet that Southey in his Thalaba and Curse of Kehama could scarcely make them interesting as he applied them; and again when we reflect, that in his Joan of Arc he trusted to the Heroine's unexplained fanaticism to serve the same turn, and was aided by no less a poet and thinker than Coleridge and yet could not furnish out of the materials more than one of his heaviest Epics, we learn at once, that the machinery of a poem (to revert to the technical name) is by no means the lightest tax on the Author's genius.

Now how account for this! In the first place we must remember the old maxim „Poeta nascitur, non fit" or to apply it we may say this branch of poetry must spring from innate beliefs and bequickened by innate genius as in Homer or Virgil, or from something which has taken as full a possession of the intellect, as the Mephistopheles-idea in Faust. But reflecting on this work and inspecting it in the light of the author's mind, we arrive at another principle. Machinery must seem to the poet at once natural and philosophical, at once familiar and full of deep truth and significance, and must readily adapt itself not to the poem alone, but to common place views of humanity. What more trite than ghost stories, every tribe of men and many families have theirs and consequently to the penetrating genius, which can think of them morally and psycologically, and talk of them with full admission of vulgar belief, they are a certain resource and have not tired either in Virgil or Shakspeare or yet very lately in Hood's „Eugene Aram." We feel the importance of the supernatural being familiar in comparing Klopstock's Satan and Goethe's Mephistopheles. We admit the reality of the former theologically, as it were, but of the latter we say first „Who the devil are you?" and as admiration rises at the perpetual recognition of human absurdity go on to exclaim „Why you are the devil himself." Now this is the supernatural brought home to us, — this is true poetical machinery, and since Milton, only two poets have understood the secret, Goethe and Harris. For what Dryden despaired of, Goethe accomplished on the side of dramatizing the „Fears of the brave and follies of the wise" and an American has effected „Standing on earth and rapt above the Pole."

It is not our intention to discuss Mr. Harris' claims on the ground of truth in any but a poetical sense; and this limit we assign to our remarks for two reasons; — it is only important to the general reader to know the character of genius and thought distinguishing the new poet; — and should it happen, as in the given case it may, that the acceptance of the poet's creed as an absolute fact, must modify a man's ideas on all spiritual subjects, it is, except in cases of intimacy, worse than useless to argue the case

of such a creed being true or false. Mr. Harris says he is led by spirits in dreams and visions to the thoughts and imagery presented in his poems. It is at once manifest, that if his poetry be good his belief must be good for him as a poet. The critic is only competent to take the guage of its value to the author; for did he claim more he must lay down principles by which to mete and value religious, psychological and moral faith, which are clearly beyond his province. In short Harris asks at our hands to be judged as we judge Homer, Dante or Byron; is he a great poet? and if he be, what principles or movement of the human soul does he represent? — these are the only questions, — and the first is for a long time the only issue to be tried before the court.

Now the next claim put in for Mr. Harris, is that he is the most marvellous improvisatore the world ever saw. The „Lyric of the Golden Age" a poem of 10,000 lines, was we are told dictated to the amanuensis in about 94 hours. Ninety four hours! — this is in mere dictating or improving verse the first fact ever put on record, and then the contents of the poem surpass anything since Milton. One is tempted to say „Credat Judaeus"; — but the amanuenses are men of character, easily accessible, New-York men, and besides a list of gentlemen who witnessed the dictation as it proceeded, have allowed their names to be printed and may of course be cited as witnesses. They are all too the names of respectable or influential men. Well then, — we admit the fact and as our reader will see, we shall criticize the volumes as works produced by an improvisatore.

Having thus, clearly as we trust, and briefly stated on what grounds these poems demand criticism outside of the usual issues of an article of this nature, we proceed to state that they were all produced in a similar way, and in the order of succession in which they stand in the title heading of our essay. Mindful of the time it will take us to compress all that seems needful to say of the „Lyric of the Golden Age" the chief work, into a small compass, we shall dismiss the „Epic of the Starry Heavens" in a few words. It details how the poet was rapt in vision into the spheres of the planetary bodies in which, however, he does not see the inhabitants of the planets themselves, but the dwellers in the spiritual spheres of each; (for it is implied that to every planetary body there is a sphere or spheres of successive spiritual glory and power) and they induce in his soul the view of the earth as a fragmentary and imperfect part of the system of worlds in the great divine plan. This does not of course explain moral evil relatively either to its character among the phenomena of a glorious creation, nor to its origin, — but it places it before our thoughts as an exceptional fact, and as such a transient one. Thus the poet says:

„There are seven chords in the solar harp,
One chord alone unstrung,
That chord is touch'd with a living spark,
And again it hath found a tongue; —
Joy! joy! joy!
For that chord is touch'd with a living spark,
And again it hath found a tongue!"

And, besides, there is a passage too long for quotation, in which the poet represents the earth, that is of course both mankind and his home, as passing through the various experiences of the Christ of the gospels, or through the temptations, insults, death, resurrection and glorified ascension of Jesus of Nazareth. This thought is forcibly enounced, and startled us by its suggesting an idea of Fourier, that Christ was the spirit of our Planet; — the shock was, however, temporary for on rereading it was not clear, that the poet meant more than an analogy. On the whole

the „Epic", though full of fine thought and language, did not gratify us as much as we expected from the recommendations we received of it. Valued literary and personal friends praised it so highly, and we found it so little below their high admiration, perhaps from want of due sympathy with the subject, that feeling we have sufficiently explained its idea and method, we gladly hasten to more congenial matter. We have only to add, that the „Epic" is certainly a masculine effort of genius, but deficient in that fluency and elegant ease of expression, which distinguish the two „Lyrics". Two reasons may be assigned for this; — the writer was new to the influence upon his own mind, his muse was less mistress of her votary and the scenes of supernatural magnificence through which she led him were probably not so clearly painted on the retina of his mental eye; and again, his utterances being in utrance, or somnambulistic state, we are free to believe, that he was less trained that the subsequent outpourings found him to the rapid transmission of his ideas into language. Had the „Epic" stood alone it would have been a marvel in poetry, as it is, it is quite eclipsed by what follows. All this passes in the spirit sphere of the Asteroid Pallas, where he (Harris) also meets a female spirit, called in the poem the Lily Queen, when she beholds him:

> „Intense delight
> Suffused her face, a virgin lily bloom
> She blossomed, and her heart's divine perfume
> Wafted toward me"

and when he has spoken with her, she says:

> „When thou on Earth, I in my Heaven was born."

Meanwhile the Poet who introduced him to the liquid delights of Pallas songs „The Song of Home" and sublimates the splendid theme, the domestic chant, the home song of Christian Europe. This and a few other pieces, were there nothing else in the book, make it worth any poetical reader's time and money. Then he is in presence of an Angel, who in various ways tries his spirit and affections and allowed to pay his vows to the Lily Queen. This introduces the songs of „the Soul" and of „Life's completeness." After a chorus of Angels above them and a vision of Fairies dancing in music below, they rise to the Planetary worlds and hear the songs of Mars, Jupiter and Saturn. Thence the first part concludes by introducing them to the Hesper Planet in which the other scenes pass and in which he is recognized as the spirit Bridegroom of the Lily Queen. Now in Hesperus from the new conjugial force thus acquired he sees the visions of the Marriage skies, hears the „Song of the Marriage of Apollo," introduced by various statements but to cite one by this:

> „The Demigods the Ancients knew
> In Saturn's days were souls that flew
> In radiant kingly splendor far
> Beyond the dimmest natural star,
> Explored the wonders of the skies,
> Unvail'd celestial mysteries,
> And fill'd with Music sweet and grand,
> The Earth's primœval Morning Land."

In the „Lyric of the Morning Land" we find repeated in various forms of expression, the psychological impression upon which the poem and the author's three works are founded. One specimen of the manner of these passages will be acceptable to the reader as poetry of marvellous ease, clearness and beauty. The author sees in the spirit world a young poet, recently deceased, who relates to him, how he has entered into this state,

leading him also, thereby, into the same. With this brief explanation we can cite „the Poets' Song of the Soul“:

The human soul, like sweetest lyre,
Swept all night long by fairy fingers,
Impulses thoughts like jewelled fire,
While slumber on the eyelids lingers.

The human soul is like a barge
Afloat in Slumber's mystic ocean,
That drifts into the heavenly marge,
And sways to life's enchanted motion.

The human soul is like the tongue
That tells in sleep Life's hidden story,
And wakes to hear its music sung
By listening seraphs in their glory.

The consequence of this is related at length, — but we can only quote one stanza.

All mortal vails from off the soul,
Like sun-ting'd mists were slowly drifted,
And mind, released from Earth's control,
Thankgivings to the Father lifted.

And again in the following lyric we are told the ultimate result of this in the happiness of man on Earth.

Love is Endless.

As I mused, in fancy friendless,
While the shades of Evening fell,
From the land where Angels dwell
Came the whisper: „Love is Endless,
Endless, endless!“
From the land where Angels dwell.

From my thought the vail was taken;
In my heart I knew that Love,
From its holy home above,
Gently came my soul to waken,
Waken, waken,
From its blessed home above.

Then from all its load of sorrow,
Lifted up, my mind was free;
Full of gladness, dawned on me,
Love inspired a better morrow,
Morrow, morrow,
Full of gladness, dawned on me.

Heavenly dew of peace descended,
And my Lord, from his Divine,
Comforted this heart of mine;
All my grief in love was ended,
Ended, ended —
Comforted this heart of mine.

Jesus speaks the heart's evangel:
„Love is Endless!“ His behest
Fills with life the happy breast.
Nearer He than man or angel,
    Angel, angel;
Love is endless in my breast.

Nearer draws the blest Elysian;
Perfect glows the holy spell;
Love is endless! all is well!
Brighter grows the heavenly vision,
    Vision, vision;
Love is endless! all is well!

Now before proceeding we must make a remark or two. To find and trace the clue of this poem we have written a few tiresome sentences and stated a few ideas of the bard, which so put, and we could put them no otherwise, only seem marvellously odd and strange. We feel the objection and reply to it, that each of the poems named and all besides, the many unnamed, and the interconnecting verses are perfect as small wholes, are absolute living unities of song, and further that we feel more than we can classify, not merely as tho' we had to show the merits of a first-rate opera or oratorio by pointing to particularly fine bars, having no instrument at hand, but as though we had to describe what the piece was like besides. Then again to modern Christians to Christians of all ages tell now, the idea of marital happiness being the source of spiritual insight is so strange that we are tempted to sympathize with them for the nonce, and wonder, whether it be the source of our domestic happiness, of our familiar piety, of our high civilization, whither it has anything to do with our religion, with our loyalty, our elegant tastes, our daily pleasures and our nightly dreams. We dare say it has nothing at all to do with all these things and that weddings and favours and gloves and bridecakes and cards and honeymoons and children and christenings and all our hourly familiarities of love or like the poet's ideas all moonshine. We must be consistent one way or another, and leaving the sceptre mood of mind will for the freshness of the joy return to the old motto: „L'amour de Dieu et des dames“ and believe of our poet in Schiller's noble word:

Sein Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt sein Herz in Seligkeit.

So then to return; from Hesper the bard and his Lily Queen pass to the Sun, and here the wonder grows like Creation upwards and downwards, heaven and earth ward, outward and inward to the idea of the Sun who speaks: „Soul, Spirit, Glory, three in one I reign and rule, and am the Sun,“ the illuminator of all intellectual soul and spirit regions in the heights and the depths of Creation, with its own heavenly morn and eve chaunted in verse, well noted by competent listeners, as surpassing Milton's magnificent ode on the nativity, outward in all streaming life and power to the „Planetarium's rings of Gold,“ — inward to the Fairy races, endowing heaven and earth with gems and flowers, with the riches of the gold of Eden, „and the gold of that land is good“ and the deliciousness and voluptuousness of the Roses of Sharon and the Lilies of the valley. And why not in Heaven as on the Stage, why not in vision as in Shakspeare? — for they lead to simple love and from innocent delights:

„One draught from Nature's simple well,
One thrill from Hearts with love that swell,

One leaf from Nature's garden green,
One Elfendance by maiden seen,
One page from Nature's book divine,
Bestow'd from heaven on men of time,
Bespeak the great Ausonian years,
Wherein Apollo and his peers,
Enthron'd amid the rising Sun,
Shall make the vibrant horizon
Resound with music tuneful grand
And Earth be like their Morning Land."

Only one word before we conclude this part of our subject. We ourselves know of two pure-minded liberal-souled Christian ladies, who see and converse with these little people, one in trance the other with all her quick natural senses awake to all other dead and living facts around her at the same time. — If any one call these sights or insights of these ladies poetry, let them accept poetry as fact too, or open endless inextricable questions of psychology, misusing metaphysics and generalizing in facts before they learn them. — But before we enter in such matters with them let us say rather:

„Where ignorance is bliss,
'Tis folly to be wise."

We have thus far shown, that our author has found, in the Spirit faith, the machinery of two fine poems, the intervening divine powers removing the difficulty of his subject, which was to show, how Earth was to become and was becoming heavenly. This difficulty is ardently Protœan, and the two poems have, therefore, a corresponding variety of suggestive thought and interblending and outgrowing form. And not alone the machinery he has here found his Muses; — and if any one reply, and as imaginary as those of any common-place verse writer „Good" we rejoin „but then measure the altitude of this man's genius as you would of any other poet." — And this leads us at once to the „Lyric of the Golden Age" which offers specially by its form a truly usual critical method of meting this attitude. And first note, that the „Lyric of the Morning Land" appeared early last year, the „Golden Age" being promised before the year was out, and appearing to time, that is a poem of 10,000 lines and upwards indited in some few months. Then no less is pretended here than that the spirits, whose names the parts bear, as Rousseau, Shelley, Coleridge, Byron, Keats and Pollok, speak their own parts through Mr. Harris, he merely improvising the words and uttering their thoughts as they flow in upon him. This is well expressed by him thus of Shelley: „The thoughts being his, the thoughts 'word-clothing mine." Now we may readily appreciate the poet's genius in a claim of this nature by the following notation of the scales of imitation and similarity and transcendance.

The lowest imitation of another author's style is Parody, and there is no great poem of which some parts have not been thus taken off and that so well that the imitation stands permanently beside the original. As long as the „Paradise Lost" remains, so long the „Splendid Shilling" cannot die, Phillips goes down to immortality as the slave behind the conqueror's car, or the monkey on the back of my Lord's chair. Higher again above this style of art are the marvels of translation, the labours of Voss, Dryden and many more, each of whom has felt, however well he has performed his task the full application of the words:

„Sequiturque patrem non passibus aequis."

Above all this again comes the fact, well known to men of letters, that orations, poetry and other literary works have been produced so exactly

conveying the spirit of another age or of another man, that the world has remained long in doubt about the fact of the authorship. The two crowning cases of this kind, as it occurs to us, are Macpherson's Ossian and Chatterton's Rowley; magnificent works, — the first of which Gælic scholars allow to be half genuine wrought out from recollections, and half imaginative, but few readers can discern by the merits of the parts, which is which. Of the latter work a well-known English student and popular critic now inclines to believe, that Chatterton was, unconsciously, what Harris declares himself to be, a spirit-medium. Be this as it may, he is one of most glorious of our English poets, as all sound readers know full well. Now all this is mere child's play to Harris' effort and success; — for he has made every poet speak after his own style of thought and expression, on higher themes and with more variety and scope of illustration, than they ever exhibited upon earth. Nor is this all, — but each only does his part in the building up of a poem, which the more deeply it is studied, well bring home to the reader's mind, the sensation of its all interpenetrating unity, by suggesting ideas of oneness in religion, arts and social polity such as he never entertained before.

„'Tis to thee,
O Reader, in its deepest utterance,
A picture of thine own interior life,
In its dread heritage of present pain,
Its future Golden Age of happiness."
Preface.

And thus, as the unity of our consciousness, is the unity of this chaunt of many parts.

We have often thought, that manifestly as this preface is the key to the poem, it is itself in great part collected for the imagination in the following lines by the spirit Coleridge. They are so wonderful a proof of what may be called the sublimation of style, that in hearing them we fancy one might close one's eyes, and dream it was the very voice of the far famed monologist we heard. The reader if he appreciate which follows will blame us for not citing the whole:

„The Minster is a marble psalm,
Where Druid oak and Syrian palm
Lift the groin'd roof, and seem to wave
O'er aisle and chancel crypt and grave,
The church of God in man below
Methinks should like the Minster grow;
All Truths His threefold voice inspires,
Should build its buttresses and spires;
Each holy deed that memory sings,
Should gleam with Cherub face and wings,
O'er the high altar's mystic shrine,
And Love make all the place divine.

The ashes of the sacred Past
Should rest beneath its spaces vast;
There fervid Art inspir'd should paint
The Bard, the Prophet and the Saint.
All Hero-forms should grace the pile;
There the triumphant martyr smile,
And God in Christ look down to see
Art symbolize Divinity;

And there the Organ throb with might,
Telling how God created light,
When from His Being's music roll'd
The Planetarium's rings of gold.

But let the human voice declare
How God made man, the primal pair,
Shining in Love through Adam's eyes
On Angel Eve in Paradise
Let stately choirs of old and young
Praise God therein with tuneful tongue,
The perfect Church fills all the State,
Love, Wisdom, Use, its laws create;
As chaunt melodious Angel chóirs
Harmonic States, whom God inspires,
In life's great sacrament agree; —
Order unfolds through liberty."

Now here we have undeniably Coleridge's philosophy, love of our English mediæval cathedrals, and of art blended with his wide seeing political wisdom, his fervent piety, his theologico-philosophical expressions and finally fused and cast into a mould of verse preeminently or rather as before said transcendantly Coleridge's. One such feat would have made any man immortal, but Harris has done hundreds. But, as Shelley, Byron and Keats can easily be judged of by our extracts, we must to save our space and the reader's time just say a few words about Pollok, who can be but little known on the Continent. He is the dissenters' Milton, the Calvinistic prophet of „The Course of Time" a poor boy poet, who died of decline soon after he had finished his university studies, and owing his first successes as an author to an early death, has yet left a poem, which has gone through more editions in a quarter of a century than any work in verse of the same magnitude in our language. This is not we believe one whit overstated or too high praise, but we have too little sympathy with him to dare to do more than recognize in the Pollok, who lies buried near Southampton, a very wonderful youth, who succeeded in writing a long sermon in blank verse, so well, that he stands somewhere near Young in the catalogue of our poets and far before him in the present number of his readers. Well! this Pollok, apud Harris, sermonizes no more he prophesies ex cathedra of the high questions of good and evil, which agitate our time, — his genial and helpful thoughts upon them flooding forth, Isaiah-like, both for richness and clearness. We will only add, that readers of Pollok, for we have tried the fact personally, realize his reappearance in Harris' Golden Age, and recognize him, as we should recognize a dear young friend, after 25 years of absence a matured noble minded and God inspired man. We take as a specimen the way in which he handles the question of the flesh as the Calvinistic divines are so fond of talking of it:

„The body is not vile. Men make it so,
By harboring vices in its tenement.
Sweet as the lily on its virgin stem,
Sweet as the rose, that opes its perfum'd lips,
And kisses the enamor'd air of June,
Is the fair child upon its mother's breast,
And the sweet maiden in her girlhood prime,
And the young mother sacred unto God,
Whose infant is a blossom of the soul,

Dropp'd by His hand, and fresh from paradise,
The form is made to be the home of love,
And every atom bath'd in innocence,
And joy and beauty, should diffuse its life,
And thrill with song — to Angels inly heard.
The mother bosom, Love's all hallow'd realm,
Is no vile dust. Born from the darkest age
Of superstition is that ancient creed
That matter is the enemy of good,
Accurs'd and hateful to the infinite;
For every atom is a living thought,
Dropp'd from the meditations of a God,
Its every essence an immortal love
Of the incarnate Deity; and all
The inmost pulses of material things,
Are mediums for the pulses of His will.
God's harmonies through matter pour their flood
Of billowy music. Nature is a rose,
Whose breath, and leaves, and buds and flowers disclose
The beauty of the one All-beautiful; —
The grace aud charm whose source is the Divine."

He has lines which are proverbs like Shakspeare. Thus of Christ's teaching:

„His speech was logic set on fire with love."

Philosophy.

„Facts are the basis of philosophy;
Philosophy the harmony of facts
Seen in their right relation."

Or take these as other specimens:

„False reputations shrivel as the grass
Of western prairies bath'd in billow'd fire."

„Ye spiritual gifts revealed
In touch, the living telegraph of soul."

„Men give cold thoughts and words on earth below,
But living worlds and spheres of bliss above."

„Humanity is many minds in one
And many hearts and many lives in one."

„Dear mother-heart,
Dear woman-heart, likest of all to Christ."

But we could go on with such quotations for pages. — We venture instead, but one word, either this is Pollok or Harris has done that which no human intellect every yet attempted, has accomplished what no human pride would allow a man to put into another's name. To forge a cheque against one's own credit was never heard of.

We give Shelley's death and resurrection as a proof of his style, and as an introduction to the sentiment of his part in this „Lyric."

„I rose most like a purple dragon fly
From the dull sheath, who leaves his floating corse,
A drift upon the waters, then dilates
For the first time his breast with upper air,

And feels his gauze-like filaments of wings,
And sees the unknown isle'd lilies bloom
O'er the dim depths that were his former world.

We had gone forth, my friend and I, beguil'd
By summer air and sunshine and low tones
Of music from the crisp'd and crested sea.
A white flaw struck our bark and she went down
A gurgling, bubbling sound was in my ears,
White armed I clipt with sinewy stroke the waves,
Sank, rose again and sank, and rose and saw
Returning smiles of sunshine on the sea,
Then left my languid form upon the deep
Borne by its tides and rocking to their swell.

Like Guido's pictur'd saints, or those mild forms
With thin transparent vails of silver light
Corregio painted, — like white water nymphs
Following Diana, bath'd in silver pools
Where green and golden lights in serpent fires
Wind round the circling eddies and display
Their mild reposing forms on shining sand,
With crystal pebbles graced and rose vein'd shells
Beneath the waving stream, — like sacred shapes
Of Beauty and Religion singing once
Upon the windy top of Pindushigh, —
Like Gods and Goddesses of Homer's lay,
Remote in far Elysium, attributes
Of Joy and Wonder and supremest Love, —
Yet fairer than them all, and all a glow
In their translucent and immortal limbs
With sacred innocence and bliss divine,
The multitudinous Habitants of space,
Who dwell in ether unconfin'd, and wear
Their sun-like thoughts for robes of royalty,
Came thronging round my spirit as I woke
From the cold sea and the dissolving clay;
And one more beauteous far than fairest dream
Of old religion stood beside me there
Rob'd in his perfectness. He was the type
Of God, whom, vail'd in Nature's glimmering sphere
Of unintelligible hues and sounds
And mazy harmonies of young delight,
Unconscious of his name, I loved below.

„Brother," he said, „fear not, ere many morns
And evenings have pour'd out their golden fires,
Pavilioning the sky, thy soul shall float
In liquid seas of heaven's translucent light,
Like a white water lily on the lake,
Whose virgin petals, innocent of earth
Drink lustre from great heaven's enkindling smile." —

And now how equally rich and how different in manner is the like scene from Keats.

„Night overcame me; I was but a youth,
Slain by mankind, when still the glad heart fed
On fair imagination's daisied banks.

The young moon lost in a dissolving rain,
Endymion dead ere Dian's eager kiss,
Were types of my sad fate. My name was writ
In water, but the crystal drops exhal'd
To heaven, and cloth'd my spirit like a star.
Where grows the painted columbine, where lash
Musk roses drink the golden summer dew,
In Arcady, my spirit, silver-swift,
Treads daintily, and there my joy exhales
Rich teeming from the spice-groves of my heart,
Laden with sense and sounds. Such mines of bliss
Beneath my footstep open, that I seem
To tread old Sinbad's fabled diamond vale.
Methinks Aladdin's magic lamp is mine.

They rolled the death-stone, those mysterious Fates
The dark magicians of the outer world,
And cold decay beside the head-stone sat,
And grim mortality companion'd him.
The crickets chirping in the summer grass,
Burrow'd above my head. Meanwhile I sped
Through that enchanted avenue, till burst
All Paradise, a world, in teeming wealth
Upon my vision; and there came to me
A queenly woman, rob'd in amethyst,
Sandal'd with opal, and her zone impearl'd
Below the milk-white heaven of her breast,
Chill'd me, or seem'd to, with delicious calm.

„How far is this, o poet-boy," she cried,
„Say, tell me, come, sweet guest, how far is this
From Iran's fabled groves. The bul-bul sings
In the rose-gardens all the sweet day long;
The jasmine blossoms scent the humid air;
The dripping spices feed the enamour'd bees;
The tamarind trees their feather'd branches wave:
The rich carnation droops oppress'd with sweets:
The fountain sings as if the swans had fed
Its drops with music; never jangling tones
Mar the full concord, sense is here divine.
Astarte with her mooned maids is nigh;
And Dian with her crescent throng is here;
The innocent child Eros lies asleep
In an enchanted garden not afar.
Look not enamour'd in the stream; within
Its depths the Naiads dwell, and Loreley
Dives there and hath her court in coral groves."

Such says Keats was his waking in the spirit world. Now how like in the broad facts was Shelley's yet how unlike in the details of the picture and in the different tone of the colouring. One is the enchanted youth, the Keats of our rememberance, in other joys, the other the equally metaphysical and poetical Shelley; full of learning, which reads like learning, and not as in Keats, so passionately used, that we totally forget the poet's acquirements. Now we have promised ourselves and the reader not to discuss the origin, spiritual or otherwise, of these poems, and we will keep ours; — for we think too, that whichever side of the case the reader takes, his soul will revolt against our decision with the determination of

the man in the play: „Who hates demonstration, because it comes from Demon, and he is the father of lies.“ Once more, then, what must you think of Harris' genius? —

But now to critize, which of course our pen will run freely to, since we set, think you, must be weary of praising. We notice then, a remarkable number of defects in our author's style, but intend only to select the most prominent, which of course the reader will account for by the poem having been improvised, and we being critics and consequently less easily biased to a wrong judgment set down to carelessness and ignorance of the true style.

I. The frequent recurrence of one word in a passage.
II. The metre suddenly changes without apparent motive.
III. There are rhymes in the midst of his blank verse.
IV. We find homogenic instead of homœogenic lines.
V. The opposite fault is met with; asonant rhymes occur as divine time.
VI. The French practise may be noted of closing with a full stop, and taking up the rhyme in the following sentence.
VII. Now and then occur lines we really cannot scan.

We shall immediately procede to give extracts under each of these heads, and the reader may judge for himself; — we of course have formed our opinion, and demand every-where and in all cases metre as perfect as Horace's IV. Book of Odes, and rhymes as exact as Pope's, — what else can be the use of either the one or the other? —

I. Matter and motion are
Results of Truth and Love.
From Love proceedeth force,
From Truth unfoldeth form,
These make the universe;
And matter is the type
Of Wisdom in its forms,
And motion is the type
Of living Love, that flows
With infinite desire
Into created things,
Unfolding through them all
Creation as a rose
Held in the Father's hand.

Soul of those perfect souls,
That in the golden life
Of perfect love rejoice,
What nobler name dost thou
Rejoice in? I will call
Thee Parent, being Life
Essential, all who live
Are in themselves not lives,
But drink their life from Thee.
Since life is its own form,
Form is Thy Truth in Love
And men are forms of truth
In love, informed by Thee.
There is no separate life
Distinctive from thine own,
Save as the thoughts of mind
Are separate from their fount —
Of wisdom working Love.

Thou art the Form of forms
And we are forms of Thee;
The images of thought
Reflected in Thy self
Who life but in Thy Light,
Enjoying in thy joy
Resting in thy repose.
Shelley.

Now one of two things let the reader decide; this violates all the laws of variety of expression demanded by poetry, or it is a new style combining the ease and elegant sweetness of song with the precision of mathematical expression.

II. „Tell me why no Angel dieth,"
Spake the Angel; and I said,
Influx from the Lord supplieth
Health and strength for daily bread.
And the forms that clothe with glory
Our immortal home, express,
Through exterior shape, the story
Of the true heart's tenderness.
'Tis thus that Life, with fair adorning,
Each Angel realm makes beauteous bright,
For Truth allumes the mind with morning,
And Love is fire, and Wisdom light
Morning Land.

III. Let the reader reperuse attentively the extract from Pollok, other instances can be found without difficulty.

IV. V. One extract from „The Marriage of Apollo," exhibits both opposite peculiarities.

„There shall come to fairest Maid
Bridegroom with the morning 'ray'd;
He an elemental shape,
Who for love doth Heaven forsake.
He who found no spouse in time,
But adored a maid divine;
He by slow degrees deceas'd
But before from Earth he ceas'd,
Plaintive sung: „I fail, I fail,
Shed like odours on the gale.
Lone on Earth, no beauteous bride
Blossoms joyous at my side,
So dare thou o heart, my heart,
Finding not thy counterpart" &c. &c.

The lines which follow are such an even flow of melodious rhyming, that we suspect our author to have allowed these irregularities to make the ear more eager for his successively exact cadences.

VI. „So Keats was led
To those Islands fair and large,
Far beyond earth's ocean marge,
Where, attir'd and garlanded,
With divine felicity
Mild and beautiful and free,

Lyric angels held their court.
Joy and mirth and frolic sport
Peace and pleasure, free from pain,
Hold therein unceasing reign."
Golden Age.

and so on for five pages in each of which this pause occurs more than once.

VII. The following lines are unreasonable or unscanable without marking the arsis as below:

„He is known through his works, He is known thro' his love,
He is known as the Father by Angels above.
And while we are speaking, the Father is near,
And while we are loving, the Father is here,
When the soul thrills with joy of affection divine,
The Lord speaks to us in the bosom's deep shrine."

Now we cannot be clear that Harris means to accentuate us so strongly, but if not the line cannot be scanned at all. And besides we have here a page at least, which without very strong emphases cannot be read as verse and till we reperued it again and again, we could not read it. Does the author mean: „You must read it as I speak it or not at all?" —

We need not stop here, we have noted many more novelties or singularities, and the more so, because no poet is clearer in his style or more flowing in his versification in general than Harris. Does the reader think them an internal proof of the work having arisen by dictation, — having been improvised? There rises however, in our memory the suggestion made to us in boyhood by an old scholar, that much was lost to the beauty of versification by too rigid an adherence to any rule yet discovered; and musical men are aware, that there are signs in their art of great disregard of what were once supposed essential rules of composition. — A feeling of truth lying beyond all rules has led us to present these anomalies to invite criticism and allure attention.

We feel we must stop, the works particularly the „Golden Age" are too large for analysis, too lofty for our praise. We have done our small part; let the author now tell us what he thinks of his own work:

Tis but a wandering voice, the harbinger
„Of a great poem that, Messiah-like,
Shall tread down Evil with its feet of fire,
And clasp all sufferers to its heart of love,
The latchet of whose shoes it may not loose."

Let him tell us, and let men of learning listen to Shelley's words through him, what a Poet and Poetry should be.

„His life should lift
Mankind from out their death of wordy prose
To Poetry's immortal life divine;
For Poetry is not
Begotten of the Muse.
By natural generation, as are born,
Mere pedantries, that hold in thrall mankind.
True Poetry is God's essential truth
Cloth'd in a form as various as the world;
And all the Angels teach him how to sing, —
The Poet-born, — true to his being's law.

Weston super Mare. **W. O. Elwell.**





